# Inter folia fructus.

## Pädagogische Blätter

für

## Schullehrer und Schulfreunde.

Zum Besten des Pestalozzivereins

herausgegeben

von

**K. Th. Kriebitzsch,**
Director der höheren Töchterschule in Halberstadt.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1868.

# Vorwort.

Wenn der Zweck den Mitteln zu Gute kommt und zu Gute redet, so dürfen die nachfolgenden Blätter, indem sie sich in den Dienst der edlen Pestalozzisache stellen, vielleicht auf nachsichtige Aufnahme von Seiten derer rechnen, die der Schule als Lehrer angehören oder als Freunde für sie ein Herz und Interesse hegen. Doch möchte der Verfasser sie sich gern auch als einen freundlichen Liebes- und Dankesgruß allen denen in Nähe und Ferne zugewendet und zugesendet denken, mit denen Gottes Gnadenhand in einem zwanzigjährigen liebereichen und nicht segenslosen Wirken ihn zusammengeführt und verbunden und befreundet hat. Sie werden, da sie mit dem Herzen suchen und sehen, auch die „Früchte zwischen den Blättern“ finden. Ob auch andre, steht dahin. Doch wäre es ja zu wünschen. Lobt man es doch an Blumen und Bäumen nicht, wenn sie „in die Blätter gehen.“ Zu hart und herbe, denke ich, sollen die Früchte nicht sein, möchten sie auch Kern und Reife nicht vermissen lassen.

Vor Allem aber oder doch vorerst wollen wir nun, Verleger und Verfasser, von Herzen wünschen, daß der Verein unter den Blättern, wenn auch nicht goldne Aepfel, doch gute und willkommne Früchte finde.

Halberstadt, am 27. August 1868.

Kr.

# Inhalt.

# Der Pädagog und die Temperamente.

## I.

Wenn schon an sich die Psychologie auf dem Gebiete der Pädagogik nicht blos als vielseitig interessantes, anregendes Studium, nicht blos als Leuchte über die mannichfaltigen, psychischen Zustände menschlichen Wesens und über die durch dieselben bedingte verschiedene Weise der lehrenden und erziehenden Thätigkeit von wesentlicher Bedeutung ist und darum hier ihren Platz und ihr Recht findet, wenn eine Wissenschaft der Pädagogik, welche aus der Psychologie, nicht als aus einem wesentlichen Momente, nicht als einer Hülfswissenschaft, sondern als aus der Grundlage sich auferbaut, vielfachen Eingang und Beifall gefunden hat: so mag auch ein Gang durch ein besonderes, aber reiches Gebiet dieses weiten Feldes gerechtfertigt erscheinen. Es ist das Stück von den Temperamenten, das ich mir auserſehen habe, und dessen bedingende oder bestimmende Einwirkung auf die unterrichtliche und erziehliche Thätigkeit, sowohl sofern sie in verschiedenen Modificationen an der Person des Lehrers, als sofern sie an den Zöglingen zur Erscheinung und Aeußerung kommen, ich hier darlegen möchte. Wohl mag eine reichere Erfahrung und ein tieferer Blick davon besser reden und darin heller sehen. Aber die Wahl des Gegenstandes entschuldigt vielleicht die Schwäche der Darlegung.

Man hört im Leben überhaupt, im pädagogischen vorzugsweise, häufig genug Selbstanklagen oder Entschuldigungen oder

Wünsche, denen eine falsche Ansicht über das Wesen der Temperamente und über den Werth und Vorzug des einen vor dem anderen zum Grunde liegt. Besonders ist es das cholerische Temperament, welchem man als dem letzten Troste sich zuwendet, wenn unbewachte Leidenschaftlichkeit zu übertriebener Bestrafung geführt hat, die oft auf das leibliche Wohl, öfter auf den moralischen Zustand des Bestraften einen Eindruck zurückläßt, welchen lange Jahre kaum zu verwischen im Stande sind. Aber auch die anderen Temperamente bleiben von solcher unehrenhaften Bezugnahme nicht frei.

Solchen Ansichten gegenüber ist zunächst darauf hinzuweisen, daß kein Temperament in abstracter Reinheit in Einem Individuum existirt, sondern nur das eine oder das andere vorwiegend hervortritt, jedoch unter mannichfachen Modificationen, welche durch eine Menge äußerer und innerer, zufälliger Bestimmtheiten gegeben sind. Zudem hat jedes Temperament seine positive und negative Seite und in sich selber eine Schwankung von der einen zur anderen, damit also die Möglichkeit für jedes Individuum, das Gute zu wählen oder das Böse. Wer das läugnen wollte, würde damit die Möglichkeit einer freien Entwickelung und harmonischen Vollendung des in sich freien Geistes in Abrede stellen und die zur Herrschaft über die natürlichen Bestimmtheiten geborene und befähigte Menschennatur zur thierischen herabdrücken. Wer der Trägheit sich ergiebt, die ihre Pflicht versäumt, oder der Leidenschaftlichkeit, welche die Besonnenheit daran giebt, oder der Flüchtigkeit, welche dem Leichtsinne angehört, oder der Schwermuth, welche des frischen, umgebenden Lebens und der Gegenwart mit ihren Forderungen an den Einzelnen vergißt, hat keine Berechtigung, sich auf sein phlegmatisches oder cholerisches oder sanguinisches oder melancholisches Temperament zu berufen. Es ist die Aufgabe des Charakters, der nur zu einem Theile durch das Temperament, zum anderen aber durch den bewußten Willen bestimmt wird, sich zum Herrn seiner Natur zu machen, wie ihn der ewige Gott zum Herrn der äußeren Natur, der Erde, gesetzt hat.

Es ist im Vorangehenden der doppelten, der positiven und negativen Seite gedacht worden, welche jedes Temperament in sich

schließt, und es wird weiter unsere Aufgabe sein, zur Rechtfertigung des Gesagten darauf näher einzugehen.

---

Zunächst das sanguinische. Es ist das Temperament der Reizbarkeit, der leichten Empfänglichkeit für Eindrücke von außen. Es lebt der Gegenwart, dem Genusse, der erscheinenden Welt. Darin ist seine positive und negative Richtung gegeben. Es ist vielleicht das vorwiegende bei jüngeren Lehrern. Man wird zugestehen, daß es zum Verkehr mit Kinderseelen eine natürliche Bevorzugung hat. Denn diesen ist ja eben eigen die Erschlossenheit für seine Umgebungen, die frische Regsamkeit, welche äußere Eindrücke gern aufnimmt, aber bei keinem lange aushält, sondern mit tausend Fasern nach allen Seiten hin in dem natürlichen Boden, in den es gesetzt ist, sich ausbreitet, die Fröhlichkeit endlich, welche durch den stetigen Wechsel äußerer Reize und die dadurch in dem Subjecte hervorgebrachte unaufhörliche Erfüllung erzeugt wird. Daher haben auch die Kleinen — und von der Unterstufe ist hier zunächst die Rede — eine vorwiegende Hinneigung zu jüngeren Lehrern. Aber auch im unterrichtlichen Verkehr mit herangewachsenen, reiferen Schülern wird in dem sanguinischen Temperament der Vorzug regerer Beweglichkeit, der größeren Befähigung, sich von außen herzugebrachten Gedanken hinzugeben und auf sie einzugehen, sowie einen Stoff vielseitig zu behandeln, endlich sich die Stimmung zu bewahren, zu finden sein.

Wenn man die vier Temperamente im Bilde mit den vier kosmischen Elementen zusammengestellt und dem cholerischen das Feuer, dem melancholischen die Erde, dem phlegmatischen das Wasser, dem sanguinischen aber die Luft zuertheilt hat, so möchte man in dem letzteren dessen negative Seite nicht uneben angedeutet finden. Wenn das Subject den Eindrücken der äußeren Erscheinungswelt, welche fortwährend wechseln und sich gegenseitig verdrängen, nicht mehr sich hingibt, sondern preisgegeben ist, so wird die vielseitige Erregung leicht in Flüchtigkeit ausarten, die Fröhlichkeit in gemeine Lustigkeit. Und das ist auch für den Lehrer die Gefahr dieses Temperaments. Um vielseitig zu sein, oder vielmehr, weil

er allen Erregungen offen ist, verläßt er ein Lehrobject, ohne es nach dem Maße der Altersstufen — denn für die Kleinen findet diese Zähigkeit eine bedingte Anwendung nur — gründlich behandelt zu haben, läßt er bloß die erregbaren Geister sich bethätigen, während die stilleren, langsamen, welche seinem raschen Zuge nicht zu folgen vermögen, interesselos verbleiben; er unterrichtet mehr zu seiner Unterhaltung, kommt von Einem auf's Andere, bringt seine Zöglinge nicht zum Bewußtsein der Wichtigkeit dessen, was er ihnen gegeben u. s. Ich habe auf dem Gymnasium einen Lehrer gehabt, der nur das Verdienst hatte, daß er mit etwas dem Lehrobjecte Zugehörigem anfing. In einer Geographiestunde wanderte er oft über die ganze alte und neue Welt, und schloß sie mit einem Fußstampfen über die schnelle Flucht der Zeit. Er war vielseitig und kenntnißreich, aber dieses Sichgehenlassen machte ihn zum Schwätzer. Wenn ich oben aussprach, daß vorzugsweise der jüngeren Lehrerwelt dieses Temperament zuzusprechen sei, so würde dieses auch hier bei der negativen Seite seine Rechtfertigung finden. Denn wie oft hört man gerade von da aus das Wort: ich bin fertig! O wer das sagen könnte!

Weiter aber hat dieser Umstand auch auf die Haltung des Lehrers und die dadurch bedingte Disciplin seiner Schule die Gefahr eines Nachtheils. Die Flüchtigkeit nämlich, welche seinem Wesen und der Behandlung des Lehrobjectes anhängt, die Unruhe, Beweglichkeit, welche darin sich kundgiebt, theilt sich wie von selber auch den Kindern mit, sie lernen umherflattern und sich zerstreuen, sie lernen nicht angestrengte Arbeit, weil sie der Lehrer vor ihnen weder selber übt, noch ihnen zumuthet. Auch hier schwebt mir der angehende Lehrer vor Augen, bei dem sich zu der zuversichtlichen Rede: ich bin fertig, ebenso oft die Klage gesellt: ich kann mit ihnen nicht fertig werden.

Sodann geht diesem Temperament leicht der Ernst, die kurze, feste Art der Rede verloren, welche man von einem gedeihlichen Unterrichte und Erziehungswerke erwarten und fordern muß. Es wird schnell ein lobendes Wort gesprochen, ebenso schnell kommt für dieselbe Person ein tadelndes, ein bitteres an seine Stelle, es wird leicht gestraft, schnell vergeben, schnell vergessen. Wer will sagen,

daß das jederzeit gut sei zur Heilung, daß auf diesem Wege der Eindruck einer harten und lobenden Rede ungeschwächt und dauernd sein könne? —

Als ich bis hierher geschrieben hatte, legte ich die Feder aus der Hand. Ich las das Geschriebene, als wäre es eines Fremden Wort, und fragte: Herr, bin ich's? und eine innere Stimme antwortete: Du sagst's. —

Wir kommen zu dem cholerischen Temperament. Es nimmt den gegebenen Eindruck nicht bloß in sich auf, sondern es reagirt. Das ist die That. Der Choleriker lebt für die Zukunft. Die Kraft und der Muth, die Gewalt und der Trotz sind seine positive und negative Seite.

Vor Allem ist es hier die Energie, die Entschiedenheit, welche als die Schönheit dieses Temperaments zu bezeichnen ist. Sie erwächst aus der Kraft zum Handeln und dem Gefühle dieser Kraft. Wie viel ist schon damit in dem Werke, in dem großen, schweren Werke gewonnen! Der Schüler erwartet einen entschiedenen Willen, ein entschiedenes, festes Urtheil von dem, dem er sich gehorsam erweisen soll; was soll entstehen, wenn er ihn nicht findet? Er verliert das Vertrauen, er verlernt den Gehorsam. Die schwächere Pflanze sucht sich den starken Baum und rankt sich an ihm empor, zu Schutz und Trutz wider Wind und Wetter; was soll entstehen, wenn sie das nicht findet? Sie zieht den schwachen Stamm mit sich herunter. Es hat mir einmal ein Schuldirector gesagt, es wäre schon von sehr gutem Eindrucke auf die Kinder, wenn ein kräftiger, rüstiger Mann als Lehrer vor sie träte. Ich weiß nicht, ob er Recht hatte. —

Ich habe einmal vor längeren Jahren ein Wort von Diesterweg gelesen, und habe es nicht vergessen können. „Ich habe manchmal darüber nachgedacht, worin eigentlich die disciplinarische, doctrinelle, didaktische Kraft mancher Lehrer, die sich durch diese Eigenschaften auszeichneten, liegen möchte, und woher der Mangel dieser Erscheinungen in anderen Schulen? Ich fand die Quelle in der Energie und Entschiedenheit des Willens, oder in dem Mangel dieser Eigenschaften. — Sie läßt sich durch Nichts ersetzen, weder durch Beten, noch durch Ringen, weder durch Geduld, noch

durch Demuth, ja, nicht einmal durch die Blüthe des Lebens im Gemüth, die Frömmigkeit selbst. Nur der entschiedene, charakterfeste, energische Mann, der da weiß, was er will, warum er das will, was er will und welche Mittel die Ausführung seines Willens sichern, nur ein solcher erzieht entschiedene, charakterfeste, energische Menschen."

Man wende mir nicht ein, daß ich mich hier im Widerspruche mit mir selber befände, sofern ja diese Energie des Charakters, des Willens nicht das Erzeugniß einer besonderen, natürlichen Bestimmtheit sein könne, sondern errungen werden müsse. In dem Temperament an sich liegt sie freilich nicht, wohl aber durch seine Reaction, sein Streben und seine Kraft zu handeln und das Gefühl dieser Kraft, die Möglichkeit, welche durch das Hinzutreten des sich selbst bestimmenden, bewußten Willens zur Wirklichkeit wird; sie liegt nicht realiter, sondern potentialiter darin.

Wo sich solcher Fonds vorfindet, da wird das Streben, das feste, unverrückte Streben, des Stoffes Herr zu werden und zu begründetem Urtheile zu gelangen, da wird das feste, entschiedene Wort in Urtheil und Gebot, das dem Schwächeren schon um seiner Kraft willen Achtung einflößt, da wird der Muth und die Entschlossenheit, welche bei Hemmnissen von Außen oder Innen so nothwendig ist, nicht vergeblich gesucht werden. — „Er hatte dem Weibe nicht geglaubt," sagt Bulwer „und jetzt war ein Wort von dem Sohne, der doch natürlich vergleichungsweise so wenig von der Sache wissen konnte, beinahe genug, den Zweifler zu überzeugen und zu belehren. Woher kam das? Daher, daß der Mensch dem Starken glaubt."

Dieß die positive Seite. Was sollen wir von der negativen sagen? Sie liegt zu Tage. Die Kraft geht in Gewalt, der Muth in Trotz über. Das Subject, nicht in seinem Thun durch das Maß des erregenden Reizes bestimmt, wirkt zerstörend, das Subject, bei seinem Gefühle der Kraft nicht durch die Erfüllung versöhnt, erliegt der Objectivität. So kann dasselbe Gefühl, dasselbe Temperament, welches wir eben die schönsten Keime in sich bergen sahen, zugleich die verderblichsten Früchte bringen, wenn es der Mensch nicht bezähmt, bewacht. Gegenüber einem älteren oder

tüchtigeren Geiste oder höheren Beamten nimmt man sich zusammen und weiß bis auf's Aeußerste die innere Erregung zu bekämpfen. Aber hier, inmitten einer Schaar unmündiger Geister, die nicht zur Beurtheilung, zur Vergleichung, zum Widersprechen und Richten befähigt noch berechtigt sind, die das Wort des Erwachsenen, des Lehrers als ein Orakel und seine Haltung und Führung selber als Muster aufnehmen und unbewußt oder absichtlich nachahmen -- hier ist die Grenze der Wachsamkeit, wenigstens äußerer Nöthigung nach. So wird die Stunde begonnen. Eine unruhige Bewegung, eine schlechte Antwort, wo nicht gar eine üble Laune bringt das an sich schnell erregbare Blut in Wallung. Dazu kommt, daß man zu leicht, seiner Stellung dem Schüler gegenüber uneingedenk, sich durch dessen Haltung oder Verhalten persönlich berührt und beleidigt hält. „Und es siedet und schäumet und brauset und zischt, wie wenn Feuer mit Wasser sich mischt.“ Und nun die endlose Reihe bald scherzhafter, bald bitterer Schimpfworte, nun die erhobene Rechte des donnernden Zeus, des Blitze schleudernden Gottes. Es giebt wirklich Lehrer, die das Heil im Holze suchen, ob auch nur Geheul vom Holze kommt. Es kommt mir hier nicht in den Sinn, die alte Frage über Zulässigkeit körperlicher Strafen aufzuwärmen. Ich bin von dem Irrthum ihrer Unstatthaftigkeit seit der ersten Woche meines Hierseins geheilt, als mir bei dem ersten Eintritte in diese geehrte Versammlung das kräftige Wort entgegentönte: Sie reden, wie der Blinde von der Farbe. — Die Frage wäre, genau genommen, auch hier nicht an der Stelle, wo mit Rücksicht auf das Temperament nur zu sagen ist, daß der leidenschaftlichen, ungemäßigten Weise der Bestrafung die sich selber beherrschende Besonnenheit, die ihrer selbst Meister zu werden sucht, damit sie ihrer Schule Meister sein könne, an die Stelle treten solle, was um so weniger einer Begründung bedarf, als jene unbewachte, leidenschaftliche Weise auf die Haltung und Achtung des Lehrers und auf des Zöglings moralische Verfassung unbestritten einen traurigen Einfluß oft auf lange, oft auf Lebenszeit geübt hat. Selbst auf die Behandlung des Lehrobjects muß solches von trübendem Einflusse sein. Denn ohne Besonnenheit und Gemüthsruhe ist keine Klarheit des Denkens möglich.

Und wie soll das Wort des Lehrers Eingang und eine fröhliche Stätte finden in einem Herzen, das wider ihn erbittert ist durch die erbitterte Strafe? Wie soll die fröhliche, frische, muthige Rede da zu hören sein, wo die Kleinen nur mit Zittern reden? Wie kann der Lehrer die Würde seiner Haltung behaupten, wenn der Gewalt sich der Trotz gegenüber stellt? Ich habe ein Wort aus Luthers Erklärung zum vierten Gebote in jener Rücksicht im Gedächtnisse, worin er ungefähr sagt: ein Mensch, der in seiner Kindheit durch Schläge und harte Worte erzogen ist, wird so zaghaft und furchtsam, daß er sich alsdann auch fürchtet vor einem rauschenden Blatte; und ein anderes von einem englischen Dichter der Gegenwart, welches von einem Menschen sagt: von Natur schüchtern, machte ihn die Strenge wirklich zum Feigling; und wenn die Nerven zittern, so ertönt so gewiß eine Lüge, als, wenn ich an diesem Drahte ziehe, die Glocke am Ende desselben klingeln wird. Hüte dich vor dem Manne, der als Kind rauh behandelt worden ist.

Aber freilich, auch der Mensch von besserer Ansicht und Gesinnung, so lange er noch nicht ganz seiner Meister ist, hat seine Unglücksstunden, in welchen er die Engel dieser Kleinen im Himmel vergißt.

Ganz entgegengesetzt diesem Temperament erscheint das melancholische. Während jenes von Innen nach Außen gewandt war und zur That, zur Reaction trieb, ist dieses von Außen nach Innen gewandt und lebt im Genusse des schon Gewesenen, in der Erinnerung; während jenes durch die Gegenwart hindurch der Zukunft, lebt dieses aus der Gegenwart zurück der Vergangenheit; während jenes in seiner Thätigkeit der noch unbestimmten Zukunft, gehört dieses der Vergangenheit, der unabänderlich bestimmten an und hat somit seine Vorstellung von derselben als eine in sich abgeschlossene, fixirte. Seine Grundstimmung ist die Wehmuth.

Wenn ich diese Züge vergleiche mit dem, was ich oben über das sanguinische Temperament und sein Verhältniß zur pädagogischen Wirksamkeit gesagt habe, so komme ich in die Versuchung, dem letzteren eine untergeordnete Stelle anzuweisen. Und in der

That pflegt man es, als das thatlose, träumerisch dem Vergangenen lebende, der frischen, frohen Wirksamkeit sich verschließende gemeinhin auch so zu behandeln. Doch darf ich auch hier Temperament und Charakter nicht vermengen, und wenn es auch, sobald es mit seinem, einer abgeschlossenen, überwundenen Vergangenheit zugewendeten Sein sich im Widerspruche sieht mit der Gegenwart, leicht zum Eigensinne und zur Laune wird, und die Gefahr des Mißtrauens in seine Kraft und einer sich selbst verzehrenden Trübheit in sich trägt: so hat es doch in der steten Fixirung seiner Vorstellungen den charakteristischen Vorzug der Tiefe und der Beharrlichkeit, indem es nicht durch den äußeren, unmittelbaren Reiz, durch den Augenblick hierhin und dahin gezogen wird.

Seine Thätigkeit wird sich nach diesen Voraussetzungen auch in dem besonderen Kreise des Lehrerberufs modificiren und bestimmen.

Daß die Grundstimmung des melancholischen Temperaments eine dem kindlichen Gemüthe natürliche und homogene sei, wird Niemand behaupten, aber daß es von derselben zurückgestoßen werde, ebenso wenig. Gerade dieses Fremde eines in sich versenkten, stillen, ernsten Wesens übt auf die nach allen Seiten hin offenen, fröhlichen, erregbaren Seelen eine anziehende, zähmende Kraft. Sie lieben den Lehrer in dem dunkeln Gefühle, daß ein vor ihren Augen und Seelen verborgener Schmerz ihm inwohne, und scheuen sich, ihn in Wort oder That zu betrüben, zumal mit jener Grundstimmung Sanftheit in Verbindung zu stehen pflegt. Ich weiß nicht, warum ich gerade hier an Spener denke. Ich habe einen Lehrer gehabt, in dem dieses Temperament auch uns Kindern fühlbar und sichtbar hervortrat; ich vergesse nimmer der seligen Stunden, in welchen er uns in eine herrliche Vergangenheit, zumal in die Zeiten führte, in die schönsten der Erde, wo der Herr auf ihr wandelte, ich gedenke noch des tiefen Eindrucks, den selbst auf harte Herzen ein strafendes Wort aus seinem Munde machte.

Allein das „Aber“ fehlt auch hier nicht. Die Abgeschlossenheit in sich und gegen die Gegenwart trägt in sich die Gefahr des Mißmuths, der Unlust, der Laune und des Eigensinns, aus dem

leicht auch eine Erschlaffung, ein Mangel an energischer, selbstkräftiger Thätigkeit fließt. Wie leicht aber theilen sich solche Stimmungen einer Umgebung mit, die so schnell, unbewußt aufnimmt. So zieht ein Tag den andern, eine Stunde die andere schleppend nach sich; was den Kindern eine Freude sein sollte, wird ihnen eine Last, und der den Kindern ein Freund sein sollte, wird ihnen fremd.

Wo aber der sich selbst bewußte Wille dem Temperament zur Seite, oder vielmehr es beherrschend und leitend über ihm steht, da gewinnt es auch für das Unterrichtsobject noch die Beharrlichkeit. Während der Sanguiniker flüchtig von einem Reize, von einem Gegenstande zum anderen eilt und die Kleinen unstät und flüchtig macht im Lande geistigen Lebens, verweilt er gern lange und fest bei Einem, was nach seinem Ermessen der Kindesnatur noth ist; denn er wird von dem Wechsel der Reize nicht übermannt. — Ob übrigens das melancholische Temperament für bestimmte Altersstufen, oder Geschlechter, oder Lehrobjecte einen besonderen Zug haben könne und solle, ist eine Frage, die in dem oben über Temperament und Charakter Gesagten ihre Erledigung finden mag.

So bleibt uns nur noch eines übrig, das in schlechtem Credit zu stehen pflegt. Ein Philosoph vergangener Zeit hat es das böotische, ein anderer das Bauerntemperament genannt, und noch heute ärgert man sich, wenn einem das phlegmatische Temperament beigelegt wird, weil man darin den Vorwurf der Schwerfälligkeit und Trägheit zu hören glaubt. Gemeint mag's oft so sein. Das Temperament an sich giebt solche Eigenschaften nicht.

Zwar ist es weder, wie der Melancholiker, in sich versenkt, der Vergangenheit, noch, wie der Choleriker, in rastlosem Thun und Reagiren der Zukunft, noch wie der Sanguiniker in unaufhörlichem Wechsel der Gegenwart zugewandt, aber es ist darum nicht stumpfe Empfindungslosigkeit. Es wird von der Differenz der Zeit an sich nicht tangirt, daher ist seine Grundstimmung der Gleichmuth, die Ruhe, und in Folge dessen, wegen dieser Harmonie mit sich selber, die Heiterkeit. „Der Sanguiniker," sagt ein Phi-

losoph unserer Tage in dieser Beziehung, „sprudelt sein Gelächter aus, der Choleriker jauchzt bis zur rauschenden Ausgelassenheit fort; der Melancholiker wird entzückt und strahlt die Wonne aus seinem Blicke; der Phlegmatiker lächelt; wenigstens lacht er, wie wir zu sagen pflegen, in sich hinein." Diese ruhige Heiterkeit, diese maßhaltende Empfindungsfähigkeit, diese Kraft, sich nach allen Seiten hin gleichmäßig aufschließen zu können, ist die positive Seite dieses Temperaments.

Es ist unstreitig hierin viel gegeben. Um klar zu denken und das klar Gedachte klar wieder zu geben, bedarfst du der Ruhe, hier ist sie als Naturbestimmtheit. Um eine Menge durch dein Wort und Wesen zu beherrschen, bedarfst du der Ruhe, hier ist sie. Um auch den kleinen Fehler in der Antwort, sei er sprachlich oder logisch, nicht zu überhören, bedarfst du der Ruhe, hier ist sie. Um über dem Ziele nicht die Wege, über den Stärkeren die Schwächeren nicht zu vergessen, bedarfst du der Ruhe, hier ist sie. Um dich nicht zu vergessen, weder in einem lustigen Gedanken, noch in einem strafenden oder lobenden Worte, oder hingebendem Wesen, mit einem Worte, um Maß zu halten, bedarfst du der Ruhe, hier ist sie. Was die Aufgabe für ein Lehrergemüth bleibt sein Lebenlang — und wer kann wissen, wie oft er fehlet — ist hier von Anfang an.

Aber ist dieser Vorzug von wesentlicher Bedeutsamkeit und Wichtigkeit, so ist die Gefahr desselben nicht minder erheblich. Die Ruhe versinkt leicht in Trägheit, die maßhaltende Empfindungsfähigkeit zur Gleichgültigkeit, welche ihrer Aufgabe, ihrer Würde, ihres höheren Zieles, ihrer Mit- und Nachwelt, ihrer unsterblichen Seele vergißt. Die Bestrebungen der Gegenwart — sie theilt sie nicht, die literarischen Erscheinungen unserer Tage beachtet sie nicht, die Unterredungen über höhere Interessen bespöttelt sie, nicht, weil sie ihr ein Aergerniß sind, denn das würde eine Aufregung aus der behaglichen Ruhe nöthig machen, sondern sie sind ihr eine Thorheit. So wird für den unkräftigen Willen das phlegmatische Temperament wie ein Alp, der dem Schlafenden das Herz abdrückt.

Es ist genug, für die Wichtigkeit und den Reichthum des Stoffes zwar wenig, für die Geduld der Hörer leicht zu viel. Eine andere Seite dieses Thema's, die Einwirkung Seitens des Erziehers auf seine Zöglinge nach Maß ihrer verschiedenen Temperamente, wobei der Einfluß des natürlichen Temperaments des Lehrers auf das der Schüler, die natürliche Neigung des einen Temperaments für oder wider das andere in Rücksicht zu nehmen wäre, bleibe einer anderen Zeit vorbehalten.

## II.

Die Selbstanklagen gewissenhafter Lehrer und Pädagogen haben verschiedene Grade und Schwere. Wenn ein Tag durch zufällige äußere Hemmnisse oder Verstimmung oder Unlust ohne Frucht, oder doch ohne die rechte erhebliche Frucht vorübergegangen ist, so mag am Abend der deutsche Schulmeister klagen, wie ein römischer Kaiser: hunc diem perdidi! Das fällt schwer auf's Herz. Wenn aber ein ganzes, langes Jahr des Schullebens verflossen ist, und es stellt sich auch ohne eine öffentliche Prüfung, auch ohne das gestrenge Urtheil eines Oberen oder Hörers — auf die Schwelle des alten und neuen Schuljahrs das Zeugniß: so hast du es nicht wohl gemacht, du hast dein Ziel nicht erreicht, die Schuld liegt an dir, du bist nicht treu genug gewesen oder nicht kinderfreundlich genug oder nicht fest genug; du hast falsche Wege gewählt und darum des Ziels verfehlt, und siehe, nun ist ein ganzes Jahr dahin und kehrt nicht wieder, nicht dir, nicht deinen Kindern, so mag im Angesicht solchen Zeugnisses die Klage laut werden: hunc annum perdidi! Und das fällt schwerer auf's Herz. Wenn aber das junge, zarte Bäumlein, das unserer Pflege anvertraut ist, unter unserer Hand verkümmert oder verkrüppelt, also daß es traurig anzusehen ist, und wir können uns nicht verbergen: also ist es geschehen durch deine Schuld, du hast es nicht genugsam bewacht, mit zu rauher Hand angefaßt, oder zu sehr sich selber überlassen und zu wenig den Stab der Zucht dazu gebracht und das ernste Wort und das treue Vorbild, du hast es nicht geschützt vor dem verderbenden Hauche des Bösen, und siehe, nun ist Alles dahin;

so klagt wohl ein treues Lehrerherz im stillen Kämmerlein unter Gebet und Thränen: hunc hominem perdidi! Und das fällt am schwersten auf's Herz.

Aber wie soll ich sicher werden, daß ich die Klippen vermeide und des Zieles nicht verfehle? So erkenne dich selbst, wache, herrsche über dich. Das ist die Antwort zum Ersten, ihr hat der 1. Abschnitt meiner Darlegung dienen wollen. Erkenne die Deinen, führe, stärke, läutere sie. Das ist die andere Antwort, deren weiterer Entwickelung das folgende Stück insoweit angehören soll, als es zusammenfällt mit der Frage über die Modificationen der Lehre und Erziehung nach der Differenz der Temperamente, wie sie in der kindlichen Natur, in dem Zöglinge sich darstellt.

Wenn wir zunächst uns umsehen in der Kinderwelt, so kann es uns nicht entgehen, daß das sanguinische Temperament bei weitem die Mehrzahl beherrscht. Es mag auch melancholische Naturen unter ihnen geben; und das sind die, welche im Kreise ihrer Altersgenossen meist still, über ihr Alter hinaus ernst, ja, wohl gar trübsinnig, unmittheilsam, in sich gekehrt erscheinen. Aber es sind nur Ausnahmen, Kinder, welche von Geburt kränklich, oder es durch weichliche Erziehung geworden sind, aber auch solche, denen die Paradiesesblume kindlicher Liebe und Freude durch die rauhe Hand der Leidenschaft und der Unvernunft oder der Armuth zerpflückt und gebrochen ist, arme, arme Waisen, trotz Vater und Mutter, o, daß euch allzumal ebenso viele Pestalozzihände sich entgegenstreckten, als Pestalozziherzen für euch schlagen! Es mögen auch die Momente des cholerischen Temperaments hier und da hervortreten, vorzüglich in dem Drange nach Thätigkeit, in dem Streben nach Widerstand und nach eigenem Willen, nach Herrschaft, nach eigenem Schaffen, wie er das Knabenalter charakterisirt, während hingegen die Mädchen, als dem sanften, stillen Gemüthsleben in engeren Kreisen zugethan, mehr zum melancholischen Temperamente Inclination und Anlage haben. Doch treten solche Unterschiede erst auf der Altersstufe deutlicher und erkennbarer hervor, wo wir eben die Geschlechter in den Schulen trennen; wohl auch später. Daß es aber phlegmatische Naturen unter den Knäblein und Mägdlein giebt, wer soll das leugnen? In Menge,

sagst du; die Schlafmützen! rufst du. O nein, Freund, auch das sind nur Ausnahmen. Wandere mit mir durch die Räume unserer Schule, und du wirst wenige eigentlich phlegmatische Kinder gewahren.

Aber siehe dort den Jungen, der Stunden lang auf einen Fleck, wohl gar in das Feuer des Kamins stieren kann, der auf dem Spielhofe sich hin und her werfen und hudeln läßt, ohne ein Wort zu sagen oder einen Angriff zu wagen, der gefragt oder aufgefordert, langsam sich erhebt, langsam denkt, langsam antwortet, langsam geht, gern schläft, viel ißt &c., siehe da ein Normalphlegma. Gewöhnlich sind das dieselben Kinder, welche von guten Müttern als fromme Kinder gelobt werden, welche auf den Schulbänken sich durch Sitzsamkeit auszeichnen, aber auch um ihrer Trägheit willen zum öfteren Liebesbeweise ad posteriora erhalten, welche endlich als Erwachsene meistens als Lämmer in vorgerückten Jahren sich darstellen. — Die Nahrung, welche den Kindern von früh an gereicht wird, mag viel beitragen, es zu entwickeln. Doch liegt solche Betrachtung für unsern Zweck abseits. — Summa: die Momente des sanguinischen Temperaments, des fröhlichen, leicht erregten, leicht gerührten, leicht gereizten, flüchtigen, gutmüthigen, wie es oben im 1. Abschnitte des Weiteren charakterisirt worden, treten in dem kindlichen Gemüthe entschieden in den Vordergrund und verhalten sich zu den andern, wie das Gewohnte zur Ausnahme, oder wie die Grundfarbe zu vereinzelten Beimischungen. Und das ist weise geordnet. Das Kind soll dem jungen Baume gleichen, überall in seinen Umgebungen sich umsehen und bekannt machen, viel aufnehmen, viel Eindrücke empfangen. Die Tiefe und Nachhaltigkeit des Eindrucks ist für dieses Alter so wenig, als die Schärfe und Allseitigkeit der Betrachtung. Und was sollte aus dem Kinde werden, wenn schon so früh in seine weiche Seele die herben Erfahrungen des Lebens sich eindrückten!

Daß übrigens verschiedene Temperamente für verschiedene Lehrobjecte eine verschiedene Anlage zubringen, ist eine Erfahrung, welche nicht weggeleugnet werden kann. Eines schickt sich nicht für Alle. Während dieser Unterrichtsgegenstand das Gedächtniß, nimmt ein anderer das Gefühl vor allen Seelenthätigkeiten in Anspruch; wäh-

rend hier mehr das strenge, klare Denken, wird dort die Befähigung für's praktische Leben vorzüglich gefordert und gefördert, und man wird sich nicht wundern können, wenn z. B. ein sanguinischer Schüler mehr Sinn zeigt für Lehrgegenstände, welche ihr Material der Mannichfaltigkeit des umgebenden Lebens entnehmen, die Phantasie anregen und beschäftigen. Doch würde es ein vergebliches Bemühen sein, in scharfer Abgrenzung dem einen dieß, dem anderen jenes zuzutheilen. Natur und Erfahrung würden durch eine Menge von Ausnahmen jede a priori construirte Anordnung der Art in Zweifel stellen, wie denn überhaupt bei Allem, was bisher gesagt ist und im Verfolge weiter gesagt werden soll, nicht zu vergessen ist, daß die Verschiedenheit der Temperamente, welche durch die Geschichte des Einzellebens, seine Erfahrungen, Schicksale, Genüsse wesentlich bestimmt wird, in einem Alter noch nicht vollständig herausgebildet erscheinen kann, in welches jene Momente äußerer Einwirkung und innerer Vorgänge noch gar nicht, oder doch nur zu einem geringen Theile fallen. Mit größerem Rechte dürfte man für die Geschlechter die Grenzen schärfer ziehen und dabei sich von dem erfahrungsmäßig gesicherten Satze leiten lassen, daß die Begriffswelt und die Reflexion mehr der geistige Arbeitsboden für das eine, das Gemüthsleben und die wirkliche Welt für das andere ist. —

Wir treten nach diesen allgemeinen Fragen unserer Aufgabe näher. Als leitender Faden für ihre Lösung gilt uns von Anfang bis zu Ende das Gesetz, nie eine Kraft zu schwächen, sondern nur, nach Jean Pauls Ausdruck, ihren Gegenmuskel zu stärken, mit einem Worte, die Individualität zu schonen und zu wahren. Das ist der Kern des Menschen, das Zeichen Gottes, das seiner Seele eingedrückt ist. Vertilgen kannst du es nicht, aber durch eigensinniges, ob auch gut gemeintes Beharren bei deinen Grundsätzen verderben, und es ist ein schwerer Vorwurf gewissenhafter Prüfung werth, den Göthe der Mehrzahl der Erzieher macht, daß sie egoistisch genug seien, in dem Zöglinge nur ihr Ebenbild zu bilden.*)

*) „Jeder Mensch ist beschränkt genug, den anderen zu seinem Ebenbilde erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen, deren sich das Schicksal annimmt, das Jeden nach seiner Weise erzieht.“

Freilich hat ein Temperament mehr Inclination zu dem einen, als zu dem anderen, und es gilt auch hier die Regel, daß sich entgegengesetzte Naturen mehr anziehen, als verwandte und gleiche, und es wird einem sanguinischen, einem cholerischen, einem phlegmatischen Erzieher ungleich schwerer werden, einen Zögling desselben Temperaments zu behandeln, zu tragen, zu leiten, als wo ihm ein fremdes gegenübertritt. Aber hier eben ist für ein Lehrergemüth der Ort des Kampfes, der Wachsamkeit, der Herrschaft. Und die Waffe dazu, um solche Herrschaft zu gewinnen, solchen Sieg zu erringen? Erkenne dich selbst, siehe hinein in dein eigenes Herz, zurück in deine eigene Kindheit und Jugend, damit es nicht von dir heiße, wie geschrieben stehet: Darum, o Mensch, worinnen du Andere richtest, verdammst du dich selber.

Am liebsten wird man in der Kinderwelt dem sanguinischen Temperament begegnen. Von ihm reden wir, als dem gewöhnlichsten, billig zuerst.

a. Die Grundstimmung desselben ist die Fröhlichkeit. Sie bewahre ihnen, wie einen kostbaren Edelstein, in welchem ein großer Schatz verborgen ist. Und fragst du, was solcher Schatz sei? Das ist die Liebe, die Thätigkeit, die Sitteneinfalt. Raube ihnen diese ihre Krone, und siehe, wie die Liebe zu dir und deinem Worte schwindet, ohne welche doch alle Lehre und Mahnung ist, wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle; siehe, wie die Lust zur Arbeit vergeht, von welcher doch unabweislich der Erfolg und die Art der Arbeit bedingt ist; siehe, wie die Reinheit des Herzens bedroht ist, welche doch deines ganzen Wirkens und Strebens Kern und Ziel sein soll. Je froher die Jugend erhalten wird, desto eher wird sie vor dem Bösen bewahrt. Offenheit und Frohsinn des Kindes ist die Probe der wahren Erziehung (Schwarz). — Nun mag es sein, daß keiner sich der Unterdrückung kindlicher Fröhlichkeit schuldig glaubt, und allerdings wäre das ein schlechter Lehrer und Erzieher, dem nicht, auch wenn seine Seele manche Sorge drückt und mancher Kummer um zerknickte Hoffnungen, doch das Herz leicht und weit, frei und froh würde, wenn er unter den Seinen ist. Nicht die Fröhlichkeit ist es, die ich tadle und strafe, sondern das Uebermaß derselben, die Lustigkeit, welche kein

Gebot achtet und kein Lehreransehen und keinen Unterschied der Schule von der Gasse. So sagst du. Du scheinst im Rechte zu sein, und wo solche Ausgelassenheit wirklich hervortritt, hast du ein Recht, hemmend und dämmend entgegenzutreten. Aber siehe wohl zu, ob du nicht diese rücksichtslose, ausgelassene Lustigkeit, über welche du jetzt daherfährst mit Zorn und Tadel und Strafe, selber erst hervorgerufen hast, indem du, deiner Stellung und Aufgabe uneingedenk, ihnen gleich wurdest, anstatt dich zu ihnen herabzulassen in freundlicher, aber die Achtung wahrender Liebe. Am Kinde ist weder von kindlichem, noch von kindischem Wesen die Rede. Dieser Unterschied gehört nur dem vorgerückten Alter an, und findet seine Anwendung, je nachdem der Erwachsene, der Mann sich bei aller Einfalt und Fröhlichkeit einer Kindesseele den Ernst, die Würde bewahrt, oder daran giebt, welche eben die Errungenschaft des späteren Lebens, des gereiften Charakters ist. Er, der unser aller Meister ist auch in diesem Stücke, hat auch die Kindlein zu sich gerufen, aber er hat sie zu sich emporgehoben und mit ihnen geredet vom Reiche Gottes. Weiter ist zu erwägen, daß einzelne Uebertreibungen kindlicher Fröhlichkeit noch nicht eigentliche Unarten sind, daß der Erwachsene, welchen das Leben in seine Schule genommen mit seinen mannichfachen, ernsten Forderungen von Kraft im Dulden und Schaffen, leicht zu viel erwartet und fordert an Ernst und Zurückhaltung und Selbstbeherrschung von einem Alter, welches eben in der Freiheit von solchen Forderungen sein Glück hat. Man will das Unkraut herausreißen, und reißet den Waizen mit heraus, man will die böse Frucht abstreifen, und reißet die gesunde Wurzel mit heraus. Ja, es mag auf den ersten Blick eine Freude sein, wenn ich in die Classe trete und sehe die Kleinen sitzen, wie angebannt und die Augen auf dich geheftet. Aber man sieht's ihrem ängstlichen Auge an, daß eben ein hartes Wort oder ein harter — und kein kalter — Schlag sie betroffen und erschreckt hat. Sie sitzen wohl still, aber ihr Auge spricht nicht Zutrauen, nicht Offenheit, nicht Fröhlichkeit. — So soll's nicht sein. Man soll die natürliche, kindliche Stimmung sich, wie ihnen erhalten und pflegend leiten. Wie geschieht das? Wer sie selber in sich trägt, fragt so nicht. Er sieht das

Kind spielen mit dem kleinen, selbstgeschaffenen Spielzeug, er stört ihm nicht seine Freude durch eigensinniges Einreden oder durch aufdringliches Leiten seines Spiels; aber er versagt ihm nicht die Freude an der seinigen. Er will seine Fröhlichkeit nicht nähren und erhalten durch unabläßig dargebotene Genüsse, sondern durch Spiele und Thätigkeit, wozu er ihm Veranlassung giebt, eben nicht im Tone des Befehls, sondern des Wohlwollens und der eigenen Fröhlichkeit, welche auch die Kleinen gern fröhlich sehen möchte. Er will den Unterricht nicht zum Spiele machen, auch auf der untersten Stufe nicht, aber noch weniger zur Qual, und all' die Wege, welche seit Pestalozzi eingeschlagen sind, den Unterricht in allen Gegenständen natur= und kindesgemäß von der Anschauung ausgehen und in ihr wurzeln zu lassen, sind ja am Ende nur aus dem edeln Streben hervorgegangen, den Unterricht den Kindern fruchtbar und zur Freude zu machen. Er will den Stab der Zucht nicht aus der Hand werfen, daß er zur Schlange werde, die sich wider ihn selber wendet; aber er weiß und erwägt, was des Kindes und was des Mannes ist.

b. Der Grundzug des sanguinischen Temperaments ist der l e i ch t e S i n n. Das schließt mancherlei in sich, Gutes und Böses.

α. Das Kind soll l e r n e n. So wird es dir gern folgen, wenn du es ohne langes Weilen flüchtig von Einem zum Andern führst. Es wird dich gern erzählen hören, aber schon der Aufenthalt des Nacherzählens und Einprägens wird es unruhig machen und zerstreuen. Es wird das Neue freudig begrüßen und gern aufnehmen, aber die genaue Wiederholung, das tiefere Eingehen, die mehrseitige Betrachtung und Anwendung wird ihm eine Thorheit sein oder ein Aergerniß. Es will, wie die Biene, von einer Blume zur andern fliegen, aber ob es in des Kelches Tiefe dringt und gelbe Höschen erhält, das ist seine Sorge nicht. Zweierlei ist es, was der Lehrer, der ja auch als solcher immer zugleich erziehend einwirkt, beachten und lernen soll. Zum Ersten das Streben, mannichfaltig zu sein, weil, auch auf höheren Altersstufen, der Wechsel erfreut, zum Andern das Streben, in der Mannichfaltigkeit die Einheit zu bewahren, weil ohne dies die

Mannichfaltigkeit zur Buntheit wird, die zerfährt und zerfällt in sich. So glaubt das Kind immer etwas Neues zu hören, und ermüdet nicht, während, der sie führt, immer das Eine Ziel im Auge hat und verfolgt. Darin, meine ich, besteht der Kern der Vorbereitung für den Elementarunterricht, und angehende Lehrer fehlen darin am meisten, daß sie meinen, genug gethan zu haben, wenn sie das, was das Lehrbuch kurz und trocken darbietet, verstanden und dem Gedächtniß eingeprägt haben. Die Umkleidung und Vermannichfachung findet sich nicht immer und nicht jedem von selbst. Ich will den Nachweis an einigen Unterrichtsgegenständen versuchen.

Es ist eine biblische Geschichte erzählt, z. B. vom Jüngling zu Nain. Es ist nicht gut, bei der öfteren Wiederholung eine Menge Beiwerk zur Erläuterung einzustreuen; es ist bedenklich, die Geschichte weiter auszumalen, nicht darum, weil es ein altes Verbot ist, ultra scripturam sapere, sondern weil die Grundlage von dem Beiwerk leicht überschüttet, das Grundbild von den Nebenbildern leicht in Schatten gestellt, die Aufmerksamkeit abgezogen und zerstreut wird. So frage ich die Geschichte ab, zuerst von Anfang abwärts, dann vom Ende aufwärts, so lasse ich mir ein Stück von diesem, das andere von jenem erzählen, so dringe ich darauf, daß in directer Rede gesprochen wird, so lasse ich die Geschichte wiederholen als von den heimkehrenden Trägern, als von der getrösteten Mutter, als von dem erweckten Jüngling gegeben — in omnibus unitas, in unitate varietas.

Es wird gerechnet. Es ist weder nöthig, noch dienlich, immer und von Anfang an die benannten Zahlen herbeizuziehen, und Lehmann, O.-L. in Bunzlau, hat in seinem trefflichen Büchlein: „Die Elemente des Rechnens, oder das reine elementarische Kopfrechnen," bewiesen, welcher Reichthum in dem kleinen Zahlgebiete von **1—10** liegt, und welcher Reiz der Beschäftigung ihnen durch Mannichfaltigkeit der Form gegeben werden kann.

Es wird in der Formenlehre unterrichtet. Um die Aufmerksamkeit auch bei den einfachen und einfachsten Formen rege

zu erhalten, bedarf es nicht einer Herbeiziehung des Zeichenunterrichtes, welche jenen in diesem aufgehen läßt, bedarf es noch weniger Geschichten und Erzählungen, um das scheinbar Trockene zu wässern. Das wird leicht ein abführendes Mittel. Vielmehr ist mit den Körpern zu beginnen, an ihnen sind die Richtungen zunächst deutlich zu machen, überhaupt aber nur das Augenfälligste und Einfachste an ihnen in Rücksicht zu nehmen, Alles in rege und beständige Beziehung zu setzen, zu den Umgebungen des Zimmers, des Hauses, der Natur, Hand und Mund und Auge gleichmäßig in Thätigkeit zu erhalten. Man wird Kinder bei den Forderungen, die eben besprochenen Formen, wie rechte, stumpfe, spitze Winkel und Verbindung von Winkeln in der Umgebung aufzusuchen, die angezeichneten und nun weggelöschten Formenverbindungen aus dem Gedächtniß von neuem anzuzeichnen, durch angestellte combinatorische Versuche das Gesuchte selber herauszufinden und zu einem Gesetze zu gelangen, sehr selten gleichgültig und theilnahmlos finden. Doch genug hiervon. Der Lehrer soll sich weder von den beweglichen, leicht zerstreuten Kinderseelen fortreißen lassen, noch sie pedantisch bei Einem Gegenstande einseitig festbannen wollen. Denn jenes macht leichtsinnig und flüchtig, dieses stumpf und gedankenlos. Der Zaum soll dem leichten, flüchtigen Sinn nicht fehlen, aber der Lehrer wird lieber mit Schülern zu thun haben, die eines Zaumes, als die des Sporns bedürfen, und wenn sie viel fragen, die Antwort nicht mürrisch versagen, und nur dem unstäten Hin- und Herfragen, das die Antwort nicht abwartet, durch ruhige Haltung und kurze Beantwortung Einer Frage wehren.

*β.* Das Kind soll r e i f e n, soll e r z o g e n werden. Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Stücke der Privatlehrer vor dem öffentlichen einen Vorzug hat. Er kann seinen Zögling genauer kennen lernen, mehr Gelegenheit nehmen, erziehend auf ihn einzuwirken, während der öffentliche Lehrer bei der Trennung des Hauses von der Schule außer der erziehenden Kraft, die in dem Lehren und Lernen an sich liegt, wenig Gelegenheit finden wird, zu solcher — speciellen Seelsorge. Dennoch kann er die Forderung nicht ohne Weiteres von sich abweisen. So fragt sich's,

wie charakterisirt sich von dieser Seite der leichte Sinn des sanguinischen Kindes.

Es ist leicht erregt, aber ohne Tiefe und Nachhalt. So ist schnell die Thräne im Auge bei fremdem Leid, aber ebenso bald das Auge abgewandt, die Thräne getrocknet. So geräth es schnell außer sich bei eigenem Verluste, aber ebenso schnell ist es getröstet. So wird es von dem mahnenden, strafenden Worte leicht und schnell bewegt, aber ebenso schnell ist der Eindruck verflogen, die Reue verschwunden, das Gelobte vergessen. Wie soll sich nun, solchen flüchtigen, vorübergehenden Regungen gegenüber, der Erzieher verhalten? Seine Wirksamkeit ist darin wesentlich bedingt. Soll er den Regungen Tiefe und Innigkeit zu geben suchen? Das hieße, den Stein des Sisyphus wälzen. Die Natur des Kindes ist mächtiger, als die Hand, die sie drängt, und sie strebt nach außen. Soll er zum Begründen, Beweisen, Auseinandersetzen seine Zuflucht nehmen? So würde er dem Antonius gleichen, der den Fischen predigte. Soll er von den immer wiederholten Eindrücken und Aufregungen das Heil erwarten? So würde er dem Advokaten ähnlich sein, der den Jungen durch Kneipen zum Weinen brachte, um die Zuschauer durch den Anblick zu rühren. Doch nein, die Sache ist zu ernst. Man soll mit so edeln, heiligen Regungen nicht spielen und sie abnutzen, schwächen oder durch Verspottung dem Kinde den Muth der Aeußerung benehmen. Aber durch die That dem Kinde zeigen, daß es noch Höheres giebt, als die flüchtige, weiche Empfindung, das erregte Herz für das Wohlwollen und die edle That zu gewinnen: das frommt. Man sieht weiter, wie schnell das Kind, eben noch außer sich über seinen Verlust, getröstet ist und fröhlich; so heißt es: wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich. Dem vorangehenden Schmerze durch verstellte Theilnahme ein größeres Gewicht und längere Dauer geben, wie so oft geschieht, ist ein Unrecht an dem Kinde. Endlich bei der Flüchtigkeit des Eindruckes des strafenden Wortes wird die Einwirkung Seitens des Lehrers, wenn sie schnell, kurz, fest, durch keine Thräne bestochen, nur der That vertrauet, selten ihres Zweckes verfehlen. Die natürliche Gutmüthigkeit aber, welche

sich schnell und vertrauensvoll Andern hingiebt und anschließt, wird nur zu bald durch die trüben Erfahrungen des späteren Lebens niedergedrängt, als daß es schon für das glückliche Kindesalter einer gewaltsamen Aufstörung aus solchem Glauben bedürfte.

Ich komme zu meinem, zum phlegmatischen Temperamente. Ich kann darüber kürzer sein.

a. Die schnelle, unstäte Beweglichkeit des sanguinischen Temperamentes, welche leicht einen sanguinischen Lehrer zu demselben Fehler treibt, einen cholerischen zum Zorne fortreißt und selbst einen phlegmatischen aus seiner Ruhe aufrüttelt, findet sich hier zwar nicht, und man kann an der Besonnenheit, an der Ruhe, an der Treue im Festhalten des Dargebotenen, welche diesem Temperamente eigen sind, seine gerechte Freude haben, eben weil sie alle Klippen, welche das sanguinische Temperament dem Erzieher darbietet, vermeiden. Allein weil dieses Temperament überhaupt dem Kindesalter ein fremdes ist, so kann man sich nicht wundern, wenn eben nur, oder doch vorzugsweise die negative Seite desselben zum Vorschein kommt, sobald es sich auf dieser Stufe zeigt. Die Arbeit ist für den Erzieher in diesem Falle nicht geringer, als bei jenem. Da zeigt sich der Hang zum Bequemen, Behaglichen, da zeigt sich der Mangel an Lust zur Arbeit und zur Wiederholung der einmal mißlungenen Arbeit, da zeigt sich ein Uebermaß von Selbstsucht, welche, unbekümmert um Anderer Urtheil und Freude, ihren Weg geht. Das sind schlimme Zeichen für den Erfolg der intellectuellen, wie der moralischen Ausbildung.

b. Es ist ein gemeiner Fehler, daß man solche Naturen entweder hintansetzt und vernachlässigt, mit dem Motto: was soll ich mich mit denen plagen! oder: was soll aus dem werden! oder aber, wenn man sie in's Gefecht zieht, eben ein Gefecht daraus macht, indem man nach dem Grundsatze verfährt: ein fauler Baum wird abgehauen, ein fauler Mensch wird durchgehauen. Man erreicht jedoch damit in der Regel nicht, was man will. Das Kind, so bestürmt, wie eine Festung, übergiebt sich, wie eine Festung, d. h. es sagt in der Angst des Herzens Etwas heraus, aber etwas Gescheidtes ist's nicht. Vielmehr hat man sich in

solchen Fällen — und ohne Zweifel wird das dem phlegmatischen Lehrer am ehesten gelingen — dem Temperamente des Kindes, seinen Neigungen, Trieben anzuschließen, um es durch die Sache selber für dieselbe, wie für den Lehrer zu gewinnen, allmälig, mit Sanftmuth. Spott und Sturm machen bitter und befangen. Und wo diese Dämonen eingezogen sind in einem Kindesherzen, da bauest und redest du umsonst. Aber dem Hange zur Bequemlichkeit soll nicht nachgegeben, das mattherzige, träge Wesen, das leicht bei der Arbeit ermüdet, soll durch die Art der Arbeit und durch Reizmittel, deren moralische Erlaubtheit nicht in Zweifel ist, und durch consequente Führung, welche die Arbeit zur Gewohnheit macht, verdrängt, der Hang zur Selbstsucht endlich durch das Gewinnen für das Höhere, Edle, Allgemeine besiegt werden. Vergl. Campe's Revis. W. 5. Th. S. 421 f. Das Vorbild in der heiligen Geschichte und in des Lehrers Leben und der Kinder Zusammensein wird auch hier nicht ohne Erfolg und Eindruck bleiben. Ob es freilich immer gelingt, ob nicht die Arbeit der Aussaat und Pflege in der Schule durch die Gegenwirkung des Hauses schon jetzt, noch mehr des Lebens in der Zukunft vernichtet werden wird, das steht dahin, das steht in einer höheren Hand. Wir denken ihm nach, wie wir es erreichen möchten, wir beten und arbeiten — doch der Segen kommt von oben.

---

Soll ich nun noch reden von den übrigen Temperamenten? Du sagst nein, denn sie sind nicht. Und du hast Recht, hier sind sie nicht, weil hier noch keine Ausbildung des ganzen Menschen, weder nach der natürlichen, noch nach der geistigen Seite. So begegnet uns wohl bei manchem Kinde, sonderlich bei einem kräftigen Knaben, ein kaltes, ruhiges, unmittheilsames Wesen, eine Reizbarkeit, die sich bis zum heftigsten Zorne steigert, dabei ein stolzer, kräftiger Sinn, der Aufopferung fähig, aber zum Widerstand geneigt. Das sind die Anfänge des cholerischen Temperaments. Principiis obsta.

Wie soll hier der Erzieher sich verhalten? Ich kann mir nicht versagen, aus einer trefflichen Abhandlung von Villaume über die Unarten der Kinder, zunächst über den Eigensinn, in

Campe's Revis. W. 2. Theil S. 297—399 die Hauptsätze anzugeben. Es sind ungefähr folgende:

1) Es ist die Lieblingsmethode mancher Eltern und Erzieher, den Willen der Kinder zu brechen. Diese Methode, wenn sie ihren Zweck erreicht, wird manche Vortheile gewähren. Die Kinder lernen ihrem eigenen Willen und Einsichten entsagen, und dem Willen der Anderen zu folgen. Das werden lenksame Kinder, mit denen man leichter fertig wird. Obsequium parit amicos, man lebt bei solcher Willenlosigkeit ruhiger.

2) Aber die Gefahren, ja, der Schade überwiegt. Aller Wille, alle Selbständigkeit, alle Kraft, sich zu behaupten, geht verloren. Der Jüngling, welcher den Augen seines Erziehers entzogen ist, ist leicht zu verführen, immer unentschlossen. Der Schade ist unsäglich, wenn der so erzogene Mensch ein Mann von Ansehen wird. Man denke an Pilatus, an Karl IX., an Ludwig XIV.

3) Das Willenbrechen gelingt nicht immer. Es gelingt nur bei Kindern von schwachem Charakter und wenig Schnellkraft, also bei denen nur, die man aufrichten, stärken, befestigen sollte. Feste Charakter dagegen macht es halsstarrig, trotzig oder, wenn der Widerstand wirklich überwunden ist, schlaff, muthlos, mehr noch erbittert, heimtückisch, boshaft, heuchlerisch und listig.

4) Man soll nicht den Willen brechen, sondern das Kind in den Stand setzen, seinen Willen zu lenken. Ich soll seiner Kraft, seinen Kräften Zügel und Richtung geben. Richtung durch Erkenntniß des Wahren und Guten, Zügel durch Gewöhnung, über sich selbst zu herrschen, und — durch entgegengesetzte Kräfte.

5) Die Regeln im Einzelnen sind hiernach:

a. wenn der Wille des Kindes schädlich ist, dann gewähre ihm solchen nicht;

b. ist sein Wille auf (physisch oder moralisch) Unmögliches gerichtet, so beklage es nicht, suche es nicht zu trösten, wenn du es ihm nicht gewähren kannst; es muß sich unter den Zwang der Nothwendigkeit biegen lernen;

c. übe es dann und wann, dem Willen Anderer nachzugeben;
d. lass' es übrigens einen Willen haben, hüte dich vor unzeitigem Nachgeben, wie vor unzeitigem Widerstehen, und
e. wo ihm solcher Wille nicht gewährt werden kann, geschehe es ohne viel Reden, Bitten, Drohen, Verbote, Ermahnungen.

Ein Hang endlich zu trübem, in sich gekehrtem Wesen kann das melancholische Temperament entwickeln, und frühe zu Lebensüberdruß führen, zu Apathie, ja, zu dem Schlimmsten, wenn es nicht sorgsam überwacht und für die Freude des Lebens, der Schule, der Kindheit gewonnen, für die Liebe seiner Eltern, seiner Genossen, seines Vaters im Himmel erwärmt wird. —

Es steht ein hohes Ideal vor unserem inneren Auge. Wir schauen's allzumal, sei es nahe und in Klarheit, sei es ferner und in dunkeln Umrissen. Entbehren können wir es nicht. Die Ideale der Kindheit und der Jugend zerrinnen, wie ein Morgentraum. Aber Eins bleibt uns, unserem Glauben, unserem Streben. Die Blüthe des Lebens ist gefallen, wenn auch das dir zerronnen ist. Aber je näher du ihm dich glaubst, desto ferner stehest du von ihm, und mit jedem Schritte vorwärts weichet es weiter von uns, hinauf. Aber es lässet dem Wanderer seines hellen Lichtes und seines warmen Hauches Etwas zurück in des Herzens und des Geistes Tiefe. Der Mensch muß immer im Streit sein auf Erden. Das aber erkenne ich in Wahrheit, daß nur der Streiter siegen wird, den die Liebe treibt und der Glaube trägt, und daß, je weiter ich hinausblicke, je tiefer ich hineindringe, aufhören werden die Unterschiede menschlichen Wesens und sich versöhnen und verklären in der Wahrheit, die da frei macht.

## Die Poesie in der Volksschule.

Geduldeu Sie sich, m. H.! Ich will mich deutlicher erklären. Es ist meine Absicht nicht, das Recht der Poesie in der Volksschule in Frage zu stellen. Wer könnte so grausam sein, diese schmeichlerische, liebliche, zarte, tiefsinnige Freundin jugendlicher Herzen aus dem Paradiesgärtlein der Kindheit vertreiben zu wollen mit den Waffen des nüchternen, denkübungssüchtigen Verstandes, oder sie gar zu bekämpfen mit spanischen Waffen? Das sei ferne. — Das hieße, der Kindheit, wenn auch nicht ihre Krone, doch einen kostbaren Edelstein aus ihrer Krone rauben. Aber die Poesie ist bis heute fast nur im Dienste der religiösen Erbauung, oder des Gesanges in Uebung und Anwendung gekommen, und auch auf diesem Gebiete oft genug ohne Wahl und ohne eine andere Rücksicht, als die ganz äußerliche des Reimes. Ich will nicht ihr Recht bestreiten für den Kreis der Volksschule, sondern, wenn es möglich ist, erweitern, daß sie, wenn auch nicht in deren Mittelpunkt, so doch auch nicht in die völlig unbestimmte und unverbundene Lage außerhalb seiner Fläche falle, welche es dem Willen und Geschick des Lehrers anheimgibt, sie mit dieses Kreises Mittelpunkt und Fläche, oder auch nur mit seiner Peripherie in eine Verbindung zu bringen. — Sie sind mit diesem Verlangen nicht einverstanden, wie ich sehe. Sie finden es maßlos, oder, falls sich bestimmte Grenzen dafür doch finden lassen sollten, können Sie sich immer nicht einen Schulmeister auf dem Rücken des beflügelten Rosses sattelgerecht und gefahrlos denken.

Ich auch nicht. Aber so leicht giebt man eine befreundete Idee nicht auf. Man denkt, wie es ist und wie es sein soll,

wie es heute ist und wie es in Zukunft sein kann. Es ist nicht recht, sich kurz und leicht einen Gedanken niederzuschlagen mit dem bequemen: es geht nicht, oder mit dem spöttischen: utopische Träume! oder mit dem sentimentalen Ausrufe: ach, wenn man so könnte, wie man wollte! Setzen wir uns, m. H., und sehen weiter zu.

Wenn ich den Wunsch ausspreche, der Poesie in dem Kreise der Volksschule ein erweitertes Feld eingeräumt zu sehen, so muß ich 3 Fragen mir gefallen lassen und zu beantworten suchen: 1) Mit welchem Rechte? 2) In welchem Maße? 3) In welcher Weise?

---

Ich weiß nicht, daß es bis heute einem Schulmeister oder Meister über Schulen beigekommen wäre, die Poesie im Dienste des Religionsunterrichtes, das geistliche Lied, aus den Räumen der Schule zu verweisen. Im Gegentheil hat in neuerer Zeit die erweiterte und gründlichere Anwendung des geistlichen Liedes für die genannten Zwecke und Zweige des Unterrichts so gediegene und beredte Vertretung gefunden, daß in dieser Rücksicht, auf geistliche Poesie, etwas zum Lobe und zur Anregung zu sagen, nichts anderes wäre, als eine Ilias post Homerum. Wir kennen Alle die gediegene und geistvolle Schrift von W. Thilo: „Das geistliche Lied in der evangelischen Volksschule Deutschlands“, und wissen, welchen Beifall von deutschen Volksschulen ihr geworden, welche mannichfaltige Anregung sie gegeben. Wir treten, indem wir die Schranken der Poesie als der geistlichen sinken lassen, auf das breitere Gebiet der Poesie überhaupt, um uns auf diesem Terrain für die Frage eine Erledigung zu suchen: Mit welchem Rechte und welchem Grunde zieht die Volksschule die Poesie in ihre Kreise?

Ein recht praktischer Schulmann würde kaum Anstand nehmen, sich auf die Erfahrung zu berufen. Das muß wohl dem Kindesherzen zugänglich und wohlthuend sein, was so wie ein zündender Funke in sie hineinfällt, das Auge belebt, ja den Körper in eine unwillkürliche, freudige Bewegung und Erregung bringt, und das kleine, arme, geplagte, von vielem A B C und

Einmaleins abgemattete Herz erquickt und erfrischt. Das muß wohl kindesgemäß sein, wonach sie, wenn es ihnen auf eine Zeit versagt worden ist, schreien, wie ein Hirsch nach frischem Wasser. Siehe, „das ist die Stimme der Natur".

Schon in dem Rhythmus, in dieser ebenmäßig geordneten Bewegung, welche nach dem Inhalte sich richtet und schafft, liegt etwas Versöhnendes, Befriedigendes und Erhebendes. Denn die Ordnung unter jeder Form und Gestalt ist eine Macht. Wir wissen, mit welcher Liebe und Freude die Kleinen die Accente, welche der Rhythmus giebt, hervorheben, wenn's auch nicht immer ein Gewinn für Sinn und Vortrag ist. So haben sie zugleich in dem Rhythmus eine Hülfe für das Gedächtniß, welche zwar nicht zu hoch anzuschlagen, aber auch nicht zu leugnen oder abzuweisen ist. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß besonders die Knaben die Gesänge am liebsten singen, in denen der Rhythmus recht streng und scharf ausgeprägt ist, nach denen sie marschiren können, wie z. E. das bekannte: „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!" oder Melodien aus beliebten Märschen. — Aber der Rhythmus ist's nicht allein, der ihnen, wenn ein Lied, ein Gedicht angekündigt wird, das Willkommen auf die Lippen legt. Mehr noch Bedeutung hat der Reim, dieser schmeichlerische Liebling der modernen Sprache, bei dem es Einem, um mit dem lieben Wandsbecker Boten zu reden, zu Muthe ist, als ob man im Wasser ginge und Einem die Wellen an den Lenden spülten. Ich weiß wohl, ein Meistersänger vergangener Zeit, der Morgenstern am deutschen Sangeshimmel, hat ihn gehaßt, einen bösen Geist mit plumpem Wörtergepolter, einen schmetternden Trommelschlag gescholten, und nur im geistlichen Liede zu ihm sich bequemt. Aber darin hat der edle Sänger wohl geirrt; seine Zeit, welche alle Poesie in gesuchten, geschmacklosen Reimereien fand, erklärt den Irrthum. Wir bitten mit Göthe: laßt die Reime lieblich fließen; wir wollen ihrer um so weniger entrathen, als sie den kleinern und größern Theilen des Gedichtes auch einen äußeren Abschluß, eine Abrundung, eine gewisse Nothwendigkeit, und vor Allem eine sinnliche Frische geben. Man darf nur reimlose Gedichte, wie z. B. der Friedensstifter, oder

der gerettete Jüngling von Herder lesen und daneben gereimte, z. B. das von König Pipin: „das war Pipin der Kleine, der stahl dem König die Kron', er setzt' sie auf seine Stirne und setzt sich auf den Thron", oder die von Platen auf Otto III., oder Karl V., oder Johann Parricida, oder das von Vogl auf Heinrich den Vogler: so wird man inne werden, was ich meine. — Wir lassen uns nicht nehmen den freien, deutschen Reim!

Sehen wir weiter auf die Sprache der Poesie. Sie ist eine gemessene, gebundene durch Rhythmus und Reim, sie ist eine gehobene, edle, in sich abgeschlossene, einheitliche, durch Zweck und Wesen der Kunst. Jedes Wort, jeder Satz steht mit Bedacht an seiner Stelle. Die Sprache verdankt der Poesie mannichfache Bereicherung und Belebung. Können wir unsern Kindern poetische Gaben darreichen, ihm zum Eigenthum, zum unverlierbaren Eigenthume: so werden wir ihnen einen Schatz geben, Knaben und Mädchen, an dem sie für jetzt schon, in der Zukunft mehr einen reichen Gewinn haben werden für eine edle, reine, kräftige und nach Umständen auch schöne Sprache.

Ich weiß wohl, es sind die Geister verschieden und die Gaben mancherlei, und es giebt so durchaus prosaische Naturen mit so gänzlicher Unempfänglichkeit für Hohes und Schönes, daß Einem der Muth vergehen kann, der Kuh die Muskatnuß, den Säuen die Perlen vorzusetzen. Aber auch solche fühlen etwas bei dem Anhören einer rechten Poesie, nämlich dieses: daß das nichts Gemeines sei, was sie hören. Uebrigens möchte ich die Behauptung eines Lehrers, wer Mathematik verstehe, sei zu allen Dingen geschickt, und die Ansicht eines andern, daß sich mit der Kenntniß des Generalbasses auch die Kenntnisse aller andern Wissenschaften, ja die Religion von selber ergebe, hier insofern und insoweit anwenden: wer für Poesie, auch im Kindesalter, durchaus kein Ohr und Herz hat, das ist ein fauler Baum.

Die Volksschule hat ihr Absehen vorwiegend auf die verständige Seite am Menschen. Sie ist deshalb durchaus prosaisch, nüchtern, und will nichts anderes sein. Das Kindesalter aber hat ein poetisches Element. Wer wollte das abreden, der gesehen, mit welcher Innigkeit und Innerlichkeit die Kleinen

poetische Blumen und Kränze aufnehmen, der erfahren, aus ihrem Munde, wie sie sich von den Sternen am Himmel, von den Blumen im Garten, von den Bienen und Vöglein und Schmetterlingen kleine anmuthige Lieder und Märchen erfinden und zusammensetzen. Uns ist es Pflicht, diesen Zug nicht gewaltsam und vor der Zeit zu unterdrücken und zu dämpfen; denn er ist ein Vorzug, ein Glück der Kindheit. Das Leben tritt ja nur zu bald mit seiner Prosa an den Menschen und steckt die Seele in den Bienenkorb einer Gesellschaft, welche daran volles Genüge hat, wenn sie Brod und Nahrung hat und nicht mehr daran denkt, die Grenzen ihres Hauses zu verlassen und hinauszufliegen auf die frische, bunte Flur in den warmen Sonnenschein und sich zu wiegen in den stillen, freundlichen Blumen und Blüthen. „Kinder sind kleine Morgenländer. Blendet sie mit einem weiten Morgenlande, mit Thaublitzen und Blumenfarben! Euer erstes Wunder sei, wie bei Christus, die Verwandlung des Wassers in Wein, der Wirklichkeit in Dichtung. Daher sargt nicht jedes Wesen, das ihr vor ihnen auftreten laßt, in eine Kanzel ein, aus welcher dasselbe die Kinder anpredigt. Jede gute Erzählung umgibt sich von selber mit Lehren.“ Diese Worte J. Pauls, vom Märchen redend, bestätigen das oben von dem Rechte und Werthe der Poesie für das Kindesalter Gesagte. Zu einer Hauptsache kann sie freilich nicht werden; aber wenn sie der Natur des Kindes gemäß ist, sein Herz belebt, erfrischt und darin eine anklingende Saite findet: warum sollen wir sie ihm vorenthalten? Und kann nicht auch der Lehrer, der, wie kaum ein anderer Stand, die Gefahr hat, auf dem Polster des Gewohnten, Alltäglichen einzuschlafen, oder kindisch zu werden, aus ihr schöpfen, als aus einer Quelle, die da unversiegbar strömt, das Herz zu erheben, zu erfrischen, zu beleben, ja zu heiligen?

Denn sie ist eine heilige Kunst, und wer ihren Umgang sucht, darf ihr nicht mit ungeweihten Lippen und Händen nahen, wenn er ihres Geistes einen Hauch verspüren will. Sie ist eine sittliche Potenz. Der Rhythmus mit seiner strengen Consequenz, welcher hie und da selbst die natürliche Wortfolge geopfert wird, der Ausdruck in seiner Bestimmtheit, Entschiedenheit, Fülle, Anmuth,

Tiefe, Klarheit, Gehobenheit, tragen nicht weniger in sich eine sittliche Kraft, zu läutern, zu ordnen, zu erheben, zu versöhnen, zu bewältigen, zu kräftigen, als in der Materie, weil sie sich über die schlechte Wirklichkeit erhebt, das Gemüth eine Befriedigung, die Phantasie eine Nahrung findet. Nur gemeine Seelen können diese Kraft leugnen, weil sie sich nicht zu ihr erheben können, weil sich damit nicht rechnen läßt, wie mit Ziffern und Waaren. Man soll auch nicht sagen: ja, wenn ein kindliches Auge und Herz so tief eindringen könnte, was weiß und fühlt ein Kind davon. O, es fühlet wohl dabei, nur ohne die Klarheit des Bewußtseins. Die Kunst ist unendlich. Anders genießt ihrer das Kind, der Jüngling, der Mann. Aber einen Genuß haben sie alle daran, und auch einen Segen. Dinter sagt irgendwo: Der oft wiederkehrende Satz gewinnt an Klarheit und Leben, bis sich der Mensch beinahe wundert, daß so viel in dem liegt, was er längst gelernt hatte, ohne den Werth ganz zu empfinden. Ich schenke dem Kinde ein Goldstück. Jetzt freut sich's bloß des schimmernden Glanzes, ohne den Gebrauch zu kennen, der sich davon machen läßt. Aber wenn es die Münze nur aufhebt, es wird einst schon erfahren, was sich damit anfangen läßt.

Nun ist noch eine Seite zu erwähnen, zwar eine untergeordnete, aber doch nicht unwichtige: das ist die Kenntniß der Literatur. Es ist eine ewige Klage der Volksschule: nicht Zeit genug, und der ewige Kanon: nur nicht zu viel, ja nicht, bei Leibe nicht. Und dennoch hat auch der Wunsch, daß das Volk einen Theil erhalten möge an dem Genusse seiner Literatur, diesem wesentlichen Ausdruck nationalen Gepräges, sein heiliges, unbestrittenes Recht. Die Zeiten freilich, wo Tausende und Abertausende die Schöpfungen eines Sophokles, eines Thukydides unter dem schönen griechischen Himmel hören und zu einem Gemeingute werden lassen für die ganze griechische Welt: die Zeiten kehren nicht wieder. Aber wie viele sind unter uns, die auch die herrlichsten, auch die einfältigsten und darum Allen zugänglichen Werke der Blüthe unserer Literatur kennen, oder auch nur kennen wollen! Die Volksschule kann für diese Angelegenheit eine besondere Stunde unter den dermaligen Verhältnissen kaum auf-

nehmen. Soll also einem Bedürfniß, sofern es als solches erkannt und zugestanden ist, so weit möglich abgeholfen werden: so kann dies nicht anders, als dadurch geschehen, daß die Poesie in Dienst genommen wird für die andern, gangbaren Unterrichtsgegenstände. —

Es entsteht die weitere Frage, für welche derselben sie überhaupt anwendbar erscheint, und in welcher Weise ihnen selber förderlich und nütze — und damit stehen wir auf dem Gebiete der zweiten der oben angekündigten Fragen.

---

Von der Bedeutung des geistlichen Liedes für die Volksschule ist oben geredet und auf die Schrift von Thilo verwiesen worden.*) Ein zweiter Unterrichtsgegenstand, der sich demnächst darbietet, ist die Geschichte. Stiehl (der vaterländische Geschichtsunterricht in unsern Elementarschulen, S. 15) will die Vaterlandslieder zur Entwickelung vaterländischen Sinnes zugezogen wissen. Dann würde Gleim, Rückert, Körner, Arndt eine Stelle finden. Die bekannten Sammlungen von Müller (Klio, 1840), Wagner (poetische Geschichte der Deutschen, 3. Aufl., 1841) und Kletke (Geschichte der Deutschen in Liedern 2c., 1846) haben sich weitere Grenzen gesteckt. Die von Müller umfaßt das ganze Gebiet der Geschichte und hat das Material nach den Nationen geordnet. Auch die arabische, jüdische, scandinavische finden darin ihre Vertretung, und der Sammler erklärt in der Vorrede selbst, daß er zum Frommen der Literaturgeschichte der Völker manches Gedicht oder Fragment eines Gedichtes aufgenommen habe, was bei der reinen Absicht auf historisches Interesse oder auf poetischen Gehalt würde weggefallen sein. Nun ist zwar dadurch, daß dem Hauptzwecke ein anderer beigeordnet wird, dem historischen der literarische, die Gefahr nahe gelegt, daß jener durch diesen beeinträchtigt werde; und von anderer Seite läßt sich bei so weit ausgebreitetem Gebiete für die einzelnen Nationen und Epochen kaum mehr, als

*) Noch sei an dieser Stelle erinnert an: Weingärtner, Katechismus in Sprüchwörtern, goldnen Sprüchen des deutschen Volkes und classischen Reim- und Sinnsprüchen deutscher Dichter. Erfurt 1855.

Fragmentarisches erwarten und bieten. Allein eben der letztere Umstand hat einen Vorzug dieser Sammlung vor andern in seiner Folge, den nämlich, daß das Verlassen und Aufgeben des beschränkt nationalen Standpunktes für Helden und Thaten, die der Welt angehören, dadurch gegeben und gerechtfertigt wird, wenn ich damit auch die Aufnahme des Gedichtes von Göthe auf Napoleon, S. 386, nicht rechtfertigen will. Die Sammlung von Wagner war schon mehrere Jahre früher erschienen; sie hat sich beschränkt auf die Geschichte der Deutschen und konnte deshalb in dieser Beziehung reicher sein. Da sie überdies unterrichtliche Zwecke im Auge hat, so muß sie auch der sittlichen und religiösen, wie der sprachlichen Seite ihre Berechtigung zuerkennen und durch den deutschnationalen Standpunkt sich bestimmt und begrenzt sehen. Die geschichtlichen Notizen sind in der Sammlung von Kletke noch umfangreicher, als in den vorhergenannten. Aber während die sprachlichen Parallelen bei Wagner, sowie die Motto's zu den Gedichten schätzens- und dankenswerth sind, erhält die Sammlung von Kletke durch Zuziehung vieler vortrefflicher Gedichte aus neuerer und neuester Zeit einen besondern, überwiegenden Werth. Ich erinnere nur an die Namen Gaudy, Geibel, Schwab, Bechstein, Kopisch, Pfizer. So haben die vorliegenden Sammlungen ihre Tendenzen selber angegeben. Die erste hat, wie vorerwähnt, ihr Absehn auf das Einprägen geschichtlicher Data und die Bekanntmachung mit den Literaturen der Völker. Die andere setzt sich einen dreifachen Zweck vor, einen patriotischen, historischen und sprachlichen. Die dritte endlich legt einen besondern Accent auf historisches Bild und poetischen Werth. Fragen wir nun, wonach die Aufnahme historischer Gedichte für den Geschichtsunterricht sich abgrenzen lasse: so können wir vorerst nicht umhin, alle Gesichtspunkte als unwesentliche, nebensächliche auszuscheiden, welche keinen bestimmten Bezug auf die Geschichte haben, in deren Dienst wir, die Lehrenden, die Gedichte nehmen. Es ist wohl wahr, es können auch sprachliche Excurse an ihnen herum gemacht werden; aber die Sprache wird, wenigstens für die Volksschule, an prosaischen Stoffen besser geübt und gelehrt. Es ist wahr, es kann auch literarische Kennt-

niß durch solche Mittheilungen gewonnen werden; aber sie wird doch auf diesem Wege eine so lückenhafte, ungenügende sein, daß wir diesen Gewinn nicht weit in Anschlag bringen können. Es ist endlich wahr, sie können auch zur Weckung und Nahrung des Patriotismus das Ihrige beitragen; aber die Frage liegt nahe, ob nicht die Thaten an sich laut genug reden, daß man auf diesem lehrhaft absichtlichem Wege patriotische Gefühle und Empfindungen einzuflößen für nöthig erachten müßte. Das Alles kann — ja wird nebenher geschehen. Die Hauptsache aber ist, daß die historischen Gedichte ein Bild geben und eine Stimmung. Durch Beides im Verein wird das geschichtliche Object individuell. Ein Bild. Ich erinnere mich mit Freuden der Märchen aus meiner Kindheit, sie sind mir unverloren geblieben, trotz mensa, amo, *τύπτω*, קטל und tausend anderer Dinge, die ich im Laufe der Zeit gelernt und — wieder verlernt habe. Ich habe ein Bild in mir für das Erzählte und eine Mitempfindung, gleich als wäre es Erlebtes: darum ist es mir Eigenthum, darum verliere ich's nicht, so wenig, als ich das *τύπτω* und das amo verlernen werde. (Beides ist, beiläufig, einem Schulmeister unentbehrlich.) Man wird nur Sorge tragen müssen, daß nicht an Seiten, welche die poetische Darstellung offen läßt, sich in der kindlichen Phantasie falsche Bilder ansetzen, also durch kurze*) Andeutungen zu Hülfe kommen müssen; daß die Phantasie daran thätig ist auch ohne unser Zuthun, ist unzweifelhaft. Man hat in neuerer Zeit auf biblische Geschichtsbilder als Veranschaulichungsmittel viel Werth gelegt. Mit vollem Rechte und dem besten Erfolge. Sieh, hier ist desgleichen: ein Bild, ein lebensfrisches, seelenvolles Bild, für das innere Auge. Eine Stimmung. Nun, man braucht das Kind nicht erst zu fragen: was meinst du dazu? was dünket dich? war das recht? ꝛc. ꝛc., man hört's ihm an dem Tone der Rede an, ob und wie tief seine eindrucksoffne Seele von der Sache erregt ist. Grade dadurch, daß der Dichter nicht mit der Absicht hervortritt, zu wirken und Eindruck zu machen, sondern

*) Breite Schilderungen thun weniger, als kurze, treffende Winke; jene erschlaffen, diese reizen die Phantasie.

sich selbst und das Object in sich giebt, wirkt er um so sicherer, um so tiefer. Insoweit aber das Object vaterländische Helden oder Begebenheiten betrifft, wird diese innere Affection für den Gegenstand in natürlicher Folge auch zu patriotischer Begeisterung werden. Nur daß sie sich von selber finde und nicht durch salbungsvolle Phrasen angelehrt werde. Ist dies, wie mir unzweifelhaft scheint, der Zweck bei Mittheilung historischer Poesie, so liegt darin zugleich die Antwort auf die in nahem Zusammenhang stehende Frage, welche Art, oder welche Arten der Poesie sollen zu dem Ende den Vorzug oder das einige Recht haben? und wie weit kann der Anspruch auf gute, wahrhafte Poesie dabei geltend gemacht werden? Es werden eben diejenigen Gedichte und Dichtungsarten den Vorzug haben, welche ein Bild, eine Stimmung zu erzeugen durch sich selbst vermögen, mithin diejenigen, in welchen das lyrische Element vorwaltet, also zuerst rein lyrische Gedichte einerseits, und dramatische Bearbeitungen andrerseits, weil auch diese das lyrische Element in sich tragen, und durch das Drastische die äußere Lebendigkeit der Handlung dazubringen.

Die letztern scheinen mir bisher der Beachtung noch nicht gewürdigt zu sein, welche sie verdienen, wenn auch die vorgenannten Sammlungen ihrer nicht ganz vergessen haben. Ganz absehen müssen wir aber von den Gedichten, deren wir leider nicht wenige haben, welche in vollständig schulmeisterlicher Absicht gemacht sind und von der Prosa durch weiter Nichts sich unterscheiden, als durch harten Rhythmus und schlechten Reim. Es ist besser, daß man in reiner, correcter, lebendiger Prosa erzählt, als daß man zu solcher Pseudopoesie greift: man wird durch jene mehr erreichen, als durch diese. Die Ballade, als ein Lied im höhern Chor, als Trägerin einer Idee, das lyrische und das epische Element in sich vereinigend, wird eine vorzügliche Beachtung verdienen. Das Volkslied, weil aus dem Leben der Zeit und dem Herzen des Volks unmittelbar hervorgequollen, wird wesentlich dazu dienen, in die Zustände einer Zeit und eines Volkes zu versetzen und an ihnen innerlich geistig Theil nehmen zu lassen, wie z. B. das Wehrmannslied, das Zimmermannslied von Rückert, die Freiheitslieder von Arndt, Schenkendorf, die

Krieges- und Siegeslieder von Gleim. Die naive Dichtung endlich, wie mehrere Gedichte von Kopisch, Gerhard, wird in kindlichen Herzen immer lebendigen Anklang und freudige Zustimmung finden.

Wie viel und wie viele mitgetheilt werden, bestimmt sich natürlich verschieden nach der Zahl der Stunden und nach der Kraft der Schüler. Außerdem aber hat die Geschichte, wie das Einzelleben, seine prosaischen und poetischen Partieen, und es wird in den meisten Fällen der größere oder geringere Reichthum poetischer Bearbeitung oder aber der gänzliche Mangel derselben ein Wink sein für die Auswahl des der Volksschule darzubietenden Materials. Wie vielfach und vielseitig ist die Geschichte Karls des Großen und seiner Söhne, Heinrichs I., des IV., Friedrichs II., Konradins, Rudolphs von Habsburgs, Tells, Parricidas, Maximilians poetisch dargestellt und bearbeitet, während wiederum andere Felder der Geschichte unbebaut liegen. Auch daraus kann man lernen. Nicht, daß man darum jene zum Gegenstand der Erzählung nähme, weil sie poetisch bearbeitet sind, sondern: es müssen Geschichten sein, welche bedeutsame, große, erhebende Momente in sich enthalten, wenn sie so mannichfach dichterische Gemüther angezogen haben. Und das ist doch die Hauptsache. Man hat zwar mit einem Schein des Rechtes von der strengen historischen Wahrheit geredet, gegen welche die Poesie nicht selten durch Nachlässigkeit oder in poetischer Absicht sündige; so daß durch ihren Einlaß in den historischen Unterricht diese Irrthümer gleichsam Sanction erhielten. Es ist bekannt, wie weit der Charakter Wallensteins, Maria Stuarts, des Don Carlos ꝛc. mit der poetischen Auffassung und Darstellung in den Schiller'schen Dramen zusammenstimmt; und es nimmt uns nicht Wunder, daß derselbe Dichter in „Rudolph von Habsburg" von den 7 Wählern redet, während nur 6 in Aachen versammelt waren, daß Max von Oer in den „Glocken zu Speyer" Heinrich IV. und V. dort begraben läßt, während das nur von dem Sohne richtig ist, daß Mühler Otto I. zu Quedlinburg die Weihnacht begehen läßt, wo Bruder Heinrich vor ihm Vergebung fand, während dies zu Frankfurt geschah. Wir werden darum

diese vortrefflichen Gedichte nicht von der Hand weisen. Denn es ist viel weniger an einem solchen nebensächlichen Umstande und dessen Erörterung gelegen, als daran, daß das Gedicht eine wahre Poesie sei und in Folge dessen die vorhin bezeichnete Kraft habe, ein Bild und eine Stimmung mitzutheilen. Und es wird Niemand in Abrede stellen, daß die eben angeführten Gedichte diese Kraft in hohem Maße besitzen, trotz der geschichtlichen geringen Ungenauigkeit. —

Wir wenden uns zu den übrigen Gegenständen des Lectionsplans. Sie theilen sich in solche, in denen nur eine mechanische Fertigkeit angeeignet werden soll, deren geistigere Verwendung dem späteren bewußten Leben vorbehalten bleibt, und in solche, welche, an sich schon geistiger Natur, eine höhere, geistige Thätigkeit in Anspruch nehmen. Daß die ersteren, ihrem Wesen und Zwecke nach die Einmischung des poetischen Elements nicht zulassen, versteht sich ohne Beweis von selbst. Nun ist aber klar, daß mit dem zunehmenden Alter und der wachsenden Geisteskraft die rein mechanische Einübung mehr und mehr in den Hintergrund tritt: woraus sich ergiebt, daß je weiter hinauf, desto mehr die poetische Sprache, Anschauung, Darstellung in Wirksamkeit und Anwendung treten kann. Aber auch der Unterstufe soll sie nicht fremd bleiben, obwohl ihr geschichtlicher Unterricht sich auf die biblische Erzählung beschränkt, für welche die poetische Darstellung sich nimmer eignen wird. Wir erinnern an das geistliche Lied und das kleine Gebet, dieses rührende Lob des Ewigen aus dem Munde der Unmündigen. Der Anschauungsunterricht sammelt die kleinen Geister vielleicht um ein Bild, der Sprachunterricht um einen Satz. Wer mag es schelten, wenn ich an dieses und jenes Bild, an diesen und jenen Gegenstand ein Sprüchlein anhefte zum freundlichen Andenken? oder wenn ich die kleinen unruhig flatternden Geister durch ein im Chor gesprochenes und memorirtes Verschen anrege, sammle, vereinige? Wir Schulmeister sind nur zu sehr auf Pensen und Ziele, und Gründlichkeit aus, sonst würden die schönen Hey-Specter'schen Fabeln und Lieder noch viel mehr Eingang in die Volksschulen gefunden haben, von denen ein achtungswerther Schulmann

sagt, wer an ihnen kein Gefallen finde, möge zu Allem taugen, zum Schulmann passe er sicherlich nicht. Man könnte an ihnen, sobald die erste Lesefertigkeit gewonnen ist, Lese-, Denk-, Anschauungs- und Sprachübungen halten. Es sind kaum je der Volksschule so kindlich freie, naive, schöne Lieder dargeboten worden. Es giebt freilich Lehrer genug, die, gleich dem alten Kaiser Diocletian, sich genügen lassen an ihrem Kohl. Aber wer es erfahren hat, welche Freude die Kleinen an dem: die Schnecke hat ein Haus, ihr Fellchen hat die Maus rc., oder: was kommt denn dort für ein Tanzbär her? oder: an das Fenster klopft es: pick, pick, oder: Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann, o rühre mein kleines Nest nicht an u. s. w., haben, wie sie diese naive Belebung und Beredtmachung der Natur anspricht, wie dieser Rhythmus und Reim ihnen an das Herz geht und ihrer Rede Fluß und Muth und Frische giebt: wer das erfahren, der will außer dem Kohl auch solche Blumen in seinem Garten nicht missen. Was sind das für liebe, freundliche Lieder, die Heinrich Kletke vor mehreren, Staub vor zwei Jahren ausgesendet hat (Kinderlieder. Kinderbüchlein.), auch zum Theil die von Hofmann unter dem Titel: Weihnachtsbaum für Kinder. Wie herrliche Lieder hat Fr. Rückert gedichtet, auch für dieses Alter. Es kann kein Mensch klagen über Mangel an Poesien dieser Art; aber wohl kann man klagen, daß sie den Kindern so lange vorenthalten werden, vorenthalten worden sind. Sie nehmen zu an Alter, der Lehrplan an Lehrfächern. Aber der ideale Zug bleibt, soll bleiben, und wachsen. — Es ist übrig, zu reden von dem Buche der Natur. Soll die Poesie auch für Erdkunde, Naturgeschichte, Naturkunde in Anwendung genommen werden? Ich höre die Antwort Vieler. Wozu eine neue Last zu den schweren, alten, sprechen sie. Die Zeit ist kurz, es ist viel zu lernen, Positives. Die Poesie hilft dazu wenig, ja sie zerstreut mehr. Ein Anderes ist es, wenn sie in den Dienst des historischen Unterrichts genommen wird, wo sie eben der Sache wesentlich dient. So ist's hier nicht. Nun, ich verkenne den Werth dieser Einwendungen nicht, ich weiß auch, daß die Methodik für die genannten Fächer andere, vielleicht wohl sicherere

Anschauungsmittel hat, als in der Poesie gefunden werden mögen. Auch mag der Umstand nicht ohne Grund von den Widerstrebenden in die Wagschale gelegt werden, daß jene Lehrfächer sich zumeist, wo nicht lediglich, descriptiv verhalten und somit der Poesie keine Nahrung darbieten, wenigstens solche nicht, wie wir sie bedürfen und wünschen. Dessenungeachtet verdient die Poesie auch hier ihre Stelle: ist die beschreibende weniger angemessen befunden, so wird es die schildernde desto mehr; denn sie ist lyrisch; und sie leiht dem Gegenstande einen Farbenschmuck, eine Mannigfaltigkeit, eine Lebendigkeit, wie kaum eine Prosa vermag, wenn sie nicht selber durch Erhebung zum lyrischen Schwunge zur Poesie wird, auch ohne deren äußere Form anzunehmen. Freilich wird sie nicht selten andere Momente hinzubringen, als der eigentliche stoffliche Unterricht, z. B. das religiöse für Natur und Weltanschauung. Aber dadurch heiligt, weiht sie vielmehr den Unterricht und den Lehrgegenstand, als daß sie von ihm abzöge und ihm entfremdete, und wenn sie ein Mittel mehr ist, den äußerlich gegenüberstehenden Gegenstand nicht allein anschaulich zu machen, sondern in die eigenste Subjectivität zu verlegen, wie sie das ja unzweifelhaft vermag, so weiß ich nicht, ob man nicht durch ihre Abweisung ein wichtiges Förderungsmittel des Unterrichts aus den Händen giebt. Eine neue Last aber wird dadurch dem Unterrichte nicht aufgebürdet. Denn die Mittheilung kann an das Ende der Stunde verlegt werden, nachdem bereits ein positiver Theil des Unterrichtsmaterials eingeprägt und erlernt ist, so daß dieselbe zu dem Vorangegangenen als eine Weihe, als eine Aufforderung zur Erhebung des Herzens und Gemüths, als eine Erfrischung der ermatteten Geister sich verhält und in ihr Recht tritt. Das Vorlesen ist für diesen Zweck ausreichend, und mancher Stoff kann mit gutem Rechte in die Lesestunden verwiesen werden. Auch ist ja nicht nöthig, daß die Schule und der Lehrer die mündliche Mittheilung immer übernimmt: in den Oberclassen kann Vieles auch der Privatlectüre überlassen und durch Anleitung und Winke zugänglich gemacht werden, wodurch, bei dem Interesse, was gute Eltern an der Schule ihrer Kinder haben, auch diese leicht einen Gewinn ziehen werden. — Ich

kann hier auf ein Buch hinweisen, das für den bezeichneten Zweck treffliche Dienste leisten kann, ich meine das Lesebuch von D. Sartorius, dessen 2. Bd. das Buch der Natur enthält und nicht in der Volksschule allein seine Bestimmung als Lesebuch erfüllt, sondern auch dem gereifteren Verstande, der höhern Schule, ein volles, reiches Maß zum Nachdenken, zur Belehrung, zur Erquickung und Erhebung bietet.

Es ist noch die dritte Frage zu erledigen. Die Antwort ist verschieden nach den Lehrfächern, Lehrkräften und Altersstufen.

Eine Weise der Mittheilung, die einfachste, wäre die schon erwähnte, das Vorlesen. In vielen Fällen reicht es aus, in andern ist es allein das angemessene. Es reicht aus, wenn das Gedicht einfach in seiner Sprache, in Ton und Haltung, leicht verständlich in der Composition ist; es ist allein zulässig, wenn das Gedicht der äußern Ausdehnung nach lang ist, oder seiner Fassung nach nicht einen unmittelbar lehrhaften Inhalt hat, endlich auf der Unterstufe der Schule, auf welcher Handschrift und Rechtschreibung noch zu wenig fest und frei sind. Wer soll das Vorlesen übernehmen, ein Schüler oder der Lehrer? Wer mit Jünglingen zu verkehren hat, wird die Abwechselung in diesem Stücke zweckmäßig finden. Die veränderte Weise des Vortrags von einem Schüler, der gut zu lesen die Gabe hat, regt an und weckt; auch, daß man ihnen eine Stimme giebt in der Versammlung, ist ihnen eine Freude, eine Ehre. Doch wird das vorzutragende Stück danach beschaffen sein und darauf angesehen werden müssen: viele Gedichte erhalten ihren vollen Werth durch ein tieferes Verständniß und eine tiefere Bildung, die im mündlichen Vortrag zum Ausdruck kommt, aber nicht jedem, nicht dem, welcher zum erstenmal eine Poesie vor Augen hat, am wenigsten dem Schüler zuzumuthen ist. Daß man aber bei verfehltem Vortrag unterbreche, wiederhole, tadle, wird meist den Eindruck mehr hemmen und stören. In der Volksschule kann nur dem Lehrer das Vorlesen überlassen werden, denn die Voraussetzungen des guten, auch nur des logischen Lesens sind bei den unmündigen Geistern selten da. Sie sollen an des Lehrers Weise ein Muster haben, woran sie für den späteren eigenen Vortrag sich emporheben. Liedchen aber, welche auf

der Unterstufe zum Memoriren vorgesprochen werden, fallen in die Kategorie des Sprachunterrichts überhaupt. — Wo dem Lehrer das Geschäft des Vorlesens verbleibt, wird vor Allem vorausgegangene genaue Kenntniß von dem Lehrstück und Lesestoff erforderlich sein, damit nicht der Vortrag durch wiederholte Erklärungen oder sich selbst corrigirende Lesung sich unterbrechen müsse. Sein Ton wird ebenso entfernt sein müssen von dem schulpedantischen, leiernden, theilnahmlosen Sprechen, wie von dem sentimentalen, weinerlichen, welches Thränen sehen will. Man fällt leicht aus jener Scylla in diese Charybdis. Die lebendige, bedachte, herzliche, gemüthliche, dabei natürliche Rede übt auch ihre Wirkung. Sie müssen's dem Lehrer nur anhören und ansehen, daß er innerlich dabei betheiligt und erregt ist, so bedarf es weder extatischer Exclamationen nach Art des bürgermeisterlichen: „o wie schön die Worte fließen", noch auch gewaltsamer Mittel nach Art des Fürsten, der ein Paar Juden, die vor ihm sich geflüchtet hatten, aus ihrem Versteck hervorholen ließ und ausprügelte mit den Worten: ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben. —

Das Vorlesen aber wird nicht immer ausreichen, es kann wohl einen momentanen Eindruck erzeugen, auch wohl Einzelnes dem Gedächtnisse sofort übergeben, aber nicht mehr. Darum dictire ich gute, einfache, nicht zu lange Gedichte meinen Oberschülern zum Memoriren und wiederhole sie von Zeit zu Zeit, bald dies, bald jenes, damit sie ihnen ein bleibendes Eigenthum werden und ein Schmuck und eine Freude. Längere theile ich in Abschnitte, damit dem Gedächtniß eine Erleichterung werde. Ueber die Zulässigkeit der Einstreuung erklärender Bemerkungen läßt sich natürlich a priori Nichts bestimmen, obgleich, bei der nahen Gefahr der Uebertreibung und Ueberschüttung — des Goldes mit Staub — das Maßhalten als Gesetz und Pflicht gelten muß. Nöthig sind nur die Nebenbemerkungen, die über ein im Gedicht in Bezug genommenes Detail oder einen fremden sprachlichen Ausdruck, oder einen poetisch freien Satzbau eine Aufklärung geben; nützlich sind, wenn sparsam angewendet, Winke oder Anmerkungen über den Verfasser und seine Zeit, überflüssig, ja,

vielmehr schädlich sind Bemerkungen, welche, sich in das Aesthetische verlierend, die Hauptsache, den Zweck aus dem Auge rücken. Doch wird diese Gefahr nicht zu nahe liegen, weil von mehrern Lehrern ein Protest gegen die Poesie als einen Luxus des Geistes zu erwarten steht, als eine der Hauptaufgabe sich entfremdende Vorliebe für dieselbe. Aber wohl denen, welche auch bei äußerlich ungünstiger Stellung, auch bei mittlerer Begabung oder Vorbildung, auch bei anstrengender, wo nicht herabdrückender Berufsarbeit sich nicht in der Prosa des Lebens, in den Fragen des Nutzens, in den Sorgen um Essen und Trinken und Kleidung verloren haben, wohl euch, meine lieben Berufsgenossen, die ihr mit einem frohen, stillen Sinn euch ein Herz und ein Auge erhalten habt für die schönen Blüthen in dem Eden der Poesie, der Kunst. Grau ist die Theorie, auch das Leben ist oft trübe und dunkel, aber grün ist der goldne Baum der Poesie. So lasset uns fort und fort das Herz stärken, läutern, erfrischen an den edeln und edelsten Gaben, welche die großen Geister unsers theuern Vaterlandes erzeugt und auf seinem Altar niedergelegt haben, und lasset uns auch die Kindlein, die wir lieben und segnen möchten nach der Kraft, die uns gegeben ist, hinzuführen zu diesen frischen Quellen, auf daß sie sich erfreuen und laben mit uns.

# Der Mann ohne Zweifel.

Es ist doch ein schönes Ding um eine zweifellose Seele. Ob auch Dissonanzen widerlich zusammenklingen, es kümmert sie nicht: es steht ja so da. Ob auch Widersprüche entstehen und Unsinn durch Druckfehler, es drückt sie nicht: es steht ja so geschrieben. Wie mein Freund that in M. Er hatte ein feines Heft der Dogmatik und wirds wohl noch heute haben. Wir machten Einwürfe gegen seine Behauptungen: er hatte kein Ohr dafür. Dort steht es, rief er mit triumphirendem Blicke auf sein Heft. Es giebt doch glückliche, liebenswürdige Naturen mit der Ueber-, Unter- oder Inschrift: es steht ja so da! Das sind die Personen vom Stande. Wohl ihnen! Der Zweifel hat seine Qual, seine sorgenvollen Nächte, seine sturmbewegten Tage; je länger er in einer Seele wohnt, desto verzehrender, zersetzender wirkt er auf sie ein. Und wenn er sie endlich ganz bewältigt und einhüllt — unglückliche, verwaiste Seelen mit allen Gaben. Es ist ein tiefer Schmerz, in welchem Gutzkow klagt: „Glücklicher frommer Wahn! glücklich durch das, was du glaubst. Eine zweifelnde Seele sieht diese Knochen nur mit Wehmuth an, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gab, und daß es keine anderen Reliquien der Ideenwelt, keine Heiligthümer der Gedanken giebt, als den Gedanken selbst. Ihr küsset diese Knochen, ihr frommen Kranken, und ihr seid genesen. Ihr weint in diese heiligen Tücher, ihr Leidtragenden, und ihr seid getröstet. Wir, die wir Nichts glauben, als den Zweifel, wir Armen, die wir unsichtbar den Gott suchen, den ihr sichtbar an eure Lippen drückt, wir Schmerzzerrissenen und Ungetrösteten, wir haben keine Linnen, keine Gebeine, keine Kreuze. Unsere

Reliquie ist Gott, unsere Religion der Schmerz, unser Gottesdienst die Thräne."

So redet ein unglückliches Herz, das verzehrt ist vom „Ringen mit des Zweifels unsterblicher Hydra." Wie friedlich, lauwarm ist es dagegen in einer Seele, die sich vom Zweifel nicht und nimmer berühren läßt, und ihn, wenn er es ja wagen sollte, an seine Pforte zu klopfen, mit einem ängstlich schnellen: noli me tangere d. h. es ist Niemand zu Hause, ab und zur Ruhe weist, gleichwie der Aberglaube drei Kreuze schlägt, damit der Böse von ihm weiche. Sie kann höchstens beunruhigt werden durch die Furcht vor seiner Ankunft: Einlaß erhält er doch nicht.

Solch eine Seele ist zunächst sicher über sich. Das ist nichts Geringes. Wenn die Alten über die Eingangspforte des delphischen Tempels schrieben: „Erkenne dich selbst", so mußten sie die Selbsterkenntniß für eine wesentliche und schwere Aufgabe menschlichen Lebens und Strebens und für eine wesentliche Bedingung irdischen Glückes halten, und sie haben in beiden Stücken nicht geirrt. Wie viele Menschen kommen gar nicht einmal daran, dies als eine Aufgabe ihres Lebens zu erkennen, und wie viele, denen es klar geworden, suchen und ringen doch bis ans Ende nach ihrer Lösung. Der individuelle Charakter wird durch verschiedene Stimmungen, Situationen, Erlebnisse, Altersstufen so mannigfach modificirt, daß man vielleicht nie sagen kann, man habe sich ausgelernt. Und doch hängt das mit der Erreichung höherer, insbesondere sittlicher Zwecke innig zusammen. Den „Mann ohne Zweifel" kümmert das Alles nicht. Auf den Tadel seiner Fehler im Thun und Lassen hat er die Antwort des Sancho Pansa: Ich bin nun einmal erstaunlich so. Auf den Antrag der Aenderung seiner Zwecke oder der Modificirung seiner Mittel zum Zwecke hat er die Antwort des Jesuitengenerals Rothaan: sint ut sunt aut non sint. Die Berufung auf fremde Autorität, deren Weise und Würde, weist er zurück mit dem Worte der zürnenden Juno: ast ego, oder im umgekehrten Falle, wenn er der Stütze fremder Autorität zu bedürfen sich überzeugt hat, ruht er aus auf dem Polster des platonischen: *αὐτὸς ἔφα*. Und mit solchen „schlagenden" Worten verscheucht er die Dämo-

nen des Zweifels an der Unfehlbarkeit seiner Ziele und Mittel en gros und en détail, und läßt nur noch in süßem Schlummer von ihnen sich beschäftigen und beunruhigen. Diese Ruhe, dieser Friede der Zweifellosigkeit ist sein Glück, aber sie birgt den Todeskeim schon in sich, wenn der Gegensatz gegen die andere Seite in ihr selbst zum Bewußtsein kommt durch die Furcht vor dem Zweifel. Diese Scheu vor dem Eindringen des Gegensatzes, diese unruhige Wachsamkeit über den Besitz ist schon der Zweifel an demselben, die Unentschiedenheit selbst. Und dieser Zustand in seiner Halbheit ist ein beklagenswerther, so traurig, als der eines Menschen, der an der Treue des Andern schwankend wird, ohne daß er ihn aufgeben mag, oder Eines, der mit den Fluthen kämpft, während seine letzte Kraft dahinschwindet und das Ufer immer weiter von ihm zu fliehen scheint, oder eines Gehängten, dem der Strick des Zweifels die Kehle zuschnürt, während Hände und Füße umsonst nach Balken und Boden einer grundfesten Wahrheit zappelnd suchen.

Wenden wir uns zu dem Lehrerberufe. Er hat das doppelte Ziel intellectueller und moralischer Einwirkung und darin zugleich die Aufgabe eigener Förderung und Weiterbildung auf beiden geistigen Gebieten. Er braucht Methode und Charakter. Wiefern darauf diese Abweisung des Zweifels und die Furcht vor demselben influirt, zum Nachtheil für Subject und Object, lehrt die tägliche Erfahrung an uns und an Andern.

„Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme. Das Jahr übt eine heiligende Kraft.“ Wie weit kann ich von diesem strafenden Worte Anwendung machen auf den Lehrer? Es soll Plan, Ordnung in der Lehre sein. Nun es giebt ja Lehrbücher genug und Leitfäden. Dieser hier ist billig, empfohlen, auf gut Papier. Gut, den nehmen wir. Und nun Augen rechts. Keinen Schritt, keinen Blick davon. Da schielt das linke Auge auf die Seite. Aber ein gestrenges: will er wohl! bringt es schnell in seine Richtung, in die enge Lage. Lieber Freund, von wannen ist dein Leitfaden, und von wem? Aus der guten, alten Zeit. Aber was sagst du zu den Resultaten neuerer Forschungen über Sprachlehre,

Weltkunde und Methodik überhaupt? Man würde nicht fertig, wenn man bei dem heutigen Jahrmarktstreiben der pädagogisch methodischen Literatur sich nach Allem umsehen wollte, was eine müßige Stunde, ein leerer Beutel oder — Geist zur Welt geboren hat. Aber willst du denn nicht, wie jener Landtagsabgeordnete, nur ein bischen hineinsehen? Das würde ex omnibus aliquid, in toto nihil. Es bleibt und ich bleibe beim Alten. Ich nicht so, sagt ein Anderer. Ich weiß, was die Gegenwart vor der Vergangenheit voraus hat; ich wähle meine Lehrbücher und Leitfäden aus der jüngern Zeit, der Zeit des Fortschritts. Datum und Autor bestimmen die Wahl. Und dann — requiesco. Warum sich zerstreuen und verwirren durch das bunte Allerlei von unreifen, verworrenen, unpraktischen, paradoxen Ansichten, wenn ich den Meister habe! Wozu immer weiter schweifen, der Leitfaden liegt so nah. — Nun, auch eine frische Blume kann verdorren, wenn sie in steinigen Boden versetzt wird. In lockerem „humus“, täglich ein wenig frisches Wasser daran, so entsprossen immer neue Blüthen. Das Gleichniß hat noch eine andere Seite: weiter unten davon. Aber der Blick wird durch die Grenzen eines zu Grund gelegten Buches, über welches hinaus nicht gegangen wird, noch werden darf, beengt; der Leitfaden wird zum Fallstrick, in den man fällt, also daß auch Druckfehler für Wahrheit gelten, oder zum Leitstrick, an den man sich hängt, und sein eignes pädagogisches Leben, was bekanntlich im Hals besonders seinen Sitz hat, erdrosselt, oder endlich zum Ruhekissen, auf welchem die eigene Vernunft leicht und gern entschlummert, bis sie von den spitzen Nadeln des Widerspruchs aufgeweckt, aufspringt und nun versuchen muß, auf den eignen Füßen zu stehen, was ihr freilich schlecht gelingt, weil sie's nicht gewohnt ist, so daß ihre Stellung etwas überaus Schwankendes und Unsicheres hat: wie bei den Passagieren eines Schiffes, das vom Sturmwind hierhin und dorthin gestoßen wird. Wenn nun das Neue in Form der Ergänzung oder der Erweiterung oder des Gegensatzes an solch einen Mann vom Leitfaden herantritt, so möchte er es daraus vertreiben, wie der Cherub mit dem flammenden Schwerdte, den Zweifel, wie einen Teufel. Es fehlt ihm dazu

nur dreierlei, erstens hat er kein flammendes Schwerdt, zweitens kein Schwerdt, und drittens ist er kein Cherub.

Man wird mich nicht mißverstehen. Ich habe hier nur geredet von den Sclaven eines Leitfadens. Es kann nicht jeder einen Leitfaden machen. Dazu wird ein weiter Ueberblick des ganzen Materials und seiner Literatur, dazu wird Scharfsinn und praktischer Tact in Auswahl, Anordnung und Fassung desselben, Gewandtheit in Form und Ausdruck gefordert. Ein guter Leitfaden wird davon Zeugniß geben auf jeder Seite, durch das, was er enthält, wie durch das, was er nicht enthält. Wenn ich nun einen solchen gefunden habe und von ihm mich wirklich leiten lasse, mit Vertrauen ihm mich anschließe und hingebe, nicht ohne Grund und Noth ändere (versetze, erweitere, verenge), wer will mich tadeln? Besonders in Lehrgegenständen, wo es auf die Abgrenzung und Aneignung eines gewissen Maßes von Wissen ankommt. Aber die Aufgabe bleibt dem Lehrer trotzdem, daß er suche, denke, selbst sehe; und die Gefahr, ihrer zu vergessen, liegt so nahe, daß wir vielleicht, indem wir sie zugeben oder ihre Anregung für überflüssig halten, doch nicht erfüllen. Wenn man sich aber seinen Leitfaden durchschießen läßt, so werden einen die unbeschriebenen Blätter von Seite zu Seite an seine Pflichten und Gelübde mahnen, wie die leeren Blätter im Buche des Lebens. Credas experto.

Nun kommen die Freien. Sie sehen stolz und groß auf die Leitfaden und die Leitfadnianer unter sich. Ich bedarf solches Alles nicht, sprechen sie. Das freie Wort, wie's der Geist eingiebt. Wir sind nicht Knechte des todten Buchstabens — die Zeit ist vorüber. Schwarz auf weiß, nein, weiß auf schwarz, das brauchen wir. Ich habe mir meinen eigenen Lehrgang geschaffen — ich habe ihn nicht aufgeschrieben, denn ich gebe überhaupt nichts Schriftliches von mir — aber ich trage ihn im Kopfe. Allein, wenn man bedenkt, was von einem rechten Leitfaden und Lehrgang gefordert wird, so ist die Gefahr hier eine zwiefache: entweder gleicht man dem Polizisten, der für eine Kunstreitergesellschaft einen Platz abgegrenzt hat und jeden wilden Jungen, der sich eindrängen will, mit dem gestrengen: will

er 'raus! davon jagt (d. i. damit bin ich nicht einverstanden, das gehört nicht hieher — kurz, man schließt sich ab) oder aber dem Knaben, der sich des kleinen Dammes freut, den er wider die andrängenden Fluthen gebaut hat, bis auf einmal diese das künstliche Werk seiner Hände durchbrechen und überströmen. Jene wilden Jungen und diese Fluthen sind eben die Zweifel, und man weiß ja aus Erfahrung, zu einer Seite werden sie ausgetrieben, zur andern kommen sie wieder herein und necken und ärgern den Wächter ohne Aufhören. — Zwar wird man jedenfalls lieber und vielleicht auch besser nach einem selbstgebahnten, als nach einem vorgeschriebenen Lehrgange unterrichten, und einem selbständigen, tüchtigen Geiste wird es unerträglich, ja unmöglich sein, seinen Unterricht an ein fremdes Lehrbuch wörtlich, buchstäblich zu binden. Allein auch ein zu Grund gelegtes Lehrbuch läßt dem innerlich freien Lehrer noch Raum genug zu freier Entwicklung, und sicherlich ist bei der Mehrzahl der Lehrer die Gefahr, daß sie durch ein vorgeschriebenes Lehrbuch unfrei und unselbständig werden, geringer, als die der Unsicherheit beim Gegentheil. Jedenfalls sollte man nicht ohne vorausgegangenen mehrjährigen Unterricht, ohne Kenntniß der bedeutenderen literarischen Erscheinungen auf dem betreffenden Gebiete, ohne genaue Kenntniß endlich seiner Schule an die Bearbeitung freier, selbständiger Lehrgänge denken, wenn man nicht sich selber verwirren und verstören, und bei jeder neuen Erscheinung, bei jeder entschiedenen Einrede, bei jeder Aenderung des Windes hin- und hergezogen sehen will, wie die Wolle unter den Händen des Walkers.

Man hat in neuerer Zeit öfter den Rath gegeben, daß die Volksschullehrer andre Schulen ihrer oder fremder Bezirke besuchen, um von ihnen zu sehen und zu lernen. Man darf sich davon nicht viel Erfolg versprechen. Aeußere Umstände hindern die öftere Wiederholung und weitere Ausdehnung, und ein Prophet — vorausgesetzt, daß es einer ist — gilt am wenigsten in seinem Vaterlande. Innere Zustände verwehren noch mehr dem Angeschauten den Eingang. Doch davon abgesehen kann der Nutzen selten nur auf das Lehrbuch, oder auf den Lehrgang abgesehen sein, den meisten Gewinn erwartet man für die Lehr-

weise. Er könnte bedeutend sein. Warum ist er's so selten? Ich weiß wohl, man verweist mich auf die Selbstüberhebung der Einzelnen oder Einzelner. Gelinder und richtiger ausgedrückt: es wird sich kein Bauherr gern und ohne Weiteres seinen Bau einreißen oder Hauptstücke des Risses streichen oder Hauptsteine des Gebäudes herausnehmen lassen. Aber freilich auf guten Rath soll er achten. Man schließt sich aber in seinem Mikrokosmus leicht ab gegen die Andern und sieht seine Mängel nicht, weil man fremde Vorzüge nicht kennt, und schlägt an seine Brust: bin ich nicht so viel, als der, oder: bin ich nicht viel mehr, denn sie? Hinc illae lacrimae. — Es wäre freilich gut, wenn mehr Ideenaustausch im Lehrerstande ins Leben gerufen werden könnte in engern und weitern Kreisen, durch Wort und Schrift. Der Einseitigkeit würde dadurch am besten gewehrt. Einzelne Conferenzen thun's nicht. Frühe Anstellung, freilich durch die Umstände oft nothwendig, hindert am meisten. Aufrichtigkeit gegen sich selbst ist das erste Erforderniß, wenn Lectüre, Berathungen, Vorträge, Schulhospitia eine Frucht bringen sollen. Das Zweite: ein scharfes Auge für fremde Vorzüge so gut wie für fremde Fehler. Man sagt, die jungen Leute verderben sich die Augen schon sehr frühzeitig. Freilich, auch in diesem Sinne. Nun dann mögen sie Brillen tragen oder Lorgnetten — dann werden sie doch eine Einsicht bekommen und den Autoritätsglauben aufgeben, der seine Autorität an ihm selber hat, und den Untrüglichkeitsglauben, der aber die Infallibilität nicht außer sich findet, und eine Selbstschau halten. Wie z. E. der Lehrer P. in der Schule seines Freundes N. mit sich selber redet: Welche Ruhe, welche gespannte Aufmerksamkeit herrscht in seiner Klasse! es wird an ihm liegen, an dem Interesse, das er selber hat und zeigt für die Sache und für die Schüler, an der ruhigen, festen Haltung, die er sich bewahrt, an dem gleichen, freundlichen Ernst, durch den er gewinnt und beherrscht. Warum ist's bei mir nicht so? Ich werde wohl recht daran thun, wenn ich zehnmal die Schuld in mir suche, ehe ich sie einmal auf meine Kinder lege. Ich bin unruhig, flüchtig, unstät. Ich diene zu sehr mir selber, anstatt den Meinen. Ich frage zu wenig, zu leicht; ich bleibe mir nicht genug gleich

ich bin inconsequent. Daher werden sie unruhig, leicht empfindlich, antworten bequem. Warum bring ich sie nicht zu diesem Ziele, zu dieser Sicherheit? Das Wollen habe ich wohl, aber es fehlt mir an Zähigkeit, und meine Unruhe ist noch keine innere Lebendigkeit. Mein Freund spricht nicht stark, fast leise. Mein Jemine, wenn ich an meinen Nachbar in X. denke, was schrie der, daß die Fenster zitterten und die Kinder hoch auffuhren! Ich will lieber keines von beiden nachahmen, sondern reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Aber mein Collège ist mehr, als Lehrer, er ist ein lebendiger Telegraph — ich muß mich in die Ecke zurückziehn, sonst telegraphirt er mir gar ins Gesicht — er demonstrirt gern ad oculos u. s. w. Das sind Bekenntnisse eines noch nicht frei Gewordenen, aber nach der rechten Freiheit Ringenden. Habeat sibi, prosit tibi.

Nun ist noch Eins übrig. Wenn ich nicht bewiesen habe, daß für Lehrbuch, Lehrgang und Lehrart die Canonisirung des Bestehenden, die Sanctionirung des Alten im Unrecht und von Nachtheil sei für Lehrer und Lerner (das letztere Wort ist bereits sanctionirt), daß das Neue, das Fremde, der Gegensatz auch sein Recht und seinen guten Anspruch auf Prüfung, und, so etwas daran ist, auf Einlaß dieses Etwas habe, so hab ichs doch beweisen wollen, und der geneigte Leser mag sich's Beste dabei denken. Nun sollte ich noch von den Lehrherren reden. Aber ich weiß davon nicht viel zu sagen. Die Schulmeister haben, wie bekannt, ihren Namen, wie lucus a non lucendo, und canis a non canendo, davon, daß sie von aller Welt gemeistert werden. Es kann sich also keiner wundern, wenns ihm so geht. Wohl aber denen, die einen linden, einen geistesfreien und geistreichen Herrn haben, der da scheidet Buchstaben und Geist, Willen und Kraft, der da giebt zugleich, wo er nimmt. Wenn du aber einen solchen Herrn nicht hast, so ziehe an den Harnisch, an dem die Pfeile des Widerspruchs und des Zweifels zurückfliegen, und so dich Jemand wollte fragen: warum thust du das? so antworte ihm: *αὐτὸς ἔφα*, so wird dirs wohl gehen.

Es ist das freilich ein schlechter Rath für einen, der sich einen reinen, einen selbständigen Charakter wahren will. Und

da weiß ich keinen bessern Rath, als den des Paulus: ist's möglich, soviel an euch ist, so haltet Frieden mit allen Menschen. Aber der Charakter will wohl seinen eigenen Wächter haben. Man erlebts oft, daß der Wächter den Spion macht bei Andern, anstatt sich um seine Heimath zu kümmern, oder daß er sich aufs Ohr legt und einschläft, anstatt zu wachen und die Ohren steif zu halten, und es giebt in der That Menschen, viele Menschen, die für diesen schlafenden Wächter eine Sorge haben, wie eine Mutter für ihr schlafendes Kind, daß er ja nicht in seiner Ruhe gestört werde durch die zudringlichen Zweifelsfliegen oder durch Fragen vorübergehender Wanderer „ists auch recht, so zu thun?" oder durch den Weckeruf geistlicher Patrouillen. Freilich ists bequemer leben, wenn man ihn schlafen läßt; denn wenn er wacht und wachsam ist, und auf den Dienst paßt, macht er Einem das Leben sauer genug. Aber wenn man mit seiner Hülfe andringende Feinde zurückgetrieben, kämpfende Feinde besiegt hat, als da sind Leidenschaften, schlechte Gewohnheiten u. dgl. — das ist doch auch eine Freude, und ich will den Wächter in mir lieber nicht schlafen lassen. Die Feinde wird er mir dann schon zeigen und mit Gottes Hülfe austreiben, und das muß doch jedes strebsamen und begeisterten Lehrers besonderes Ziel sein. Denn ein Lehrerherz soll frisch sein, d. h. fromm, reich, jung und schön. Fromm — das ist ja eines Herzens Kern und des Lebens Krone, wie soll Jemand Andere zu Gott führen, der nicht selber in ihm lebt und webt und ist! Reich — nun das wird man ja schon durch den, der arm geworden ist, um uns reich zu machen; die Gaben sind mancherlei, aber es ist Ein Herr, und wer da suchet, soll finden, und wer da anklopfet, dem soll aufgethan werden. Jung — freilich, die Tage fahren dahin, wie ein Strom, die Haare erbleichen und des Herzens Schlag wird langsamer. Aber wohl dem, der sich ein lebendiges, frohes, offenes, liebendes, vertrauensvolles Herz bewahrt, ein junges Herz auch bei grauen Jahren und in alten Tagen. Schön — ach das Leben raubt, und führt auf wüste Bahnen, und zeigt Gemeines, Nichtiges, Schlechtes: wie leicht wird das Herz herabgezogen zu dem Gemeinen, zumal da, wo das Amt selber Ver-

anlassung dazu werden kann. Heil dem, der bei aller Eintönigkeit des Berufes, bei aller Abgeschlossenheit des Lebens, bei aller Gedrücktheit der bürgerlichen Lage, und auch wo die Hoffnungsblüthen von dem Baume des Lebens herabfallen, sich einen reinen, freien Sinn der Begeisterung erhält für alles Schöne in dem Leben der Natur und des Geistes, für alles Edle in der Geschichte vergangener Tage und in den Kämpfen der Gegenwart, für alles Heilige im Himmel und auf Erden. Sind wir hierin eins, so trennt uns nicht Stand, Alter, Bekenntniß: und so soll es sein!

## Die Mnemotechnik und ihre Anwendbarkeit auf die Schule, insbesondere die Volksschule.

Die Kraft des Gedächtnisses ist für die Schule, in der wir lehren, und für das Leben, für welches wir lehren, von wesentlicher Bedeutung. Tantum scimus, quantum memoria tenemus. Zwar ist das Wissen nur eine äußere Aneignung des Objectiven, und noch weit entfernt von der subjectiven Durchdringung, welche Erkenntniß und Urtheil giebt. Allein jenes ist die Voraussetzung für dieses, und wir würden viel weniger schiefe und verkehrte, oder voreilige und zudringliche Urtheile hören, wenn dieses Verhältniß immer klar erkannt würde. Die Urtheilenden würden dann wissen, daß, was sie mit dem Anspruch der Untrüglichkeit oder der Neuheit behaupten, entweder schon hundertmal widerlegt, oder schon hundertmal gesagt ist. Darum ist auch für die Schule, welche die Pflicht hat, die geistigen Kräfte harmonisch zu bilden und dem Zögling für das Leben einen unveräußerlichen Schatz mitzugeben, die Cultur des Gedächtnisses eine wesentliche, unumgängliche Aufgabe, und für den Lehrer jeder Versuch, der solchem Streben eine Stütze darbietet, willkommen und erfreulich. Aber zu prüfen, wiefern und wieweit das Neue ein Recht hat, den Einlaß zu fordern in die Pforten der Schule, das bleibt ihm auch hier ein Recht, ja vielmehr eine Pflicht. Wir nehmen dies Recht in Anspruch und üben diese Pflicht in Bezug auf die neuere Mnemotechnik, welche mit der Entschiedenheit aufgetreten ist, daß sie auf allen Unterricht, sofern er das Gedächtniß in Bezug nehme, den vortheilhaftesten Einfluß haben werde, und welche den berühmten Karl Otto, zubenannt Reventlow, zum Urheber hat.

Das Princip, auf welchem seine Methode ruht, besteht in dem Individualisiren. Was dem Gedächtniß ein sicheres Eigenthum werden soll, muß individuell werden. So lange es dies nicht ist, ist es nur äußerlich, fremd, und deshalb schwer behaltbar. Ich muß daher zwischen dem Gegenstande, der Zahl, dem Namen, und mir, meiner Individualität eine „logische Brücke" bauen, eine logische Verbindung herstellen zwischen dem Vorhandenen, Gewußten und dem Gegebenen, zu Merkenden. Zu diesem Ende werden für die Ziffern bis 9 bestimmte Buchstaben substituirt, für die Null l und z, für 1 d und t, für 2 n, v, für 3 m, w, für 4 r, q, für 5 s, sch, sz, c (cc), g, ch, für 6 p, b, für 7 f, pf, ph, für 8 h, j, für 9 g, k, ck, ch. Die Vokale haben keine Zahlwerthe. Will ich nun irgend eine Zahl mir einprägen, so nehme ich für die einzelnen Ziffern die vorgenannten Buchstaben, bilde daraus ein Wort, und setze dieses eben in bestimmte logische Beziehung zu dem, was ich behalten will. Die Hauptsache hierbei ist die geistige Arbeit, die vollständige Fixirung der Aufmerksamkeit auf diese logische Verbindung, damit sie eine individuelle werde. Z. B. Um mir das Jahr des Vertrags von Verdun einzuprägen, nehme ich statt der Zahl 843 das Wort „Harmonie" (h 8, r 4, m 3) bringe zwischen der Begebenheit und dem gewählten Worte die naheliegende logische Verbindung zu Stande, und mache mir diese individuell. Ferner für „Krösus" und das Jahr 564 wähle ich das Wort „Sparbüchse" (s 5, p 6, r 4). Für Karls d. Gr. Geburtsjahr: F r a n k e n 742; für Wilhelm Tell: W i l h e l m 308. Hierbei ist zu erinnern, daß bei geschichtlichen Datis die Tausende bei Bildung des numerischen Wortes weggelassen werden (so in dem letzten Beispiele), bei Ereignissen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts auch die Hunderte.

Wir übergehen die weiteren Modificationen, welche der Erfinder seiner Methode zu leichterer Anwendung für verschiedene Fächer des Wissens gegeben hat, zumal wir der Ansicht sind, daß am besten und sichersten der Anwendende sich aus den dargelegten Grundzügen jene Modificationen selbst schafft, und treten sofort auf das Gebiet über, für welches wir aus dieser Methode

einen Gewinn ziehen möchten, auf das Gebiet der Schule und des Unterrichts. Hier drängt sich nun zunächst die Frage auf: in welcher Ausdehnung soll und kann sie im Unterricht Anwendung finden? auf welche Gegenstände? für welche Bildungsstufen?

Es ist bekannt, wie Staunenswerthes Hr. K. O. in dem schnellen Einprägen von 60, 70 und mehr dreistelligen Zahlen geleistet. Er hat in seinen Vorlesungen auch gezeigt, auf welchem Wege solche Resultate erreicht werden können, und als Spiel des Witzes und Scharfsinnes im Combiniren mag solche Uebung gelten. Aber seiner Versicherung, daß jeder, auch der in diesem Stück minder Begabte, durch stetige Uebung zu solcher Fertigkeit und Sicherheit gelangen könne, wie der Meister, müssen wir so lange den Glauben versagen, als nicht eine Erfahrung den Gegenbeweis liefert. Und davon abgesehen, ist es doch für den Zweck der Schule und des Unterrichts, auch auf höheren Anstalten und Bildungsstufen, ohne Frucht und Werth, wenn z. B. ein Schüler sich rühmen kann, 100 Stellen der Ludolfischen Zahl auswendig zu sagen, ohne Mühe und Anstoß. Das Leben ist zu kostbar, zu kurz und zu reich an edlerer Wissenschaft, als daß der Geist die flüchtigen Stunden damit sich *vertreiben* sollte. — Wohl, diese Weise der Anwendung im Unterricht wird auch nicht in der Tendenz des Erfinders gelegen haben. Aber Geschichte, Geographie, fremde Sprachen! Wie viel Zeit wird von Lehrern und Schülern verwendet und verschwendet, um mechanisch, geistlos eine Menge geschichtlicher Facta, geographischer Data, fremder Sprachformen einzuprägen. Wollt ihr es nicht willkommen heißen, wenn euch ein Mittel dargeboten wird, welches diese Arbeit erleichtert und die Aneignung beschleunigt? Ohne Zweifel. Aber wir dürfen die allgemeineren und darum höheren Zwecke der Schule nicht aus dem Auge lassen. Für das genauere, wissenschaftliche Studium der Geschichte giebt es Zahlen ersten und zweiten Ranges; jene sind von der Anwendung mnemotechnischer Hülfsmittel ausgeschlossen. Wer sich irgend gründlich und fleißig mit Geschichte beschäftigt, wird für Zahlen wie 843, 1273, 1099, 1618, 1648, 1786, 1517 u. a. nicht erst nach einem Zahl-worte sich umsehen. So bleibt nur auf die Zahlen zweiter

Ordnung die Anwendung d. h. auf Zahlen und Ereignisse secundärer Bedeutung, aber doch von Bedeutung für den pragmatischen Zusammenhang und das gründlichere Studium. Da nun die Volksschule in diesem Gegenstande nichts Anderes bieten kann, als biographische Geschichten aus der Geschichte, oder höchstens einen summarischen Ueberblick über das ganze Feld! mit Hervorhebung der Höhepunkte, mithin auf den Pragmatismus der Geschichte verzichten muß, so erhellt, daß sie von der mnemotechnischen Methode für den Geschichtsunterricht keinen Gebrauch machen kann. Sie beschränkt ohnehin das Zahlwerk auf ein Minimum, wofür sie fremder Stützen entrathen kann, und würde ihren Standpunkt verkennen, wenn sie einer Lehrweise Eingang geben wollte, welche ein nicht geringes Maß geistiger Herrschaft und Kraft voraussetzt. Derselbe Umstand ist bei dem geographischen Unterricht. Für den Sprachunterricht oder richtiger das Memoriren von Vocabeln ist der umgekehrte Fall, die Methode nur zulässig auf der Unterstufe. Uebergangsweisen wie diese: תְמוּתָה — Demuth — im Tode wird mancher Hochmüthige demüthig — Tod; albus — ihr kennt die Alpen, sie sind immer mit Schnee bedeckt, sehen also weiß aus, albus weiß — können nur für die ersten Anfänge äußerlicher Aneignung der Sprachformen und Wortklänge von Nutzen und Genüge sein; wie denn auch K. O. nicht anders will. Der geistig weiter, freier, mehrseitig Gebildete, insbesondere wer Sprachanalogien kennt und ein Sprachgefühl hat, kann an derlei Combinationen kein Genüge mehr finden. Doch bleibt die Frage, ob nicht auch der Schüler auf der früheren Stufe davon, daß die Methode auf die Rechtschreibung keine Rücksicht nimmt, für die Folge Nachtheil haben werde. Wenn übrigens, wie mehr als wahrscheinlich, die Methode nur unvollständig auf eine Sprache, z. B. die englische oder lateinische oder griechische angewendet werden kann — Hr. K. O. selbst hat bis jetzt nur für 600 Wörter aus fremden Sprachen Combinationen gegeben — so erscheint es einerseits mißlich, andererseits überflüssig, der Methode überhaupt für das Erlernen der Vocabeln Eingang zu gewähren. Vielmehr scheint es hier an der Stelle, dem Rigorismus der alten Schule

das Wort zu reden: es muß gelernt werden. Es ist daran auch ein Gewinn für Geist und Charakter. Jedenfalls ist bei der in Rede stehenden Methode die Gefahr nicht gering, daß die Aufmerksamkeit des Schülers, auf der Stufe, auf welche sie eben nur anwendbar und zulässig erscheint, mehr abgezogen, als gefesselt wird. Wer bürgt dafür, daß bei der Beziehung auf die Alpen der Schüler albus durch eine ebenso natürliche Combination mit hoch oder kalt oder Berg übersetzt?

Das Princip der Methode fordert, daß zwischen dem zu Erlernenden und dem im Geiste Vorhandenen Combinationen gebildet oder, mit dem Autor zu reden, logische Brücken gebaut werden. Es entsteht die zweite Frage: wer soll diese Combinationen bilden, diese Brücken bauen? der Lehrer oder der Schüler? Wenn man bedenkt, welche Schwierigkeit es hat, welchen Scharfsinn es erfordert, welche angestrengte Fixirung der Aufmerksamkeit es nöthig macht, dergleichen Combinationen herzustellen — denn in den allerwenigsten Fällen liegen sie nahe und ergeben sich von selbst — so muß man dem Lehrer dieses Geschäft übertragen. Das ist aber in Widerstreit mit dem Princip. Soll die Combination individuell sein, so muß sie auch individuell erzeugt sein. Sonst bleibt sie eben so fremd, äußerlich, als die Sache selber, und das Einprägen derselben ebenso schwierig, als das Behalten des Objects. Einzelne Ausnahmen, wo durch die Wahl eines frappanten, originellen numerischen Wortes das Behalten erleichtert wird, beweisen nichts gegen das Allgemeine. So bleibt nichts übrig, als dem Schüler die Auffindung von Combinationen zu überlassen und ihm höchstens hier und da durch Winke und Andeutungen zu Hülfe zu kommen. Ich zweifle, daß dadurch etwas gewonnen wird. Ich habe erst vor Kurzem einen Mann gesprochen, der ein Werk herausgegeben, worin er nach jenen Grundsätzen die Geschichte und Geographie bearbeitet. Er hat, wie er mir versichert, oft mehrere Stunden gebraucht, ehe er für dies und das eine bestimmte, treffende Combination gefunden. Nun denke ich mir einen Schüler — ja mehr als dies, ich weiß Beispiele — der sich so abmüht, um aus den gegebenen Zahlen und Zahlzeichen ein Wort zusammenzubringen,

das in Einverständniß zu setzen wäre mit dem, was er heute oder morgen wissen soll. Man wird mir entgegnen, grade darin, daß der Geist so unverrückt bei dem Gegenstande verweilt, um ein numerisches Wort zu finden und zu dem Objecte in Beziehung zu setzen, liegt etwas Geistbildendes und Anregendes. Aber das Gedächtniß hat davon keinen Gewinn. Die Aufmerksamkeit wird vielmehr von dem Hauptgegenstande abgezogen auf Nebensächliches, unstät hierhin und dorthin gelenkt, verliert Zeit und Ziel, und der Schüler hat am Ende weder ein numerisches Wort gefunden, noch das Aufgegebene sich eingeprägt, — hinc illae lacrimae. Als Spiel des Scharfsinnes für müßige Stunden steht die Sache ziemlich in gleichem Werth mit der Lösung von Räthseln, aber als Arbeit ex officio und ex professo ist sie zu zeitraubend, der Erfolg zu unsicher, der Gewinn zu gering. Für die Geographie würden aber die Combinationen fortwährend wechseln und sich erneuern müssen für die wechselnden Zahlangaben, und schon darum die Anwendung gedruckter Bearbeitungen in diesem Fache nur auf kurze Zeiträume zweckmäßig sein. Auch steht fest, daß für das Auge, welches auf einer Zahlangabe fest und lange verweilt in der Absicht des Memorirens, die Zahl eine Physiognomie bekommt, ohne weitere Hülfen, und unverlierbar. Hiernach kann also auch dem Schüler nicht zugemuthet werden, die Combinationen aufzufinden, wenn man ihn nicht in die Lage des Hundes versetzen will, der mit dem Fleisch zwischen den Zähnen durch den Fluß schwimmt: er verliert dasselbe, indem er nach dessen Schattenbilde in der Tiefe schnappt. Das Fleisch aber, das ist das gedruckte Wort seines lieben Leitfadens, und das Bild im Wasser ist das numerische Wort, das ihm noch in blauer Ferne oder in blauer Tiefe liegt. Was bleibt übrig? Dem Schüler kann man die Arbeit nicht überlassen, der Lehrer darf sie nicht übernehmen, wenn er nicht der Sache den Gewinn von vorn herein abschneiden will. Mit den Büchern, welche Geschichte und Geographie nach der dargelegten Methode präpariren, ist es derselbe Fall. Sie beschweren das Gedächtniß nur noch mit mehr Ballast und muthen ihm zu, zu den Lasten, die das Schifflein schon trägt an edlen Wissenswürdigkeiten, noch die Last der wohledlen Gedanken

des N. N. an Bord zu nehmen. Dennoch würde diese Last leicht sein, wenn nicht die numerischen Worte selber oder der Zusammenhang derselben mit dem Gegebenen oft so unnatürlich, gezwungen wäre. Denn das ist die Hauptsache: das numerische Wort muß in genauem, natürlichem Zusammenhange mit dem Gegebenen stehen, nicht blos in einen Zusammenhang gebracht werden können. Das ist freilich oft sehr schwer, bisweilen unmöglich. Aber die Willkür darf hier die Wahl des Wortes und die Herstellung des Zusammenhanges nicht bestimmen; denn sie läßt es nicht einmal in der Seele des Urhebers zu einer Gewißheit und Festigkeit kommen, wie viel weniger in dem, der es nach ihm „auswendig" lernen soll. Hiermit ist die dritte Frage: wie soll die Combination gebildet werden? hinreichend beantwortet.

Man kann sagen, daß auf dem Wege, auf welchem oft aus den Zahlen aufs Geradewohl Worte herausgegriffen und mit dem Gegebenen in eine Verbindung gesetzt werden, sie komme, woher sie wolle, geradezu Nichts für das Gedächtniß gewonnen wird. Schon das gegebene Wort erschwert das Behalten, das willkürlich gewählte noch mehr. Wir wollen auf die von K. O. gegebenen numerischen Worte kein Gewicht legen, sie mochten zum größten Theil ein bequemes Erzeugniß des Augenblicks sein. Aber wir haben gedruckte Bearbeitungen der Geschichte und Geographie, in denen die Willkür nicht weniger waltet. Ich verkenne die Schwierigkeit nicht, welche in vielen Fällen die Auffindung haben mag, und würde das Gezwungene des numerischen Wortes gern nachsehen, wenn ich dem Bedenken ausweichen könnte: unter diesen Umständen, wozu überhaupt noch ein numerisches Wort? Es liegt ein Buch vor mir: die allgemeine Geschichte — mnemonisch bearbeitet von P. Raphael Mertl, Augsburg 1847. Da ist zu lesen z. B. für das Jahr 754, der Gründung Roms: *fecerunt* Romam, für das Jahr 2 des Ninus 2110: nette Lüge (n, t, t, l), Darius Kodomannus wird von Bessus ermordet 330 — wie wild! Iphitus erneuert die olympischen Spiele 776 — hohe olympische Spiele (880) auf Phöbus Befehl (776). 490 bei Marathon — 9000 Athener und 1000 Platäer, erglüht von Begeisterung. 362 bei Mantinea —

*impavidi* Thebani apud Mantineam. Schlacht bei Ipsus 301 — *multi* hostes. Ptolemäus Soter, ein Hersteller 284. Demetrius befreit Athen wieder 308 — *mal*heur. Die Schlacht bei Cannä — Kanne, ein Topf 216. u. s. w. u. s. w. Wer da meint, daß durch dergleichen Combinationen dem Gedächtniß eine Erleichterung gegeben werde, nun, habeat sibi. Es ist ein ganz Anderes, wenn ich mir für das Jahr der Augsburgischen Confession das Wort Melanchthon (m 3, l 0) merke, für das Jahr 52 v. Chr., in welchem Pompejus allein Consul ist, sine (consul sine collega), für das Jahr 48 v. Chr. Schlacht bei Pharsalus, das Wort Ruhm (r 4, h 8), für das Todesjahr Cäsars 44 das Wort, das er dem Casca zurief: Verruchter (r, r), für das Jahr 611, wo Mohamed auftrat, das Wort „betet", für das Jahr 622, das Wort „Bann" u. ä. Aber freilich wird man in vielen Fällen umsonst nach Wörtern suchen, die in genauem, innerem Zusammenhange stehen mit der Sache selber; für solche Fälle bleibt aber besser die Methode unangewendet.

Es geht hieraus hervor, daß die Combinationen, welche die Mnemotechnik fordert, aus der Sache herausgenommen, mit ihr in wesentlichem Zusammenhange stehen müssen, wenn sie überhaupt einen Werth und eine Frucht haben sollen, ferner daß sie nicht vom Lehrer gegeben, sondern vom Schüler selbst erfunden werden müssen, wenn sie ihm, wie doch nothwendig, individuell werden sollen, endlich, daß die Methode nur mit Maß und Beschränkung, nur hier und da, nur für einzelne Fächer anzuwenden ist, wenn nicht einer ausgedehnteren Anwendung wichtigere, wesentlichere Zwecke der Schule und Gegenstände des Unterrichts geopfert werden sollen. Die Volksschule aber muß ihr, solange sie ihr Ziel im Auge behält, und was sie leisten kann und was sie leisten soll, ihre Thüren verschließen.

## Die Poesie in Seminarien.

Habe ich neulich der Poesie für die Volksschule das Wort geredet und ihr ein weiteres und breiteres Feld in derselben zu gewinnen gesucht, so will ich heute einen Schritt weiter aufwärts gehen und bitte diejenigen, welche schon die Ueberschrift mit Kopfschütteln gelesen haben, ihr Urtheil menschenfreundlich zurückzuhalten bis zum Schlusse. Im fünften Stadium werden wir uns wohl verständigen. Ich will nämlich dem alten Spruche folgen: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Also zum Ersten, welche Dichter taugen für die Lectüre der Seminarien, und welche nicht?

### 1. *Quis?*

Es ist hier die Scheidung von einem zwiefachen Gesichtspunkte aus zu unternehmen, einem absoluten und einem relativen. Vieles ist für den gereiften, besonnenen Geist, der da zu scheiden weiß Form und Wesen, Kern und Hülle, Bleibendes und Vergängliches, ein Genuß und eine Freude, was für das jüngere Alter weder ein Genuß, noch ein Gewinn ist; Anderes ist ihm wohl ein Genuß, aber zum Verderben; wieder Anderes steht und bleibt, wenn auch die Absicht des Autors die beste von der Welt war, von ästhetischer Seite auf der Linie der Mittelmäßigkeit oder darunter. Das Alles bleibt aus dem Kreis der Schullectüre schlechthin ausgeschlossen, jenes, weil es unverstanden verhallt und nicht nährt, sondern aufbläst; dieses, weil es den Geschmack nur verdirbt und die sittliche Kraft, den sittlichen Ernst zerstört. So urtheilten die Pädagogen des vorigen Jahrhunderts, wenn sie das Lesen deutscher Bücher bei Strafe ver-

boten. Freilich dachten sie dabei nur an schlechte und gemeine Bücher, wie die Masse von Ritter- und Räubergeschichten und Romanen, und verkannten, in einseitiger Vorliebe für formell sprachliche Studien an den antiken Classikern, die bildende und veredelnde Kraft des Studiums vaterländischer classischer Poesieen. Erst wenn der Sinn für das Reine, Edle und Schöne befestigt ist, kann man ohne Sorge der Gefahr bei Gelegenheit eine classische Poesie einer ordinären, jedoch stofflich verwandten, gegenüber halten, so wird man an dem Eindruck und Urtheil erkennen, ob man etwas gewonnen hat durch das Gesetz der Wahl und die Weise der Behandlung. Das Seminar zieht aus gutem Grunde fremde Sprachen nicht in den Bereich seines Unterrichts. Die Quelle des Genusses und Gewinnes, den die Zöglinge der Gymnasien von den unsterblichen Werken eines Homer, Sophokles, Horaz, Virgil ziehen, oder doch ziehen könnten, bleibt den Schülern, welche das Seminar bildet, deshalb verschlossen. Man kann einwenden, daß wir von den meisten Werken der antiken Poesie gute, von manchen sogar classische Uebersetzungen haben, auch denen verständlich und eindringlich, welchen die Grundsprachen fremd sind. Allein abgesehen davon, daß eine Uebersetzung nie vollständig das Original ersetzt, müssen wir hier dem Grundsatze getreu uns halten, nicht eher das vaterländische, das deutsche Gebiet zu verlassen, als bis wir unsre Schüler auf demselben heimisch und sicher wissen. Da aber dieses Ziel auch bei der sichersten und zugleich sparsamsten Anlage des Planes und auch bei der strengsten Consequenz der Durchführung immer nur annäherungsweise erreicht werden kann, so folgt, daß auch die Lectüre von Uebersetzungen altclassischer Dichtungen in das Seminar nicht aufzunehmen ist. Wenn man endlich des Unterschiedes zwischen geistlicher und weltlicher Poesie gedenkt, so glaube ich mich im Rechte, wenn ich an diesem Orte jene bei Seite lasse. Denn sie ist, gemäß dem Zwecke der Seminarbildung, von Anfang an ein Hauptgegenstand der Pflege in diesen Anstalten gewesen, und muß es sein. Wie aber das geistliche Lied in der Volksschule und danach auch im Seminar fruchtbar und anregend zu behandeln sei, ist in der bekannten Schrift von W. Thilo klar und

geistvoll auseinander gesetzt. Auf ein Moment in der Behandlung des geistlichen Liedes erlaube ich mir aber an dieser Stelle aufmerksam zu machen, das ist die Geschichte des Kirchenliedes einerseits, und die Geschichte der einzelnen Kirchenlieder andrerseits. Das treffliche Werk von Koch: Geschichte des Kirchenliedes, liefert dazu einen schönen, reichen Stoff, und insbesondere der 4. Band enthält in einer Menge herrlicher Nachrichten, welche theils die geschichtliche Entstehung des Liedes, theils Erfahrungen frommer Christen an diesen Liedern betreffen, dasjenige, was ich vorher die Geschichte der einzelnen Kirchenlieder nannte. — So sind die Grenzen für die Auswahl im Allgemeinen gezogen. Welche Dichter sind es nun, die dem Studium und der Lectüre des Seminars anheimfallen? Ich beginne mit Klopstock. Für die pragmatische Geschichte der deutschen Literatur ist er ein Glied von wesentlicher Bedeutung, und für das Verständniß der modernen Poesie insbesondere von höchster Wichtigkeit. Allein für die Lectüre des Seminars — und wie ich glaube, für dies Alter überhaupt — ist er nicht geeignet. Er mag denjenigen geeignet scheinen, welche das Verständniß eines Gedichtes in dem Verständniß der sprachlichen Formen und Verbindungen erfüllt glauben, und sich begnügen, Wortsinn und Constructionen zu interpretiren, wie sie an römischen und griechischen Schriftstellern zu thun pflegen. Aber die Erklärung eines Gedichtes fordert noch andere Rücksichten, und die so häufige Dunkelheit und Gesuchtheit der Diction, diese Ueberschwenglichkeit poetischer Bilder, die Unfreiheit seiner Poesie im Dienste der Theologie macht den frommen Sänger des Messias für die Lectüre der Jugend ungeeignet, und ich zweifle, daß je ein Jüngling mit klarem Bewußtsein und entschiedener Hingabe sich Klopstock zum Lieblingsschriftsteller ersehen habe. Wir müssen uns daher, da wir doch an dem edlen, deutschen Sänger nicht still und stumm vorüber gehen können, mit einer Auswahl begnügen, an welcher die Größe und der Charakter des Dichters im Allgemeinen sich erkennen läßt. Die geschichtliche Abfolge führt uns auf Lessing, diesen Stolz des deutschen Namens, den Schöpfer des modernen Drama, den

zweiten Schöpfer der deutschen Prosa. Ich kann nicht umhin, auch von der letzteren hier ein Wort zu sagen. Diese Klarheit, Bündigkeit, Entschiedenheit, Schärfe, Reinheit, Consequenz, Ruhe — erreicht hat sie, außer Göthe, noch Keiner, und übertroffen kann sie jedenfalls nicht werden. Aber kann auch diese Schönheit, diese Vollendung der Darstellung solchen zu klarem Bewußtsein gebracht werden, welche des antiken Geistes unkundig und mit der Form noch im sauern Kampfe sind? Ich zweifle nicht daran, wenn es in der rechten klaren, ruhigen Weise mit Hinsicht auf die dialektische Schärfe an einem kleinen Maße von Stoff sorgfältig ausgeführt wird. So wird ein Theil der herrlichen Abhandlung: die Erziehung des Menschengeschlechts, von der Abhandlung über die Fabel das I. und II. und IV. Stück (mit einigen Weglassungen) und eine Auswahl seiner Fabeln, der erste Abschnitt der Abhandlung über das Epigramm nebst einer Auswahl seiner Epigramme von der Oberclasse des Seminars mit Gewinn gelesen werden können. Seine lyrischen Gedichte dagegen können hier füglich beiseit gelegt werden, und auch seine dramatischen Werke liegen über dem Standpunkt der Schüler. Und worin ist der Grund davon zu suchen? Es herrscht in ihnen zu viel Kunstverstand, und der kann nicht angelehrt und dem jüngeren Alter nicht zugetraut werden. — Der Dritte, den die Geschichte mich nennen heißt, bleibt für das Alter, von dessen Unterweisung ich rede, am besten eine terra incognita; denn sie lernen von ihm entweder Nichts oder nichts Gutes. Das ist Wieland. Ich brauche mein Urtheil kaum zu begründen. Das christliche, das deutsche Element, der sittliche Ernst, die deutsche Kraft ist bei ihm so wenig zu finden, als die Würde und Schönheit der alten classischen Kunst. Er spottet der Ideale, er sucht das Gemein-Sinnliche, er verschmäht die feste, edle, strenge Form des Schönen, er rühmt sich, in deutscher Sprache gesagt zu haben, was man bisher nur französisch ausdrücken zu können geglaubt hatte: er gehört dem Zeitalter Ludwigs XIV. an. Ein Liebling deutscher Nation ist er nie gewesen; nur zu gewisser Zeit gewissen Kreisen. Jünglinge aber kann er nur verbilden und verderben. Dasselbe gilt von einem Dichter, der in anderer Rück-

sicht von bei Weitem höherem Werthe ist, von Jean Paul. Es ist von anerkannten Pädagogen wiederholt ausgesprochen worden, daß J. P. für das jüngere Alter eine entschieden verderbliche Lectüre sei. Worin ist der Grund davon zu suchen? Als in Wien Mozart's Don Juan zum ersten Mal aufgeführt wurde, sagte der Komponist zu dem Kaiser Joseph, der ihm seinen Beifall zu erkennen gab, „keine Note zu viel und keine zu wenig, das ist die rechte Musik." Das Urtheil über J. Paul ist schon in einem Xenion von Schiller gesprochen, er würde bewundernswerth sein, wenn er das Seine besser zu Rathe hielte. Er ist der Humorist der modernen Literatur. Aber diese Ueberfülle geistreicher Einfälle, Witze, Bilder, Wortspiele, die sich in unaufhörlicher, regelloser Folge auf einander drängen, und die Phantasie zu keinem festen Bilde, die Betrachtung zu keiner Klarheit und stetigen Ruhe gelangen lassen; dieses launige Ueberspringen von einer Stimmung zur entgegengesetzten, von einem Bilde zum andern, diese manierirte Gedrängtheit und Kürze der Darstellung, welche den Sinn oft dunkel und unklar macht, dieses Jagen nach Treffern, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, wobei oft Mittelglieder übersprungen werden und dem Leser eine reiche Kenntniß mannigfacher wissenschaftlicher Einzelheiten zugemuthet wird — das Alles sind Eigenschaften, nicht für einen Schriftsteller der Jugend, welche, mehr als zur Bereicherung der Phantasie, gebildet werden soll zur Klarheit und Stetigkeit des Gedankens, und das auch da noch, wo Gemüth, Phantasie und Humor ihr Recht fordern und ihre Stelle finden. Sie soll sich an den Zügel gewöhnen, ja, was mehr ist, sie soll lernen, sich selber den Zügel anzulegen: das ist aller Erziehung Endzweck, und das eben lernt sie hier nicht. Unbefähigt, die Feinheit der geistreichen Beziehungen zu erfassen und die fehlenden Glieder einer Gedankenkette zu ergänzen, unbefähigt, sich in ein Einzelnes zu versenken und dabei doch das Auge auf die Einheit des Ganzen zu behalten, unablässig bestrebt, die Geschichte, das Ende der Geschichte zu erfahren, lernt sie hier, gedankenlos, darüber hinlesen. Auch die Levana, so viel des Schönen und Trefflichen sie enthält, für das Seminar, wie für den Stand der Volksschullehrer

überhaupt ist sie meines Erachtens nicht geeignet. — Ich komme zu Herder. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte, sowie seine Schulreden enthalten vieles Treffliche, auch nutzbar für unsere Kreise. Allein es ist, davon zu reden, hier nicht die Stelle. Als Dichter hat Herder bekanntlich seine Größe und Bedeutung in der Geschichte unsrer Literatur durch die Universalität seines Genies und sein hohes Talent, die Dichtungen aller Zonen und Zungen auf deutschen Boden überzupflanzen. Allein eben darin liegt nach dem Obigen der Grund seiner Ausschließung aus einem Leserkreise, welcher auf das rein Vaterländische sich zu beschränken hat. Die Lectüre wird sich hier mit einigen der theils originellen, theils von südlichem Boden übertragenen Gedichte begnügen müssen. An jenen findet ohnehin die Jugend meistens um ihrer Nüchternheit willen, ja schon der Reimlosigkeit wegen, wenig Gefallen. So haben wir denn bisher fast nur ausschließend und abweisend uns stellen können zu den Dichtern neuerer Zeit für die Zwecke des Seminars. Anders nun, wo wir übergehen zu den herrlichsten, fruchtbarsten Zeiten der deutschen Poesie, und zu deren Schöpfern, zu Göthe und Schiller. Wie fließen hier die Quellen so rein und reich, daß man bei jedem Schritte erinnert wird: siehe, der Ort, darauf du wandelst, ist heiliges Land! Da ist keine Gattung poetischer Darstellung, die nicht durch diese beiden Sonnen am deutschen Sangeshimmel ihre schönste Entfaltung und Blüthe gewonnen, und wer die unsterblichen Werke dieser beiden Genien nicht kennt und liebt, oder nur kennt, aber mit gleichgültigem Herzen, o der mag Alles haben und sein, ein rechtes deutsches Herz hat er nicht. Aber unter denen, welche für sie ein Auge und ein Herz haben, oder doch sich überreden es zu haben, begegnet uns gar zu häufig eine entschiedene Vorliebe für Schiller und eine abergläubische, unklare Abneigung gegen Göthe. Wenn man den letzteren einen kühlen, gefühlsarmen, einen Verstandesdichter nennt, der den Leser nicht erhebe und erwärme, oder gar einen unchristlichen, der die Jugend verführe, sowissen Kenner, was von solchen Urtheilen zu halten ist; und man braucht, wo man solche Reden hört, in den meisten Fällen nach Nichts weiter zu fragen, als was der Urtheilende von

Göthe gelesen, wenn man nicht vorzieht, zu antworten, wie H. Heine (S. Reisebilder. 2. B. S. 60). Aber gewiß wird schon um dieses weitverbreiteten Aberglaubens willen des Lehrers Aufgabe sein, Jünglinge mit ihm, so weit die Grenzen ihres Gesichtskreises es verstatten, bekannt zu machen, damit sie sehen und fühlen, was jene Einreden für eine Bedeutung haben. Sie werden in dem Dichter des Götz, des Egmont, der Iphigenie, des Sängers, des Fischerknaben u. s. w., recht geleitet, gewiß die Fülle und den Reichthum des Genius, die Anschaulichkeit und frische Unmittelbarkeit seiner Dichtungen, die Reinheit und Klarheit seiner Diction, die Tiefe und Treue des Gefühls herausfühlen, erkennen und bewundern. Was aber den andern Umstand, die Begeisterung für Schiller, anlangt, so können wir damit vollkommen zufrieden sein und haben allen Grund, in diese Stimmung — läuternd, aufklärend, erhebend — einzugehen, und es ist eine Pflicht, sie mit Schiller vorzugsweise bekannt und vertraut zu machen. Denn der sittliche Ernst, die Reinheit der Gesinnung, die Energie des Willens, die Erhabenheit des Ausdrucks, welche seiner Muse eigen sind, werden immer einen heilsamen, veredelnden Einfluß auf seine Leser haben, und wenn die Jugend einerseits durch die Strenge, andrerseits durch das Feuer und die Gluth seines Genius sich angezogen und hingenommen fühlt und am liebsten mit ihm in seiner idealen Welt weilt, so ist das nur ein Zeugniß, daß ein edler, schöner Keim in ihr liegt, der der Entfaltung zustrebt. — Die Zeit nach Göthe und Schiller ist eine nicht minder reiche, und bietet des Edeln und Schönen viel, sehr viel. Uhland, Schwab, Rückert, Krummacher, Hebel, Chamisso, Kerner — welche reiche Mannigfaltigkeit poetischer Production und Richtung in diesen allen, welch eine Fülle des edelsten, besten Stoffes für die Lectüre des jüngeren Alters, welches grade von dem edeln, bald naiven, bald erhabnen Volkston der Uhlandschen Balladen, von dem sinnigen, freundlichen Wesen der Krummacherschen Parabeln, von dem vielgestaltigen Leben der Rückertschen Dichtungen, von der rührenden Simplicität, Naivetät und Frömmigkeit der allemannischen Lieder, von der Sehnsucht und Wehmuth des tiefen J. Kerner außerordentlich

angezogen wird! Hier ist das beste Feld, um für das Verständniß und die Auffassung einer Poesie heranzubilden und den Geschmack zu leiten und zu läutern.

Noch ist Eines übrig. Wenn wir früher die Aufnahme von Uebertragungen fremdländischer Dichtungen in die statarische Lectüre zum Zweck der Kenntniß und des Studiums der poetischen Literatur abgewiesen haben, so ist damit ihre Zulässigkeit für mittlere Zwecke nicht bestritten, und wenn sich aus solcher beiläufigen Herbeiziehung auch kein Totaleindruck und kein allgemeines Urtheil gewinnen läßt, so kann doch ein Interesse für den Gegenstand und für den Dichter recht wohl angeregt werden. Das spätere Leben und das reifere Studium wird dann von selber an diesen Quellen weitere Nahrung suchen und finden. Die meiste Veranlassung zu solcher Beziehung auf ausländische Dichtungen giebt der Geschichtsunterricht. So führt z. B. der trojanische Krieg auf Homer (vielleicht Il. 22. 24. Od. 9. 17), die römische Geschichte auf Sheakspeare (Coriolan, Cäsar) auf Arnault (Lucretia, Marius) auf Cervantes (Numantia) auf Bulwer (letzte Tage von Pompeji); für das Mittelalter finden wir lebensvolle Gemälde bei W. Scott (die Kreuzfahrer), bei Tasso, Sheakspeare u. s. w. u. s. w. Nehmen wir hierzu die mannigfaltigen Bearbeitungen historischer Objecte in lyrischer, epischer oder dramatischer Form von deutschen Dichtern, z. B. von Platen, Uhland, Schiller, Collin, Vogl, Anastasius Grün, van der Velde, so haben wir damit einen schönen Kranz herrlicher Dichtungen für unsern Lehrkreis gewonnen, wobei der Geschichtsunterricht selbst an Anschaulichkeit, Eindringlichkeit, Anregsamkeit und Lebendigkeit unzweifelhaft gewinnen muß.

## 2. *Quid?*

Wenn man mich fragte, welche Gattungen der Poesie in den Kreis der Lehrerbildungsanstalten aufzunehmen seien, so wüßte ich nicht, welche davon auszuschließen wäre. Aber eine methodische Consequenz wird im Allgemeinen einzuhalten sein, und zwar nach dem Grundsatze, daß das Einfachere dem Zusammengesetzten voraus gehen müsse. Was ist aber auf diesem Gebiete das Ein-

fachere? Die Einfachheit ist hier in dem stofflichen Umfange, in der poetischen Form und in der poetischen Idee zu suchen. Danach bestimmt sich die Abfolge der Auswahl. Den Anfang macht die poetische Erzählung und die Fabel. Der verhältnißmäßig geringere Umfang macht den Ueberblick, die einfachere Form das sprachlich-formelle Verständniß, die Stetigkeit der Erzählung das Ergreifen der poetischen Tendenz auch dem Jüngeren und Schwächeren leicht. Dazu kommt, daß die Fabel ihre Moral noch der Geschichte vorausschickt oder nachfolgen läßt. Wir haben an Gedichten dieser Art einen solchen Ueberfluß, daß die Auswahl des Edelsten, Besten und Reinsten zur doppelten Pflicht wird. Wie ist's zu rechtfertigen, daß in manche sonst gute Sammlungen wahrhaft ordinäre Stücke von Bürger, Langbein u. A. aufgenommen sind? Wohl ist die naive und humoristische Poesie grade hier vollständig an ihrem Platze und in ihrem Rechte. Aber haben wir ein Recht, nach solchen gemeinen Dingen zu greifen, da wir in den Gedichten von Rückert, Gaudy, Seidl, Fröhlich, Kopisch, Hey, Gellert, F. Förster, Schwab, Chamisso, Göthe einen so reichen, unerschöpflichen Schatz haben? Die zweite Stelle weise ich der Parabel an, wenn auch damit, wie für die Folge überhaupt, nicht für eine bestimmte Zeit eine ausschließliche Beschäftigung mit der einen und der andern Dichtungsart gemeint ist. Nur ein Uebergreifen aus einer in eine weit davon liegende ohne Vermittlung und wider die Bildungs- und Altersstufe ist unzulässig. Die Parabel aber steht höher und hat mehr Schwierigkeiten der Auffassung, als die Erzählung und Fabel, einmal schon darum, weil sie ihre Tendenz nicht, oder doch meist nicht, von der Erzählung abgelöst, offen hinstellt, also mehr dem Denken anheimgiebt, sodann aber, weil ihre Spitze nicht auf eine Lehre der Moral oder der Lebensklugheit sich beschränkt, sondern meistens auf tiefere Anschauungen des Menschenlebens und seiner Beziehung zur Natur und zum Himmel sich gründet, für deren vollbewußte Aufnahme schon ein reiferes Gefühl und ein entwickeltes Denken erfordert wird. Ich brauche den Meister in dieser Dichtungsart nicht zu nennen: er wohnt im Herzen seines Volkes. Diese Parabeln sind eine Nahrung und Erquickung für

jedes Alter und jede Bildungsstufe, jedem in seiner Weise und nach Maßen. Aber leer geht dabei Keiner aus, und wenn schon ihre naiv edle Sprache in biblischem Tone erhebt und bildet, so ist ihre Lectüre und Besprechung auch ein treffliches Mittel, von dem flüchtigen Suchen nach dem Ausgang der Geschichte auf das Nachdenken über einen tieferen Gedanken unter der Geschichte zu lenken. — Die letztere Aufgabe legt sich noch näher bei der Ballade. Hier ist die Fabel nur Mittel für eine Idee, oder der Körper für dieselbe. Da soll nicht blos die Idee erfaßt und durchdrungen, und nicht blos der Körper der Geschichte als Ganzes sowohl, als in seinen einzelnen Theilen angeschaut und verstanden, sondern die Verbindung der Idee mit der Geschichte, ihr innerer Zusammenhang, die Einheit des Ganzen und die Diensamkeit der einzelnen Theile für die Idee erforscht und dargelegt werden. Hier muß also das ästhetische Moment nothwendig in Berücksichtigung kommen; weßhalb die Lectüre an ihr nicht beginnen kann. Aber sie soll bei ihr lange verweilen und immer zwischenein zu ihr zurückkehren. Denn es ist keine Dichtungsweise, die für das jüngere Alter so anziehend und bildend zugleich wäre, als eben die Ballade. Es hat an ihr zu gleicher Zeit ein Interesse für Phantasie, Gefühl und Denken. Und wie reich ist unsere Literatur an Dichtungen dieser Gattung! Den Kern und Mittelpunkt bildet unstreitig Uhland. Es liegt nahe, seine Balladen in Gruppen zusammen zu ordnen, und in solcher Folge zu lesen und zu besprechen. Z. B. nach der Darstellung des sich entwickelnden Helden: in Klein Roland das kecke, offene, freimüthige, zuversichtliche Wesen, welches in kindlichen, von Kindesliebe gebotenen und gehobenen Handlungen den künftigen Helden ahnen läßt; in Roland Schildträger die wirkliche Heldenthat, aber hervorgegangen aus einem unbestimmten, innern Drange, ohne das klare Bewußtsein von der inwohnenden Kraft, von dem Gewicht der That und von der Aufgabe des Helden; in dem „Schwerdt" das durch äußere Anreizung erwachende Bewußtsein der Heldenkraft und Bestimmung; endlich in König Karls Meerfahrt in dem Könige selbst der Held im Manne, welcher, im Gegensatz zu den zwölf Genossen, schweigend handelt, ernst, besonnen,

fest, ruhig, muthig, zuversichtlich. Schließlich die Vätergruft — der scheidende Held. Daran schließen sich die Schwabenstreiche, und Taillefer im Gegensatz zu der Rache. Dem herrlichen Gedichte: des Sängers Fluch kann an die Seite gestellt werden der Sänger von Göthe; dem „die Sonne bringt es an den Tag" die „Kraniche des Ibykus." Auch Schillers Taucher, Kampf mit dem Drachen, Ring des Polykrates, der Gang nach dem Eisenhammer, die Bürgschaft, der Graf von Habsburg, eignen sich zur statarischen Lectüre, so wie Göthes Fischer und dessen Ballade vom vertriebenen Grafen, ferner G. Schwab's Gewitter und der Reiter am Bodensee, Arion von Schlegel. — Aber wo soll ich hier enden? Schon ist des Genannten so viel, und wie viel des Guten giebt es noch. Das Gute liegt so nah, lern' es nur mit Sinn ergreifen. — Die nächste Stelle nimmt im natürlichen Zusammenhang die epische Dichtung im engeren Sinn des Wortes ein. Das Epos hat einen weiteren Umfang und größere Mannigfaltigkeit, als die Ballade, obgleich es mit derselben innerlich nahe verwandt ist. Es ist dabei Rücksicht zu nehmen auf die Anordnung des Stoffes und dessen Vertheilung, auf die Idee und Einheit des Ganzen, auf die Charaktere und Situationen in ihrer Wechselwirkung, und auf Anderes, was an bestimmten Epen hervortritt, wie z. B. die Ueberschriften in Hermann und Dorothea. Aber welche Epen sollen wir lesen? Den Messias von Klopstock? Gewiß nicht. In mehrere Sammlungen (z. B. in die von Heyse und Sickel) sind Bruchstücke aus dem **1. 10. 12.** Gesange aufgenommen; aber es hat so sein Wesen mit solcher fragmentarischen Mittheilung. Was hat der Schüler davon? Er hört, was er aus der Bibel in der naiven, edeln, einfältigen Sprache schon kennt, und in dieser Form grade liebt, hier noch einmal in pathetischer Sprache und überschwenglicher Ausschmückung. Für den Begriff des Epos aber gewinnt er durch diese Art der Lectüre entweder Nichts oder ein schiefes Urtheil. Es ist ein treffendes Wort, was Fr. Pfeifer irgendwo sagt: „Klopstock's Messias ist eine Warnungstafel: hier liegen Fußangeln! Göthes Hermann und Dorothea ist ein ewiger Fingerzeig: hier geht der Weg zum

allein möglichen modernen Epos." Und dieses herrliche Gedicht ist denn auch für die epische Dichtung in den Mittelpunkt zu stellen, und es ist völlig zureichend, daran den Begriff und die Vollendung des Epos zu veranschaulichen. Voßen's Luise ist dazu weniger dienlich, weil sie, mit dem Geiste idyllischer Behaglichkeit und Beschränktheit, des großen historischen Hintergrunds entbehrt, durch welchen H. und D. eigentlich zum Epos wird. Die Voßische Uebersetzung der homerischen Gedichte endlich, obwohl ein deutsches Eigenthum geworden, kann aus den oben gegebenen Gründen eine Stelle hier nicht finden. Was nun das Epos als völlig Vergangenes referirt, das stellt das Drama als vollständig Gegenwärtiges dialogisch dar. Auf diese dialogische und scenische Darstellung wird deßhalb hier außer den für das Epos bezeichneten Fragen, welche auch für das Drama in Geltung bleiben, eine Rücksicht genommen werden müssen. Die Lectüre hat aber an den Schiller'schen und Göthe'schen Dramen einen so reichen, unerschöpflichen Stoff, daß sie allen Grund hat, sich auf diese beiden zu beschränken, und sie hat zu thun, wenn sie Göthe's Götz, Iphigenie und Egmont und Schiller's Wallenstein, Maria Stuart, die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell zu gründlichem Verständniß bringen will. — Untergeordnete Dichtungsarten, wie die Idyllen, können füglich der Privatlectüre überlassen bleiben. Aber noch habe ich bis auf diesen Punkt von der lyrischen Poesie geschwiegen. Unvertreten bleiben kann sie nicht. Aber zum vollen Genuß und Verständniß derselben gehört im Ganzen eine tiefere Bildung und Erfahrung, als sie von diesem Alter erwartet werden kann, und überdies sind die meisten derselben aus Stimmungen und Situationen heraus geschrieben, welche dem jüngeren Alter fremd sind und dem Kreis der Schule nicht angehören. Deßhalb ist eine Einschränkung hier mehr, als irgendwo, an der Stelle. Lieder, wie die Ideale oder Resignation oder Schäfers Klagelied werden doch von diesem Alter nie recht und völlig aufgefaßt und durchdrungen werden. Dagegen verdienen eine Stelle für die Unterstufe z. B. von Uhland: des Knaben Berglied, der Wirth, der Sonntag, ferner für diese, wie für die

Oberstufe, z. B. Hebels Sonntagsfrühe, Morgenstern, Abendstern, sodann für die letztere allein Klopstocks Frühlingsfeier, und Vaterunser, Schillers Berglied, Klage der Ceres, von Freiligrath der Blumen Rache, Uhlands Frühlingsglaube, von J. Kerner die Rebe und die Tanne, von Scheuerlin der Tannenbaum, von Schiller die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, das Mädchen aus der Fremde, das Lied von der Glocke, der Spaziergang. Wenn von dem letztern Gedichte, einem der herrlichsten lyrischen Gedichte, die Schüler die Idee und den Gedankengang selbständig herauszufinden und von der Schönheit der Schilderungen, der Wahl der Epitheta u. s. f. mit Grund und Bewußtsein zu reden vermögen, so ist das ein vollgültiger Beweis, daß der vorausgegangene Unterricht an ihnen nicht ohne erhebliche Frucht geblieben.

### 3. *Ubi?*

Natürlich in allen Classen. Denn des Stoffes ist viel, der verarbeitet werden soll, und der Zeit ist wenig, die dazu erübrigt werden kann. Aber nicht so, daß, was auf der Unterstufe gelesen ist, für immer bei Seite gelegt werde, als wäre daraus nun Nichts mehr zu lernen. Vielmehr ist, was von der Unterstufe her bekannt ist, auf der höhern Stufe oft wieder aufzunehmen, damit es hier gründlicher besprochen und tiefer aufgefaßt werden könne. Die echte Poesie bietet „jedem eine Gabe, dem Blumen, jenem Früchte dar.“ Das jüngere Alter freut sich der Blumen, das reifere genießt die Früchte. Die Erfahrung, daß Sentenzen, Sprüche, Erzählungen, Lesestücke, die wir als Kinder gedanken- und theilnahmlos oder doch oberflächlich hinnahmen, wenn sie später uns wieder begegnen, durch ihre Tiefe und ihren Reichthum uns überraschen, ist wohl Keinem eine fremde. Sie wiederholt sich hier. Was hindert z. B., daß Göthe's Parabel vom Fuchs und Kranich auf der Unterstufe gelesen und durchgegangen werde? Und doch muß hier so Vieles von der Besprechung ausgeschlossen werden, wodurch der Werth und Sinn des Gedichtes erst in volles Licht tritt. Da ist zuerst der Sinn der Worte: „Fuchs und Kranich, sagt die Fabel“ zu erörtern und in Einklang zu bringen

mit der Ueberschrift, da ist ferner auf die entgegengesetzte Weise des geistigen Genießens aufmerksam zu machen; das oberflächliche, gierige, das nur recht viel verschlingen will, und das bedächtige, besonnene, das in der Tiefe und in dem mühenden Ringen Genuß findet; sodann müssen die Worte eine Erläuterung finden: jeder spottete des andern, als genährt am Katzentischchen, worin eine bekannte Erfahrung trefflich ausgedrückt ist; weiter ist auf die Schlußstrophe, die Moral, näher einzugehen und ihre Anwendung zu suchen; endlich ist auf den Rhythmus und Ton des Gedichtes hinzuweisen. Das Alles aber sind Rücksichten, welche bei einer früheren Lesung nothwendig wegbleiben müssen. Dennoch läßt sich auch hier Manches klar und deutlich machen, wenn man sich nur gewöhnt und bemüht, der gelehrten Schulsprache auf eine Zeit zu entsagen, und zur bloßen flüchtigen Unterhaltung sollen auch der Unterstufe die Gaben der Poesie nicht geboten werden.

### 4. *Quibus auxiliis?*

Damit aber der Unterricht fruchtbar, mannigfaltig und gründlich sei, ist es nothwendig, daß man auch die Literatur, welche zur Kenntniß und zum Verständniß der Dichter und ihrer Dichtungen führt, kenne und benutze. Das sind die auxilia. Sie sind entweder Literaturgeschichten oder Sammelwerke oder Commentare. Von den ersteren erwähne ich folgende: G. Weber, Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung, in einem leicht überschaulichen Grundriß. Leipzig, 1859. Schäfer, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. Bremen, 1858. Vilmar, Vorlesungen über deutsche Literatur. Marburg, 1864. Webers Grundriß hält sich in der Bearbeitung der poetischen Theile der deutschen Literatur hauptsächlich an Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur und ist reich ausgestattet mit trefflichen Notizen über Character und Inhalt der literarischen Productionen; er hat vorzugsweise die Gelehrtenschulen im Auge. Der Grundriß von Schäfer ordnet den Stoff nach der Fortentwicklung des nationalen Geistes, darum weder blos nach Biographien, noch blos nach den Gattungsunter-

schieden, sondern nach beiden zugleich; er giebt in gedrängter Kürze ein reichhaltiges Material und sorgfältige Charakteristiken der verschiedenen Zeitrichtungen der Literatur und der hervortretenden Geisteswerke. Die Geschichte ist bis auf die neueste Zeit herabgeführt und eine Zeittafel beigegeben. Das Werk endlich von Vilmar enthält, mit Beiseitstellung des biographischen und chronologischen Materials, eine pragmatische Entwicklung der Literaturgeschichte, eine geist- und lebensvolle Auslegung und Beurtheilung der Schöpfungen derselben in classischer Darstellung. *)

Der Sammelwerke für unterrichtliche Zwecke sind in neuer und neuester Zeit bei dem lebendigen Interesse derselben für diesen Zweig der Lehrunterweisung so viele erschienen, daß ich mich wiederum beschränken muß, einige von pädagogischer und methodischer Bedeutung zu nennen. Ohnehin wird ein denkender und strebender Lehrer nicht es über sich gewinnen können, bei einer dieser Sammlungen stehen zu bleiben; er wird vielmehr mehrere benutzen, und durch die Auswahl und die Gesichtspunkte der Anordnung in denselben sich leiten und anregen lassen, bald zum Erweitern und Ergänzen, bald zum Verkürzen und Zusammenziehen. Die Sammlung von Bechstein giebt in Einem Bande sehr viele Dichtungen, meist lyrische, in chronologischer Folge, von dem Vaterunser des Ulfilas an bis auf die neueste Zeit. So vortrefflich nun die Auswahl ist, so wird doch durch die Anordnung nach dem chronologischen Princip im Grunde wenig gewonnen: weder der Charakter der Zeiten, noch der Dichter kann aus solchen wenigen Mittheilungen hinreichend erkannt werden, und reichen sie zum Beleg für die Literaturgeschichte nicht aus, so ist für einen andern Zweck des von geschichtlichen Abfolge unabhängigen Betriebs der poetischen Lectüre jenes Princip als ein überflüssiges zu erachten, so daß nach meinem Erachten am zweck-

*) Beiläufig seien hier noch genannt die Literaturgeschichten von Heinrich Kurz, Paldamus und H. Kurz, Seinecke, Möbius, Oltrogge, Wernick, Buchner, Brugier, Gödeke.

mäßigsten das doppelte Princip der Chronologie und der Dichtungsgattungen zu Grunde gelegt wird. Dann ergänzt eins das andere. Das geschieht in dem musterhaften Buche von Orelli, Bibliothek deutscher Classiker, welches im 1. und 2. Bande meist classische Dichtungen, Fabeln, Erzählungen, Parabeln, Paramythien, Allegorien, Balladen enthält. Die Auswahl ist hier eine so umsichtige, sorgfältige, sinnige und reichhaltige, daß, wenn irgend eine, diese Sammlung geeignet ist zur Grundlage für Veranschaulichung der genannten Dichtungsarten und ihrer Dichter. Noch weitere Grenzen hat sich ein anderes, nicht minder empfehlenswerthes Werk gesteckt: der Dichtersaal von Follen. Der Sammler, selbst Dichter, bekundet auf jeder Seite seine pädagogische Befähigung und seine reiche Kenntniß der poetischen Literatur. Das Werk, aus 2 Bänden bestehend, enthält im ersten Uebersetzungen aus Tasso, Ariost und dem Nibelungenlied, welchen sich Graf Eberhard von Uhland anschließt. Darauf folgen lyrische Dichtungen, in reicher Zahl, nach dem Inhalt geordnet, dann Fabeln und Balladen. Ueberall begegnet uns das Gediegene, Classische, und die Verbindung und Zusammenstellung so geistreich und bedacht, daß auch an ihr für die Zwecke des Unterrichts viel zu lernen ist. Vgl. hier Nr. 19. Der eigentlichen Commentare und Erläuterungsschriften zu gedenken, so ist das gründliche Werk von Götzinger schon so lange in den Händen des Publikums und von so anerkanntem Werthe, daß ein Urtheil über dasselbe nicht weiter nöthig ist; besonders sorgfältig und interessant sind die Mittheilungen über die Quellen, aus welchen die Dichter ihre Balladen schöpften. Ein andres treffliches Werk ist von Viehoff in 2 Bänden: ausgewählte Stücke deutscher Classiker. Es sind darin Gedichte von Schiller, Kleist, Klopstock, Göthe, Uhland in der Weise der Commentare der alten Classiker gründlich von Seiten des Stoffes, des Gehaltes und der Form erklärt und erläutert. Für gründlichere Studien ist vorzüglich das gediegene, gehaltvolle Werk von Hoffmeister: Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang (5 Bde.) zu empfehlen, und für die Methode des Unterrichts Hiecke: der deutsche Unterricht an deutschen Gymnasien.

S. 160 f.*) Aber mehr, als alle Schriften, ist erforderlich, daß der Lehrer ein Herz habe für seine Schüler, und ein Herz für die Poesie. Der Geist ist's, der lebendig macht.

### 5. *Cur?*

Die Einwürfe, welche gegen die Aufnahme der poetischen Literatur in den Seminarunterricht gemacht werden können, und mit welchen viele meiner Leser bis hierher mich begleitet haben mögen, sind mir nicht verborgen. Sie können hergenommen werden von dem Mangel an Zeit bei der Menge in kurzer Frist von 3 Jahren anzueignender Stoffe und zu gewinnender Fertigkeiten, oder von dem Mangel geistiger Befähigung bei einem Schülerkreise, dem die Kenntniß und Anschauung der antiken Welt nicht gegeben worden ist und nicht gegeben werden kann. Allein der erstere Einwand ist abzuweisen, wenn nachgewiesen werden kann, daß in jenem Unterricht ein wesentliches Bildungsmittel enthalten ist, welches der reiferen Jugend, zumal der künftigen Lehrerwelt nicht vorenthalten werden darf; der andere aber wird mit der Behauptung stehen und fallen, daß der bewußte, volle Genuß und das einsichtige Verständniß der modernen, hier der deutschen Literatur unmöglich und unerreichbar sei ohne eine gründliche Kenntniß der antiken Geisteswerke. Hiermit ist klar, daß auch die Antworten auf das quomodo und quando auf diesen und jenen Einwand die Entgegnung enthalten müssen. Daß aber die poetische Literatur an sich ein Recht habe und einen Grund in dem Zweck und in der Ordnung der Seminarbildung, das wird in diesem Abschnitte nachzuweisen sein. Der Gewinn, den die Zöglinge des Seminars von demselben haben können und sollen, ist ein zwiefacher, ein materieller und ein ideeller. Von jenem Standpunkte angesehen, ist es schon als ein Gewinn zu betrachten, daß sie die großen, unsterblichen Dichterwerke deutscher

*) Wir nennen noch beiläuffg: Eckardt, Anleitung. deutsche Dichterwerke zu erläutern; Bratanek, ästhetische Studien (Wien). Saupe, Göthes und Schillers Balladen, erlt. (Gera). Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, von Heinrich Düntzer (Jena).

Nation kennen lernen, und dadurch einen Schatz sich sammeln, dessen Werth und Reichthum sie mit den Jahren mehr und mehr erkennen werden; daß sie auch dadurch bildend einzuwirken in den Stand gesetzt werden auf die Classen des Volkes, deren Kinder sie heranbilden zu elementarem Wissen; daß sie ein Material darin zugleich gewinnen für Literärgeschichtliches und Völkergeschichtliches, woran sie in Zukunft bei wachsendem Interesse und erweitertem Blick fort und fort Genuß und Belehrung finden; daß sie für eigne, freie Darstellung darin ein Muster und einen Spiegel edler, schöner, ebenmäßiger, frischer, gewählter Sprache und Darstellung erhalten. Doch mit dem Allem hätte dieser Unterricht nur eine subsidiarische Stellung, es gäbe keine innere Nöthigung, die Poesie zum Gegenstand der Unterweisung zu machen um ihrer selbst willen. Allein der Gewinn ist auch ein reiner, ein ideeller. Wenn die Poesie läuternd einwirkt und reinigend und erhebend auf den Stil, so thut sie das nicht minder, oder richtiger zuerst auf das Herz. Nach dem bekannten Worte: der Stil, das ist der Mensch. Die Poesie heiligt das Herz.

Es rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt.

Jede Beschäftigung mit dem Edlen, Reinen, Erhabnen übt, wie der Umgang mit edlen, großen Menschen, eine heiligende Macht aus über das menschliche Herz, um so sicherer und vollständiger, je freier sie die Seele läßt, je reiner, unmittelbarer, je freier von berechnender Absichtlichkeit die Einwirkung sich darstellt. Darum können eher Gebote und Ermahnungen, ja auch ein unfreier, abstracter Religionsunterricht ihre Wirkung auf die jungen Herzen verfehlen und an ihnen sich ohnmächtig erweisen. Was aber der rechte, lebensvolle Religionsunterricht wirkt zur Heiligung der Herzen durch die ernste Stimme der Wahrheit, das wirkt ebenso unfehlbar durch das leichte Spiel der Kunst, in ihrer Richtung auf das Höhere, Ideale, Himmlische, die Poesie. Nicht das Lehrgedicht ist es, was diesen Einfluß am sichersten übt: es ist überhaupt die niedrigste Stufe der Poesie, und trägt gerade

in seiner Tendenz auf Belehrung und Moral den Grund der Unsicherheit seines Eindrucks in sich. Aber jede schöne, vollendete Dichtung ist durch die Reinheit und Erhabenheit der Form und Sprache, mehr noch durch den Charakter der Idealität, für das empfängliche Herz, also insonderheit für das jugendliche Herz eine heiligende Macht.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück.

Die Poesie flieht das Niedere, Gemeine, wo sie es aufnimmt, überstrahlt sie es mit einem höhern Lichte. Sie verklärt das trübe, wüste Leben, sie versöhnt mit der Erde Schranken und der Menschen Treiben oder läßt sie auf eine Zeit uns vergessen in dem flüchtigen, freien, schönen Spiele des Scheines. So erheitert sie das Leben, so erhebt und erquickt sie das Herz.

Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie sollten wir diese Gaben, diese Blumen und Früchte, einem Alter versagen, das, sie zu pflücken und zu genießen, so empfänglich ist, einem Stande versagen, der, mit viel drückenden Sorgen und Lasten beschwert, einen sauern Weg durchs Leben hat, einem Berufe versagen, der in sich schon des Geistes Bewegung beschränkt und niederhält! Wenn ich mir einen Lehrer denke auf dem Lande — er kann Umgang haben, aber er ist ihm meistens beschränkt und erschwert; er kann ein rechtes, reiches Maaß des Wissens und Könnens gewonnen haben in den Jahren der Schule, aber die Pflanzen verdorren ohne den Thau des belebenden Umgangs und Verkehrs und der praktischen Uebung; er kann Freude haben in Schule und Haus — aber sie wird immer durch Sorgen und Bekümmernisse, durch niederschlagende Erfahrungen und getäuschte Hoffnungen getrübt und

unterbrochen werden. Wie glücklich, wer in solcher Lage des Umgangs mit den edlen Dichtern unsres Volkes sich erfreut, wer an diesen heiligen Quellen das matte Herz erquicken, das gebeugte erheben kann. Nicht Alle können's und mögen's. Das Auge will dafür geöffnet, das Herz gewonnen sein „in den Jahren des Gefühls." Noch mehr! Findet das Herz in der Poesie eine Quelle der Heiligung, Erhebung und Erquickung, so hat in ihr auch die Phantasie eine Quelle der Anregung und Bereicherung. Mag man streiten, wie viel in Unterricht und Bildung der Jugend der Phantasie einzuräumen sei, mag man sagen, daß eine einseitige Ausbildung dieser Kraft des Geistes nachtheilig wirke auf die Harmonie des Ganzen, immerhin steht fest, daß die Phantasie eine Macht ist in der jugendlichen Seele, und mit der Forderung der Naturgemäßheit des Unterrichts und der Ausbildung ist auch die Bildung und Anregung der Phantasie gefordert. Oder warum liebt man es, den Kleinen freundliche, bunte Bilder zu zeigen und Märchen zu erzählen? Und schließt nicht das Gesetz, daß der Unterricht anschaulich sein solle, auch jenes in sich, daß er der Phantasie zu thun gebe? Die Poesie aber lebt im Reiche der Phantasie. Ich weiß wohl, welche bedeutende, erziehende, geiststärkende Macht die logische Strenge der klaren Prosa hat, und bin weit entfernt, ihre Wichtigkeit und Bedeutung streitig machen zu wollen; aber jene hat ihr Recht, wie diese, und die Dichtkunst beschäftigt keineswegs einseitig die Phantasie, sie erregt und übt vielmehr in mannigfaltigster und lebendigster Weise auch die Kraft des Denkens. Es ist ein leidiger Irrthum, daß die Lectüre, vor Allem poetischer Werke, nur der flüchtigen Unterhaltung dienen solle, und daß der Genuß an einem Gedichte gestört oder zerstört werde, wenn an ihm die Denkkraft sich reflectirend zu bethätigen veranlaßt werde. Man vergißt dabei, daß ein Genuß, der ohne das Bewußtsein von der Schönheit des Einzelen, von der Folge schöner Bilder, von der Zusammenstimmung aller Theile im Ganzen ist, kaum mehr, als ein sinnlicher, und sicher kein in Wahrheit geistiger Genuß ist. Es ist vielmehr die Aufgabe des Lesenden, das, was der Dichter in poetischem Drange mit mehr oder weniger Bewußtsein und Zweck geschaffen, aus

dem Werke heraus durch die Reflexion sich neu zu erzeugen und zu eigen zu machen, und dadurch dem unbestimmten Gefühle von seiner Schönheit eine bestimmte Richtung und Begründung zu geben. Dazu aber wird eine nicht geringe Anstrengung des Denkens erfordert. Lesen ist Nichts, sagt der große Denker und Forscher Johannes v. Müller, Lesen ist Nichts, Lesen und Denken ist Etwas, Denken und Fühlen die Vollkommenheit. Wenn aber Viele, besonders das jüngere Alter, darauf aus sind, nur recht viel zu lesen, nicht Vieles, so mochten daraus die Lehranstalten vergangener Zeit einen wohlberechtigten Grund nehmen zu dem allgemeinen Verbote des Lesens deutscher Bücher überhaupt, und wenn das Wort Lichtenbergs eine Wahrheit ist, daß manche Menschen nur deshalb lesen, damit sie nicht denken dürfen, so hat ein Lehrer die wichtige ernste Aufgabe, seine Schüler in dem oben bezeichneten höheren Sinne lesen zu lehren.

So setzt die Unterweisung in der poetischen Lectüre, recht behandelt, den ganzen geistigen Menschen in Thätigkeit und Erregung; während andre Disciplinen einseitig, die einen den Verstand, die andern den Willen und das Gefühl erregen und leiten, finden wir hier an Einem Stoffe und zu Einer Zeit die Mittel, auf das Denken, die Phantasie und das Herz in gleicher Weise läuternd, stärkend, leitend, erhebend einzuwirken. Das berechtigt sie, zu der Zahl der Unterrichtsgegenstände im Seminar aufgenommen zu werden. Dazu kommen noch andre unterstützende Umstände und Rücksichten. Das Seminar kann seinen Zöglingen die herrliche Welt der alten classischen Literatur nicht bieten und entbehrt dadurch ein überaus wichtiges Mittel der Geschmacksbildung — hat es nicht an der classischen deutschen einen Ersatz dafür, den es um so weniger missen kann, als jener Weg ihm verschlossen ist? Das Seminar soll Lehrer bilden, also Männer, die ein Herz haben für das Volk und einen Willen, seine Kraft ihm ganz und rein zu weihen — bedarf es dazu nicht vor Allem des Nationalgefühls, und wo kann man das nächst der Geschichte sicherer und reiner schöpfen und nähren, als an den Quellen der deutschen Poesie? Das Seminar ist oft genug angeklagt worden, daß es zu viel des Wissens und Könnens in

kurzer Frist aneignen wolle, oder in Wirklichkeit aneigne, und daß daher die Einseitigkeit, die Uebereiltheit der Ausbildung, und wer weiß, was sonst, komme. Wodurch kann, bei übrigens gleichen Verhältnissen, eine tiefere, allgemeinere, freiere Weise der Bildung genommen und gewonnen werden, als von dem Betrieb der vaterländischen Literatur, insbesondere der poetischen? — Aber der Erfolg und Gewinn ist wesentlich abhängig von der Art der Behandlung, von der Auswahl des Stoffes und von dem Geiste, der da lebendig macht, von dem Wie.

### 6. *Quomodo?*

Zunächst einige allgemeine Bemerkungen. Ueber die Folge der Auswahl ist schon unter 2 geredet und dabei der Punkte gedacht worden, welche bei den einzelnen Dichtungsarten in Rücksicht zu nehmen sind. Dabei wurde bemerkt, daß die dort gegebene Aufeinanderfolge im Allgemeinen als die natürliche einzuhalten sei, daß aber, je weiter hinauf, desto öfter dieselbe durch ein Gedicht aus einer früheren Periode unterbrochen werden könne, damit der Wechsel nicht fehlt, der ergötzt (s. 3). Es könnte gefragt werden, ob man nicht eben so gut das chronologische Princip zu Grunde legen könne, so daß z. B. mit Klopstock begonnen würde, dem Lessing, Göthe, Schiller u. s. f. sich anschlössen nach der Geschichte ihrer Poesien. Allein die obige Anordnung scheint aus innern Gründen zweckmäßiger. Am Ende wird dann mit Nutzen und Gewinn eine kurze Geschichte der Literatur mit Rückbeziehung auf die kennen gelernten Dichter und gelesenen Dichtungen gegeben werden können. Ferner werden die gelesenen Gedichte zu schriftlichen Arbeiten benutzt, so daß an ihnen sich der Stil bildet, reinigt, erhebt, z. B. über Uhlands Rache, des Sängers Fluch, über Göthe's Sänger, über den Charakter von Vater und Mutter, vom Apotheker und Geistlichen, von Hermann und Dorothea in dem Epos des N., über die Weiheparabeln von Krummacher, über hervortretende Charaktere in Dramen, über den Gedankengang in Schillers Spaziergang u. s. w. Weiter werden die Themen zu den schriftlichen Arbeiten in poetischen Sentenzen und Sprüchen aus classischen Dichtern gestellt, wozu das Werk von

Dr. O. Lange eine schöne Auswahl giebt. Dergleichen allgemeine Sentenzen werden auch bei der Lectüre memorirt. Der statarischen, geregelten Lectüre geht die gelegentliche Nachfrage nach der Privatlectüre und Besprechung des Angezogenen zur Seite. Auch Vergleichung innerlich verwandter Gedichte kann angestellt und die Vergleichung verschiedener Dichter nach bestimmten Seiten hin versucht werden. Im Allgemeinen ist festzuhalten als Grundsatz, daß mehr statarisch als cursorisch gelesen werde — cursorisch lesen sie für sich schon genug — und daß, besonders in den ersten Jahren, möglichst wenig den Schülern selber überlassen und anheim gegeben werde. Eine geregelte statarische Lectüre im Unterricht wird auch auf die freigelassene Wahl der Privatlectüre mittelbar leitend und bestimmend einwirken. Dies im Allgemeinen. Nun will ich an einigen Gedichten meine Verfahrungsweise statt weiterer allgemeiner Erörterungen darlegen. Ich wähle zuerst den Sänger von Göthe. Zuerst wird das Gedicht ein oder zweimal gelesen, erst vom Lehrer, dann von einem Schüler, auf der Unterstufe am besten blos von dem ersteren. Dann wird die Geschichte in Prosa von einem Schüler referirt, was hier einige Schwierigkeit hat, weil das angegebene Gedicht wenig Handlung enthält. Das Wiedererzählen überhaupt ist eine überaus förderliche Uebung; die Gewandtheit im mündlichen Vortrage erzeugt die Flüssigkeit des Stils, und den Stilübungen sollten immer Redeübungen zur Seite gehen. In unserm Falle wird auch das Gefühl von dem Unterschiede der poetischen und prosaischen Darstellung durch die prosaische Relation angeregt, und man wird wohlthun, darauf hinzuweisen. So wird z. B. die prosaische Darstellung der Uebergangssätze sich nicht entschlagen können zu Strophe 2, 4, 6, während die Poesie ohne dieselben dramatisch belebt wird. Die prosaische Darstellung wird ferner Anreden, wie die: schließt, Augen, euch; Bilder, wie: welch reicher Himmel, Stern bei Stern, oder: vor deren kühnem Angesicht der Feinde Lanzen splittern; an andern Orten Ausschmückungen und Ausmalungen vermeiden, weglassen müssen. Das Alles u. a. dient dazu, die Unterschiede beider Darstellungsweisen fühlbar und klar zu machen. Ist der Handlung mehr, als in dem angezoge-

nen Gedichte, z. B. in „des Sängers Fluch“ von Uhland, so thut man wohl, um im Verfolg über dem Einzelnen nicht das Ganze zu verlieren, die Handlung in ihre Acte zu zerlegen und mit Ueberschriften zu bezeichnen, wie in der Uhlandischen Ballade: 1) der König, 2) die Sänger, 3) die Sänger in des Königs Schloß, 4) des Sängers Fluch, 5) des Fluches Erfüllung. Damit hängt denn die Frage zusammen nach der Verbindung der einzelnen Acte, wo sie sich findet und wo nicht, und warum so oder so. Dann wird dafür zu sorgen sein, daß die Bilder, welche das Gedicht vorführt, der Phantasie frisch und fest sich einprägen. Ist es nun nach seinem stofflichen Gehalte aufgefaßt, so wendet sich die Erörterung zum Einzelnen, zu der sprachlichen, logischen und ästhetischen Form. „Was hör' ich draußen vor dem Thor, was auf der Brücke schallen?“ Die Wiederholung des „was“ könnte veranlassen, an zwei verschiedene Orte zu denken, an welchen zu derselben Zeit der Gesang erschallt sei; der Sinn ist aber: draußen vor dem Thor — auf der Brücke. Der Beginn mit der directen Rede des Königs verleiht der Darstellung Leben, Anschaulichkeit, und versetzt den Leser unmittelbar in die Scene. „Laßt den Gesang vor unserm Ohr im Saale wiederhallen.“ Vor unserm Ohr ist ein dichterischer Ausdruck, statt: vor uns; das Ohr nimmt den Gesang auf, deshalb ist das „vor“ auffallend. In den folgenden Zeilen ist die Kürze, die Unverbundenheit, die Ebenmäßigkeit, der Wohlklang der Sätze in Rücksicht zu nehmen. Die Darstellung versinnlicht dadurch die Raschheit der Handlung, der Ton ist entschieden, die Sprache durch das Ebenmaaß schön. „Laßt mir herein den Alten!“ Warum den Alten? Hier ist an die beiden Sänger in des Sängers Fluch zu erinnern; beim Alter ist die Erfahrung, die Weisheit, der tiefere Sinn. „Den Alten?“ der Sänger muß dem Könige bekannt und vertraut, in dem Schlosse heimisch sein. Die 2. Strophe führt ohne Uebergang den Sänger redend ein; wovon schon oben geredet ist. Das Bild in der 3. Zeile, die Wendung in der 5. verdienen hier eine Erörterung. Der Sänger schließt die Augen, um sich zu sammeln, in seine innere Welt zurückzuziehn; die bunte Mannigfaltigkeit äußerer Umgebungen zerstreut ihn, läßt ihn

nicht zu der innern Ruhe gelangen, der die Kunst und der Künstler bedarf. Er will die Augen schließen; stärker heißt es in Str. 3: „er drückt' die Augen ein." „Er schlug in vollen Tönen," d. h. in voller Kraft, in vollen Harmonien. Uhland: „der Alte schlug die Saiten, er schlug sie wundervoll, daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll." Aus dem Eindrucke läßt sich auf den Inhalt des Gesanges schließen; er wird ritterlichen Heldenmuth und die Liebe gepriesen haben: „die Ritter schauten muthig drein und in den Schooß die Schönen." (vgl. Uhland). „Der König, dem das Lied gefiel" — einen tiefern Eindruck hat der Gesang auf den König nicht gemacht, nicht mehr, als ein flüchtiges, sinnliches Gefallen, daher erklärt sich die Wahl der Gabe. Dazu ist zu vergleichen: „die Königin, durchflossen von Wehmuth und von Lust, sie wirft dem Sänger nieder die Rose von ihrer Brust" — und die Gabe des Königs in Ebert's: der Sänger im Palast, die Perle, aber als Symbol. Wieder redet in der 4. Strophe der Sänger; er gewinnt nur aus seinen Reden für uns eine Gestalt, der Dichter hat außer der allgemeinen Angabe der 1. Strophe Nichts zur bestimmten, concreten, anschaulichen Darstellung der Person des Sängers gegeben. Dafür ist zu vergleichen wiederum die überaus schöne Schilderung der beiden Sänger bei Uhland und des bleichen Sängers bei Ebert. — Der Sänger nimmt die dargebotene Gabe nicht an; sie würde ihm eine Last sein, ihn binden, der Freiheit berauben, die er zum Gesang bedarf; der König mag sie den Rittern geben oder dem Kanzler, denn sie haben sich im Dienste des Königs der Freiheit begeben, ihnen ist die goldne Kette eine Ehre und ein Schmuck. „Die Ritter, vor deren kühnem Angesicht der Feinde Lanzen splittern" — ein kühner poetischer Ausdruck; der Muth verleiht den Sieg, den Erfolg; das Auge, das Angesicht drückt, spricht den Muth aus, und die physische Kraft unterstützt die psychische — darin liegt der Erklärungsgrund. Das Schlußwort: „und laß ihn noch die goldne Last zu andern Lasten tragen," enthält schon den Grund seiner Weigerung in sich, welche hierauf in der 5. Strophe noch weiter und deutlicher motivirt wird. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet," frei, fröhlich,

nicht um Lohn; das Lied macht mich reich. Was er sich erbittet, ist ein Becher des besten Weines in purem Golde (in Wilhelm Meister, der überhaupt zu vergleichen, in reinem Glase), d. i. das edelste, geistigste Getränk, die edelste Gabe der Natur in dem edelsten Stoffe. Der Sänger des Edlen und Hohen und Schönen kann nur der edlen Gabe sich freuen. — Das Gebetene wird ihm gereicht, er leert den Becher, dankt für den Trank und ermahnt den Geber scheidend, nie für den Reichthum an so edlen Gaben, für Wohlergehn und Freude des Dankes zu vergessen gegen Gott. Hiermit schließt die herrliche Ballade. Die Idee derselben ist in der 4. Strophe ausgesprochen; wenn man danach, was in den meisten Fällen zweckmäßig und bildend ist, die Ueberschrift („der Sänger") näher bestimmen wollte, so könnte man setzen: des Sängers Lohn („das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.") Auch diese ist noch zweideutig; aber der doppelte Sinn findet in dem Gedichte seine Begründung.

Diese Bemerkungen und Erörterungen nun können zum größten Theile von den Schülern durch angemessene Fragen des Lehrers gefunden werden; Mehreres wird vom Anfang der Auseinandersetzung des Lehrers überlassen werden müssen, später kommt das Geschäft der Auslegung mehr und mehr in die Hände der Schüler, die sich unter einander verbessern und ergänzen, und der Lehrer tritt nur da ein, wo ihre Kraft nicht ausreicht. Ueber das Metrum zu reden, halte ich da erst an der Stelle und Zeit, wo schon Vieles und in verschiedenen Zeitmaßen gelesen ist, damit für die Theorie die Vergleiche und Beläge zur Hand sind. Nachdem diese Erörterungen beendigt sind, wird nun das Gedicht noch einmal gelesen, und die Schüler werden erkennen, daß der Eindruck jetzt doch ein anderer, klarerer, bestimmterer und der Gewinn des sorgfältigen Durchgehens von Erheblichkeit ist.

Für das E p o s will ich meine Bemerkungen an Hermann und Dorothea knüpfen. Im Allgemeinen ist schon unter dem Quid von den Rücksichten geredet worden, die dabei zu nehmen sind. Hier wird am besten je ein Gesang ohne größere Unterbrechung, als wo eine Schwierigkeit der Diction oder des Gedankens sich entgegenstellen sollte, gelesen. Daran schließt sich die Frage,

wie viel der Handlung liegt in dem gelesenen Abschnitt? wie sind die handelnden Personen dargestellt? welchen Sinn haben die doppelten Ueberschriften zu dem Inhalt? Diese u. a. Gedanken begleiten nun die ganze Lectüre. Am Schluß kann dann über die Vertheilung des Stoffes, über die Zeichnung der Charaktere, über den Zeitraum, welchen die Geschichte umfaßt, über das retardirende Moment in Anordnung des Stoffes, über Sprache und Ton gehandelt und endlich der Begriff des Epos an dem Gedichte erläutert werden. Daß die Charakteristik der handelnden Personen eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, ist schon oben erwähnt worden.

Dasselbe gilt vom Drama, und es ist eine überaus bildende Uebung, aus der Zusammenstellung der Personen, welche den wider einander liegenden Parteien zugehören, das umgrenzte, individuelle Bild von der einzelnen Person hervorzuheben und vor dem geistigen Auge in Klarheit und Bestimmtheit entstehen zu lassen. So z. B. im Götz die alte und neue Zeit, sodann Götz und Elisabeth, Maria und Karl. Danach die Frage, wie der Knoten geknüpft und gelöst wird, wie die Fabel in den Acten und Scenen vertheilt und geordnet ist, welche Idee das Ganze trägt, und was den Helden des Gedichtes zum Helden macht u. a. Das einzelne Drama ruft dann noch eine Menge anderer specieller Fragen hervor. Z. B. bei der Lectüre der Jungfrau von Orleans: In welcher Absicht hat der Dichter der Tragödie den Prolog vorausgeschickt? wie stellt sich darin die Jungfrau dar? welche Verwandtschaft hat derselbe mit Wallensteins Lager, und wiefern sind beide unterschieden? warum ruft die Jungfrau nicht auch den Ihrigen einen Scheidegruß zu am Ende des Prologs? wie wird der König im 1. Acte charakterisirt? was ergiebt eine vergleichende Zusammenstellung der Jungfrau mit der Sorel und Isabeau? warum ist der Dichter von der Geschichte abgewichen, indem er Johanna nach einem gewonnenen Siege zu dem Könige kommen, indem er den Montgomery von ihrer Hand fallen, indem er Talbot vor der Jungfrau sterben, indem er diese selber unter den Ihrigen sterben läßt? worin besteht das Vergehen der Jungfrau, worin ihre Buße? warum schweigt sie im 4. Act bei den

Anschuldigungen und drängenden Fragen? wie unterscheiden sich Margot und Louison? wie ist die Veränderung des Benehmens der Jungfrau gegen ihre Schwestern zu erklären? Und nun am Ende das vollständige Bild derselben, der berufenen, der gefallenen, der geprüften und geläuterten, der starkgewordenen und sieggekrönten! In der That Stoff genug zum Nachdenken und zur Erhebung und Erquickung des Herzens! — Doch es sei genug mit diesen Beispielen. Vielleicht haben manche meiner Leser bis auf diese Stelle beistimmend mich begleitet, aber noch haben sie einen Einspruch in Bereitschaft mit der Frage:

### 7. *Quando?*

In welche Stunden, wohin soll die Lectüre gelegt werden? Ich will die Klage über das große Maß von Stoff, der verarbeitet und angeeignet werden soll, hier nicht wiederholen. Es erscheint kaum zulässig, noch neue Unterrichtsstunden für diesen Gegenstand aufzunehmen. Eben so wenig kann er mit dem grammatischen Unterricht vermengt werden; denn dieser ist seinem Wesen nach ganz verschieden von jenem, und von so entschiedener, selbständiger Bedeutung für gründliche Bildung, daß er in seiner Reinheit und Selbständigkeit unter allen Umständen zu bewahren ist. Auch daß die Lectüre aus dem Kreis der eigentlichen Unterrichtsstunden hinausverlegt und die Theilnahme freigelassen werde, ist nicht angemessen. Der Unterrichtsgegenstand aber, welcher dem beregten am nächsten verwandt ist und von demselben am meisten Gewinn zu hoffen hat, ist der Stilunterricht, und ich zweifle nicht, daß die Lectüre am schicklichsten in diese Stunden verlegt wird. Die Stilgewandtheit selber kann dadurch wesentlich gefördert werden, und wenn die öffentlichen Unterrichtsstunden nur zur Besprechung der abzuhandelnden Themen angewendet, diese selber aber immer zu einem, vielleicht zum größeren Theil der Lectüre entnommen oder angeschlossen werden, wenn der Classe über die eingelieferten Arbeiten die Urtheile nur in allgemeiner Uebersicht gegeben werden, während das genaue und specielle Durchgehen und Verbessern der Privatmittheilung

übergeben wird: so wird nicht Grund bleiben zu der Klage, daß die Zeit mangle, um etwas Rechtes und stetig Zusammenhängendes zu lesen und zu besprechen.

So übergebe ich diese Blätter der Prüfung derer, die ein Herz haben für des Volkes geistiges Wohl und eine Einsicht in die Bedürfnisse des Lehrerstandes. Das Urtheil über die Poesie und ihren Werth wird immer ein verschiedenes sein; aber das freie Urtheil über ihre Bedeutung für Bildung und Veredlung des Geistes und Herzens kann nur Eines sein, und kann dem Gedanken Recht und Beifall nicht versagen, auch das jüngere Geschlecht anzuleiten und zu führen mit Liebe und Freude in den ewig grünen Garten, zu den goldenen Früchten der Poesie, damit sie in dem Umgange mit den großen Geistern deutscher Nation und in dem Genusse der Schönheit und des Reichthums ihrer Schöpfungen sich erheben und freuen und erwärmen mit uns und mit denen, deren Bildung das Vaterland zukünftig in ihre Hände legen wird und an ihr Herz.

# Der sentimentale Lehrer.

Der Lehrer hat ein Recht, den Grundsatz, daß die Individualität gewahrt und geschont werden soll, auf sich in Anwendung zu nehmen. Man soll von dem sanguinischen Geblüt nicht die Ruhe des Phlegma, von der Jugend nicht den Ernst und Gleichmuth des Alters, von dem genialen Menschen nicht die eintönige und geistlose Ordnung des Pedanten, von dem Schwachen nicht die Früchte des Reichbegabten, von dem weichmüthigen Character nicht die Energie und Zuversicht des starken Characters erwarten oder verlangen, und würde viel Unrecht und Zwiespalt vermieden worden sein, wenn man immer dem Worte getreu geblieben wäre: *divide* et impera.

Allein jenes Recht hat seine Schranken: die Gaben mögen verschieden sein, die Aufgabe ist für Alle ein und dieselbe, die sittliche, seinen Willen und sein Wesen in Einklang zu bringen mit dem göttlichen Willen, und die individuelle Bestimmtheit zu reinigen von dem Unreinen, Mangelhaften, Sündigen, was an ihr haftet und der Erreichung der höheren Aufgabe widerstrebt und widerstreitet. In diesem Streben sind wir zumal eins oder sollen es sein, und würde muthlose Verzagtheit und hochmüthige Selbstüberschätzung in viele Seelen nicht kommen, wenn sie erfüllt wären von dem Gedanken: es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Herr, der sie gab, durch sie segnet, dem sie dienen sollen.

So im Allgemeinen, so bei einer einzelnen Seite und Richtung des Gemüthslebens, der Sentimentalität. Sie hat nicht überall gleichen Raum, sich zu äußern im Lehrerberuf. Ich möchte den Lehrer sehen, der ein Rechenexempel oder ein sprachliches Gesetz oder einen Satz der Geometrie entwickeln könnte, in

dem Tone und in der Weise der Empfindsamkeit. Aber wenn das Gemüth in dem Erzählen einer biblischen Geschichte oder einer Begebenheit aus der allgemeinen Geschichte sich in eine schöne Vergangenheit versenken kann und von Rührung oder Sehnsucht erfüllt wird; wenn die Lippe überströmt von Gebet und Lobgesang, wenn das Auge mit der Liebe, die keine Worte hat, auf den Kindern weilt, deren das Himmelreich ist, wenn zu reden ist von der Liebe des Heilands und von den Worten seiner Wahrheit und von der Erfahrung des eignen Herzens, ich müßte den Lehrer beklagen, der das Alles hören und sehen und thun könnte ohne eine tiefere, innere Erregung, und es ist ein verderblicher Irrthum, diese Regungen im eignen Herzen gewaltsam niederzukämpfen oder in den Zöglingen absichtlich zu vermeiden. Und doch sind viele in diesem Irrthum befangen, wenige aus Grundsatz, die meisten durch natürliche Anlage. Sie wollen zur Klarheit und Bestimmtheit des Begriffes bilden, aber ein tieferes Bedürfniß befriedigen sie nicht, denn sie kennen es selber nicht. Sie wollen den Verstand versehen mit Allem, was das Leben fordert an Ordnung des Denkens, an Schärfe des Urtheils, an Wissen und Können, aber sie lassen darüber sich das religiöse Moment in der Erziehung entgehen, weil sie es nicht ahnen als eine Macht, als Kern und Grundlage der Bildung. Wer zur Religion bilden will, muß selber religiöse Bildung, wer auf das Gemüth einen Eindruck machen und Einfluß üben will, muß selber Gemüth haben, Offenheit für die zarten, weichen Empfindungen der Seelen. Das ist die rechte, segenvolle Empfindsamkeit, die positive Seite der Sentimentalität.

Aber wie Viele setzen ihre Kraft und ihren Stolz darein, daß ihre Zöglinge, groß oder klein, vor ihnen sich fürchten und erzittern. Von Gemüthsbildung wollen sie nichts wissen, weil sie auf das Gemüth zu wirken nicht verstehen. Der schwere Stab und das zürnende Wort sind ihre Waffen. Was mit ihnen sich erreichen läßt, erreichen sie wohl. Darüber hinaus — nichts. Der Character läßt sich nicht erzwingen ohne ein gewisses Maaß freier Entwicklung und unberechneter Einwirkung auf das Gemüth. Aber wohl ist so viel wahr, daß die Empfindsamkeit die Gefahr

hat, auszuarten in Empfindelei, und das ist's, was wir gewohnt sind, im tadelnden Sinne mit dem Worte Sentimentalität zu verbinden, ihre negative Seite. Diese ist eine Abnormität, eine Krankheit der Seele, und, wie überall, so besonders in der Lehrwirksamkeit absolut verwerflich, weil sie thatlos, kraftlos, unklar und unwahr ist: thatlos, denn sie entzieht sich dem thätigen Streben; kraftlos, denn die Empfindungen haben in ihr das Uebergewicht; unklar, denn sie scheut die Zucht des Gedankens und die Strenge des Begriffs; unwahr, denn sie ist ihrer Empfindungen sich bewußt und macht sie.

Das erste Augenmerk für den, der in eine Schule tritt, ist, ob die Schüler Lust haben am Lernen und Trieb zur Thätigkeit. Das zeigt sich schon an der Haltung des Körpers, an der Lage der Hände, an der Richtung der Augen, an der Weise der Antworten. Nun hat aber jeder Fehler des Lehrers seine Rückwirkung auf Schule und Schüler, und wenn in einer Schule die Schüler bequem und gebückt sitzen, die Hände schlaff herabhängen, die Augen unstät und theilnahmlos blicken, und die Worte träge, halb, undeutlich, unlebendig herauskommen, so kann man leicht errathen, an wem die Schuld liegt. Vorzüglich ist es die Empfindelei, die solche Wirkungen hat. Der weiche Ton der Rede geht in den matten, weinerlichen über und von der Rede zum Handeln, und das theilt sich unwillkührlich den Schülern mit. Sie machen keine Anstrengung, sie scheuen und fliehen die Arbeit, weil ihnen nichts Ernstes, Anstrengendes zugemuthet wird. So leisten sie nichts Rechtes, und die fürs Leben erziehende Kraft des Lernens geht an ihnen verloren. Sie lassen sich lieber von unbestimmten Empfindungen und unklaren Rührungen hin und her bewegen, während ein rechter Lehrer den Schüler, der dazu Neigung hat, von der bloßen Rührung auf die That und ihren Vorzug verweist. Es ist wahr, daß nicht jedes Alter gleich empfänglich ist für diese Eindrücke, und daß sie an Mädchenschulen leichter und eher Eingang finden, als in Knabenclassen, weil der weibliche Character an sich mehr Neigung und Anlage hat zu der Passivität der Sentimentalität. Aber darum ist die Sorge des Lehrers hier um so dringender, daß sie nicht das Uebergewicht

erhalte über das thätige Streben, und das hat das jugendliche Alter immer gemein, daß es nicht durch weichmüthiges Vordociren der Gründe, warum Etwas gelernt werden soll, sondern durch den energischen Willen des Lehrers getrieben sein will. Auch ist außer Zweifel, daß in dieser Angelegenheit viel mehr das Haus, als die Schule verschuldet. Jene verweichlichten Knaben und Mägdlein mit dem matten Auge und blassen Gesicht und unsicheren Schritt und gedehnter, weinerlicher Rede, die vor jedem rauhen Windzuge, vor jedem unangenehmen Eindrucke sorgsam bewahrt worden, denen nicht anders als mit feinen lieblichen Reden begegnet worden ist, das sind die unnatürlich verzogenen, und werden sie nun gar mit sentimentaler Lectüre unablässig gefüttert, und wird von Seiten der Schule diese Richtung unterstützt und genährt, so wird das Uebel nur schlimmer, vielleicht unheilbar. In diesem Sinne hat die Forderung Rousseau's ihr vollständiges Recht, daß die Erziehung eine natürliche sein müsse, zur Natur.

Nicht besser bestellt ists um Zucht und Ansehn. Das hingebende Wesen freilich ist ein natürlicher Zug des sentimentalen Lehrers. Aber indem er sich hingiebt, verliert er sich mit den Schülern, unter ihnen, er giebt sich selber auf, und die Autorität verschwindet. Die Milde und Sanftheit und Kargheit im Strafen hat er wohl; aber wo das energische, strenge Wort der Strafe nöthig, verliert er sich in breites, halt- und wirkungsloses Reden von dem Unrecht des Schülers und von dem Kummer des Lehrers, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß solche Charactere, einmal zum Zorne aufgereizt, in der Züchtigung nicht Maaß, noch Ziel kennen, wodurch sie eben so wenig an Ansehn gewinnen können, als durch Schweigen und Zurückhalten zur unrechten Zeit. Die Unbestimmtheit und Unsicherheit des Characters zeigt sich ferner in dem willkührlichen, von Nichts als einer momentanen Rührung eingegebenen Erlassen der Strafe, wodurch sie alle moralische Wirkung für die Zukunft verliert. Was aber das Wichtigste ist, mit der Zucht der Schule und des Lernens, mit der Achtung von Lehrer und Wissenschaft geht zugleich die Möglichkeit verloren, ins Leben hinaus für die Bildung des Characters zu wirken. Im Gefühl kann Alles sein, Gutes und Bö-

ses, und ein Mensch, welcher nur für diesen leidendlichen Zustand des Empfindens, der Rührbarkeit und Empfindsamkeit gebildet ist, wird, sich selber überlassen, leicht der Sünde Zugang gewähren, weil er nie die Energie des Wollens an sich üben und von Andern an sich zu erfahren gelernt hat. Auch das Urtheil wird bei jener Richtung des Characters keine Gewalt haben über die Lernenden, weil es ihm an Entschiedenheit, an Energie, an Zuversicht fehlt. Sie fühlen ihm die Halbheit und Unsicherheit schnell genug ab, und danach ist der Eindruck. Werden doch oft genug Erwachsene durch den entschiedenen, zuversichtlichen Ton, mit welchem eine Lüge ausgesprochen wird, hingenommen, während sie dem nicht so keck und unbedingt gesprochenen Ausdruck der Wahrheit den Glauben versagen. Und wer wäre ohne die Erfahrung aus der eigenen Jugend, daß der energische Unterricht eines minderbegabten und mindergelehrten Lehrers mehr Wirkung gehabt und mehr Frucht gebracht hat, als der flüchtige, leichte eines grundgelehrten! Eine Schule, der es in Lehre und Zucht an Kraft mangelt, kann viel geben und anstreben; für gründliches Wissen und Willensfestigung wird sie so wenig fördern, als die Philanthropisten mit ihren überzuckerten Buchstaben und überzuckerten Reden.

Diese Unkräftigkeit ist auch für das Denken von Uebel. Das Denken, wenn es zur Klarheit des Urtheils und zur Festigkeit des Begriffs gelangen soll, zwingt die Seele, sich zusammenzunehmen, das innere Auge nur auf Einen bestimmten Punkt zu richten, alle innere Kraft dafür aufzubieten und von Allem, was links und rechts zerstreut und zerstreuend liegt, sich abzuziehen. Es giebt freilich eine bequemere Art des Denkens, das ist die, anderen, größeren, selbständigen Geistern nur nachzudenken. Aber die Sentimentalität scheut diese Arbeit, diese Anstrengung des Geistes überhaupt. Sie liebt es, zu schwärmen, und es gehört zum Begriff des Schwärmens, nicht lange an einem Orte zu verweilen, Nichts genau ins Auge zu fassen und das Dunkel zu suchen. Sie liebt es, zu rühren und sich zu rühren, und die Sprache führt uns von selbst bei dem Wort Rührung auf die Vorstellung von einem Durcheinander.

Und indem so fremdartige Stimmungen und Vorstellungen hereingezogen werden, wird die Reinheit des Unterrichts getrübt, und indem die Seele mehr für unbestimmte Empfindungen gewonnen, als an Stetigkeit, Ordnung, Sicherheit des Denkens gewöhnt wird, verliert der Unterricht seine wesentliche Bedeutung, eine Zucht des Geistes zu sein. Es ist wohl wahr, es ist ein Lehrgegenstand vor dem andern geeignet, auf das Letztere hinzuwirken, und es ist, wie oben bemerkt, ein Irrthum, ausschließlich die Denkkraft zu üben und — auch in religiösen Dingen — in Anspruch zu nehmen. Allein immer behält der Grundsatz seine Geltung: erst der Kopf, dann das Herz. Die Natur hat den Kopf über das Herz gestellt, zum Zeichen, daß er darüber herrschen soll. Wo das Herz den Kopf beherrscht, giebts tausend Thorheit und Unheil. Die heilige Schrift bezeichnet sehr wahr die Sünde und Sündhaftigkeit mit dem Worte Thorheit und Finsterniß. Aus dem Irrthum der Seele entspringt die verkehrte Richtung, die Trübung des Willens, und daraus die Sünde. Daher sei des Erziehers erstes Trachten, an seinem Zögling den Kopf zu reinigen, ihm, wie die Volkssprache sagt, den Kopf zurecht zu setzen; die Einwirkung auf das Gemüth ergiebt sich damit und danach von selber. Ist Gehorsam im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe sein. So allein wird die Erziehung von Erfolg und Nachhalt und der Zögling frei und fest.

Aber es ist noch eine größere Gefahr und ein schlimmeres Uebel bei der sentimentalen Erziehung, das ist die Gefahr der Erziehung zur Unwahrheit. Und das ist die Folge der Erziehung wider die Natur. Ich weiß wohl, man kann auch durch den entgegengesetzten Fehler, durch allzu große Strenge, durch Härte und Hohn, durch grausame und raffinirte Strafen den Zögling zur Unwahrheit des Characters bringen, und ich habe aus der Erfahrung meiner eigenen Kindheit davon ein trauriges Beispiel an einem meiner Genossen, den die Härte des elterlichen Hauses so verzogen hatte zu heuchlerischem, unwahrem Wesen. Aber mit nicht minderer Sicherheit wirkt dahin die sentimentale Erziehung. In diesem Erfolg treffen die Extreme

zusammen. Was hat aber die ganze lange unterrichtliche und erziehliche Thätigkeit gewonnen, wenn das ihre Frucht ist? Hinweg mit allem Wissen und Können, mit allen Leistungen und Fertigkeiten, wenn darunter, wie die Schlange unter grünem Laube, ein unwahrer Character liegt, dem kein Vertrauen werden kann. Die Empfindung ist ein Zustand der Unmittelbarkeit, die Sentimentalität aber weiß um ihre Empfindungen, nährt und pflegt sie, als das Edelste und Beste, und schon darin liegt eine Unwahrheit. Und von dem Gefallen an den Empfindungen, den weichen, süßlichen, bis zur Heuchelei derselben ist nur ein Schritt. Nun erzeugt sich in natürlicher Folge das Bestreben, auch andere Gemüther für diese Erregungen zu gewinnen, damit zu erfüllen, durch Reden und Thränen „hineinzurühren,“ und das gelingt bei den weichen, lenksamen Kinderherzen leicht genug. Es wird ihnen zugemuthet, zu fühlen und zu empfinden, wie Erwachsene, und da der kindliche Scharfblick gar bald die Wünsche und Schwächen des Lehrers herausfindet, verstellen sie sich zu Empfindungen, von denen Kopf und Herz Nichts weiß. Und wenn sie gar merken, daß der Lehrer mit der Empfindsamkeit kokettirt, so ist aller moralische Einfluß der Erziehung für immer zerschnitten. Eine einzige Lüge des Erziehers, sagt ein Pädagog, reicht hin, um ihm allen Glauben bei seinem Zögling zu nehmen. Wie viel mehr, wenn sein ganzes Wesen ohne Wahrheit ist!

Aber wozu das Alles, fragst du? Gleichest du nicht dem Fechter, der, mit Paulus zu reden, in die Luft streichet? O es ist eine schwere, große Aufgabe um die Klarheit des Gedankens, um die Zucht des Geistes, um den Muth der That, um die Kraft des Erziehens, um die Wahrheit des Characters, und sind manche, besonders in der jüngeren Lehrerwelt, welche, nach der Erfahrung, daß die Jugend die Extreme sucht, in den Fehler, von welchem ich rede, verfallen sind, oder in Gefahr stehen zu verfallen. Und wenn du in dieser Gefahr nur zu mancher Zeit und in manchen Lagen zu sein dir bewußt bist, so hast du Grund genug zur Wachsamkeit über dich, Grund genug, das Wort nicht für überflüssig zu halten auch an dir.

## Die Prosa in Seminarien.

Die Klagen derer, welche im Stil unterrichten, werden wohl ziemlich überall dieselben sein. Die Gedankenverbindung ist und bleibt, trotz der Menge der Zeichen, die man für die Fehler erfindet, trotz der Stärke der Striche, die den Zorn des Corrigenten dem Corrigenden ausdrücken sollen, eine äußerliche, lose, unlogische. Die Ausdrücke behalten, trotz der Masse von Aufgaben, die man giebt, und von Scheltworten, die man verschwendet, und von feinen Unterschieden, die man setzt, eine Unklarheit, eine Unsicherheit, daß sie bald zu wenig, bald zu viel sagen, bald zu bestimmt, bald unbestimmt sind. Der Gehalt ist meistens gering und unbefriedigend, Tautologien, welche rednerisches Leben geben sollen, Wiederholungen und breite Dehnungen müssen dazu dienen, der Länge (der Arbeit) eine Elle zuzusetzen. Und wir müssen sagen:

So wie es sonst gewesen,
Ist's leider auch noch heute.

Und, da wir hierbei uns nicht begnügen, noch beruhigen können, müssen wir zum Andern, dem Donnerer Zeus gleich, fragen: was thun?

So viel ist gewiß, Worte, Zeichen, Aufgaben, Corrigiren, Certiren, das Alles thuts freilich nicht. Die Hauptsache ist, daß die Schüler Muster vor Augen haben, ja vielmehr l e s e n l e r n e n, und es ist für eine Lehranstalt, welche den Stil ihrer Zöglinge mit Erfolg bilden will, eine Hauptaufgabe, daß sie die Lectüre derselben anrege und leite und überwache. Die rechte Leitung ist aber das Erste und Hauptsächlichste; wenn der Geschmack für das Gute und Edle gewonnen ist, wird er sich weder nöthigen lassen, das Gute zu ergreifen, wo's ihm dargeboten wird, noch

der Abmahnung und Warnung vor dem Schlechten und Gemeinen bedürfen, so oft sich's auch ihm aufdringen mag. Daß aber hierin grade die wesentliche Hülfe für Förderung der Gewandtheit im schriftlichen Gedankenausdruck liege, ist von Seiten der Gymnasien schon seit lange anerkannt und für die practische Ausführung manches treffliche Werk bearbeitet und gedruckt worden. Anders in den Seminarien. Hier ist noch immer die Klage, welche neuerdings wieder gehört worden, nicht ungegründet gefunden worden, daß zu wenig gelesen, zu wenig Anleitung zum rechten Lesen gegeben, zu wenig Zeit auf Betrieb und Leitung der Lectüre verwendet werde.

Die Lectüre ist eine zweifache, indem sie der poetischen und der prosaischen Literatur sich zuzuwenden hat. Ich habe es hier nur mit der letzteren zu thun, indem ich über die poetische Lectüre in Seminarien, deren Maaß, Ziel und Weise mich schon S. 61—90 dieser Blätter ausführlich ausgesprochen und den Nachweis versucht habe, daß auch sie auf Gedankenerweiterung und Gedankenbereicherung, wie auf Geschmacksbildung und Bildung des Stils von außerordentlicher Wichtigkeit und entschiedenem Einflusse sei.

Wenn wir für den Kreis des Seminars die classische Prosa deutscher Nation zugänglich machen wollen, so müssen wir zunächst dem Umfang der Auswahl seine natürlichen Grenzen anweisen. Der Umfang ist bedingt einerseits von dem Alter der Zöglinge, andrerseits von dem Bildungsziele, welches diese Anstalten an ihren Schülern anstreben. Die erstere Rücksicht hat das Seminar mit dem Gymnasium gemein, der andere Umstand setzt ihr noch engere Schranken. Sie muß alle Abhandlungen aus ihrem Bereich ausschließen, welche rein wissenschaftlicher Natur sind, und sodann auch diejenigen, welche die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums, insbesondere ihrer Literatnren zur nothwendigen Voraussetzung ihres Verständnisses haben. Damit sind die Grenzen eng genug gezogen, und es thut uns oft leid, classische Stücke deutscher Prosa deshalb bei Seite legen zu müssen, weil sie Jünglingen, welchen das classische Alterthum nur aus dem äußeren Verlauf der Geschichte bekannt ist, auch den begabtesten

und mit aller Stetigkeit und Klarheit der Erläuterung und allen Mitteln der Methode doch nicht zu vollem eindringendem Verständniß und Bewußtsein gebracht werden können. Dennoch ist unsere Literatur noch immer reich genug, um auch der Lectüre des Seminars eine Fülle des Materials darzubieten, an welchem es, weit über die Grenzen der kurzen Seminarunterweisung hinaus, Nahrung und Erweckung finden kann.

Wenn nun Zweck und Ziel dieser Unterweisung darin zu suchen ist, daß ein Bewußtsein erzeugt werde von dem Charakter der classischen Prosa, und daß der Geist erfüllt werde mit Gedanken, so wird hiernach Auswahl und Methode hinreichend bestimmt sein. Der Stoff ist hierbei gleichgültig und nur insoweit von bestimmender Kraft, als er der Bildungsstufe förderlich und zugänglich sein soll. Doch darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß es angemessen, ja nothwendig erscheint, den Schüler, der im übrigen Geistesverkehr auf den engen Gesichtskreis seines nächsten Berufslebens angewiesen ist, auf einen höhern, allgemeinern Standpunkt in diesem Stücke zu stellen. Wandern wir nun, da wir Sammlungen, welche für diese Unterrichtskreise berechnet und nach diesen Gesichtspunkten geordnet wären, noch nicht haben, durch das Gebiet unserer Literatur. Da ist Gellert der erste, dem wir begegnen, und der es verdient, daß wir bei ihm verweilen. Seine Briefe zwar, Aeußerungen eines naiven Humors und einer treuen, frommen Gesinnung, aber ohne spannende und hebende Kraft, haben des Bildenden wenig. Auch seine moralischen Vorlesungen verdanken ihre Bedeutung mehr der ehrwürdigen Persönlichkeit des Verfassers, als ihrem innern Gehalte an sich. Aber die Charakterschilderungen, welche wir am Ende jener Vorlesungen finden, sind in ihrer einfachen, reinen, stetigen Darstellung und ihrem leicht verständlichen und gemeinnützlichen Inhalte wohl eines längeren Verweilens werth, wie denn überhaupt Abhandlungen aus psychologischem Gebiet, als einem der Pädagogik so nahe liegenden und wichtigen, uns immer willkommen sind. Höher steht und tiefer dringt Christian Garve, zu dessen Empfehlung ein Wort Göthe's hinreicht, welches seine Prosa mit klarem, frischem Quellwasser vergleicht. Und in der

That, diese Anmuth der Einfalt, diese fesselnde Macht voller logischer Klarheit, diese Bündigkeit und Strenge der Gedankenentwicklung und Gedankenfolge, diese Reinheit und Frische der Diction geben diesen philosophischen Schriften auch für den Laien, der nur überhaupt denklustig ist, einen unvergänglichen Reiz, und sind eben die Eigenschaften, welche wir für unsern Zweck suchen. Seine „Versuche über verschiedene Gegenstände“ zc. 5 Theile, enthalten viele Abhandlungen, (z. B. über Einsamkeit und Gesellschaft) von denen Verständniß, Genuß und Gewinn auch die Zöglinge des Seminars sehr wohl erlangen können. — Diesem Schriftsteller nahe verwandt, wenn auch dem Philosophen untergeordnet, ist Johann Jakob Engel, dessen „Philosoph für die Welt“ bekannt und gelesen genug ist, und aus dessen Schriften (12 Bde. 1801—1806) manche Aufsätze in Sammelwerke aufgenommen sind. Diesen beiden Schriftstellern schließt sich durch eine echte, gediegene Volksthümlichkeit würdig an Justus Möser, dessen populäre Aufsätze in den „patriotischen Phantasien“ und in seinen „vermischten Schriften“ niedergelegt sind. Wenn ich dem Gange der Literaturgeschichte folge, so habe ich nun von dem Manne zu reden, der der Stolz deutscher Nation, der zweite Schöpfer der deutschen Prosa ist, von G. E. Lessing. Ich habe von dem hohen Werth seiner Prosa schon in dem oben angezogenen Aufsatze das Wesentliche gesagt. Sie ist meisterhaft durch die Gemessenheit und Ruhe, mit welcher sie das Object beherrscht, durch die dialectische Gebundenheit und Stetigkeit, mit welcher die Gedanken sich gleichsam abspinnen, durch die Knappheit und Kürze, durch die Klarheit und treffende Schärfe des Ausdrucks. Was in dieser Rücksicht geleistet und gelernt werden kann, kann von keinem Schriftsteller besser und gründlicher gelernt werden, als von ihm. Um so mehr müssen wir bedauern, daß die meisten seiner Schriften mehr philosophische Bildung, mehr Kunstverständniß und mehr Kenntniß der Historie, insonderheit der alten Classicität voraussetzen, als im Allgemeinen der Volksschullehrstand hat und das Seminar leisten kann. In die Sammlung von R. Hiecke, welche mir vorliegt (Handbuch deutscher Prosa für obere Gymnasialclassen, Zeitz, 1835) sind von ihm

aufgenommen 2 Abschnitte über homerische Gemälde, der eine aus den antiquarischen Briefen, der andre aus dem Laokoon, — beide aus dem oben angegebenen Grunde für unsern Zweck unangemessen. In der Sammlung von G. Schwab (die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsre Tage, Stuttgart 1842) finden sich neun Fabeln und der „Prolog zum Epilog der Hamburgischen Dramaturgie." Daß eine Anzahl seiner classischen Fabeln gelesen werde, finde ich ganz an der Stelle; sollen sie aber dem Denken hinreichende Anregung geben, so muß die Lectüre bei der Erfindung länger verweilen und besonders auf ihre Umwandlung und Veränderung das Augenmerk richten in der Weise, wie Lessing selbst am Schlusse seiner Abhandlung über die Fabel es angiebt. Die letztere enthält viele gelehrte Bezüge, dennoch ist sie, mit Weglassung dieser Parthien, an deren Stelle, wo es nöthig ist, eine kurze Inhaltsangabe treten kann, für die Lesung des Seminars wichtig und fruchtbar, weil man aus ihr wie kaum aus etwas Anderem, die Ruhe und Consequenz und Sicherheit eines Denkprozesses, der einen Begriff feststellen soll, lernt. Derselbe Fall ist mit der andern Abhandlung über das Epigramm. Auch die herrliche Abhandlung „die Erziehung des Menschengeschlechts" kann ihrem größeren Theile nach statarisch gelesen werden, und enthält des Belehrenden und Bildenden von formaler und materialer Weise unendlich viel. Endlich können auch einige Abschnitte aus den Literaturbriefen hieher gezogen werden, vorausgesetzt, daß die Poesie aus dem Unterrichtskreis des Seminars nicht ausgeschlossen worden. Aus diesen Quellen ist ein Urtheil über den Charakter der Lessing'schen Prosa mit Sicherheit zu gewinnen, wenn auch seine Stellung in der Geschichte der deutschen Literatur daraus noch nicht ersichtlich ist. Eines auf einmal! — Im graden Gegensatze zu dieser Prosa steht nun die Jean Paul's, sie hat von allen Eigenschaften der ersteren — um's kurz zu sagen — das directe Gegentheil, und ist deshalb auch in den meisten Lesebüchern nicht vertreten. Die vorerwähnte Sammlung von Gustav Schwab giebt vier Abschnitte: aus dem Siebenkäs (der Armenadvokat Siebenkäs und seine Lenette bei Einem Licht), aus Titan (Schoppe an Albano), aus den Flegel-

jahren (Musik der Musik) und aus der Levana (Mutterpflicht). Aber diese Sammlung hat eine von der unsrigen verschiedene Tendenz, indem sie eine Geschichte der prosaischen Literatur in Beispielen geben will, sie kann deshalb auf unsre Entscheidung nicht von Einfluß sein. Wenn aber auch Wackernagel in dem 3. Theil seines deutschen Lesebuchs Fragmente aus Jean Paul aufnimmt, so kann der Zweck nur der sein, daß an dem Witz und Scharfsinn, an dem Aufsuchen der Pointen und Gedankenbindungen die Denkkraft geübt werde. Dennoch scheint mir auch das, bei der Dunkelheit und Gesuchtheit dieses Jean Paul'schen Witzes und der Menge gelehrter Kenntnisse, welche sein Verständniß fordert, wenigstens problematisch, und der Schriftsteller, so viele gereifte und gebildete Geister er auch zu Verehrern haben mag, für die Jugend gradezu und unbedingt ungeeignet; denn die Lectüre, welche die Schule leitet, soll eine bloße Unterhaltung nie sein. Wenn nun aber auch Wieland, dessen attische Feinheit außerordentlich bildend und anregsam ist, aus stofflichen Gründen eine Aufnahme nicht finden kann, so bietet desto mehr Nahrung und Anregung der große Vorgänger Göthe's, J. G. Herder. Es ist wahr, daß seine Prosa der Lessing'schen an Klarheit und innerer, dialectischer Gebundenheit, und der Göthe'schen an plastischer Anschaulichkeit nachsteht. Aber sie ist so reich und blühend, daß wir sie ohne jene Vergleichung wohl schön nennen mögen. Seine Abhandlung: vom Geist der hebräischen Poesie, Abschnitte aus den: Ideen zur Geschichte der Menschheit (z. B. Griechenlands Lage und Bevölkerung S. 120 der Cotta'schen Ausgabe, 6. Thl. Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude S. 214. Roms Verfall S. 237. Die Araber. 7. Bd. S. 215.) Schulreden, jedoch mit Weglassung der gelehrten Citate, z. E. von der Nothwendigkeit der Schulzucht zum Flor einer Schule, vom Nutzen der Schulen, über den Vorzug der öffentlichen oder Privatschulen, vom Zweck öffentlicher Prüfungen, von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kind und Jüngling, nicht für die Schule, für das Leben lernen, vom wahrhaften Fortschritt einer Schule u. m. werden den Character seiner Darstellung kennen lehren und durch ihren Inhalt

interessiren und anregen. Die allgemeinen Abhandlungen, welche den Abschnitten der Geschichte angefügt sind, sind hier weniger am Platze. Schwab in der angeführten Sammlung hat 3 derselben aufgenommen, eine überdies aus der Adrastea und eine aus Sophron; Hiecke beschränkt sich auf die ersten zwei von mir angezogenen (sub 1 und 9). Das Lesebuch von Oltrogge nimmt in seinem dritten Cursus nur die Abhandlung über die Araber auf. — Noch fehlen 2 in der Reihe der berühmten und großen Prosaiker: Göthe und Schiller. Sie sind wesentlich verschieden, einfach plastisch, ruhig, klar, frisch der Eine, rhetorisch, hingerissen und hinreißend, bilder- und phantasiereich, oft versteckt und gedrängt, erhaben und groß der Andre. Schiller wird immer die Lieblingslectüre des jüngeren Alters bleiben, und die Eigenschaften des Dichters wohnen in aller Energie auch in seiner Prosa. Man soll diese Neigung leiten, nicht ableiten; den Werth und die Schönheit der Göthe'schen Prosa können die lernenden Leser nur durch comparative Lectüre erkennen und erfassen, und wenn am Ende die meisten doch Schiller den Vorzug geben, so tröstet uns die Erfahrung, wie viele die Mozart'schen Compositionen für leichte, angenehme Musik halten, dahinter nicht viel liege und nicht viel zu suchen sei. Allerdings wird es mehr Mühe machen, aus der verschlungenen Periode, aus dem rhetorischen Gewebe, aus dem glänzenden Bilde den einfachen Gedanken herauszusuchen; aber wenn bei Schiller die Auslegung die Aufgabe hat, das Weitausgebreitete zusammen zu ziehen, das Entlegene, das Versteckte sich näher zu rücken, so macht die Göthe'sche Prosa an den Ausleger die Forderung, dem klaren Quell in die Tiefe zu blicken. Was aber ist von beiden für unsern Zweck und unsre Anstalten auszuwählen? Auszuschließen ist von Göthe's Darstellungen alles dasjenige, was der Wissenschaft angehört oder ein tieferes Kunstverständniß erfordert, also die Morphologie, Kunst und Alterthum, die Optik u. a., Anderes kann wieder aus pädagogisch ethischen Rücksichten eine Aufnahme nicht finden. Auszuschließen sind ferner von Schiller die meisten Abhandlungen seiner zweiten Periode, der Periode seiner wissenschaftlichen Selbstverständigung, wie Hofmeister treffend sie bezeich-

net. Diese Abhandlungen nämlich haben zum größten Theile einen sublimen Ton und speculativen Charakter, eine schwere Terminologie, eine gesuchte, manierirte Diction, und bewegen sich außerdem in einem unsren Tendenzen fremden Ideenkreise. Auszuschließen sind ferner aus der statarischen Lectüre der Seminarunterweisung jene Aufsätze und Briefe der ersten Periode, welche, von einem sceptischen Geiste eingegeben, Zweifel und Verzweiflung athmen. Aber was aufzunehmen? Für Göthe's Prosa verweise ich statt alles Anderen auf die treffliche Auswahl von D. J. W. Schäfer, 2 Bände, Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1848. Sie enthält, nach den 3 Perioden der Entfaltung seines Genius, Briefe, Reiseskizzen, Abhandlungen, Schilderungen, Erzählungen — alles glücklich gewählt und geordnet, mehr, als wir brauchen und lesen können. Von Schiller's prosaischen Schriften eignet sich hierher die Abhandlung über Mittelalter, Völkerwanderung und Kreuzzüge, die Werke über den 30jährigen Krieg und die Befreiung der Niederlande ganz und für die Analyse Schilderungen aus denselben, die Kritik von Göthe's Egmont und die von Bürger's Gedichten, ferner die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet, auch einige literärische Episoden aus der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, endlich seiner Briefe etliche an Göthe, Humboldt u. a.

Dies sind die hauptsächlichsten Schriftsteller, an welche die Seminarlectüre sich zu halten haben wird. Sie hat auch vollständig genug zu thun, wenn sie dieses Material gehörig verarbeiten will. Läßt der Unterrichtsplan eine größere Anzahl von Stunden zu, so wird es nützen und erfreuen, Fragmente noch anderer Schriftsteller herbeizuziehen von zweiter Stufe der Classicität, z. B. Zimmermann über die Einsamkeit, Knigge über den Umgang mit Menschen, Johann v. Müllers Schweizergeschichte, Thümmels Reisen, Claudius Wandsbecker Boten, Seume, Heeren, Jacobi, Ehrenberg, Lavater, Lichtenberg. Doch so nütze eine vergleichende Lectüre ist, so muß sie doch immer vorwiegend intensiv sein.

Dies über die Auswahl. Nun von der Methode. Sie bestimmt sich aus den Gesichtspunkten, welche schon oben ange-

deutet worden und nach welchen auch die Auswahl sich ordnen mußte. Die Methode muß Klarheit des Gedankens und Bewußtsein von der Angemessenheit, resp. Schönheit des Ausdrucks bewirken, — weil die Lectüre Gedankenerweiterung und Gewandtheit in schriftlicher Darstellung zum Ziele hat. Diesen Zweck können wir nun auf dem doppelten Wege der Analyse und der Synthese erreichen. Schwerer und länger ist dieser, weshalb ein Wechsel zwischen beiden immer anzuempfehlen ist. Auch lassen sich beide Wege ganz wohl in der Weise verbinden, daß man zuerst eine Periode oder einen Abschnitt vorliest, und dann in seine Theile zerlegt. Für schwächere oder wenig vorgebildete Schüler und Classen ist dieser Weg der allein angemessene. Das Zerlegen selber hat zuerst den Kerngedanken, den Grundton herauszusuchen, an diesen legen sich die andern als einleitende, begründende und abgeleitete Gedanken an, die harmonischen Töne an den Grundton. So ergiebt sich zunächst das logische Verhältniß der Sätze unter einander. Ist nun der ganze Abschnitt zerlegt, so wendet sich die Aufmerksamkeit auf den einzelnen Satz, auf Construction und Wortstellung, auf Wahl und Wechsel der Ausdrücke, auf die Begriffe, deren Klarheit eine Voraussetzung des Verständnisses des Ganzen ist, auf die Bindewörter vor allen Dingen, ja unter Umständen auch auf die Interpunctionszeichen. Um klar zum Bewußtsein zu bringen, warum das Alles so und nicht anders gestellt und ausgedrückt sei, läßt man am besten die in der vergangenen Stunde gelesenen und analysirten Gedanken wiederholen. Die Darstellung wird dann in mehrfacher Hinsicht von der des Schriftstellers abweichen, so hat man Gelegenheit zu zeigen, was diesen bestimmt und berechtigt hat, so und nicht anders zu schreiben. Man wird auf diese Weise oft auf Umstände aufmerksam gemacht, welche man entweder selbst übersehen oder als sich von selbst verstehende zu erläutern unterlassen hatte. So fährt man fort, bis man das ganze Stück nach seiner Disposition und der Gliederung und Verkettung der Gedanken und bis ins Einzelnste hinein und hinab analysirt und erläutert hat. Dann wird die ganze Abhandlung noch einmal ohne Unterbrechung gelesen, damit einerseits ein Totaleindruck gewonnen wird, zu dem

die zerstückende Analyse es nicht kommen läßt, und damit andrerseits die Schüler in den Stand gesetzt werden, das Gelesene und Besprochene in schriftlicher Darstellung zu reproduciren. Ohne diese Nacharbeit weiß der Lehrer nie, wie viele und wie viel davon Frucht und Gewinn haben, und bei glücklicher, sorgsamer Wahl der Lesestücke wird er dazu auch immer bereite Hände und Herzen finden. — Der zweite Weg läßt die Gedanken und ihre Form durch das Mittel der Frage von den Schülern finden und giebt am Ende die Darstellung des Schriftstellers. Es ist dabei ganz gleichgültig, wie viel in einer Stunde durchgenommen wird, für intensive Bildung wird ungemein viel gewonnen. Nebenher können kurze biographische und chronologische Notizen gegeben werden, und wenn Verschiedenes von verschiedenen Schriftstellern gründlich gelesen ist, wird man nicht umsonst nach den Unterschieden der Lessing'schen und Schiller'schen, der Jean Paul'schen und Göthe'schen Prosa fragen. Ich muß hier dem Einwurfe begegnen, als sei das für den Stand der meisten Schüler des Seminars, also für das Seminar überhaupt zu hoch und schwer und unausführbar. Langsam freilich und allmählich entwickelt sich die Frucht, aber daß sie bei sorgsamer Pflege nicht ausbleibt, davon habe ich durch mehrjährige Ausübung eine gesicherte Erfahrung. —

Doch allgemeine methodische Andeutungen haben immer den Mangel der Unbestimmtheit. Ich will deshalb schließlich einen Abschnitt aus Möser's patriotischen Phantasien erläutern, so weit dies geht, wo die Lebendigkeit des unmittelbaren geistigen Wechselverkehrs fehlt. Es ist der in mehrere Lesebücher aufgenommene Aufsatz: wie gelangt man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen? Die Form desselben ist die Briefform. Welche Stellung wird der Schriftsteller dem Schreibenden zu dem Angeredeten gegeben haben? Mit welchem Gedanken kann — wird das Schreiben beginnen? Wodurch soll es hervorgerufen sein? Hier wird die Antwort nicht ausbleiben, und es wird nun dahin zu trachten sein, daß sie eine bestimmte, angemessene Form gewinne. Darauf wird die erste Hälfte des Satzes bis zu den Worten: „mag leicht gegründet sein“ vorgelesen, und durch Fragen der

Unterschied der Worte: Ausdruck und Vorstellung, und der folgende: eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit, bestimmt, und auf die Feinheit in den Wendungen: daß Sie sich selten ganz vollkommen genug thun können, und in der Limitirung: mag leicht gegründet sein, hingewiesen. Was für ein Gedanke wird an diesen ersten sich nun am besten anschließen? Gewiß ein Gedanke mit einem Aber; allein welches Inhaltes? Die Klage ist als eine gegründete zugestanden, worin kann nun der Grund dieses Mangels gesucht werden? Entweder in der Sprache an sich, oder in dem zufälligen Stoffe, oder endlich in der Person des Schreibenden. Welchen Fall wird der Schriftsteller an unserer Stelle gesetzt haben? Wiefern liegt eine Feinheit wieder in dem Ausdrucke: davon bin ich noch nicht überzeugt? — Der minder Gebildete würde hieran sogleich sein Sondern oder Vielmehr anschließen, der besonnene Schriftsteller läßt jeden Gedanken erst zu seinem Rechte und Ausdrucke kommen, auch den des Gegners, bevor er den seinigen weiter entwickelt. Es liegt in dem Urtheil des Angeredeten eine einseitige Wahrheit, welche ist dies? wie würde seine Meinung auszudrücken sein, wenn sie eine unbedingte Wahrheit wäre? Beginnt der folgende Satz mit einem Zugeständniß, mit welchem Worte wird er anfangen? Welches wird der zugestehende Gedanke sein? Was ist das Wort für den Gedanken, wie die Note für den Ton, der Strich für die Linie? Hieraus läßt sich der Gedanke des Satzes leicht entwickeln, woran sich die Unterscheidung des gesprochenen und des geschriebenen Wortes, und die Erläuterung der Worte: Physiognomie zum Ausdruck, knüpft. Was für Mittel des Ausdrucks der Empfindungen und Vorstellungen hat der Mensch außer dem Worte? Diese Frage führt auf den Inhalt des mit „und" angefügten Satzes. Wodurch wird nun aber diese Unvollkommenheit jener Zeichen wieder zu einem Theile aufgehoben? Dadurch, daß der Leser mitdenkt und mitempfindet, und damit sie begleitet. Und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Das Und ist hier in prägnantem Sinne gebraucht, und giebt Gelegenheit, Sätze zu bilden, in welchen es auf die gleiche Weise angewendet wird. Der letzte Gedanke wird im Folgenden weiter

entwickelt, wobei der schöne Ausdruck zu Klarheit zu bringen ist: der Leser kann sich an den Worten zu dem Verfasser hinauf empfinden. Eben dieses und das Zweite, daß wir aus der Seele des Schriftstellers alles das herausholen, was darin zurückblieb, das ist unser Ziel und Streben in diesen Unterrichtsstunden, welche die Lectüre leiten. Die doppelte Thätigkeit des Empfindens und Vorstellens (mit seiner Folge, dem Denken) ist immer in Rücksicht genommen, aber unter verschiedenen Wendungen des Ausdrucks. — Hier, mit den Worten: „was darin zurückblieb," ist der erste Theil der Einleitung geschlossen. Welches ist sein Grundgedanke? und wie theilt er sich? Mit dem: „Eher möchte ich sagen" beginnt der 2. Theil der Einleitung. In der Sprache selber liegt der Grund nicht — vielmehr in dir selber. Der Schriftsteller drückt das fein aus, indem er nur bedingt sagt: eher; und später: die mehrsten unter den Schreibenden; liegt die Ursache in dem Schreibenden, was kann er unterlassen haben? Der Gegenstand, welcher uns geistig beschäftigt, nimmt entweder unser Denken oder unsere Einbildungskraft vorzugsweise in Anspruch, oder aber wir erfassen ihn entweder mit der einen oder andern Geisteskraft. Geschieht dies nun so, daß wir schreiben, bevor wir das Object vollständig in uns entwickelt und klar und deutlich vor uns haben und beherrschen nach allen Seiten hin, geschieht es, daß wir, von der Heftigkeit des ersten Anfalls geleitet, auf das Papier werfen, was uns eine glühende Einbildungskraft eingiebt, so mag leicht jene Klage laut werden. Der Ausdruck: die Heftigkeit des ersten Anfalls muß hier seine Erläuterung finden, wobei seine verschiedenen Bedeutungen durch Beispiele zu erörtern sein werden. Doch auch daran ist etwas Wahres und Rechtes. Warum kommt aus solchem Verfahren doch oft kein wahres, reines, geordnetes Gedankenbild? Es muß einen andern Weg geben, auf welchem man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt. Hier stehen wir am Schlusse der Einleitung, die nun, überblicken wir sie noch einmal, in zwei Haupttheile und deren jeder wieder in zwei ähnlich geordnete Gedanken zerfällt; in folgender Weise:

a) die Ursache jener Unvollkommenheit liegt nicht in der Sprache,
   α. zwar sind die Worte nur unvollkommene Zeichen;
   β. aber dem rechten Leser sind sie mehr.
b) der Grund liegt vielmehr in dir.
   α. Nachdenken über und Erregung für den Gegenstand sind zwar nöthig;
   β. aber sie reichen nicht aus, wenn man Sprache und Object beherrschen will.

Auf diesem Wege wird die Abhandlung in Verbindung der analytischen und synthetischen Methode neu construirt (aufgebaut), und es ist das Verfahren ganz verwandt dem in der Geometrie anerkannt zweckmäßigen, einen gegebenen Satz durch bestimmte Hülfssätze und Hülfslinien finden zu lassen, oder ohne vorherige Angabe des Satzes durch eine stetige Folge von Fragen und Schlüssen auf die Wahrheit zu leiten. Und wenn dort nur das formale Denken in gewinnreicher Weise gebildet wird, so hat das Verfahren, auf die Lectüre angewendet, noch den Vorzug, daß es zugleich ein Gedankenmaterial giebt und durch das längere Verweilen dem Schüler als Eigenthum sichert. Der grammatische Unterricht aber ist damit in keiner Weise beeinträchtigt: er hat es mit der formellen Seite der Sprache zu thun, die statarische Lectüre mit der logischen und ästhetischen.

# Ueber praktischen Unterricht.

Es ist in unsrer Zeit so vielfach von der Bedeutung und Wichtigkeit des praktischen Unterrichts die Rede, daß es sich wohl der Mühe lohnt, diesen Begriff einmal etwas näher ins Auge zu fassen. Die Forderung kann, nachdem der Begriff gefaßt wird, etwas sehr Wahres und Heilsames, und etwas sehr Unberechtigtes und Schädliches aussprechen.

Was ist praktisch? — Die erste Antwort ist: was mit dem Leben außer der Schule in Verbindung steht. Nun, welcher unbefangene, lebendige Lehrer, welcher Mensch von gesundem Verstande könnte diesem Prinzip entgegen sein? Es ist unendlich viel damit gesündigt worden, daß die Schule sich dem Leben entfremdete, es ihrer unwürdig hielt, mit ihm sich in freundliche, innige Verbindung zu setzen, und sich in todten Abstraktionen und hohlen Formen bewegte und befriedigte. Wohl der Menschheit und der Schule, wenn die Lehrer wieder lernen, fürs Leben zu lehren! Denn bei aller Fortgeschrittenheit der Lehrerbildung und bei aller Strebsamkeit der Lehrer herrscht doch noch immer, oft ihnen unbewußt, in den Schulen dieser Geist der Abstraktion. Die Einen haben sich zu ihr gewendet aus Widerwillen gegen das freilich oft übertriebene und ohne Geist und Geschick angewendete Prinzip der Anschaulichkeit, die Andern sind in diesen Fall und diese Falle gekommen, weil sie sich zu abhängig machten von Leitfäden, die ihrer Natur und Tendenz nach nichts Weiteres und Anderes geben können, als die Hülle und das Gerippe, und dem Lehrer überlassen, das Fleisch dazu zu thun und den lebendigen Odem einzuhauchen. Wieder Andere sind von Jugend an nicht gelehrt und gewöhnt worden oder nicht geneigt gewesen, Sinn und Denken auf das Concrete, Individuelle zu

richten, also kindes- und naturgemäß zu lernen und zu lehren. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. So ist z. B. das Bild schon eine Abstraktion, indem es von der körperlichen Ausdehnung abstrahirt, das schwarze ist es mehr noch als das kolorirte, die Beschreibung mehr, als beide. Und doch, wie Viele begnügen sich noch immer mit trockenen Notizen und Beschreibungen in Unterrichtsgegenständen, die der Anschauung nicht entbehren können, wenn sie nicht ganz unnütz oder öfter von Schaden sein sollen, indem sie den Geist mit leeren Hülsen füllen, die da blähen und nicht sättigen, oder verkehrte, verschrobene Bilder in die Phantasie ansetzen, welche der reifere Verstand unendliche Mühe hat wieder von sich abzulösen und abzuwerfen. Solchen Erscheinungen gegenüber kann man die Forderung des praktischen Unterrichts nur eine berechtigte nennen. Aber was ist das Leben? Der niedere menschliche Verkehr um die niederen Bedürfnisse des Lebens macht das Leben nicht. Brodbacken und Wurstmachen, Geldwechseln und Einkaufen für Haus und Küche, das ist nicht Leben, so schätzbar und werthvoll diese Geschäfte sind und vor Allen uns erscheinen müssen, die wir Bäcker (Becker) und Wurst so hoch schätzen. Es giebt auch ein Leben der Natur und ein Leben des Geistes, und wir sind im Rechte, jene Forderung des praktischen Unterrichts zu bestreiten, wenn, was meist geschieht, von gegnerischer Seite der Begriff des Lebens sowohl, als der der Verbindung mit dem Leben zu eng gefaßt wird. Und dies führt uns auf die zweite Antwort und Erklärung.

Praktisch ist — in dem Sinne der Meisten, die das Wort im Munde führen oder zu Papiere bringen — was in unmittelbare Anwendung genommen werden kann in dem Leben außer der Schule. Hier ist zunächst ein Unterschied zu machen zwischen verschiedenen Schulanstalten und Unterrichtsgegenständen. Diejenigen Schulen, welche, wie die Gewerbe- und Realschulen, für bestimmte Berufsarten bilden wollen, müssen diese Sonderzwecke auch unausgesetzt im Auge behalten und in Anwendung bringen; und diejenigen Lehrgegenstände, welche, wie das Rechnen, ihrer Natur nach eine entschiedene Richtung auf die unmittelbare Anwendung im Leben haben, müssen auch in dieser

Richtung vorwiegend behandelt werden. Aber wie schon jene Schulen und diese Lectionen viel des Guten aufzunehmen haben, was auf den unmittelbaren Lebensverkehr keine Beziehung hat, so ist noch viel weniger auf die Schule und den Unterricht im Allgemeinen diese Forderung auszudehnen. Die Gefahr oder vielmehr der Schade davon ist nämlich einerseits die Herabziehung und andererseits die Zersplitterung.

Es ist in neuerer Zeit, zunächst von Gymnasiallehrern für Gymnasien, das Recht und die Nothwendigkeit der stetigen, methodisch geordneten Lektüre deutscher Klassiker vielfach und nachdrücklich in Anspruch genommen worden, und die Volksschule hat sich alsbald für ihren engeren und niederen Kreis dieses Bildungsmittels auch bemächtigt. Wenn aber die Männer, welche für höhere Lehranstalten sprachen, dem Vorwurfe nicht entgingen, daß sie das gute alte Recht der alten Schule mit ihren Bestrebungen beeinträchtigten und zu dem Vielen, was gelernt werden müßte, noch ein Weiteres hinzubrächten, wodurch die Schüler dem Studium der alten Sprachen und Muster könnten entfremdet werden, so lag gegen die Lehrer der Volksschule der Vorwurf nahe, daß dergleichen Dinge für die Elementarschule, wenn nicht für den Lehrer, zu hoch seien, und daß sie vielmehr die Aufgabe habe, für das praktische Leben zu bilden, d. h. sie soll nur das Nützliche wollen, was darüber ist, ist vom Uebel. Man sollte sich aber der Verklärung des Lebens, insonderheit des armen, trüben, eintönigen Schullebens und der Erquickung und Erhebung der gedrückten Seelen durch den lieblichen Duft und Glanz der Dichtung freuen, ja was mehr ist, man soll die sittliche Macht erkennen, welche in der idealen Auffassung des Lebens, der Natur, der Welt, der Geschichte, sowie in der reinen, gebundenen, edlen Sprache ruht, und in das Gemüth ebenso sicher ihre Wirkung hat, wie die Unterweisung in religiösen Angelegenheiten. Es sei denn, daß man auch die Religion zu einer bloßen Sache der Nützlichkeit machen will.

Nicht anders verhält sichs mit einem Gegenstande, der von dem vorigen vielfache Nahrung und Beisteuer erhält, mit der Uebung in schriftlicher Darstellung. Wenn schon der Sprachunterricht überhaupt sich nicht auf die Gedankenkreise und

Anschauungsformen beschränken darf, welche er in dem Schüler, dem Kinde oder dem Jüngling vorfindet, so hat derjenige Unterricht, welcher dem Schüler eine unbefangene, freie, gewandte Darstellung vermitteln will, vor allen Dingen die Pflicht, für Erweiterung des Gedankenkreises, für Zuführung neuer Gedanken und Anschauungen, für Anregung der Phantasie und Bildung des Gemüths und des Geschmackes Sorge zu tragen. Aber man kanns bequemer haben, man beschränkt sich auf sogenannte praktische Aufsätze, was darüber ist, ist vom Uebel. Hier ist nun allerdings ein Unterschied zwischen der Elementar- und der höheren Schule, aber nur nach der Art und Begrenzung, nicht nach dem Wesen, und man kann in der Oberklasse der Volksschule recht wohl kleine zusammenhängende Gedankenentwicklungen nach einem durchgenommenen Plane, Schilderungen und Vergleichungen schreiben lassen. Es ist gewiß, die praktischen Formen haben ihr Recht in jeder Art von Schulen, weil das praktische Leben früher oder später sein Recht an uns geltend macht, und nicht Jedem ist später die Gelegenheit geboten, durch Umgang oder Amt mit diesen geschäftlichen Formen bekannt und vertraut zu werden. Aber es giebt Lehrer, die kein höheres Ziel der Stylübungen kennen und wissen wollen, als die Fertigkeit in praktischen Aufsätzen, als da sind Quittungen, Reverse, Tilgungsscheine, Rechnungen, Schuldverschreibungen u. a. Gegen diese einseitige Acceptirung des praktischen Moments ist mein Wort gerichtet, weil damit die Aufgabe und Tendenz der Schule nur ins Gemeine, oder ins gemeine Leben herabgezogen wird.

Eben so ist es mit dem mathematischen Unterricht, sofern er sich beschäftigt mit Raumgrößen. Auch da wird von vielen Seiten fort und fort beklagt, daß er nicht praktisch oder doch nicht praktisch genug, d. h. nicht genug in Anwendung auf die Bedürfnisse des Lebens getrieben werde. Aber auch hier ist die Unterscheidung der Berufsschulen von den allgemeinen Schulen festzuhalten. Was für jene zweckmäßig und nothwendig erscheint, ist es nicht in gleichem Maße für diese. Die Gewerbeschule muß ihren Schülern die Geometrie und Stereometrie in ganz anderer Weise verarbeitet zu Vortrag und Einsicht bringen, als z. B. das Gymnasium, nämlich in beständiger Rücksicht auf die Verwendung

in Künsten und Gewerben, wie das u. A. in der trefflichen „Geometrie für Gewerbschulen von Göbel“ geschieht. Sie hat auch Berechnungen von Körpern in der Natur, Längen- und Flächenmessungen im Freien mit den dazu erforderlichen Instrumenten nicht zu verabsäumen. Auf das Alles aber haben diejenigen Schulen, die nicht Berufsschulen sind, keinen oder nur beiläufig und nebenher Bezug zu nehmen. Für diese liegt das praktische Moment in der Construktion, und ist die Geometrie durch die logische Strenge und Nothwendigkeit des Beweises und durch die Reinheit der Anschauung und des Denkens, welche sie giebt und übt, und welche durch Einmischung praktischer Bezüge nur getrübt wird, ein Bildungsmittel von außerordentlicher Wichtigkeit und Bedeutung*). So ist denn bisher auch immer noch in den Gymnasien ihre Stellung aufgefaßt und sie zu wesentlichem Gewinn aller Schüler, die überhaupt am reinen Denken eine Freude finden und dazu befähigt sind, getrieben worden, und die trefflichen Werke von Unger (Geometrie des Euklid und das Wesen derselbe, u. a.) von Kunze, von Wolff, von Mensing u. a. behandeln sie in diesem Geiste. Die Volksschule muß von der Wissenschaft abstrahiren und hat nur Formenlehre, welche nur durch ihre Rücksichtnahme auf Formen in der Umgebung der Schüler in dem obigen Sinne praktisch genannt werden kann. Das Seminar aber, bei der Getheiltheit seiner Stellung zwischen Praxis und Theorie, kann weder der wissenschaftlichen Behandlung entrathen, noch der praktischen Anwendungen sich ganz entschlagen; aber es hat daran den oben ausgesprochenen Gewinn sicherlich nicht, wenn es sich auf das Letztere beschränkt, oder es doch überwiegen läßt. Die Werke von Diesterweg (Raumlehre — und Leitfaden für den Unterricht in der Formen-Größen und räumlichen Verbindungslehre, nebst Anweisung) geben dafür den richtigen Weg an, indem sie nur wenige und beiläufige Andeutungen zu Messungen und Berechnungen enthalten.

Doch es sei genug hiervon, um zu beweisen, daß durch übertriebene Geltendmachung des Grundsatzes, daß aller Unterricht

---

*) So urtheilte schon Archimedes. Vgl. Plut. Marcellus. 17.

praktisch sein solle, durch Ausdehnung desselben auf Lehrgegenstände, welche ihrer Natur nach diese Anwendung nicht leiden, der Schule und dem Unterrichtsbetrieb die Richtung auf das ideale Leben, die Weihe geraubt werde. Es ist aber noch ein anderer Schade damit verbunden. Man hat schon oft und mit Recht beklagt, daß in der Volksschule und im Seminar zu Vielerlei auf einmal gelehrt werde oder gelehrt werden müsse, und daß dadurch leicht Oberflächlichkeit und Zersplitterung des Unterrichts hervorgerufen werde, und der Schüler nicht dazu gelange, sich und das mannigfaltige Einzelne zu sammeln in Einheit, Zusammenhang und Ordnung. Das ist so wahr, als beklagenswerth. Aber gerade durch jenen scheinwahren Grundsatz wird die Zersplitterung nur vermehrt. Denn alle jene praktischen Beziehungen und Notizen sind lauter einzelne Strahlen, nichts als ein unendlich Mannigfaltiges, das zerstreut, wie es zerstreut gegeben wird. (Man denke nur an die Gesundheitslehre, Münzenkunde, Gesetzeskunde u. s. w. vieler Lesebücher.) Die Wissenschaft dagegen ist ein geschlossenes Ganze, und das Reich des Idealen ist ein unendliches, aber Eines. Darin hat — und hatte besonders früher — die Gymnasialbildung ihre Kraft: sie fragt nicht nach den verschiedenen Berufswegen ihrer Schüler, sie unterrichtet nicht mit spezieller oder vorwiegender Rücksicht auf den künftigen Theologen oder Juristen oder Mediziner oder Philologen, sie will den ganzen Menschen bilden, und sie lehrt darum, was den ganzen Menschen und alle Menschen, die höhere Bildung suchen, angeht, unbeirrt durch praktische Fragen und Interessen. Das praktische Geschick findet sich später von selber und allmälig, oder aber es findet sich mit allen verfrühten Anweisungen in der Jugend und in der Schule nimmer.

Für das Seminar hat das ewige Drängen auf das Praktische noch einen weiteren Uebelstand. Daß die meisten Volksschullehrer, sobald sie das Seminar verlassen haben, nicht mehr fortstudiren, oder — wenn man lieber will — nicht mehr fortstreben, ist eine eben so betrübende als ausgemachte Erscheinung. Sie streben wohl — nach Anstellung, nach Beförderung, nach Weib und Kind, aber sie streben nicht nach Erweiterung ihrer Bildung, nicht einmal ihrer

Berufsbildung. Wie Wenige sind, die nur pädagogische Journale lesen! Und das ist nicht blos so unter den älteren Lehrern — die Verschließung gegen das neu Aufkommende ist ja dem Alter überhaupt eigen und könnte dem Lehrerstande nicht zum Vorwurf sein — nein, es ist so bei den jüngeren und jüngsten. Darüber klagen oder schelten, hilft nicht. Inspiciren oder dekretiren eben so wenig. Es muß der Trieb, der Lebenskeim in die Seele gelegt werden, daß sie nicht anders können, als aufwärts blicken und streben, daß sie Drang und Lust gewinnen zu Erweiterung ihres Wissens, zu Erhebung ihres Gemüths, daß sie der Geist treibt, wenn sie nicht mehr unter dem Gesetze sind. Und warum kommts so nicht? Weil den Lernenden keine Fernsicht eröffnet wird, der hohle, praktische Formalismus des Unterrichts lernt sich auch von Minderbegabten bei einigem Geschick und beständiger Uebung bald, und dann ruht man, wie der Jüngling in der Fabel, bei den leicht gebrochenen und gewonnenen Früchten, weil man keine Ahnung hat von schöneren Aussichten und reicheren Blicken in die Tiefe, die Ferne und die Höhe. — Es ist hier die Stelle, jener Preisaufgabe zu gedenken, welche die viel angefochtene, aber viel schwere Schäden unseres Schulwesens aufdeckende Schrift von Curtmann hervorgerufen hat: „Die Reform der Volksschule". Es ist durch diese Preisaufgabe selbst und ist auch in der angezogenen Schrift mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß der gegenwärtigen Schulbildungsweise die Einwirkung auf das Gemüth verloren gegangen sei. Man sinnt auf Mittel, wie diese Einseitigkeit zu überwinden und jenem wichtigen Faktor der Seele und der Erziehung eine erweiterte Geltung zu gewinnen sei, und um die Mittel zu finden, geht man naturgemäß zurück auf die Ursachen der Erscheinung. Ich bin überzeugt, daß eine wichtige Ursache jenes Verlustes in dem Streben liegt, Alles praktisch zu machen, d. h. mit dem Bedürfniß des niederen Lebens in Verbindung zu setzen. Das Gemüth kann nur Befriedigung finden in der Einheit, nicht in der Zersplitterung, nicht in der ununterbrochenen Richtung nach Außen; Beides aber führt jener Grundsatz mit sich.

Ueberhaupt aber ist es in der Menschenwelt so geordnet, daß Theorie und Praxis scharf gesondert auftreten, gleichwie die Fähigkeit

der Kritik und der Kunstauslegung mit künstlerischer Schöpfungskraft fast nie in Eine Person zu gleicher Zeit fallen. Die die Sache praktisch treiben, haben oft, ja meist kein gründliches und deutliches Bewußtsein davon, warum sie es gerade so und nicht anders treiben, und brauchen es auch nicht, das Wissen würde sie oft mehr hemmen und hindern. Der Gärtner, der den Spaten braucht, und der Bauer, der den Wagen ladet, und der Brauer, der die Fässer abladet, denken nicht an die Theorie des Hebels und des Gleichgewichts und der schiefen Ebene. Umgekehrt: diejenigen, welche um diese Gesetze und Theorien ein Verständniß haben, sind meist nicht in der Lage, noch öfter nicht dazu geschickt, sie praktisch in Anwendung zu bringen, und es bedarf derselben hier eben so wenig, als dort der Kenntniß der Theorie. Es sind ihrer Natur nach zwei gesonderte Gebiete. Oder soll man die Kinder im Garten graben lassen, damit sie am Spaten die Theorie des Hebels verstehen lernen? oder soll man die geometrischen Stunden dadurch praktisch machen, daß man mit Bindfaden im Freien Vierecke abgrenzen läßt? Es ist nichts Neues unter der Sonne.

Aber so wenig nützlich fürs Leben dasjenige, was die Schule lehrt, einem großen, vielleicht seinem größeren Theile nach sein mag, so ist doch Alles, wenn's nur recht gelehrt ist, nütze für's Leben, indem es zur harmonischen Menschenbildung beiträgt. Und was in dieser Beziehung und in diesem Sinne praktisch ist, das ist für die Schule und ist für das Leben zugleich. Und das soll auch den Lehrer bei Auswahl und Verarbeitung seiner Lehrstoffe einzig und allein bestimmen und leiten. Nicht, obs der oder jener früher oder später zu gemeinem Gebrauch anwenden könne, sondern daß, was gegeben wird, den ganzen Menschen erfasse, erhebe, durchdringe, bilde. Und wenn das eine Lehrobjekt vorwiegend die eine, das andre eine andere Geisteskraft in Anspruch nimmt und in Uebung setzt, so hat doch keines eine ausschließliche Richtung und Wirkung, und der Unterricht in seiner Gesammtheit wägt gegenseitig ab und verbindet die Wirkung zu der Einheit der harmonischen Bildung. So ist auch und im vollsten, edelsten Sinne, der religiöse Unterricht praktisch, indem

er die denkende Seele in eine ferne, heilige Vergangenheit versetzt und goldne Worte göttlicher Weisheit als einen unvergänglichen Schatz in sie legt, und die höchste Aufgabe menschlichen Strebens und das höchste Gut und den höchsten Gott zu Erkenntniß und Anschauung vermittelt. So ist auch, und im reinsten, edelsten Sinne, der physikalische Unterricht praktisch, wenn er, weit über die Grenzen des Brauchbaren und Anschaubaren hinaus, die Bahnen der Wolken und des Regens begleitet bis in die Wüsten Afrika's und die Einöden des Nordens, wenn er die Donner des Himmels und die grausen Wunder des Meeres, das stille, nimmer ruhende Leben der Pflanzenwelt und den unermeßlichen Reichthum von Kraft und Schönheit in der thierischen Schöpfung vor dem wundernden Blicke vorüberführt. So ist auch, und im vollsten, edelsten Sinne, der geographische und historische Unterricht praktisch, wenn er, weit hinaus über den engen, heimathlichen Kreis des unmittelbar Anschaubaren und Erfahrenen, die jugendliche Phantasie verweilen heißt in fernen, fremden Landen und sie fremde Sitten und fremden Glauben kennen lehrt, und sie mit dem Bewußtsein erfüllt: auch da ist Gott. Und in diesem Sinne und Geiste kann und soll allerdings aller Unterricht praktisch sein, und dann wird er auch zu dem Ziele führen, nach welchem wir trachten ohne Aufhören, die Schüler zu bilden zu rechten Menschen, zu frommen Christen, zu würdigen Bürgern dieser Welt und der zukünftigen.

# Das confessionelle Element im historischen Unterricht.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Frage die Lehrerwelt lebhaft, ja bis zu leidenschaftlicher Aufregung beschäftigte: soll der religiöse Unterricht, zumal der Volksschule (denn andre Unterrichtsanstalten kümmerte die Frage wenig oder nicht) fernerhin sich in den Schranken der Confession halten? und waren ihrer gar Viele, und mehr als drei und zwanzig, die aufs Entschiedenste mit Nein antworteten, die confessionelle Beschränkung der Freiheit der Zeit unwürdig hielten, und dem allgemeinen, ja dem allgemeinsten Religionsunterricht aus allen Kräften das Wort redeten. Gegenwärtig können nach den langen, über den Gegenstand bald cum, bald sine ira et studio gepflogenen Verhandlungen die Acten als geschlossen erachtet werden, und ist die Annahme wohl berechtigt, daß die große Mehrzahl, wenigstens der Lehrer, von der Unzulänglichkeit und Verderblichkeit eines von dem confessionellen Inhalt abgelösten Religionsunterrichts eine eben so feste Ueberzeugung gewonnen hat, wie von der innern Unmöglichkeit einer Lostrennung der Schule von der Kirche.

Nun ist aber in der Schule, wenn oder sofern sie eben eine christliche und einer bestimmten Kirche in lebendigem Zusammenhang zugehörige Anstalt ist, die religiöse Unterweisung nicht etwas für sich Bestehendes, wogegen der übrige Unterricht sich gleichgültig verhielte, sondern es haben die andern Lehrobjecte in geringerem oder höherem Grade auch ihren Antheil an dem geistigen Leben, das aus jener Richtung, als aus dem Quell- und Mittelpunkt hervorgeht. Und werden auch manche Elemente, wie besonders das mathematische und das technische, davon nur wenig berührt, so ist es bei einem andern in so höherem Grade der Fall, nämlich bei dem historischen. Und wenn wir sagen

konnten, daß die oben angegebene Frage ihre Lösung bereits in befriedigender Weise gefunden, so können wir darum nicht sagen, daß sie, auf dieses besondere, nicht unmittelbar religiöse Feld angewendet, überflüssig geworden, die Frage nämlich: inwieweit das confessionelle Element eine Berechtigung habe im historischen Unterricht.

Ehe wir an die Beantwortung gehen, wollen wir für eine andere Frage einen festen Boden und Zielpunkt zu gewinnen suchen, welche die Lösung der ersteren zu vermitteln geeignet ist: Soll die Geschichtsschreibung patriotisch sein? Die Antwort hierauf wird kaum für Jemand zweifelhaft sein. Denn jene kalte, nüchterne Indifferenz, die für keine Erscheinung und Persönlichkeit des Vaterlandes oder der Gegenwart eine Regung und ein Wort der Begeisterung hat, die, von keinem andern Interesse bewegt, als dem rein und abstract wissenschaftlichen, durch keinen Act und Character nationaler Größe aus dem Tone der wissenschaftlichen Forschung und Reflexion sich emporheben läßt, und in demselben Sinn und Geist die Thaten und Siege eines Karl des Großen, der Hohenstaufen, Friedrichs des Großen, oder der Helden der Freiheitskriege behandelt und betrachtet, wie die Heereszüge eines Cyrus, oder Alexander, oder Attila, — eine solche Behandlung der Geschichte wird ihre Idee nur einseitig erfüllen und den Eindruck in dem Leser nicht erreichen, der zu einem guten, vielleicht zum besten Theil ihre Aufgabe ist und ihr Lohn. Wir können aber weiter sagen, daß jene Farb- und Characterlosigkeit, wie sie nicht die richtige Auffassung der Aufgabe der Geschichtsschreibung bezeichnet, auch nur in gewissen Grenzen und nur bis zu einem gewissen Grade möglich ist, und wer von dem Bewußtsein des lebendigen Zusammenhangs mit der Vergangenheit und Gegenwart des Volkes, in dem er geboren ist und dem er angehört, erfüllt ist, der wird auch auf dem Felde der Geschichte dasselbe nicht aufgeben oder verlieren. Von der Partheilichkeit aber, die die Thatsachen verkehrt oder unter falschen, einseitigen Gesichtspunkten auffaßt, ist dieser patriotische Character weit entfernt, so entfernt, als die farb- und characterlose Indifferenz von der Objectivität. Was nun aber von der Geschichts-

schreibung gilt, das ist noch viel mehr von dem Geschichtsunterricht, zumal der Volksschule, zu fordern, als einer Anstalt, die in dem Volke ihre Wurzeln hat und wächst und ihm ihre Früchte darbringt. Der historische Unterricht soll wesentlich patriotisch sich bewähren in Wahl und Geist.

Nun steht aber der patriotische Character mit dem religiösen auf Einer Linie. Die Religion ist — und mehr, als je bei einem andern Volke, bei dem deutschen — innerlichst mit dem Baum der nationalen Entwicklung verwachsen, oder wenn man lieber will, des Baumes Kern oder Wurzel. Sie davon ablösen, hieße ihr Wesen verkennen, und wenn es in dem geschichtlichen Verlauf je dahin kommen sollte, so würde damit dem Baume sein innerstes Leben entzogen werden. Darum kann der Geschichtsunterricht der Schule, wenn sie dem Geiste und Wesen des Volkes getreu bleiben will, für die Betrachtung keinen andern Ausgangspunkt wählen, als den religiösen, und wird nur so weit dem Zwecke derselben nachkommen, als er in den geschichtlichen Thatsachen und Persönlichkeiten über alle Werke menschlicher Klugheit und Macht und Gewalt und Tugend den Urquell alles Lebens und aller Vollkommenheit, den Geist, der über den fluthenden Wassern schwebt, Gott finden lehrt.

Nun hat aber die christliche Lehre und hat die christliche Volksschule ihr religiöses Wesen nicht in allgemeinen Worten, in unbestimmten, dehnbaren Formen, die eben so gut Juden und Türken wie Christen sich zu eigen machen können, sondern in der bestimmten Fassung des christlichen Bekenntnisses. Und der Lehrer und die Schule, als ein Glied dieses bestimmten, lebendigen Organismus, wird auch diesem Zusammenhange sich nicht zu entziehen vermögen, noch mögen, sie würde sonst vom Leben sich selber lösen. Das 16. Jahrhundert hat aber in die Gemeinde der Christenheit eine große Trennung gebracht. Man mag, ja man muß diese Trennung beklagen, denn jede Trennung eines ehemaligen Ganzen ist ein Uebel und hat ihre schlimmen Seiten und Folgen. Aber sie hat auch ihre guten Seiten, wir wollen nur an die Entwickelung des innern Lebens der Kirche erinnern, an die Gemäßheit der Bekenntnisse und Culte zu den

Stammesunterschieden der deutschen Nation, an den Gewinn der Wahrheit aus dem Kampfe der Gegensätze; und davon abgesehen: der Protestantismus ist aus dem Katholicismus mit innerer Nothwendigkeit hervorgegangen und hat seine volle innere Berechtigung. Und was folgt daraus? Wir meinen dies, daß auch eine Behandlung der Geschichte in der Volksschule vom confessionellen Standpunkte ihre völlige Berechtigung hat.

Ja, wir müssen noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Wäre es auch statthaft, es wäre kaum möglich, den confessionellen Standpunkt gänzlich zu verläugnen, so wenig als den patriotischen. Zwar giebt es neutrale Gebiete, welche von jenen Gegensätzen nicht oder weniger berührt werden. Aber soll man an den deutschen Geschichtsschreiber die Forderung stellen, daß er die Handlungen eines Ludwig XIV., eines Philipp II., eines Wallenstein, eines Napoleon I., nicht im vaterländischen Sinn und Bewußtsein auffasse und darlege? Gewiß so wenig, als man von dem deutschen Patrioten wird verlangen wollen, daß er den 15. August mit den Parisern in Preis und Jubel feire. Und wird auf die Auffassung des Characterbildes eines Heldenkönigs, wie Friedrich des Großen, nicht auch das Licht von Einfluß sein, in welches der Patriotismus des Preußen oder des Oesterreichers es stellt? Und man wird diese Verschiedenheit so wenig zu tadeln berechtigt sein, als man dem Preußen einen Vorwurf daraus machen wird, wenn er den Tag von Collin nicht mit den Wienern zu feiern Lust bezeugt. Und ist jeder Geschichtsschreiber auch ein Geschichtslehrer, so ist es noch im engeren Sinne der Lehrer der Schule, und was von jenem, gilt nicht minder, ja noch mehr von diesem. Aber wie nun, wenn wir auf Erscheinungen kommen, wie Luther und Gustav Adolph, und auf Facta, wie die Uebergabe der Augsburgischen Confession, die Zerstörung Magdeburgs und den ganzen dreißigjährigen Krieg? Kann sich in den vorgenannten Fällen nicht der Patriot, so kann sich hier noch viel weniger der Protestant oder Katholik verläugnen, und auch die geflissentlichste Vermeidung alles confessionellen Characters läßt doch in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, in dem, was da steht und in dem, was fehlt, ihn hin-

durchblicken. So im schriftlichen Vortrag, so im mündlichen Unterricht.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sei es uns erlaubt, ein Lehrbuch der Geschichte*) nach dieser Seite in nähere Betrachtung zu ziehen, welches eine weite Verbreitung auch in protestantischen Schulen gefunden hat, und auch von entschiedenem Werth ist in Rücksicht der Auswahl, wie der Darstellung und Sprache, welches aber, ob es gleich die confessionellen Gegensätze schroff hervortreten zu lassen vermeidet, dennoch an unzähligen Stellen in der Reformationsgeschichte den katholischen Character erkennen läßt.

Daß der Verfasser das Wort Reformation mit Kirchentrennung übersetzt, wollen wir dem Katholiken nicht verargen, doch können wir schon diese Uebersetzung nicht zu der unsrigen machen. Wenn er aber weiter für den Beginn der Kirchenverbesserung den Ausdruck: Ausbruch der Reformation wählt, so kann uns die Zweideutigkeit solches Ausdrucks nicht entgehen. Die Reformation war keine Revolution, so wenig als ein Krieg mit weltlichen Waffen.**) Es kann uns ferner nicht daran gelegen sein, die volle Wahrheit zurückzuhalten oder zu verhüllen, wie hier geschieht, wenn es heißt: „Die Päpste, denen die Fürsten und Völker mit kindlicher Liebe und kindlichem Gehorsam stets ergeben waren," und später: bei vielen (nämlich der Päpste und Bischöfe) schien es fast, als ob sie ihr geistliches Amt als ein bloßes Mittel zur Erreichung irdischer Zwecke betrachteten; ferner: das Volk klagte über die Reichthümer der Kirche und die großen Geldspendungen an die päpstliche Schatzkammer und rief laut um die Abstellung vieler wahren und eingebildeten Beschwerden; sodann: in diesen Zeiten der Verwirrung und Bedrängniß der Kirche ist es jedoch erfreulich zu sehen, wie der größere Theil der Geistlichkeit, durchdrungen von der Hoheit seines Berufes, mit ächt

*) von Welter. 3 Thle.

**) An andrer Stelle heißt es später: „Die französische Revolution war eine ähnliche Umwälzung im Staate, wie die Reformation in der Kirche."

apostolischem Eifer durch Lehre und Beispiel sich gegen die eingeschlichenen Mißbräuche stemmte; ferner, da vom Ablaß die Rede ist: für's Erste wurde, wie es hieß, das Geld oft seiner eigentlichen Bestimmung entzogen und floß in den Privatschatz des Papstes oder weltlicher Fürsten. Noch weniger kann den protestantischen Lehrer und Leser die Darstellung von Luthers Leben befriedigen. Fürerst ist dies reiche und herrliche Leben, im Vergleich zu andern Parthien des Buches viel zu karg behandelt, vornehmlich des Mannes Jugend; sodann ist der eigentliche Kern- und Wendepunkt in Luthers innerem Leben gar nicht ausgesprochen, wie das denn auch die katholische Kirche nicht, oder nur im feindlichen Sinne kann. Wir können es ferner nicht gut heißen, wenn, im offenbaren Sinne des Vorwurfs, gesagt wird, Luther habe von Cajetan in Augsburg mit störrischer Heftigkeit für seine Irrthümer Gründe und Beweise aus der heiligen Schrift verlangt. Wir müssen es mehr als bedenklich finden, wenn es heißt, Luther habe in einem Briefe an Cajetan wegen des verweigerten Widerrufs Vorstellungen gemacht, indem die Unbestimmtheit des Ausdrucks leichtlich zu einem Mißverstehen des Sachverhältnisses führen könnte; Luther hat sich nur erklärt, schweigen zu wollen, wenn auch seinen Gegnern Schweigen auferlegt würde, nimmer aber, seine, als der heiligen Schrift Lehre zu widerrufen. Wenn es dann weiter heißt: „Luther, den es äußerst kränkte, daß die Leipziger den Sieg seinem Gegner Eck zuschrieben und diesem dafür große Ehre erwiesen, faßte den Entschluß, mit verdoppeltem Eifer auf der gebrochnen Bahn weiter zu gehen," so wird dem reinen, edlen Eifer Luthers nicht undeutlich ein unlauteres Motiv untergeschoben, für welches die unpartheiische Geschichte keinerlei Grund darbietet. Auch wird ein protestantischer Lehrer nicht mit Worten die Verbrennung der Bannbulle einleiten, wie hier geschieht: nichts glich der Kühnheit, zu welcher Luther sich von der Heftigkeit seines Characters hinreißen ließ. Er wird eben so wenig das Werk der Reformation mit einem Ausdruck bezeichnen wollen, mit welchem der Verfasser wiederholt es abfindet, indem er von den Neue-

rungen redet, die den Frieden der Kirche sowohl, als des Staates störten. Er wird ferner von Luthers Reise nach Worms mehr zu sagen sich gedrungen fühlen, als das kühle Wort: „in allen Städten, in allen Orten, durch welche sein Weg ihn führte, wurde sein Wagen von Menschen umringt; alle wollten den kühnen Mönch sehen, der es gewagt hatte u. s. w." Es war bei den allermeisten, die ihn umdrängten und zu sehen begehrten, mehr als Neugierde, es war die Begeisterung für den Befreier des deutschen Vaterlandes, die Verehrung für den Glaubenshelden. Nicht minder wird er Anstand nehmen, die Bemerkung zu unterschreiben: in Luthers Zügen und in der Heftigkeit seiner Geberden lag Etwas, das sehr gegen ihn einnahm. Ja wohl, die vorweg gegen ihn Eingenommenen! Man wird ferner vom protestantischen Standpunkt nicht das Verhalten Luthers gegenüber der bestehenden kirchlichen Ordnung mit dem Ausdruck Widersetzlichkeit erschöpfend bezeichnet erachten. Wir wollen nicht dabei verweilen, daß der Verfasser unseres Geschichtsbuchs offenbar auch in seinem Sinne das harte Wort Kaiser Karls V. citirt: er sei entschlossen, alle seine Reiche, Länder, Freunde, ja das Leben selber daran zu setzen, damit dieses gottlose, ihm und dem deutschen Volke zur ewigen Schande gereichende Unternehmen keinen weiteren Fortgang habe; auch dabei nicht, daß Thomas Münzer mit dem Zusatz eingeführt wird: ein Schüler Luthers, obgleich die Intention dieser (auch nicht die volle Wahrheit aussprechenden) Worte deutlich genug herausblickt. Wenn es aber bei der Erstürmung von Rom im Jahre 1527 heißt: Die Deutschen aber, welche Luthers Lehre angenommen hatten, beraubten Kirchen und Klöster, so sieht man aus dieser scheinbar unbefangenen Bemerkung leicht, auf welcher Seite der Verfasser steht. Auch wird man aus dem Umstande den confessionellen Character des Buches leicht erkennen, daß es an der Uebergabe der Augsburgischen Confession mit wenigen kargen Worten vorübergeht, während die Beschreibung des Aufstandes der Bauern und der Wiedertäufer einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt. Und die Schlußbemerkung zu

dem letztern: Das Andenken an jene traurigen Ereignisse verleidete aber auch seinen (Münster's) Einwohnern von nun an alle Theilnahme an sonstigen Neuerungen — mit dem unverkennbar mißwollenden Seitenblick auf das ganze Werk der Reformation hat auch nur in dem katholischen Standpunkt ihren Grund. Unter diesen Verhältnissen ist eine befriedigende Würdigung des historischen Characters des großen Reformators nicht zu erwarten, und wer möchte eine solche in den Worten finden: kurz vor dem Ausbruche des Krieges rief der Tod denjenigen, welcher den ersten Anstoß zu allen diesen Unruhen gegeben hatte, vor seinen höheren Richter; und ferner: daß die Lehre Zwingli's immer mehr Anhänger gewann, kränkte den Mann, der keinen Widerspruch leiden konnte; endlich: sein Vaterland war durch seine neuen Grundsätze wie auf einen drohenden Vulkan gestellt. An solchem Urtheil wird, wer der protestantischen Kirche von Herzen angehört, ja vielmehr einen freien historischen Standpunkt gewonnen oder sich bewahrt hat, kein Genüge finden. Daß dann im weitern Verlaufe der Geschichte des 16. Jahrhunderts von dem Orden der Jesuiten und seinem Geist und Wirken mit Vorliebe gehandelt wird, können wir nicht anders erwarten; aber die unpartheiische Geschichte wird die milden Worte nicht zu unterschreiben vermögen, mit welchen der Verfasser ihren Sturz motivirt: Fehler und Gebrechen einzelner Mitglieder wurden mitunter dem ganzen Orden zur Last gelegt — auch katholische Christen erhoben sich gegen den übermäßigen Einfluß, den der Orden auf alle Verhältnisse des Lebens ausübte. Und wenn von dem Concil zu Trient (1563) gesagt wird: 253 anwesende Väter unterzeichneten unter vielen Thränen und unter lauter Aeußerung der Freude die Beschlüsse der einzelnen Verhandlungen — so dürfen wir dabei des hier verschwiegenen Schlußactes nicht vergessen, in welchem der Cardinal von Lothringen die Worte aussprach: verflucht seien alle Ketzer! welche die ganze katholische Versammlung mit Donnerstimme nachrief.

Daß die protestantische Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und weiter immer mehr in Partheien auseinander ging und über den Streit und Hader das Eine vergaß, was Noth ist, müssen wir ebenfalls herzlich beklagen. Aber wir können darum nicht die Schlußfolgerung gut heißen, mit welcher der Verfasser diese Erscheinung begleitet, indem er sagt: „Darum hatte der Kaiser Ferdinand wohl Recht, wenn er in seinem Testamente, in welchem er seine Söhne auf das Dringendste ermahnte, fest, beständig und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten, christlichen Religion, wie seine Vorfahren, von den Protestanten damaliger Zeit*) sagte: Da sie gar nicht einig, noch einhellig seien, sondern vielmehr uneinig und getrennt, wie es recht und gut sein könne, was sie glauben? es könne nicht viele, sondern nur Einen Glauben geben. Weil sie nun selber nicht leugnen mögen, daß sie viel Glauben haben, so könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen sein.“ —

Es sei genug mit diesen Beispielen. Wir wollen nicht sagen, daß der katholische Lehrer die Sachen, die meisten anders auffassen solle, viele anders könne. Aber ein Geschichtsbuch, das in diesem Sinne und Geist abgefaßt ist, so vortreffliche Eigenschaften es auch im Uebrigen als Schulbuch besitzt, werden wir, zum Gebrauch in protestantischen Schulen zu empfehlen, gerechten Anstand zu nehmen haben, um so mehr, da der streng confessionelle Character so verdeckt und verhüllt erscheint, daß auch geübtere Augen über die Unterschiede und Gegensätze der Auffassung leicht getäuscht werden und getäuscht worden sind. Oder würde in entgegengesetztem Falle eine katholische Behörde einem Lehrbuch ohne Weiteres den Eingang in ihre Kreise gewähren, das so wenig ihren Standpunkt verträte? Im Uebrigen aber werden wir dies Dreifache fest zu halten haben: zum Ersten für den Unterricht, daß wir Härten, Schroffheiten nicht geflissentlich hervor-

---

*) Die katholische Kirche fällt von der protestantischen Kirche unserer Zeit bekanntlich noch ganz dasselbe Urtheil.

suchen, aber, wo sie unwillkührlich, ungesucht sich aufdrängen, sie auch nicht ängstlich umgehen; zum Andern, daß wir, wie das die Schule ja überhaupt soll, vielmehr die Thatsachen reden lassen in ungefärbter Wahrheit, als uns, als Meinung und Reflexion, und daß wir, wo ein Urtheil zu geben ist, nicht der Gerechtigkeit allein folgen, sondern der Billigkeit, und das aufregende, erbitternde Wort vermeiden, ob wir auch von entgegengesetzter Seite diesen Grundsatz nicht allerwege angewendet sähen — uns zu Gut; und zum Dritten, daß wir nicht über der Lehre das Leben, über den Glaubensunterschieden die Glaubenseinheit, über der Confession das Christenthum vergessen und das Haupt, das durch den Mund seines Apostels uns ermahnet: lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus (Ephes. 4, 15).

## Der Pedant.

Es ist wohl kaum eine Klage, die von der Jugend häufiger und eifriger über ihre Lehrer ausgesprochen wird, als die Klage über Pedanterie. Alles Andre: Strenge, Leichtsinn, Schwachheit, Oberflächlichkeit, ja mangelnde Tüchtigkeit lassen sie eher sich gefallen, als diesen auf jedem Schritt und Tritt lästig werdenden Fehler. Es muß wohl in der Natur der Jugend, ihrer unbefangenen, sich gehen lassenden, jedem Eindruck offenen Weise etwas liegen, das der Art und dem Wesen des Pedanten widerstrebt. Und hieraus vornämlich erklärt sich auch die verwandte Erscheinung, daß jüngere Lehrer zumal kaum einem Vorwurfe zu entgehen mehr beflissen und bemüht sind, als eben dem eines pedantischen Sinnes und Verhaltens. Viel eher lassen sie sich nachsagen, daß sie nicht langsam und bedachtsam genug vorwärts schreiten, es nicht genau genug nehmen, zu viel überhören und übersehen, als daß sie einmal jenen einen Vorwurf auf sich bringen möchten. Die Ursache hiervon mag bei den meisten, die so denken und handeln, in der oft von einem mißleiteten Selbstgefühl eingegebenen Meinung zu suchen sein, daß hinter jenen Mängeln ein regsamer, gabenreicher, nach Höherem strebender Geist verborgen liege, während der Pedantismus immer als das Zeichen eines beschränkten, befangenen, trägen Geistes anzusehen sei. Und doch fehlt es auch ihm nicht an Vertretern, und noch vor Kurzem hat ein lebenskundiger und geistreicher Mann in beredter Weise für ihn das Wort genommen. Bogumil Goltz sagt (der Mensch und die Leute, S. 67): „Unendlich heilsamer ist für ein Kind ein Methodenmann, ein Form-Enthusiast, ein Pedant, ein Mechaniker und Rigorist, der zu viel Natur

verschneidet, als ein Poet und Liberalist, ein weichlicher Philanthrop und Phantast, der zu viel beschönigt und temporisirt, zu viel wuchern und schlingkrauten läßt. Das Beste, was wir Alle gelernt haben, wozu wir erzogen worden sind, haben wir von den Pedanten, den Vollblut-Pädagogen, von den Form-Menschen und ihren Methoden profitirt. Nie hat ein Taugenichts die Schuld seines Unglücks und seiner Nichtsnutzigkeit der Pedanterie, der Strenge seiner Eltern und Lehrer aufgebürdet; wohl aber haben die armen Sünder noch auf dem Schaffot sehr oft die mütterliche Verzärtelung und Nachsicht angeklagt.“ Es wird, ob und inwieweit jene Meinung im Rechte und dieses Urtheil begründet sei, sich nicht anders entscheiden lassen, als indem wir zunächst für den Begriff des Wortes eine genaue Feststellung zu gewinnen suchen. Wenn wir dabei, andere Stände und Berufskreise bei Seite lassend — und es giebt Pedanten allerdings in jedem — auf den Stand und Beruf des Lehrers uns beschränken, so wird das einer Rechtfertigung an diesem Orte kaum bedürfen. —

Wer ist ein Pedant? Die jungen Gegner werden mit der Antwort nicht auf sich warten lassen; sie sagen: den nenne ich einen Pedanten, der auf Kleinigkeiten einen zu großen Werth legt. Aber diese Erklärung bietet in der That des Anhalts gar wenig. Denn was sollen wir Kleinigkeiten nennen? Ein Sprachgelehrter kann um ein Komma oder Punktum, ein Jota subscriptum oder ein verdächtiges Wörtchen im Text Tage und Wochen lang mit Forschen, Vergleichen und Sinnen sich herumschlagen; ein Arzt forscht auch nach den kleinsten Gewohnheiten seines Kranken und bestimmt ihm Nahrung und Lebensordnung auf's Genaueste; ein Inquirent hat auf die geringsten Umstände Acht, in Aussagen und Verhalten des Angeschuldigten, und in den Angaben der Zeugen für und wider; ein Kriegsoberster kümmert sich um Schritt und Tritt jedes einzelnen Soldaten, und ist ihm keiner zu gut, dem er nicht nach Rock und Knopf und Gewehr und Lederzeug sähe. Und wolltest Du das Alles Kleinigkeiten nennen, und die darauf einen Werth legen, Pedanten schelten, so bekommst Du's mit denen zu thun, die das Fach verstehen. Wodurch anders kommt ein Großes, ein Ganzes zu Stande, als durch vieles

Einzelne, Kleine? und ist eine große Wirkung, ein großer Erfolg nicht allermeist abhängig von dem, was Du so Kleinigkeiten nennst? Und nun zumal in den Kreisen, in denen der Lehrer, der Kinderlehrer wirkt: da ist entweder, wenn wir auf die größeren Kreise des Lebens und die weiterreichenden und höherstehenden Berufsarten und Stände sehen, Alles Kleinigkeiten, oder, in Betracht der tiefgehenden und fernwirkenden Bedeutung der Arbeit und Aufgabe der Schule, Nichts. Aber davon abgesehen, wenn Du sagst, der Pedant lege auf solches Alles, was Dir Kleinigkeit scheint, zu großen Werth: wo ist da die Grenze und das Maaß? in der Willkühr der Neigung oder Stimmung? So wären wir schlimm daran.

Du sagst, es ist wahr, das Wort ist vieldeutig und unbestimmt; ich will mich näher erklären: ich nenne den einen Pedanten, der auf Dinge einen Werth legt, die mit dem geistigen und sittlichen Leben in keinem Zusammenhang stehen. Ich zweifle, daß wir damit eine abschließende Begrenzung des Begriffes gewinnen. Laß uns zusammen in eine Schule gehen. Himmel! wie viel pedantisches Wesen oder Unwesen mußt Du da erleben! Wir treten ein; kaum haben wir einen Fuß über die Schwelle gesetzt, so fahren die Kinder von ihren Bänken auf, wie an verborgenen Fäden gezogen, der Lehrer grüßt, macht eine kleine Bewegung mit der Hand, und im Augenblick sitzen die Kleinen wieder, ohne Geräusch und Säumen, auf ihren Plätzen. Willst Du's tadeln? Ist nicht die Gewöhnung an strenge Zucht und Ordnung in frühen Jahren auch ein Gewinn für das spätere Leben und für das Leben außer der Schule und für die geistige Arbeit, die ihr obliegt? Der Lehrer sieht auf dem Boden ein paar Papierschnitzel oder Obstschaalen oder Nußkerne umherliegen; er verweis't es und befiehlt Einem, sofort den Unrath zu entfernen. Du schüttelst den Kopf dazu? Ist Reinlichkeit nicht auch eine Tugend? und will sie nicht auch gelernt und geübt sein und kann damit zu frühe angefangen werden? Im Unterricht ist Dir zunächst auffallend und störend, daß der Lehrer so langsam, gemessen, gliedsam spricht, und daß auch die Kinder so thun, und die sich noch nicht daran haben gewöhnen

wollen, unerbittlich und unablässig daran erinnert und dazu angehalten werden; auch daß die Kinder die Frage meist in die Antwort mit aufnehmen. Du nennst das unnatürlich und des Lehrers Weise wiederum pedantisch. Lieber, wie wollen die Kinder den Gedanken und Worten des Lehrers folgen, wenn er nicht so spricht, wie er thut, und wie sollen sie „recht reden" lernen, wenn nicht auf diesem Wege? Vergleiche nur die Früchte bei denen, die schnell und hastig reden und die Kinder es so nachthun lassen. Und steht nicht das Rechtreden im engsten Zusammenhang mit dem Rechthören und Rechtdenken und Rechtschreiben? gleichwie das langsame, bedachtsame Sprechen mit dem bedachtsamen Wollen und Handeln? — Du hast weiter am Lesen auszusetzen, daß durchweg Ein Leseton herrscht und eine Härte, ja Steifheit der Aussprache, des Vortrags, die mit der Sprache des Lebens im unerquicklichen Widerspruch stehe. Aber, indem Du daran Anstoß nimmst, weißt oder bedenkst Du nicht, welche Klötze der Redefaulheit, der Kinnladenlahmheit, der Sprachunreinheit, des Dialektes hinwegzuräumen sind, um den Weg der Zunge und des Wortes frei und rein zu machen, und daß das Ziel nicht anders zu erreichen ist, als auf dem Wege strengster Consequenz und Gewöhnung, und daß die Macht des Beispiels, das eins dem andern giebt, in der Schule zumal über Alles geht. — Du hörst ferner biblische Geschichte: auch diese, dünkt Dich, in pedantischer Weise. Die Kinder müssen den Buchstaben der Geschichte sich einprägen, dürfen in keinem Wort und keiner Wortstellung von der Bibel abweichen. Wozu das? sprichst Du bei Dir oder zu mir. Ist's nicht genug, wenn sie die Sache, den Gedanken haben und verstehen? wozu sie quälen mit dieser Form, die ihnen doch immer eine fremde ist und bleibt; der Geist ist die Haupsache, auf die Form kommt's so sehr nicht an. Doch, mein Freund, doch. Wird nicht mit jeder, auch der geringsten Aenderung der Form auch der Gedanke, der geistige Inhalt mehr oder minder alterirt? Und den will ich sehen, der dem heiligen Gedanken ein besseres Gefäß erfinden kann, als das ist, welches unsres Luther Uebersetzung ihm gegeben. Nur bei einzelnen wenigen, uns unverständlichen, veralteten Ausdrücken

und Wendungen ist eine Aenderung zulässig oder diensam. Sonst ist an der Form, die wir haben, festzuhalten bis auf's Wort, ja unter Umständen bis auf den Buchstaben. Oder wird nicht, wenn Du in dem Satze: schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, oder: und ward getragen von den Engeln in Abraham's Schooß, oder: hebet eure Augen auf zu den Bergen, die geringste Aenderung, Zusammenziehung, Umstellung zulässest, die rhythmische Schönheit des Ganzen zerstört? — Im Rechnen wirst Du dieselbe Erfahrung machen; pedantisch nennst Du es, daß der Lehrer die Schüler an einen festen Gang des Denkens und Suchens bindet und diesen bis in die letzten Spitzen des Ausdrucks festhält und daß er auch die schneller rechnenden und leichter fassenden von dem Verfahren, das den andern Gesetz ist, nicht losspricht. Und doch ist dieses zähe Festhalten an einer bestimmten Form und Norm zumal für den Anfänger, für das Kind, ein Mittel zum Ziele von ausnehmender Wichtigkeit und Sicherheit; es ist der leitende Faden, an dem es gehen, sich, wenn es sein kann, auch freier bewegen lernen wird. Und so weiter. Denn wir könnten leicht die Beispiele aus beiden Gebieten, der Erziehung wie des Unterrichts, um viele vermehren. Es ist am Ende Nichts, hier wie dort, was nicht mit dem geistigen und sittlichen Leben, mit den geistigen und sittlichen Endzwecken der Schule in einem näheren oder ferneren Zusammenhang stände, so daß wir schließlich wie oben über das, was als Kleinigkeiten anzusehen wäre, so hier rathlos uns finden über das, was wir außer dem Kreis jenes Zusammenhangs sollten zu setzen haben.

So kommen wir denn am Ende auf den Gegensatz, in welchem das Wesen des Begriffs des Pedantismus wird zu finden sein, auf den Gegensatz von Form und Geist. Diese beiden Begriffe ergänzen und bedingen sich einander — für die Schranken irdischen Seins und Denkens. Der Gedanke kann nicht aus dem Geiste hervorgehen ohne das umschränkende, befestigende Gefäß des Wortes, in welches er sich ergießt. Er bedarf seiner, wie der irdische Menschengeist der leiblichen Hülle. Alle Kunstschöpfung ist Formgestaltung eines Geistgebornen. Selber der ewige Geist, da er sich der Menschheit offenbaren wollte, that

er's im Worte, und in der Fülle der Zeit in dem Fleisch gewordnen Worte. So stehen Geist und Form in lebendigem Zusammenhang. Auch der Lehrer hat, diesen Zusammenhang unausgesetzt im Auge zu halten, die ernste Pflicht, und wenn er den Geist auf Kosten der bündigen, reinen, strengen Form zu pflegen und zu nähren sich befleißigt, so mag er zusehen, was er damit gewinnt für seine eigene Bildung oder für seine Schule. Aber Form und Geist verhalten sich wie Aeußeres und Inneres, die Form ist nicht für sich, sie ist nur der Ausdruck des Innern, und wer die Form nicht übt um des geistigen Gehaltes willen, sondern als Selbstzweck, wer an der Form hängt ohne den Geist, mit Einem Wort: der Knecht der Form, das ist der Pedant.

Es ist hieraus klar, daß der pedantische Lehrer zunächst äußerlich sein wird. Er wird daher in allen den Fächern an seinem Platze sein, wo es auf Gewinnung einer äußerlichen (mechanischen) Fertigkeit ankommt, z. B. im Schreiben. Wenn er da mit unerbittlicher Strenge und unwandelbarer Consequenz darauf hält, daß die Schüler sich von Anfang bis zu Ende nach der Vorschrift richten bis auf das Häkchen und das Strichelchen, wenn er das Ueberschreiben über die Bruchlinie nicht ungerügt läßt, wenn er es nicht duldet, daß der Punkt oder Bogen über einem Buchstaben an anderer Stelle stehe, als genau da, worüber er gehört, wenn er keine Unordnung und Unreinlichkeit, kein Radiren und Ausstreichen in den Heften leidet — es sind das Alles Dinge, über welche ein Anderer leicht in Gefahr ist, hinwegzusehen, der Pedant hat diese Gefahr nicht, und seine Sorgfalt wird in diesem Falle für das Kind und den Unterricht von bester Wirkung sein. Aber sobald die Unterweisung die Grenzlinie der blos technischen Aneignung überschreitet, tritt das Wesen des Pedanten in seinen Schatten. Er wird auch hier sich an das Aeußerliche halten, das „hält er fest mit seinem ganzen Herzen.“ Er wird in der biblischen Geschichte sich um Gewinnung des Verstandes und des Gemüthes für den Inhalt wenig Sorge machen, vielmehr das genaue Einprägen und Auffagen zum alleinigen und letzten Ziele nehmen; und begegnet ihm dann einmal eine Variante im Texte, ein und für ein oder u. dgl., so wird er

sie todtschlagen mit dem ab- und resoluten: schlechte Bibel! Er wird in den Realien seine ganze Kunst und seinen ganzen Ruhm darein setzen, daß die Schüler wie kleine, arme Asmusse, den kleinen, trocknen Leitfaden wie ausgetrocknete, auf Löschpapier bewahrte Herbarien bei sich tragen und genau in der vorgeschriebenen Ausdrucksweise und Reihenfolge die Klassen der Pflanzen, die Arten und Gattungen der Thiere, die Unterschiede der Mineralien im Gedächtniß halten und auf Erfordern angeben können; daß sie Zahlen und Namen, Tabellen und Uebersichten in Geographie und Geschichte an der Schnur herzusagen im Stande sind; in der lebendigen Anschauung und sinnigen, gemüthvollen Auffassung eines Naturprodukts, einer Landschaft, eines Volksstammes, einer Großthat oder Heldengestalt der Geschichte findet er nicht seine Aufgabe. Er wird im Sprachunterricht mit der Einprägung grammatischer Kategorien und Terminologien und mit der mechanischen Aneignung einer äußerlichen Fertigkeit im schriftlichen Ausdruck sich genügen lassen und genug gethan zu haben glauben u. s. w. Nun ist ja nicht zu läugnen, daß auch jene Bethätigungen ihre berechtigte Seite in der Lehrerpraxis haben; aber der Fehler liegt eben in der Einseitigkeit, in der Zurückstellung des Geistes, des lebendigen Inhalts gegen die Form, in dem Aufgehenlassen jenes in dieser. —

Hiermit steht im Zusammenhang ein anderer Zug in dem Character des Pedanten, nämlich der der Abhängigkeit von der Gewohnheit, des Hängens am Alten, Hergebrachten, des Widerstrebens gegen das Neue. Es gilt auch hier das Wort: der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Wo der Geist von dem Buchstaben gefesselt, erdrückt wird, da kann er zu lebendiger, freier Entfaltung sich nicht erheben. In dieser Lage aber ist der Pedant. Unvermögend oder ungewillt, sich zu der Freiheit selbstständigen Denkens zu erheben, wird er nur schwer zu vermögen sein, von dem Neuen, das auf dem Felde seiner amtlichen Thätigkeit sich darbietet, Kenntniß zu nehmen und ihm in dieselbe Einlaß zu gewähren. Dasselbe Sprachbuch, dieselben Schulschriften, die er vor 10, vor 20 Jahren in seinem Unterricht brauchte, werden noch heute, vergilbt und veraltet, wie sie sind, in den

ausgefahrenen gewohnten Gleisen, die er geht, seine getreuen Begleiter sein, und wenn auch eine inspicirende Behörde das Neue, Bessere ihm aufnöthigt, der Gewinn wird davon für ihn und seine Pfleglinge nicht von Erheblichkeit sein, weil er doch dazu den Geist mitbringt, der ihn an das Frühere fesselt, und von dem Verfahren nicht läßt, in das er sich eingewohnt. Dieselbe Ordnung und Folge, dieselbe Form und Weise wird Jahr aus, Jahr ein wiederkehren. Nun ist wiederum nicht in Abrede zu stellen, man kann auch nach der andern Seite hin fehlen, und es giebt Schulen und Lehrer, die vor lauter Probiren neuer methodischer Künste und neuer Schulschriften und Lehrmittel gar nicht zu ruhiger Entwickelung und fester Begründung kommen. Es liegt eben auch hier die Wahrheit nicht in den Extremen, sondern in der Mitte. —

Der Pedant ist aber ferner auch egoistisch, und mehr als durch die vorgenannten Züge, schadet er durch diesen. Goethe sagt einmal: „Jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbilde erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen, deren sich das Schicksal annimmt, das Jeden nach seiner Weise erzieht.“ Was hier der Altmeister, der von seiner Adlershöhe auch manchen scharfen Blick in unsre Kreise gethan, von den Erziehern insgemein sagt, das findet auf den Pedanten vorzugsweise seine Anwendung. Denn was ist sein Trachten? Er fordert von dem Zögling, daß er grade so denke, fühle, handle, wie er, daß er des Lehrers, des Aelteren Gedankengang und Anschauungen, Neigungen und Stimmungen, Grundsätze und Verfahrungsweise ganz und unbedingt zu den seinigen mache. Und was ist davon die Folge? Er erdrückt, so weit dies einem Menschen, so weit dies einem Lehrer bei den vielfachen Einwirkungen, die sich seinem Einflusse entziehen, möglich ist, er erdrückt die Individualität, anstatt sie zu schonen und zu pflegen, anstatt, nach Jean Pauls schönem und treffendem Ausdruck, nie einen Muskel zu schwächen, ohne den andern zu stärken. — Damit hängt weiter ein Anderes zusammen. Es heißt: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. Ja, auch einen Lehrer und eine Schule; und der parteiische Lehrer wird sich nur zu bald um alle Achtung, Liebe und

Vertrauen seiner Schüler, auch der kleinen, die ja dafür bekanntlich einen so wunderbaren Instinct haben, gebracht sehen. Der pedantische Lehrer aber ist im Grunde immer parteiisch: nur die Schüler sind die Seinen und erfahren seine lobende Anerkennung, die sich für sein Fach, für seine Neigungen vorwiegend interessiren, jede Neigung eines Schülers für ein anderes Fach ist ihm ein Dorn im Auge und Herzen. — Indem aber der Pedant Alles nach den beschränkten Ansichten seines Faches betrachtet, verliert er für andere — Gegenstände, Wissenschaften, Persönlichkeiten, Wirkungskreise — den rechten Maßstab der Würdigung, er umgiebt sich mit einer Mauer von Vorurtheilen, sieht von der vermeintlichen Höhe seiner schwachen Burg mit stolzer Verachtung auf die Andern und ihr Treiben herab, und so erklärt es sich, daß der Pedant auch hochmüthig und eitel und in Vorurtheilen befangen sich darstellt. Wer dächte hierbei nicht an das Frühlingslied des Recensenten von Uhland, an den Apotheker von Rückert, an Feldprediger Schmälzle und Rector Fälbel von Jean Paul, diese Meisterbilder der Pedanterie, zu geschweigen jenes bekannten, freilich etwas roh und hyperbolisch gehaltenen Gedichtes von Hoffmannswaldau.

Es bedarf hiernach kaum des Beweises, daß der Pedant auch lächerlich wird. Er wird es dadurch, daß er uns zumuthet, die Hülsen für den Kern zu nehmen; er wird es dadurch, daß er immer imponiren will, und diesen Eindruck, wenn er einmal Miene macht aufzukommen, durch die Beschränktheit seines Urtheils und Wissens, durch das Hängen am Aeußerlichen, Nichtigen, in jedem Augenblick wieder zerstört; er wird es dadurch, daß er in allerlei unwesentlichen und gleichgültigen Dingen, wie in Bewegungen, Ausdrücken, Begrüßungsformen &c. berechnet und stereotyp ist, und daß er auf der andern Seite auch in wichtigen und wesentlichen Dingen erziehlicher oder lehrhafter Art sich ohne Aufhören und ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Lagen und Verhältnisse wiederholt; (Rousseau sagt in seinem Emil: „Was man sagt, heißt nichts, wenn man nicht den Augenblick der Eröffnung vorbereitet hat. Der Pedant und der gute Lehrer sagen beinahe dasselbe, der erste aber sagt es zu aller Zeit, der

andere sagt es nur, wenn er der Wirkung davon gewiß ist,“) er wird es durch seine übermäßige Bedachtsamkeit, durch seine Unbeholfenheit, sein Ungeschick zum raschen, entschiedenen Handeln, durch seinen Mangel an practischem Tact, an Geschmack und gesundem Urtheil. Der Zopf, der hängt ihm hinten: das gilt von ihm in des Wortes verwegenster Bedeutung, nur mit dem Unterschiede, daß er ihn nicht los zu werden trachtet, weil er nicht weiß, daß es ein Zopf ist. —

Das Bild, welches durch diese Züge und Striche sich uns vor Augen gestellt hat, es ist wahr, es ist kein sonderlich freundliches und erbauliches. Es sollte es auch nicht sein und konnte es nicht. Denn was man sonst wohl an dem Pedanten als ein Lob und eine Tugend bezeichnet, wie die Zähigkeit, die Sorgfalt, die ruhige Sicherheit, die Gefahrlosigkeit vor Ausschreitungen ins Planlose und Unhaltbare, das liegt zum Theil nicht in dem Begriff und Wesen des Pedantismus als solchen begründet, zum Theil aber wird's in ihm zu einem Mangel und Fehler. Aber hat das Bild auf diese Weise gleich viel mehr Schatten als Licht erhalten: es kann uns zum Frommen sein, auch in einem solchen Bilde einmal zu Zeiten uns zu beschauen. Und wer nicht fertig ist — und der denkende und strebende Mensch wird das ja nie — der nimmt vielleicht auch von solcher Anschau Etwas mit in sein gewohntes Tagewerk, wo ihn Niemand beobachtet, wo er der Meister ist, etwas von Antrieb zur Besinnung auf sich selber, zur Ablegung eines gewohnheitsmäßigen, unbewußten Fehlers, oder zur Stärkung und tieferen Begründung in der Weise, die er sein nennt und mit Fug und Liebe pflegt.

## Was kann ein Lehrer in der Ehe lernen?

Das ehelose Leben hat von jeher seine Vertheidiger und Lobpreiser gefunden. Es wird Niemand den alten Römern und Griechen nachsagen wollen, daß sie das gewesen; doch haben sie in den keuschen Priesterinnen der Vesta, in der jungfräulichen Göttin Athene der Ascese eine Ehre und Anerkennung nicht versagt. St. Paulus hat den Christen seiner Gemeinde nur den Rath, nicht das Gebot gegeben, der Ehe sich zu enthalten; und neben jenem Rath steht das Wort: „Ein Bischof soll unsträflich sein, Eines Weibes Mann" (1 Tim. 3). Indessen genossen schon in der alten Kirche die Bischöfe und Priester ein höheres Ansehen, die, ohne Weib und Kind, mit ihrem ganzen Leben und Herzen und Dienste nur der Kirche angehörten; und die vor der Welt Lust und Sünde sich in Einöden und hinter Klostermauern zurückzogen, umgab der fromme Glaube bald mit der Glorie überirdischer Heiligkeit. So, im Bunde mit dem Bewußtsein des Volkes und dem Geist der Zeit, vermochte Gregor VII. den Kampf aufzunehmen und durchzusetzen wider die beweibten Priester und Bischöfe der Kirche, der sein kühner Geist alle Fürsten und Völker der Erde zu Füßen legen wollte. Die Reformation hat mit andern auch diese Fesseln zerbrochen, und es kann dem unbefangenen Sinne nicht zweifelhaft sein, daß der geistliche Stand durch diese Befreiung, die zugleich eine neue sittliche Fesselung ist, an tiefer Begründung seiner Stellung zum Volke und seines Wirkens unter ihm unendlich gewonnen hat.

Aber wie der geistliche, so kann auch der ihm nahe verwandte Schul-Lehrstand zu erziehlichem Sinn und gedeihlichem Wirken des Bandes der Ehe, der Familie kaum entrathen. Er hat in ihr

eine überaus wichtige und heilsame Schule für die Schule, eine Schule, in der er nie auslernt. Von welcher Seite dieses Wort Widerspruch zu gewärtigen habe, ist leicht zu ersehen — von den caelibibus unter den magistris und doctoribus und cantoribus u. a. toribus mehr, die es bleiben wollen. Sie werden mit Heine's altem Grenadier ausrufen: „Was scheert mich Weib! was scheert mich Kind! ich habe viel besser Verlangen!“ ich kann nicht zwei Herren dienen (es sind indeß diesmal, mit Verlaub, zwei Damen, Schule und Frau), ich will von ganzer Seele und aus allen Kräften dem Einen dienen. Nun ja, aber bist Du denn nicht mit dem Einen zugleich ein Diener der Kirche, des Staates, und meinest Du, jenes weniger zu sein, weil Du zugleich dies mit bist? Oder sie erinnern uns an die alten Sprüche, die ihnen in den Ohren klingen: Ehstand, Wehstand — wer freit, thut gut, wer nicht, thut besser — oder an das sophistische Wort jenes alten Griechen, der seinem Schüler auf die Frage: „Was räthst Du mir, soll ich heirathen oder ehelos bleiben?“ die wenig tröstliche Antwort gab: „Thu', was Du willst, Du wirst Beides bereuen.“ Nun, gegen all solches Reden wollen wir ein Wort des Sirach setzen, der da spricht: „Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat, deß lebt er noch einmal so lange ꝛc.“ (Sir. 26, 1—4) und (v. 21—24): „Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen ist, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsames Weib eine Zierde in ihrem Hause ꝛc.“ Oder sie verrennen uns den Weg mit Exempeln und sprechen: „Sehet, wie viele große und berühmte Männer sind unbeweibt gewesen, von Philosophen: Plato, Aristoteles, Leibnitz, Kant, Rousseau; von Naturforschern: Newton, Humboldt; von Dichtern: Voltaire, Gellert, Hebel, Beethoven, und stehen nicht die Pädagogen Rattich, Dinter und Beneke ihren Mann auch ohne Frau? Ohne Zweifel, aber Ausnahmen heben die Regel nicht auf, und die Frage bleibt immer offen, ob nicht der eine und andere von den Genannten tiefer oder glücklicher oder harmonischer gewesen sein würde mit dem Glück und der Erfahrung des ehelichen Lebens, als ohnedies.

Indessen gelangen wir auf diesem Wege zu keinem bestimmten Inhalt und Ergebniß. Gehen wir darum lieber unsere eigenen Wege. Wir sagen zunächst: In der Ehe kann ein Lehrer lernen lieben und tragen.

Lieben. Das wäre wunderlich, sagst Du. Ich habe Vater und Mutter, Bruder und Schwester, an denen meine Seele hängt, ich habe 70, 80 Kinder zumal in meiner Schule, und jedes Jahr bringt eine ganze Schaar neuer Früchte, denen allen ist meine tägliche Sorge und Arbeit, meine innige Theilnahme und Liebe zugewandt; muß nicht ein Herz, das so reichen Inhalt in seinen Kammern zu bergen vermag, weit aufgethan sein für die Empfindung der Liebe? und sollte sie erst noch zu lernen haben in der Ehe? Alle Achtung, Freund, vor der Liebe, von der Du redest, und wir wären schlechte Söhne und Brüder und Lehrer ohne sie. Aber die Krone aller irdischen Liebe ist doch die Liebe zu Gattin und Kind. Beweisen läßt sich das freilich nicht, wie Alles, wobei das Herz die Oberstimme hat; es läßt sich nur ahnen, es muß erfahren werden. Aber die Erfahrung lehrt, daß das innere Verhältniß zu den Kindern der Schule doch ein ganz anderes wird, wenn es die Liebe zu einem theuren Weibe und eigenen Kindern daheim zum Hintergrunde hat: durch diese wird jenes vertieft, erweitert, geklärt, erfrischt. Was geht über die Wonne, den friedereichen, ungetrübten Himmel in eines Kindes stillem, reinem Auge, in eines Kindes lieblich lächelndem Angesicht zu schauen! Aber diese Wonne vermag Keiner von so ganzem, tiefstem Herzen zu verstehen und zu genießen, als wer selber Kinder hat. Die Andern haben's wohl ihren Spott. Was kommt der Freude gleich, die mähliche Entfaltung der stillen, lieblichen Blume eines kindlichen Gemüthes und Geistes zu beobachten, von dem ersten Suchen der Augen und dem ersten Lallen der Lippen und dem ersten Lächeln der Wangen bis zu der weitern Offenbarung des bewußten Denkens und Fühlens! Aber was von solcher Freude gesprochen und geschrieben wird, bleibt dem ein leerer Schall, der diese ersten Anfänge zu beobachten nicht Gelegenheit hat, dem die Gelegenheit nicht in den eigenen Kindern täglich und

stündlich sich darbietet. Wer sie aber hat, mit wie ganz anderen Augen und Gedanken wird der auch auf die kleinsten Zeichen der Entwicklung achten, mit wie anderem Herzen und Gefühl wird er sich freuen der Aeußerungen kindlicher Naivetät und Lust — auch an dem fremden Kinde. — Es ist wahr, auch zu ihm kann der Lehrer eine Liebe haben, und wäre zu beklagen (wo nicht zu verdammen) ohne sie. Aber der sinnliche, oder, mit der Schrift zu reden, der natürliche Mensch entgeht dabei selten der Gefahr, parteiisch zu werden. Diese parteiische Liebe wird durch den Besitz eigener Familie gleichsam neutralisirt. Der rechtschaffene Lehrer, der Vater ist, gewinnt viel eher die Kraft, in den fremden Kindern die zu gleichem Anspruch berechtigten, seiner gleichen Liebe und Pflege befohlenen Kleinode und Pfänder anderer elterlicher Liebe zu sehen, die er als Eine Heerde dem Einen Hirten zuzuleiten berufen ist. Eine weitere Gefahr, welcher besonders jüngere Lehrer und zumal gegen die Töchterlein oft verfallen, ist die, daß die Liebe zu einer Zärtlichkeit wird, welche mit der Würde und Haltung des Lehrers nicht im Einklang steht, ihn aus dem Gleichgewicht bringt und auch bei den Kindern, die ja für dergleichen einen viel schärferen, wenn auch oft nur ahnenden Blick haben, als Viele meinen möchten, einen tiefen Anstoß erregt. Auch hiergegen ist die Ehe und die eigene Familie das beste Recept. Einem Lehrer, der nicht blos den Stab Wehe zu schwingen versteht, sondern auch liebender Gatte ist und nicht blos Kinderfreund, sondern auch Kindervater, wird sich bald genug die Liebe zu den Kindern seiner Schule, auch zu den Mägdlein, zu einer „wohl temperirten" klären. Nun können wir's uns aber ja nicht bergen und brauchen's auch nicht, daß die Liebe auch einer jeweiligen Anfrischung bedarf. Mit jedem jungen Jahr — wenn auch nicht gerade, wenn die ersten Lerchen schwirren — kommt eine neue Schaar herzu; wie ist sie oft in der Mehrzahl geartet an Leib und Geist und Gemüth, wie viel saure Mühe und Sorge bringt sie mit, wie viel Unkraut giebt es da auszugäten, das doch immer wieder nachschießt; und immer und immer wieder die gleiche Arbeit, der gleiche Dienst für die deos minorum und mini-

marum gentium; wem sollte da nicht manchmal, wenn er auch zu den treuen Knechten zählt, die Lust ausgehen und die Liebe vergehen! Aber wem sollte, wenn er so verstimmt und matt die heimische Schwelle betritt und das treue Weib, des Hauses Sonne, Herzens Wonne, Ehrenkrone, freundlich ihm entgegenkommt, und die eigenen Kinder sich lustig um ihn drängen, nicht die Stirn sich glätten und Lust und Liebe wie in frischem Strome wiederkehren in die Seele! —

So kann die Ehe dem Lehrer Liebe lehren. Und indem sie ihm die würdigsten Gegenstände für dieselbe giebt, bewahrt sie ihn zugleich vor einem Abwege, dem wir besonders unbeweibte Menschen öfters verfallen sehen. Plutarch (Perikles c. 1) erzählt: „Als Cäsar einst reiche Ausländer in Rom junge Hunde und Affen im Busen umhertragen und liebkosen sah, soll er gefragt haben, ob die Frauen bei ihnen keine Kinder bekämen; mit welchem echt fürstlichen Worte er den Unsinn tadelte, der die natürliche Zärtlichkeit und Liebe in uns, die wir den Menschen schuldig sind, an Thiere verschwendet." Diese Erfahrung bestätigt sich aber noch heute. Es ist, um demselben Autor (Solon c. 7) zu folgen, dem Menschen einmal ein Hang zur Liebe, zur Zärtlichkeit angeboren, und der, welcher nichts Eigenes hat, wird leichtlich von außen her angezogen und gefesselt, und es nisten sich, wie in einem Hause, das keine rechtmäßigen Erben hat, Fremde in seinem Herzen ein, und nicht blos Menschen, sondern Affen und Papageien, Hunde und Katzen. Und so können auch in Haus und Herz des ehelosen, besonders des alternden Lehrers solche Schmarotzer sich eindrängen und einnisten, und es weiß Jeder, was Schmarotzer einbringen, seien es Pflanzen oder Thiere oder Menschen. —

Die Liebe aber, die echte, reine, schaffet Geduld, und die Ehe giebt die Kraft zu tragen. Ja, zu tragen giebt's da genug. Zwar, daß Du das neugeborene Kindlein auf den Armen trägst und wiegst, o, das ist die geringste Last, ja, das ist vielmehr eine süße, eine leichte Last, bei der Du wohl stolz Dein Haupt erhebst, als wolltest Du Dein Jahrhundert in die Schranken fordern. Aber schon dies Tragen kann zu einer Prüfung und

Uebung der Geduld werden. Ich will nicht davon reden, daß die Kinder, wie an Alter und Jahren, auch zunehmen an Gewicht. Nein, ich nehme den Fall, Du hast Dich nach langer Störung und Hinderung an die Arbeit gesetzt, da, horch, schreit der oder die Kleine (das bleibt sich für diesen Fall ganz gleich) in ihrem Bettlein auf, sie will getragen sein; die Mama ist in Martha'sarbeit im Haus, in der Küche oder wo sonst beschäftigt, was thun? Du mußt die Arbeit, ehe Du sie recht angefangen, wieder bei Seite legen und dem kleinen Schreier den Willen thun. So geht's bei Tage, wer mag zählen und sagen, wie oft. Aber auch die Nacht, der Müden Trösterin, bringt Dir keine Ruhe, zumal wenn Dein Kind vielleicht leidend ist. Ganze Stunden, halbe Nächte entzieht seine Unruhe Deinem Schlafe; denn die Mutter, angegriffen von des Tages Arbeit und Sorge und Mühe, muß geschont werden. Solche Tage und solche Nächte, das sind gar eifrige Spinner und Spinnerinnen, und was sie spinnen, das ist der Geduldsfaden, so lang und stark und zähe, daß endlich keine Gewalt ihn zerreißen kann. Und dessen bedarf's je länger, je mehr; denn mit den zunehmenden Jahren wachsen auch die Ansprüche an Deine *tragende Geduld*. Der Säugling in seiner kleinen Wiege hatte ja noch keine Ahnung von Gut und Böse, Recht und Unrecht; sein Schreien, wenn's auch oft zur Unzeit kam und zu lange währte, es war doch nichts Anderes, als die Stimme der Natur; und darum ließ sich's leichter tragen. Aber jenes Vermögen, zu unterscheiden, erwacht gar bald, und mit ihm keimen in dem Acker des kleinen Herzens gar manche Unkrautpflanzen empor, wie: Eigenwilligkeit, Trotz, Ungeduld, Begehrlichkeit u. dergl. Da gilt es nun, nicht mit jäher Eile und rauher Hand auszureißen, was Deinem Willen widerstrebt, sondern, dem Gärtner in der schönen Parabel gleich, zu pflegen und zu *warten in Geduld*. Dazwischenzufahren mit Hast und Gewalt, das wäre freilich keine Kunst, aber auch keine Weisheit, noch weniger Liebe! Du triebest damit vielleicht — aber auch nur vielleicht — ein Uebel aus, aber nur, um ein anderes, schlimmeres, wie einen harten oder scheuen oder tückischen Sinn, an seiner Stelle zu erwecken. Die

Liebe aber lehrt, wie in aller Erziehungsarbeit, auch hier Maaß, Weg ünd Wort. — Aber die Betrachtung darf auf dieser einen Seite nicht stehen bleiben. Der Dichter singt: „O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!“ Nun ja, sie bleibt eben nicht ewig grünen, die junge Liebe wird mit den Jahren alt, und hört sie auch nicht auf, und werden die Herzen auch nicht kalt, sie wird doch nüchterner und das Herz ruhiger, prosaischer. Man lernt nun auch an einander sehen, wogegen die Liebe blind machte; der Mann hat am Weibe, wie dieses am Manne, zu tragen, Eigenheiten, Stimmungen, Mängel und Fehler. Die Liebe aber trägt Alles, auch solches Alles, und so einer von beiden von einem Fehl übereilet wird, hilft sie ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geiste. Wo aber solcher Geist in einer Ehe waltet, da wird es dem Herzen auch eine leichte Last sein, Entbehrungen zu tragen, wie sie ja mit den seltensten Ausnahmen fast jede Ehe auferlegt. Du kauftest Dir vielleicht gern dies und jenes Buch, schafftest Dir gern einen neuen Rock, bereitetest Dir gern ein unschuldiges Vergnügen, aber Du mußt es Dir versagen, aus Rücksicht auf die dringenden Bedürfnisse der Deinen, und die Liebe lehrt dich gern verzichten. Und gesellen sich zu den Entbehrungen Kreuz und Leiden — und wo wäre ein Haus, durch dessen Pforte sie nicht den Eingang fänden? — auch sie werden nicht vermögen, den Frieden Deiner Ehe, Deines Herzens zu stören, sie werden in gemeinsamem Tragen das Glück der Liebe nur fester und tiefer gründen. — Wenn es nun aber nicht zu leugnen ist, daß die Geduld die Krone aller Lehrertugend ist, und wenn die Erfahrung lehrt, daß das Amt und die Arbeit des Lehrers an sich sie uns nicht, Vielen sehr spät, Manchen gar nicht zueignet, so werden wir nicht umhin können, eine Verbindung zu preisen und zu empfehlen, welche nach dieser Krone sich zu strecken treibt und sie gewinnen lehrt. Es wird ja wohl auch ein liebreicher, besonnener, erfahrener Lehrer einmal von der Leidenschaft übereilt, also, daß er die Engel dieser Kleinen im Himmel vergißt. Aber gesetzt, Du hast den Mund aufgethan zu rauhen, schäumenden Worten, Du hast die Hand erhoben zu harten, verwundenden Schlägen;

Du siehst das Kind unter der Wucht Deiner Worte und Deines Armes sich krümmen, zittern und stille weinen, da geht Dir auf einmal der Gedanke durch die erregte Seele: wie, wenn Dein eignes Kind hier vor Dir stände, würdest Du ihm auch so thun? und vor dem Einen Gedanken wird es stille werden in Deinem Herzen, und wohl mehr.

Aber der Lehrer bedarf zur Uebung seines Berufes noch mehr, und die Ehe giebt mehr. Sie lehrt ihn zum Andern auch gehorchen und regieren. Beides hängt eng zusammen, und wer nicht gehorchen gelernt hat, wird auch nicht zum Regieren taugen. Aber gehorchen soll der Mann noch lernen? Ist doch das die Aufgabe der Kindheits- und Jugendjahre, und junge Bäumlein sollen gezogen und gebogen werden, der Mann, wenn er anders mit Ehren den Namen tragen will, soll selbständig sein, frei und fest dem eignen Willen folgen, und in der Ehe erst recht. Nennt nicht die Schrift selber den Mann des Weibes Haupt? und gebietet nicht Paulus wiederholt, daß das Weib solle unterthan und zu Diensten sein? und prägt nicht die Pflicht des Berufs und die Aufsicht der Oberen den Gehorsam auch dem Widerwilligen mit allem Nachdruck ein und auf? Wohl, das kann von der Wahrheit nicht fallen. Und dennoch ist es gewiß, für Viele wird erst die Ehe die rechte, hohe Schule des Gehorsams. Ob der Ausdruck Hagestolz mit Stolz in dem gangbaren Sinne des Wortes einen Zusammenhang hat, ich weiß es nicht, — sehe auch in dieser thörichten, verkehrten Entziehung keinen eben ehren- und rühmenswerthen Stolz. Aber das weiß ich, daß der Stolz, wo er sich fand und sich gar nimmer beugen ließ, in der Ehe Banden meist gar bald sich hat willig beugen lernen. Das Leben außer der Ehe, auch wenn es schon durch Pflichten des Amtes nach einer Seite gefesselt und begrenzt ist, bringt von selber eine gewisse Ungebundenheit mit sich. Man hat ja nicht Ursach, in der Zeit des Ausgehens, in der Stunde des Heimkehrens, in der Ausgabe seiner Einnahmen, in der ganzen Weise und Ordnung seines Lebens sich nach Jemand zu geniren, auf Jemand eine Rücksicht zu nehmen (vorausgesetzt natürlich, daß diese Weise und Ordnung nicht anderen Forderun-

gen zuwiderläuft). Aber das ändert sich sofort mit der Gründung eines eigenen Heerdes. Nun muß um der häuslichen Ordnung willen eine bestimmte Zeit für all das Genannte eingehalten werden, und der Mann gehorcht — auch ohne Sänger (oder Cantor) zu sein — er gehorcht der gebietenden Stunde, nun muß in Ausgabe und Einnahme dem Wunsche und der Bitte der Gattin Gehör geschenkt, wo nicht volle Macht gegeben, in der Bekleidung dem Urtheil und Geschmack der Frau ihr Vorrecht gelassen und den Ansprüchen des Haushalts (nach jenem Modeworte) Rechnung getragen werden, es muß eines dem andern, und auf diesem Felde unstreitig mehr der Mann der Frau, sich fügen; und die Liebe macht auch das leicht. Auf solche Weise hat schon Manchen das eheliche Leben von Außen und Innen gänzlich umgewandelt, indem es ihn sich zusammenfassen, sein Leben ordnen, gehorchen und sich fügen lehrte. Daß aber dieser Gewinn von nicht unerheblichem Belang sei für ein Amt, dessen äußeres Ansehn nicht blos, sondern vielmehr noch dessen gedeihliche Führung von diesem Erforderniſſe wesentlich abhängig ist, und dessen Träger durch seine Stellung unmündigen Kindern gegenüber sich allermeist durch nichts Anderes gebunden sieht, als durch die Stimme im Innern und den Blick nach Oben, bedarf kaum des Beweises. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Lehrer, der an eine geregelte Lebensordnung sich nicht gewöhnt, eine feste Zusammennahme seines Wesens nicht gelernt, Gehorsam und Fügsamkeit nicht gewonnen hat, daß der, diese Tugenden in der Arbeit seines Berufes darzustellen und seinen Pflegebefohlenen anzueignen, sich werde sonderlich angelegen sein lassen. Und doch, wo bleibt aller Segen der Arbeit, auch der mühsamsten, ohne dies! —

Wie nun aber das Wort, das unsern Beruf bezeichnet, uns an den Lehrenden denken heißt und nicht an den Lernenden, obgleich er auch das Letztere ist und bleibt täglich und stündlich, wenn er sein Amt treibt mit offnem Auge und treuem Herzen: so haben wir dabei auch viel weniger den Gehorchenden, als den Gebietenden im Sinn. In diesen Räumen ist er Herr, ja, mit Ausnahme weniger Stunden oder Tage, wo er seinen Thron

auf eine Weile einem Andern überlassen muß, Alleinherrscher, Monarch. Das will was sagen. An seinem Wink und Blick hängt, wenn auch nicht Leben und Tod, doch Bewegung und Stille, Reden und Schweigen, Gehen und Bleiben, Stehen und Sitzen, das Wort seines Mundes ist (man verstatte diese kleine Hyperbel) bald wie ein Donnerkeil, bald wie ein sanftes Säuseln mit lindem Regen, was er spricht ist Befehl, was er schreibt, ist — Vorschrift, was er schlägt, ist — recht geschlagen. Er ist hier Alles in Allem. Indessen ist das nur die Regel, und was wäre eine Regel, wenn sie nicht auch ihre Ausnahmen hätte! Viele gewinnen solche Herrschaft gar nicht und werden alt und grau und bringen's nicht dazu. Andere haben die Herrschaft wohl, aber sie mißbrauchen sie, und haben am Ende deß auch keinen Gewinn. Es ist aber auch das Regieren eine Kunst und eine gar schwere, schwerer, als das Gehorchen. Nun wird zwar dem Einen diese Kunst leichter, als dem Andern, und mancher Jüngere weiß, ein geborner Herrscher, durch ein ruhiges Auge und ein festes, kurzes Wort und einen entschiedenen, männlichen Willen eine ganze große Schaar ohne Mühe in Zucht und Zaum zu halten. Aber wie ist den vielen Anderen zu helfen, die diese Gabe nicht haben? Lernet die Paragraphen eurer Schulkunde von der Schulzucht, so trefflich sie sein mögen, auswendig vorwärts und rückwärts, es wird euch blutwenig helfen; es muß eben Jeder selber ins Wasser, um schwimmen zu lernen. Aber der besten Wege einer, um zu diesem Ziele zu gelangen, ist wiederum die Ehe. Hier, wo man das Haupt ist, hier, wo man, mag man draußen in und vor der Welt noch so wenig Ansehen haben, noch etwas gilt, Achtung und Liebe genießt, hier, wenn irgendwo, lernt man Selbstschätzung. Hier, wo man täglich und stündlich Liebe empfängt und Liebe giebt, hier, wie nirgend anders, lernt man Liebe verstehen und mittheilen. Hier, wo natürliche Neigung uns immer leitet und zügelt, lernt man die Besonnenheit und Ruhe und Mäßigung, die nicht zu viel thut im Befehlen und Verbieten, im Loben und Strafen, in Strenge und Nachsicht. Hier, wo man durch täglichen und stündlichen Augenschein den Unterschied der Temperamente, Sinnesar-

ten, Neigungen und Gaben beobachten kann und danach sein erziehliches Verhalten, gemäß dem alten: divide et impera, bestimmen lernt, hier, wenn irgend, gewinnt man die Weisheit, die den eigenen Willen unter die gegebene Mannigfaltigkeit natürlicher Begabung und Artung beugt. Hier, wo jeder eigne Fehltritt in Wort oder That augenblicklich durch die bewußte oder unbewußte Nachahmung des Kindes sich rächt, hier lernt man auf sich selber achten, daß man nicht in die Gefahr kommt, „in dem, darin man einen Andern richtet, sich selber zu verdammen.“ Und so ausgerüstet, gewinnt man die Kraft und Fähigkeit, auch in dem größeren Kreise, in den der Beruf uns stellt, wie sichs gebührt, zu regieren. —

Es vermag aber die Ehe noch ein Drittes dem Lehrer zu lehren, nämlich arbeiten und beten. Freilich wäre es schlimm, wenn sie immer erst die Treiberin sein sollte; auch die Noth lehrt arbeiten, auch die tägliche Gewohnheit, auch das Gefühl der Pflicht, auch der Trieb des Geistes. Aber den eigentlichen Kern der fröhlichen Arbeitslust giebt doch der Besitz eigner Familie. Schon dadurch, daß er die Brust erheitert und erweitert und Launen und Verstimmungen, wie sie so oft den alten Junggesellen heimsuchen, verscheucht. Das ist ein Gewinn, der viel höher anzuschlagen, als die Störungen, die sie zwischen manche Arbeitsstunde und Arbeitsstimmung bringt. Wie der Gedanke an die Familie die Arbeit belebt und das Herz erfrischt und hebt, das ist viel mehr. Man weiß nun, für wen man seine Kraft anstrengt und seinen sauern Schweiß vergießt und seine Mühe aufwendet und seine Sorge trägt, nämlich für die, die man ohne Aufhören im Herzen hegt und trägt, für Weib und Kind. Und das treibt zur Anstrengung aller Kräfte und giebt der Arbeit und der Seele Flügel. Sage nicht, diesen Antrieb hast Du in den Kindern der Schule, Deiner Liebe und Sorge, auch; das Band, das uns mit Weib und Kind verbindet, ist doch ein engeres, inniges, diese Liebe dringet uns doch noch tiefer, gewisser, länger, denn sie höret eben nimmer auf. Wie wird durch sie uns jede Arbeit versüßt und jeder Genuß, der ihre Frucht, erhöht! Dein Tisch war vielleicht ehedem reicher und feiner besetzt; aber wenn

Du jetzt, von der Arbeit müde, heimkehrst zur Mittagszeit, und trittst an die gedeckte Tafel und siehst Dein Weib austheilen von den einfachen Gaben und Deine Kinder wie Oelzweiglein um den Tisch her sitzen und wie die hungrigen Schwälblein die Schnäbel aufsperren und wie die jungen Wölflein über ihr Theil herfallen: sage, schmeckt Dir das nicht viel besser, als die ausgesuchten, aber einsamen, auch bei großer Gemeinschaft einsamen Mahlzeiten der vorigen Jahre? und wird Dir nach solchem Genuß nicht auch die Arbeit viel besser schmecken?

Aber das Arbeiten ist nur die eine Seite, die Weihe, der Segen der Arbeit ist das Gebet; und das Sprüchwort stellt dies bedeutsam voran; ora et labora. Nun beut ja jeder Tag und jede Stunde zum Beten Anlaß und Antrieb die Fülle, und ein Herz, das in Gott lebt und webt, stimmt gewiß aus dem Grunde zu dem frommen Worte des Dichters: o wär' ein jeder Puls ein Dank und jeder Odem ein Gesang! Aber die Kinder, diese rührenden halbbewußten Lobpreiser der göttlichen Barmherzigkeit und Gnade, sie lehren, indem sie zum Beten angehalten werden, das empfängliche Gemüth selber aus der Tiefe und Wahrheit beten. Das Gebet, das in der Schule und im Namen der Gemeinschaft der Lehrer spricht, soll zwar sein, aber es ist nicht immer der Widerhall des Gebets im eignen Herzen; aber das lernt sich wunderbar durch das lallende Wort des Gebets aus eigner Kinder Mund. Aber mehr. Das Leben in der Familie, das dem Auge das Geheimniß des Lebens erst erschließt und Tiefen von Erdenfreude und Erdenschmerz aufthut, von denen das uneingeweihte Auge keine Ahnung hat, das treibt mit einer Gewalt ohne Gleichen das Herz, auch das des Gebetes längst entwöhnte, im stillen Kämmerlein Gott zu suchen, den treuen Herrn und einigen Helfer. Thun wir zum Beweis dessen einen Blick in die Erfahrungen des häuslichen Lebens.

Da ist hier ein Kind der Gegenstand der täglichen Sorge und Bekümmerniß, das sich nicht nach Wunsch und Hoffnung geistig entwickelt. Es ist alle Sorgfalt angewandt, es sind keine Kosten gescheut, die ersten Knospen und Keime des Frühlings versprachen so reichliche, freundliche Blüthen und Früchte, und

das Vater- und Mutterherz hatte sich mit aller Hingebung der beglückten Liebe an diese Hoffnung gehängt. Da drang auf einmal in den Stamm des lieblichen Bäumleins ungesehen, ungeahnt der böse Wurm einer Krankheit. Nun ist das Kind wohl wieder genesen, die Krankheit gewichen, aber die vorige Kraft und Frische und Lust des Geistes, ach, die will nie und nimmer wiederkehren, keine Kunst und keine Arzenei, keine Pflege und keine Thränen können sie wiederbringen, es ist und bleibt eine welke Blüthe. Was willst Du thun? Ich weiß wohl, was Du thun willst, Du gehst hin in Dein Kämmerlein, sinkst auf Deine Kniee und betest. Und der die Todten zu neuem Leben erweckt hat und noch erweckt, der kann auch das verglimmende Docht erwecken zu neuer lichter Flamme. — Nun gesetzt, der Herr erhört Dein Gebet und Flehen, dem Kinde kehrt nach und nach die geistige Kraft und Frische wieder. Es wächst heran, das Kind wird zum Knaben, der Knabe zum Jüngling. So kommt der Tag heran, wo der Jüngling ausziehen soll aus dem Vaterhaus, um in der Ferne fremde Kunst und Wissenschaft zu lernen. Wieder in dem Haus eitel Klagen und Trauern und Sorgen. Rein und unbefleckt zieht er von uns hinaus; wird er auch also wiederkehren an unsern Heerd und an unser Herz? Bis daher haben wir ihn behütet vor böser Gesellschaft und vor der Gemeinschaft der Sünder und Spötter; aber wer wird in der Fremde, in der großen Stadt über ihn die Hände breiten? Mag auch ein Verlaß sein auf die Menschen, die wir daselbst unsere Freunde nennen von alten Zeiten? Wird sein Herz auch schon fest genug sein und sein Wille stark genug und sein Muth frei genug, daß er dem versucherischen Worte allbereit das: Weiche von mir! entgegenstellt? Du kannst nicht mit ihm gehen, es kann ihn keines von Euch begleiten, es ist auch gut, Euch und ihm, daß es also geschehen muß. Wo sollt ihr aber Kraft und Trost hernehmen in Eurer schweren Sorge? Ich weiß wohl, Ihr gehet hin und schöpfet aus dem Gebetsbrunnen, der auf der grünen Aue des guten Hirten unversiegbar quillt, und was Ihr daraus trinket, das wird Euch Kraft und Trost geben in Eure verzagte, bange Seele. — Nun vergeht wieder Jahr um Jahr. Ihr habt brieflich Nach-

richt und Zeugniß die Fülle empfangen, doch Eure Seele verlangt ihn einmal wiederzusehen von Angesicht. Und endlich nahet die ersehnte Stunde, die ihn Euch wiedergeben soll. Er kommt. Eure Freude ist groß, die seine nicht minder. Der Knabe ist in der Fremde zum Manne geworden, ausgerüstet mit allerlei menschlicher Kunst und Wissenschaft ist er heimgekehrt, und Euer Aug und Herz weidet sich an der blühenden Kraft seines Leibes. Aber doch geht durch all die Freude ein gar herber Mißklang hindurch, es ist viel, was er geworden und gewonnen, aber es ist Alles zu theuer erkauft, da er darum Eines dahin gegeben — er hat Gott aus seinem Herzen verloren. Das geht Euch wie ein zweischneidiges Schwerdt durch die Seele. Also alle Sorgen und Ermahnungen und Bitten und Gebete und Thränen umsonst? Was sollen wir thun? sollen wir ihn verloren geben und sich überlassen? Das können wir nicht. Aber wie ihn anfassen und herumholen? Ihr wißt Eurer Seele keinen Rath. Solche dunkle Stunden — ach es kann ja eine schwerere Trauer nicht geben auf Erden — die leiten Euren Fuß von selber auf den Weg, oder sie tragen vielmehr Eure Seele auf Flügeln des Gebetes zu dem Vaterherzen, das sich noch nimmer dem kindlich glaubensvollen Flehen verschlossen hat. Denn ob auch ein Weib ihres Kindleins vergäße, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes, so will ich doch Deiner nicht vergessen, spricht der Herr, Dein Erbarmer. — Aber nicht geringere Sorge, als Geist und Herz, macht oft der Leib. Denken wir uns an das Lager eines kranken Kindes. An dem Bettlein sitzen Vater und Mutter in tiefem Kummer und unter stillen Thränen, Stunde um Stunde, Tag und Nacht. Denn es kommt kein Schlummer in ihre Augen, so lange sie den Liebling ihres Herzens in der Qual und Pein wissen. Und mit welch ängstlicher Sorge sehen sie auf jede geringe Bewegung des Kranken, auf jeden Blick seines Auges, ob er wohl, heller und heiterer, Besserung verkünde, auf jede Miene des kleinen holden Angesichts, ob es wohl, ruhiger und freundlicher, ein Nachlassen der Schmerzen verrathe; wie lauschen sie auf jeden Laut und Hauch, der von den brennenden Lippen kommt, um jedem fernen Begehren ohne Säumen ent-

gegenzukommen; wie horchen sie mit zurückgehaltenem Odem auf den Pulsschlag des kleinen, ach so unendlich theuern Herzens, und sprechen ihm Trost ein, und streicheln seine Wange und netzen seine Lippe und Stirne mit einem kühlen Tropfen von zitternder Hand. Der Arzt kommt ja wohl Tag für Tag; aber sie wagen nicht, ihn um sein Urtheil zu fragen, das Auge spricht keine Hoffnung. So welkt das stille, liebliche Blümlein immer mehr dahin. O es möchte einem wahrlich das Herz brechen bei solchem Anblick Tag und Nacht, Woche um Woche. Aber wem da nicht die Kniee brechen, wer da nicht hinsinken und die Hände falten und zu dem Herrn rufen lernt, wer an solchem Lager, in solchen Tagen nicht beten lernt, der lernt es in seinem ganzen Leben nicht, auch nicht in seinem letzten Stündlein. — Aber — schon ist die letzte Hoffnung hingesunken und das Herz weiß kein ander Gebet mehr, als: Herr, hilf, Herr, erlöse das arme Wesen von dieser Qual des langsamen Hinsterbens — siehe, da gewinnt das Auge wieder ein seit Wochen nicht gesehenes Leben, das Antlitz einen kräftigeren Ausdruck, es weicht die fieberhafte Hitze und Erregung, es wird der Schlummer wieder ruhiger, es hören die Schmerzenslaute mehr und mehr auf, es meldet sich wieder das Verlangen nach Nahrung — wie schwankt, wie zittert das geschlagene Elternherz hin und her zwischen Zagen und Hoffen — endlich, endlich erlangt die Hoffnung einen festen Grund, das hinwelkende Blümlein richtet sich wieder auf, öffnet wieder seine liebliche Blüthe. O wer beschreibt dies Entzücken, diese Wonne, der keine irdische Freude gleichkommt! O wer in solchen Tagen und Lagen nicht in die Kniee sinken und zum brünstigen Gebet des Dankes zu dem Herrn, dem Heiland, das Herz hat erheben lernen, der lernt es niemals, niemals. —

Wenn es nun aber wahr ist, daß der Ehestand für den Lehrer die beste Schule ist, um lieben und tragen, um gehorchen und regieren, um arbeiten und beten zu lernen, so werden wir diejenigen unter den Genossen des Berufes zu beklagen Ursach haben, welche die Arbeit des Amtes Zeit ihres Lebens treiben, ohne die Freuden und den Segen dieses heiligen Bundes geschmeckt

zu haben. Zwar dürfen wir nicht vergessen, daß die Ehe jenes Alles nur lehren kann, sie kann auch die Lehre schuldig bleiben, ja wohl das Gegentheil lehren. Wer aber edleren, tieferen Gefühls nur überhaupt fähig ist, wer nicht in den Bund eintritt, bevor Geist und Character eine Reife gewonnen, wer ihn schließt mit Gott dem Herrn, wer von ihm sich allewege als der Sonne des himmlischen Lebens, als dem Bräutigam der geistlichen Liebe leiten läßt, der wird auch jenen Segen spüren und finden an seinem Herzen, in seinem Leben und Wirken.

# Unserem Pestalozzi.

(Festgedicht am 12. Januar 1846.)

(Nach der Melodie des Liedes: Das Bild der Rose.)

Sei uns gegrüßt, du Feierstunde,
Durch welche Freud und Rührung weht!
Gegrüßt, du theuer werthe Kunde,
Die leuchtend durch die Herzen geht!
Erheb uns, trag uns in die Ferne
Und künd' es allem Volke an:
Er leuchtet, wie des Himmels Sterne,
Der treue, theure Gottesmann.

Du kannst nicht anders: zu den Armen
Zieht, dringet dich dein reiches Herz.
Da schlägt, da lebt es voll Erbarmen
Nur fremder Noth, nur fremdem Schmerz.
Du findest bei verlornen Kleinen
Des Lebens Hoffnung, Trost und Glück:
So weilt ein Vater bei den Seinen
Mit wandellosem Liebesblick.

Du hast's gefunden: todte Worte,
Sie schaffen Nichts als eitlen Schein.
Dein Genius erschloß die Pforte
Und rief die Suchenden herein.
Wie wird in dieses Lichtes Glanze
Das Aug erhellt, das Herz erneut!
Ein Meister mit dem Lorbeerkranze
Stehst du für uns und alle Zeit.

Und freudig bist du ausgezogen
Und hast zur Arbeit dich gestellt.
Und ob sie dich getäuscht, betrogen,
Die Liebe trägt, besiegt die Welt.
Auf Menschen und für Menschen bauen,
Das war dir Losung, Licht und Stab:
Ein Kind im Lieben und Vertrauen
Bist du geblieben bis zum Grab.

Es kann dir Nichts den Glauben beugen,
Der Feind hat dir's nicht angethan.
Dein Neuhof, Burgdorf, Stanz bezeugen
Der Liebe lichte Segensbahn.
Ein Held, ein frommer, kühner, treuer,
Bewahrst du dir in Leid und Schmerz
Mit der Begeistrung reinem Feuer
In Kraft und Muth ein Jünglingsherz.

Nun, wohl gebahnt und wohl gelenket
Von Lieb', erblüht des Kindes Pfad.
Doch du, mit deinem Blut getränket
Hast du, die du gestreut, die Saat.
Hast Armuth, Noth und Spott getragen,
— Das ist der Erde Lauf und Brauch —
Ein Mann im Dulden und Entsagen
Bis zu des Lebens letztem Hauch.

Es ist noch eine Ruh vorhanden,
Sie ist dir jetzt, verklärter Geist.
Dort hörest du in selgen Landen
Den Dank, der dich hienieden preist.
Dort vor des Ewgen Angesichte
Schaust du die Früchte deiner Saat.
O leucht' uns fort mit deinem Lichte
Und deiner Liebe früh und spat.

# Heinrich Pestalozzi.

Wir sind gewohnt, diejenigen, welchen die Geschichte den Preis der Helden zuerkennt, auf dem blutgetränkten Felde der Schlachten zu suchen. Und wenn wir erwägen, mit welchen Schrecknissen und Gefahren der Krieg seinen Weg durch die Lande bezeichnet, und was für Arbeit und Entbehrung er denen auflegt, die in seinem Solde stehen, wenn wir sehen, wie der Kriegsmann ohne Zagen dem Tod in's Angesicht schaut und ohne Wanken dem Vaterlande sich zum Opfer giebt: so können wir nicht umhin, den tapfern Helden der Feldschlacht der Lieder, mit denen des Sängers Mund ihn preist, der Kränze, mit denen die dankbare Liebe des Heimkehrenden Stirne schmückt, der Feste und Bilder, mit welchen des Abgeschiedenen Andenken die bewundernde Nachwelt feiert, in hohem Grade würdig zu nennen. Es würde indessen eine unberechtigte Beschränkung des Begriffes sein, wollten wir das Heldenthum ausschließlich auf diesem Gebiete suchen und anerkennen. Wenn wir einen Einzelnen wider eine ganze mächtige Welt in die Schranken treten und den Kampf aufnehmen sehen, mit keiner andern Waffe gerüstet, als mit dem Schwert des Geistes und des heiligen Wortes, und mit keinem andern Schild angethan, als mit jenem Felsenglauben: es streit't für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren; wenn wir in der Kraft desselben Glaubens Menschen Alles, was ein Herz an diese Erde fesseln mag, ja das Leben selber daran setzen sehen um eine Liebe, die nicht von dieser Welt ist; wenn wir eine Mutter unter Thränen und Gebeten mit immer wacher Sorge Tag und Nacht weilen sehen an dem Lager ihres kranken, vielleicht sterbenden Kindes, dem die letzte, brechende Kraft ihres Leibes und Herzens gehört; wenn wir einen Menschen von der Last schwerster Sorgen,

herbster Schmerzen und äußerster Entbehrungen nicht gebeugt, in stiller Ergebung, ja wohl mit Freudigkeit tragen und dulden sehen, was eine höhere Hand ihm auferlegt: sollten wir solches Heldenthum des Glaubens und Zeugens, des Liebens und Leidens — des Kranzes minder würdig achten? Eher mag die wägende Prüfung zweifeln, welches Heldenthum mehr Kraft des Willens verlange, mehr Größe des Geistes erfordere, und welches mehr Segen zurücklasse für gegenwärtige und kommende Geschlechter.

Ist aber kein Grund, solchen Erweisungen des Geistes und der Kraft den Ruhm und Namen des Heldenthums zu versagen, so hat auf ihn nicht minder jener Hochsinn Anspruch, der für eine Idee, welche die Liebe zu der Menschheit wach gerufen, ein ganzes, langes Leben einsetzt, und um sie Ehr und Gut und Freud und Frieden und Alles darangiebt, was einem Menschenleben Glück und Glanz verleihen mag.

Und das ist in einer Weise und einem Maaße, wie bei wenig Sterblichen, der Fall bei dem Manne, von dem die folgenden Blätter reden wollen, bei Pestalozzi.

---

## I.

Am 12. Januar 1746 wurde Johann Heinrich Pestalozzi geboren. In Zürich, jener Perle des wunderreichen Schweizerlandes, jenem Vorort der Reformation, stand seine Wiege. Der Vater schrieb sich noch Pestalutz. Warum der Sohn den Namen geändert, ist nicht zu erweisen. Doch mag der Umstand, daß sein Geschlecht aus einer alten Patricierfamilie der italienischen Schweiz seinen Ursprung herleitete, welche vor Jahrhunderten nach Zürich gezogen, die Vermuthung rechtfertigen, daß die Form, welche der Sohn dem Namen gab, die ursprüngliche gewesen. Schon zu des Kindes ersten Wegen gesellte sich jene Erzieherin großer Charaktere und Schöpferin großer Thaten, die Noth, die dann durch ein ganzes, langes, mühseliges Leben kaum je von seiner Seite gewichen ist. Ein schwächliches Kind, mußte er schon am Tage seiner Geburt getauft werden. Sein Vater, Johann Baptiste Pestalozzi, ein Augenarzt und angesehener Mann, starb

schon im 6. Jahre des Kindes, ihm zu großem Schaden für die weitere Entwicklung und Lebensführung. Denn seine Mutter (sie war eine geborene Hotz) konnte ihm die Energie der väterlichen Erziehung, der er grade so sehr bedurfte, nicht ersetzen. Er wuchs, nach seinen eigenen Worten, als ein rechtes Weiber- und Mutterkind auf, kam Jahr aus Jahr ein nicht hinter dem Ofen hervor, und „mußte alle jene wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Uebungen entbehren,“ an deren Mangel schon so manche bedeutende Kraft untergegangen. Fast alles Mißgeschick und Ungeschick seines späteren Lebens und Schaffens findet in diesem Umstand seine vornehmliche Erklärung. Indessen dürfen wir auch nicht zu weit gehen und nicht über dem Schatten das Licht übersehen. Waltete doch in dem beschränkten Stillleben dieses Hauses die Liebe; und die Liebe — auch in diesem Sinne — decket der Sünden Mängel. Wo anders und schöner, als an dieser Sonne, entfaltet sich die Blüthe des kindlichen Gemüths? und wenn wir an dem Mann und Greis jene Macht der Liebe bewundern, die Alles giebt, Alles trägt, Alles hofft, Alles überwindet, sollen wir vergessen, daß sie ihre Quelle gefunden an dem Herzen treuer Mutterliebe? und wenn wir durch all seine geist- und begeisterungsvollen Schriften wie den Grundton hindurchgehen sehen den Preis der Mutter und die Erhebung der Familie, weiset nicht auch das uns wiederum zurück auf den Segen des eignen Mutterhauses und der Liebe, die er da erfahren? —

Ein besonderer Gewinn für das Haus und das Kind war eine Dienstmagd, Babeli. Sie war ein armes Mädchen, vor wenig Monaten erst vom Dorfe in die Stadt gekommen und in diesen Dienst getreten. Was man so Bildung nennt, besaß sie nicht, wo hätte sie sie auch erlangen sollen? Aber sie hatte ein Gemüth, „edel und in Unschuld und Einfalt bis zur Erhabenheit großherzig;“ und durch die seltene Kraft und hingebende Treue, mit welcher sie ihrer Herrschaft vom ersten Tage angehörte, — eine Frucht ihres einfachen, hohen und frommen Glaubens — erwarb sie sich bald des Hauses ganze Liebe und volles Vertrauen. An sie wendete sich der sterbende Vater, auf dessen letzten Stun-

den die Sorge um die Zukunft der Seinen schwer drückend lag. Denn er hinterließ seinem Weibe ein Hauswesen ohne Mittel, und seinen Kindern (es waren drei Geschwister, außer Heinrich noch ein Sohn und eine Tochter) eine Mutter voll Güte des Herzens zwar und Tiefe des Gemüths, „die beste Mutter" nennt sie der Sohn, aber ohne die Kraft des Regierens, vielleicht auch ohne den Sinn für Ordnung; und für Heinrich zumal legte die Befürchtung sich nahe, er möchte, durch einseitige Einwirkung mißleitet, verloren gehen. „Babeli," sprach der Sterbende, „um Gottes und Aller Erbarmen willen, verlaß meine Frau nicht. Wenn ich todt bin, ist sie verloren, und meine Kinder kommen in harte, fremde Hände. Sie ist ohne Deinen Beistand nicht im Stande, meine Kinder bei einander zu halten." Gerührt antwortete das Mädchen: „ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben; ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat." Das Wort beruhigte den sterbenden Vater; und das Mädchen ist ihrem Worte getreulich nachgekommen und hat bis an ihren Tod bei der Mutter ausgehalten, alle Entbehrungen mit ihr getragen, alle Sorgen mit ihr getheilt, der Ordnung des Hauswesens sich unterzogen und der Pflege und Leitung der Kinder mit aller Sorgfalt mütterlicher Liebe sich angenommen. Vornehmlich war sie auf's Sparen bedacht. Wenn die Kinder auf die Gasse wollten oder an einen Ort, wo sie Nichts zu thun hatten, hielt sie sie mit den Worten zurück: was wollt ihr da? warum unnütz Kleider und Schuhe verderben? seht doch, wie eure Mutter um euretwillen so viel entbehrt, nicht ausgeht und jeden Kreuzer spart, den sie für euch braucht. Für schöne Sonntagskleider wurde zwar gesorgt, doch mußten sie die Kinder, sobald sie nach Haus kamen, wieder ausziehen. Was aber diesem erhebenden Bilde treuer Anhängkichkeit, welches Pestalozzi Zeit seines Lebens in dankbarem Andenken trug, für ihn besondere Bedeutung gab, war dies, daß er von den Eindrücken, die er hier empfing, die Ueberzeugung mit in das spätere Leben hinübernahm, daß die opferfähige, uneigennützige Liebe bei der unverdorbenen Natur der sogenannten niederen Stände am sichersten gefunden werde: eine Ueberzeugung, auf die er sein ganzes ferneres Leben und Wirken auferbaute.

Zu den Eindrücken des mütterlichen Hauses gesellten sich bald ergänzend die Anschauungen, welche ihm der jährlich auf mehrere Monate wiederholte Besuch bei seinem Großvater (seiner Mutter Vater) darbot, einem Pastor auf dem Dorfe Höngg unweit Zürich. Die lautere, herzliche Frömmigkeit, welche in diesem Hause waltete, blieb auf das weiche, tiefe Gemüth des Knaben nicht ohne Wirkung, und noch in hohem Alter erinnerte er sich gern und mit dankbarer Rührung des innigen, von Herzen zu Herzen gehenden Tones, mit welchem der ehrwürdige Alte betete und von göttlichen Dingen redete. Das schöne Bild aber von treuer, weiser Seelsorge, welches er in seinem Lienhard und Gertrud an dem wackern Pfarrer Ernst uns giebt, hat ohne Zweifel seinen realen Hintergrund in dem patriarchalisch trauten Verkehr, in welchem er den Großvater mit seiner Gemeine stehen und leben sah. Indem er diesem sich anschloß, wurde ihm auch Gelegenheit, das Volk näher zu beobachten in seinem Leben und Streben, Sorgen und Leiden, und in demselben Maaße, in welchem er zu ihm sich hingezogen fühlte und seine Noth und Mühsal mitlitt, entbrannte ihm das Herz im Zorn wider die, unter deren Druck es — in den Fabriken zumal — geistig und leiblich hinsiechte und sittlich verkam. Er sah überall mit dem Herzen. Auch entgingen schon dem Auge des Knaben nicht die, wie er sagt, harten Formen des Lesen-, Schreiben- und Auswendiglernens und drängten ihn zu dem Gedanken einer Vereinfachung dieses Unterrichts; eine Vorahnung des Berufs, dem sein Leben so schöne Früchte tragen sollte.

Indessen zählte er selber zu den hervorragenden Schülern in der Volksschule nicht. Es zeigte sich in ihm schon von frühe an ein Ueberwiegen des Herzens und der Einbildungskraft auf Kosten der Bildung in Kenntnissen und Fertigkeiten, eine Herrschaft des Gefühls und Gemüths über Willen und Denken. „Alles, was sein Herz ansprach, schwächte oft den Eindruck dessen, was den Kopf aufhellen und zu bildender Thätigkeit beleben sollte.“ So wurde sein Interesse an dem Unterricht der Schule einseitig, wie der Erfolg. Alles Mechanische zumal — und das war in den Schulen seiner Zeit das weitaus Ueberwiegende — stieß ihn vollends ab.

Seine Handschrift war und blieb hieroglyphisch, und in der Orthographie warf er nicht selten die Fesseln der Regel kühnen Muthes ab. Lavater sagte einmal zu ihm, dem Manne: „Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne Schreibfehler von Ihnen sehe, so will ich Sie zu Vielem, zu sehr Vielem fähig glauben, was Sie gerne thäten und gerne wären.“ Ordnung und Reinlichkeit waren ihm ziemlich fremd. In den Spielen wurde er durch seine Ungewandtheit, Unüberlegtheit und Unbeholfenheit seinen Mitschülern oft zum Gespött, doch hatten sie ihn um seiner Gutherzigkeit und Dienstgefälligkeit willen lieb, die sie freilich nicht selten mißbrauchten. Was ihn aber vor Vielen ehrend auszeichnete, das war sein innig frommer Sinn, seine zärtliche Liebe zu kleinen Kindern, sein Mitleid gegen Arme, sein lebendiges Rechtsgefühl, seine Wahrhaftigkeit, und (damit zusammenhängend) sein Sinn für Naturwahrheit, der ihn immer zu dem Einfachen, Graden hinzog und von dem Gekünstelten, Verschrobenen abstieß. In allen diesen Zügen erscheint Pestalozzi, der Mann und Greis, angedeutet.

Jene Eigenheiten traten selbstverständlich auch an dem Zöglinge des Gymnasiums — und noch entschiedener — hervor. Er gehörte zu den bessern Schülern, aber eine außerordentliche Gedankenlosigkeit verleitete ihn oft zu Fehlern, die selbst die schlechteren nicht begingen. Während er das Wesen der Unterrichtsgegenstände meist lebendig und richtig ergriff, war er für die Formen fast gleichgültig. In einigen Theilen eines Unterrichtsfaches weit hinter seinen Mitschülern zurückbleibend, überragte er sie in andern in einem ungemeinen Grade. Das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Gegenständen der Erkenntniß, die er erlernen sollte, war ihm immer weit wichtiger, als das praktische Einüben der Mittel ihrer Ausübung. In den alten Sprachen machte er im Ganzen geringe Fortschritte; aber als einer der Professoren, der des griechischen Idioms vollkommen mächtig, aber ohne rhetorisches Talent war, einige Reden des Demosthenes übersetzte und drucken ließ, hatte er die Kühnheit, mit seiner geringen Kenntniß der fremden Sprache eine dieser Reden gleichfalls zu übersetzen und beim Examen als Probestück seiner Fortschritte vorzulegen. Und die Arbeit fand, trotz mancher Mängel, durch die

rhetorische Kraft der Diction so großen Beifall, daß ein Theil derselben sogar zum Druck befördert wurde. Auch schrieb er in dieser Zeit — ein 18jähriger Jüngling — eine Abhandlung über die spartanische Verfassung, und daß das Studium der Alten an ihm nicht verloren gegangen, beweist, daß er für das Schöne und Gediegene in ihren Meisterwerken bis in das Greisenalter einen lebendigen Sinn und ein feines Gefühl besaß; beweisen mehr noch seine eignen Schriften, in denen er sich oft, da zumal, wo er von dem Elend des Volkes und dem Druck der Zeit, von der Macht der Mutterliebe über das Kindesherz, von dem Glück und Segen des Familienlebens, von der Seligkeit der Kindesunschuld und Kindesfreude, von der Hoheit der Erscheinung Jesu Christi und der Kraft seines Wortes redet, zu einem hinreißenden Schwunge wahrhaft demosthenischer Beredsamkeit sich erhebt.

An einer so entschieden ausgesprochenen Neigung und Kraft konnte eine Erscheinung, wie Rousseau, und eine Schrift, wie dessen Emil, nicht ohne Eindruck vorübergehen. Er wurde leidenschaftlich davon ergriffen. Er verglich, was er in Haus und Schule an sich und seinen Genossen erfahren und erlebt, mit dem, was das anziehende Buch bot und forderte: was Wunder, daß der Jüngling, von seinem idealen Zuge verleitet und durch die glänzende Dialectik des Buches geblendet, von seiner Gegenwart und Umgebung mit Unwillen sich abwendete und die Einseitigkeit übersah, mit welcher Rousseau, indem er für die Natur eifert, wider die tiefere Natur des menschlichen Geistes und Gemüthes und wider das Recht der historischen Entwickelung sich versündigt. Seinen unpraktischen Traumsinn, urtheilt der Greis, zog das in noch höherem Grade unpraktische Traumbuch unwiderstehlich an. Wie bald indessen und wie weit sollten sich die Wege beider scheiden! Rousseau's Emil erfährt von Vater- und Mutterliebe Nichts, ein Hofmeister soll sie ihm ersetzen, er schickt die eignen Kinder in's Findelhaus, ohne auch nur für die Möglichkeit ihrer Wiedererkennung zu sorgen; in Pestalozzi's, des deutschen Mannes, System ist der Grundton die Liebe, das Mutterherz, die Familie, er hofft Nichts für die Zukunft seines Volkes und Vaterlandes ohne die Herstellung der alten häuslichen Zucht, und will sie

auf nichts Anderes gründen, als auf die frühe Vertrautheit des Kindes mit Gott.

Im 18. Jahre verließ Pestalozzi das Gymnasium, um Theologie zu studiren. Doch gab er diese Laufbahn bald wieder auf, wie es heißt, wegen eines ersten mißlungenen Versuchs im Predigen. Die Einen erzählen, er habe sich auf der Dorfkanzel, welche er sich zur Stätte dieses ersten Aus- und Aufluges ersehen, so in seine Gedanken vertieft und von seinen Gefühlen fortreißen lassen, daß die gesammte Zuhörerschaft, nachdem sie drei Stunden ihm zugehört, trotz der Salbung und des Feuers, womit er sprach, von dannen ging und den jugendlichen Redner sich selber und dem Küster überließ; Andere berichten, er sei mitten in der Predigt auf einmal, wahrscheinlich in Folge ungeschickter Verlegenheit, in ein unwillkürliches Lachen ausgebrochen; noch Andere endlich beschränken das Mißgeschick auf wiederholtes Steckenbleiben und unrichtiges Beten des Vaterunsers. Pestalozzi selber sagt von dem Allem nichts. Er erklärt das Aufgeben der theologischen Laufbahn vielmehr lediglich aus dem Eindruck des Rousseau'schen idealischen Freiheitssystems, das ihn trieb, einen andern, größeren Wirkungskreis zu suchen, der ihm mehr Mittel und Gelegenheit böte, auf den Zustand seines Volkes und Vaterlandes einen thätigen, segnenden Einfluß zu gewinnen. Er wandte sich dem Studium der Rechte zu. Und in der That nahm er in der nächsten Folgezeit an den Geschicken seines damals durch den schroffen Gegensatz zwischen der Aristokratie und dem bedrückten Landvolke sehr aufgeregten engeren Vaterlandes den lebendigsten, wenn auch noch nicht thätigen Antheil.

In dem Allem hatte er nun einen besonnenen Rather an einem edlen, treuen Freunde, dessen er noch in einer wenige Jahre vor seinem Tode gehaltenen Hausrede mit begeistertem Dankeswort gedenkt (doch ohne seinen Namen zu nennen). Er hieß Bunschli. Der Tod nahm ihm diesen Freund zu einer Zeit, wo er seiner so sehr bedurfte, von seiner Seite. Ein Brustleiden streckte ihn auf's Lager, von dem er nicht wieder erstehen sollte. In diesem Gefühl ließ er Pestalozzi zu sich kommen und sprach zu ihm: „Pestalozzi, ich sterbe, und Du, für Dich selbst gelassen,

darfst Dich in keine Laufbahn werfen, die Dir bei Deiner Gutmüthigkeit, bei Deinem Zutrauen zu den Menschen Gefahr bringen könnte. Suche lieber eine stille Laufbahn und laß Dich, ohne einen Mann zur Seite zu haben, der Dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschenkenntniß und mit zuverlässiger Treue beisteht, ja nicht in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen Dir irgendwie verderblich werden könnte." (9, 254.) Wie hat dies prophetische Wort, da dem Hinterbleibenden der Freundesrath mangelte und das Herz der Mäßigung den Zügel nahm, in schmerzlichster Weise an seinem Leben und Geschick sich erfüllt! —

## II.

Bald nach des Freundes Tode ward er selber gefährlich krank, und die Aerzte riethen ihm, auf eine Zeit dem Studium zu entsagen und auf's Land zu gehen: ein Rath, den sein in den Ideen Rousseau's von der Unnatur der modernen Cultur und dem Unsegen aller Wissenschaft befangener Sinn zu dem Entschlusse steigerte, von der Wissenschaft sich gänzlich abzuwenden, alle seine Hefte zu verbrennen, kein Buch mehr zu lesen und Landwirth zu werden. Er ging zu dem Ende nach Kirchberg bei Bern zu einem Landwirth, Namens Tschiffeli. Das Glück, mit welchem er von diesem denkenden, unternehmenden, edlen Manne ödes Land fruchtbar gemacht, ein bedeutendes Vermögen erworben und das äußere und sittliche Wohl mehrerer Gemeinden gegründet sah, verführte den unerfahrenen, unpractischen Jüngling — er zählte kaum 21 Jahr — ein Aehnliches zu unternehmen. Er hatte erfahren, daß bei Birr, unweit des Schlosses Habsburg im Aargau, eine große Strecke dürres, kalkiges Haideland zu Verkauf stehe: das war Boden für seine Pläne. Durch ein reiches Banquierhaus in Zürich und durch Dreingabe seines väterlichen Erbtheils mit den erforderlichen Mitteln versehen, brachte er an 100 Morgen dieses Landes (den Morgen zu 10 Fl.) käuflich an sich und ließ darauf ein schönes Wohnhaus in italienischem Styl aufführen, das er mit Ackergeräth versah. Was ihn aber über die Sorge der Zukunft und die Bedenken der Aus-

führbarkeit hinweghob, das war — die Liebe. Er hatte nämlich in seiner Vaterstadt einen Freund an dem Sohne eines reichen Kaufmanns, Schultheß mit Namen; dessen Schwester Anna, eine eben so schöne, als edelherzige und hochsinnige Jungfrau, gewann er lieb. Er schrieb ihr einen (beiläufig: 14 Seiten füllenden) Brief, in welchem er von seiner Liebe zu dem Mädchen nur wenig redet, aber mit unbegrenzter Offenheit das Ziel seines Lebens, die Gluth seiner Liebe zu seinem Volk und Vaterland, und sein Verlangen, dessen Noth und Elend zu mildern, seinen Entschluß, Alles, Hab und Gut, Fried' und Freude daranzusetzen, um dieses Ziel zu erreichen, vor ihr darlegt, sie mit einer Selbstverleugnung und Selbsterkenntniß, die bewunderswürdig genannt werden müssen, einen tiefen Blick thun läßt in alle Schwächen und Mängel seines Herzens und Charakters, und ihr die Gefahren nicht verschweigt, welchen sie unter diesen Verhältnissen an seiner Hand entgegen gehen werde. „Diejenigen von meinen Fehlern," schreibt er u. A., „die für die Lagen meines künftigen Lebens mir die wichtigsten scheinen, sind Unvorsichtigkeit, Unbehutsamkeit und Mangel an Geistesgegenwart bei unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit sie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegenarbeite, durch ruhiges Urtheil und Erfahrung sich verringern werden. Jetzt sind sie noch in einem solchen Grade da, daß ich sie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es sind Fehler, meine Theure, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andere Fehler, die sich aus meiner dem Urtheil des Verstandes sich oft nicht unterwerfenden Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten lassen; ich schweife in Lob und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen sehr oft aus; ich hänge manchen Gütern so stark an, daß die Macht, mit der ich mich an sie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft setzt, hinausgeht; ich bin bei dem Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde selbst unglücklich. Richten Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Schwäche; es wird Tage geben, wo die Ruhe und Heiterkeit meiner Seele unter dieser Schwäche leiden wird. Von meiner großen, in der That sehr fehlerhaften Nachlässigkeit in allen Eti-

quetten und überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu sprechen; man sieht sie in meinem ersten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geständniß schuldig, meine Theure, daß ich die Pflichten gegen meine Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland stets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mit denselben mich von der graden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möchte, abhalten wollte. Mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande, ich werde Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mildern. — Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. — Mein Gewissen rief mir laut, daß ich ein Verführer und nicht ein Liebhaber sei, wenn ich meiner Geliebten einen Zug meines Herzens oder einen Umstand, der sie einst beunruhigen oder unglücklich machen könnte, verschweigen würde; ich freue mich nun dieser That!"

Und das edle Mädchen schlug seine Hand nicht aus; sie war ihm ebenbürtig.*) Im Jahr 1767 zog Pestalozzi in Neuhof — so nannte er seine Gründung — ein, zwei Jahre darauf vermählte er sich mit ihr. Und sie ist 46 Jahre lang seine treue Lebensgefährtin gewesen.

Nur zu bald aber sollte sich der Himmel der jungen Ehe trüben. Die bedenkliche Lage, in welche das Unternehmen nach Kurzem gerieth, kam zur Kenntniß des Handelshauses, das ihm Vorschuß geleistet, es schickte 2 Sachkundige zur Prüfung nach Neuhof und zog auf deren ungünstigen Bericht sein Capital mit einigem Verlust zurück. Es brach die größte Noth herein. Da klagt er: „der schöne Traum meines Lebens, die Hoffnungen eines großen, segensvollen Wirkungskreises um mich her, der in einem ruhigen, stillen, häuslichen Kreise seinen Mittelpunkt finden

---

*) Sie hieß allgemein „die schöne und gelehrte Jungfer Schultheß." Als ihre Freundinnen sie fragten, wie sie doch einen so wüsten Mann habe heirathen mögen, antwortete sie: ja, aber er hat eine sehr schöne Seele.

sollte, war nun völlig dahin." Aber mitten in dieser Trübsal brach in seiner Seele ein neuer Gedanke hervor, der den Verzweifelnden neu belebte und aufrichtete; er faßte den Plan, eine Armenanstalt zu gründen. Sein Wort fand Beifall; Basel, Bern und Zürich reichten ihm dazu die Hand. Von allen Seiten strömten ihm Kinder zu, ja von der Straße wurden die ärmsten Bettelkinder aufgenommen: in Kurzem zählte die Anstalt 50 Kinder. Sie wurden gekleidet, gereinigt und zur Arbeit angelehrt, im Sommer zur Arbeit auf dem Felde, im Winter zum Weben, Spinnen u. dgl. Von dem Ertrag der Arbeiten sollten die Kosten der Nahrung und Kleidung gedeckt werden. Pestalozzi war nicht zu ermüden in dem Eifer für seine Schaar; er unterrichtete sie — denn eigentliche Lehrmittel fehlten ihm ganz — während ihrer Handarbeit auf dem Felde über Gegenstände der Natur, lehrte sie an den Stücken ihrer Arbeit zählen und rechnen und ließ sie während des Spinnens Vorgesagtes zum Auswendiglernen nachsprechen. Und in dem Allem stand seine Gattin ihm treulichst zur Seite.

Aber leider kam auch diese Pflanzung zu keinem gedeihlichen Bestand. Kaum war sie begonnen, so ging er darauf aus, mit großen Fabriken zu concurriren, und muthete den Kindern im Spinnen und Weben Leistungen zu, die die geübteste Hand erfordern. — An den Kindern machte er eine Erfahrung, die sich noch heute täglich wiederholt. Rechtschaffener Arbeit, andauernder Anstrengung und ernster Zucht des Willens ungewohnt, dazu rohen und hoffärtigen Sinnes, war ihnen der Arbeit zu viel; von den Eltern, die Sonntags nach Neuhof zu kommen pflegten, wurden sie in diesen Gedanken bestärkt, und so kam es, daß ihrer manche bei erster Gelegenheit sich aus dem Staube machten. Andere, nachdem sie neu gekleidet, wurden von den Müttern selber wieder entführt. Das Alles konnte auf die Wirthschaft und ihren Ertrag nicht ohne Rückwirkung bleiben. Sie kam in Stocken, es mußten große Schulden gemacht werden, Pestalozzi's Frau gab beinahe ihr ganzes Vermögen hin und opferte damit Alles, was ihr edles Herz hätte glücklich machen sollen und was sie durch ihre Verheirathung an des Gatten Seite zu wirken und zu genießen

gehofft: es half Alles nichts. Der Hof mußte verpachtet, die Anstalt im Jahre 1780 aufgelöst werden; sie hatte kaum 5 Jahre bestanden. Die Noth stieg auf's Höchste; oft fehlte es an Geld, Brod und Holz, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Seine Gattin fiel in eine lebensgefährliche Krankheit. Seine Freunde — zu geschweigen derer, die ihn verlachten, weil sie ihn nicht verstanden — seine Freunde, wenn sie nicht mit Achselzucken sich von ihm abwandten, liebten ihn doch nur noch als einen verlornen Menschen, ohne Hoffnung. Wer möchte sich wundern, wer wollte ihn verdammen, wenn er nach solchen Erfahrungen sich wirklich verloren und seine hohen Ideen aufgegeben hätte? Was ihn trotz alledem über der Sturmfluth hielt, war nichts Anderes, als sein Herz.

„Mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen, mitten in ihrem Zuruf: Du Armseliger, Du bist weniger als der schlechteste Tagelöhner im Stande, Dir selber zu helfen, und bildest Dir ein, daß Du dem Volke helfen könntest? — mitten in diesem hohnlachenden Zuruf, den ich auf allen Lippen las, hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah, und von einer Seite stärkte sich meine Kraft immer mehr. Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was Niemand täuschte, das täuschte mich immer; aber was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr.“ (5, 6).

---

## III.

Sein Geist konnte, er durfte nicht ruhen. War ihm für den Augenblick die praktische Lebenswirksamkeit abgeschnitten, so wandte er sich der schriftstellerischen Thätigkeit zu. Und auf diesem Felde bekundete er sogleich bei den ersten Versuchen eine solche Fülle tiefer und anregender, wenn auch nicht immer in durchsichtigster Form und ruhiger Ordnung auftretender Ideen, eine solche Kraft der Beredsamkeit, einen solchen Scharfblick für die Uebel, an denen das Volksleben leidet, und seine Wurzeln,

wie seine Heilmittel, eine solche Liebe zu dem Volke, zu dem er zu reden verstand, wie wenige, und ein so frommes, von seinem Gott durchdrungenes und über alles Leid der Welt emporgetragenes Gemüth, daß, wie seine pädagogischen Schriften dem Bedeutendsten auf diesem Felde angehören, so seine andern Werke ihm einen unvergänglichen Namen sichern in der Reihe der eigentlichen Volksschriftsteller. Noch in dem Jahre seines Mißgeschicks in Neuhof erschien von ihm in einer schweizerischen Zeitschrift (Iselin's Ephemeriden) ein Aufsatz: Abendstunden eines Einsiedlers, eine Schrift von geringem Umfang, aphoristisch gehalten, aber voll tiefer Blicke in die Menschennatur, das Volksleben und die Erziehung. Das Jahr danach, 1781, erschien der 1. Band von dem Buche, das seinen Namen in weite Fernen trug und unter allen seinen Schriften die weiteste Verbreitung fand, obgleich es ein eigentliches Volksbuch, wozu es der Verfasser bestimmte, nie geworden ist: es erschien Lienhard (d. h. Leonhard) und Gertrud.*) Ein Freund, Buchhändler Füßli in Zürich, hatte die Anregung dazu gegeben, um ihm aus der Noth zu helfen. Pestalozzi hatte, als er das Buch schrieb, seinem früheren Vorsatze getreu, 13 Jahre lang kein Buch gelesen. (Vgl. 5, 26.) In wenigen Wochen war der 1. Band fertig. Ein Freund in Basel (Iselin), dem das vorgelegte Manuscript außerordentlich gefiel, übernahm es, die orthographischen Fehler heraus zu corrigiren und ihm einen Verleger zu verschaffen. Es wurde bei Decker in Berlin gedruckt, der für den Bogen 1 Louisd'or gab. Es erregte sogleich bei seinem Erscheinen allgemeines Interesse, alle Tageblätter waren des Lobes voll und die öconomische Gesellschaft in Bern ehrte es durch ein Dankschreiben und die Zusendung einer großen goldenen Medaille, die er jedoch schon nach einigen Wochen um den Goldwerth wieder verkaufen mußte. Es war, sagt er, mein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Lande. Es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für die Armen und Verlassenen im Land an Gottes

*) Leider giebt die Cotta'sche Ausgabe (s. u.) das Werk nicht in der ursprünglichen, reineren und frischeren Gestalt.

Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann. (1, VIII.) Und als den Zweck des Buches giebt er an demselben Orte an: eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken. Und in der That, mit welcher Wahrheit ist der Zustand des Volkes, des Familien- und Gemeindelebens nach Licht und Schatten uns hier vor Augen gestellt! und es bedarf kaum seiner Versicherung, daß er, was er hier erzähle, auf der Bahn eines thätigen Lebens meistens selbst gesehen und gehört habe.*) Und wie weiß der Anwalt der Armen und Verlassenen im Volke unser Herz zu rühren, sei es, daß er uns in die Noth unverschuldeter Armuth einen Blick thun läßt, sei es, daß er, indem wir den Vogt von Haus zu Haus begleiten, uns die Quellen des verschuldeten Elends aufdeckt, sei es, daß er uns zu dem stillen Segen und Frieden führt, welchen die herrliche Gertrud durch weise Erziehung der Kinder, durch Ordnung und Sparsamkeit, durch innige Liebe, durch Wohlthun an den Aermsten im Dorfe, durch Hebung und Leitung ihres fast untergegangenen schwachen Lienhard, durch rastlose Arbeit und frommes Gebet in dem engen Kreise ihres Hauses verbreitet, sei es, daß wir ihm in das Schloß des väterlich fürsorglichen Arner oder in das Haus des frommen Pfarrers Ernst, dieses ächten Musters treuer Seelsorge, folgen, sei es, daß wir mit ihm an das Sterbelager der Mutter des Rudi treten oder die Zerknirschung und Büßung eines verworfenen, an vielen andern zum Seelenmörder gewordenen Lebens beobachten: überall dieselbe Wahrheit, überall dasselbe Herz! Mag immerhin die Kritik gegenwärtig an dem Buche Manches auszusetzen finden: es behält darum doch seinen unvergänglichen Werth, und wir dürfen nicht vergessen, daß es der volksthümlichen Literatur, deren wir uns heute erfreuen, Vor-

---

*) Er ging oft in Wirthshäuser und verbarg sich da hinter dem Ofen oder sonst wo, um recht genau das Volk in seinem Treiben, seiner Sprache seinen Zuständen zu beobachten und kennen zu lernen.

läufer und Bahnbrecher gewesen, und daß Pestalozzi kein Vorbild im belehrenden Volksbuch hatte. Das Werk hat 4 Theile, das eigentliche Volksbuch aber ist die erste Hälfte,*) welche deshalb auch wiederholt besonders aufgelegt worden ist. In Rücksicht der Personen der Erzählung schließlich noch eine Bemerkung. Arner ist der Bern'sche Obervoigt Tscharner, der Vater von Fellenbergs Gemahlin, einer der gerechtesten und weisesten Voigte im Aargau. Mit Gertrud aber hat er seiner treuen Magd des Namens ein Ehrendenkmal setzen wollen. Diese hatte ihre bisherige Herrschaft durch den Tod verloren und kam zu Pestalozzi, den sie von Jugend auf gekannt, und von dessen Unglück sie gehört, auf den Neuhof, um zu helfen. Pestalozzi weigerte sich, sie in sein Elend aufzunehmen; aber sie blieb. Es war ein bescheidenes, frommes, fröhliches Mädchen, das gern betete und sang. Sie baute mit eigner Hand erst ein wenig, dann immer mehr Land zu dem Garten, und sorgte für Reinlichkeit im Hause und für frische Nahrung auf dem ordentlichen Tisch. Ihre stille, sichere, heitere Thätigkeit brachte wieder ein muthiges, theilnehmendes Wesen in das unglückliche Haus, dem sie ein rechter Segen wurde. Sie hatte bald das volle Vertrauen der Familie, sie aß mit an Pestalozzi's Tisch, und wenn er ein Stück einer literarischen Arbeit vollendet hatte, las er es ihr vor und fragte sie um ihr Urtheil. Er sagt von ihr in dankbarer Bewunderung: „So gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und Dein Ohr hört ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergang weißt Du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind. Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient." —

Nach dem Erscheinen von Lienhard und Gertrud blieb Pestalozzi noch ganze 17 Jahre in Neuhof in äußerst drückender Lage,

*) Und hiervon ist wieder der erste Band das Gelungenste des Ganzen, athmet am meisten im Geist und Leben des Volkes und spricht am treuesten in dessen anmuthiger Einfalt.

oft Mangel leidend an Allem. Aeußerlich Bedeutsames giebt es aus dieser Zeit nicht zu berichten, außer einer Reise etwa, die er im Jahre 1792, veranlaßt durch seine in Leipzig verheirathete Schwester, nach Deutschland unternahm, bei welcher Gelegenheit er mehrere Lehrerseminare besuchte, auch Göthe, Wieland, Herder, Klopstock und Jacobi kennen lernte und aller Orten die verdiente Anerkennung fand. Sonst widmete er diese Zeit unfreiwilliger Muße der schriftstellerischen Thätigkeit. Das Jahr nach Lienhard und Gertrud schon gab er ein zweites Volksbuch heraus, Christoph und Else, und in demselben Jahre gründete er ein Schweizerblatt, schrieb auch eine Abhandlung über Gesetzgebung und Kindermord; mehrere Jahre danach verfaßte er die Fabeln (ursprünglich: Figuren zu meinem ABC-Buch) und 1798 erschienen die Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts. In allen diesen Schriften sind eine Menge der tiefsten Gedanken niedergelegt und die Gedanken, welche sein Herz und Leben bewegten, wiederholt und mit großer Beredsamkeit ausgeführt; sie enthalten indeß auch Manches, das die Phantasie auf Kosten der klaren Anschauung und Würdigung des berechtigten Vorhandenen eingegeben, andererseits manches für unsere Zeit und Zustände Fremdartiges, und erschweren uns dadurch, daß in ihnen das Feuer der Begeisterung nicht selten der Besonnenheit die Zügel entreißt, das eindringende und nachgehende Verständniß — ein Mangel, dessen der Verfasser sich auf's Klarste bewußt war. Christoph und Else aber ging fast spurlos vorüber. Bei Lienhard und Gertrud mochte er es beklagen, von Vielen mißverstanden zu sein; man las das Buch nur zur Unterhaltung und forderte ihn auf, mehr solche hübsche Romane zu schreiben (11, 26); aber das Buch erwarb ihm doch auch würdigere und tieferblickende Freunde. Die Königin Luise zog das Buch mit seinen trefflichen Gedanken über das Volk und für sein Heil im tiefsten Herzen an; Karl von Bonstetten lud ihn ein, zu ihm auf seine Güter in der französischen Schweiz zu ziehen, und der Großherzog Leopold von Toscana würde ihn in seinen Staaten angestellt haben, wenn nicht der Tod Josephs II. ihn auf den Kaiser-

thron berufen hätte. Von Christoph und Else dagegen mußte er nach 42 Jahren klagen, daß es in die Hände des Volkes gar nicht gekommen, und auch in seinem Vaterlande, ja in dem Dorfe, in welchem er wohnte, so unbekannt geblieben sei, als wäre es nicht in der Welt gewesen. Das Buch sollte ein Pendant, eine Ergänzung zu Lienhard und Gertrud sein. Aber es fehlte ihm, bei aller Kraft und Schönheit und Tiefe einzelner Parthien, im Ganzen zum Volksbuch die Naivetät des Tones, die Einfalt der Sprache und Haltung.

---

## IV.

Inzwischen hatte der Strom der französischen Revolution sich auch in die Schweiz ergossen. Sie wurde in eine untheilbare helvetische Republik verwandelt, 5 Directoren an der Spitze. Einer derselben, Le Grand, war Pestalozzi's Freund, ihm gleich an begeistertem Drange, für das Wohl des Volkes, für die Erziehung der Jugend zu wirken. Pestalozzi hatte im Anfang mehrere Aufsätze geschrieben, in denen er darauf hinwies, wie jetzt vor Allem dem Volke das Festhalten Noth thue an der Frömmigkeit und strengen Ehrenhaftigkeit der alten guten Zeit. Jetzt sollte er in eine öffentliche Wirksamkeit zurückkehren. Er war bald entschieden: ich will Schulmeister werden. Schon war beschlossen, im Aargau eine Erziehungsanstalt zu gründen, der er vorstehen sollte. Da brach das Unglück des Krieges über Unterwalden herein, das wider die Tyrannei der Revolution aufgestanden war. Das kleine Ländchen mußte der Uebermacht erliegen und wurde die Stätte furchtbarer Verwüstung (9. September 1798). Stanz, der Hauptort des Cantons, wurde verbrannt, und Hunderte von Kindern irrten, vater- und mutterlos und ohne Obdach und Nahrung im Lande umher. Das war ein Arbeitsfeld für Pestalozzi! Er ging dahin, die Bundesregierung wies ihm ein leeres Haus, ein Kloster der Ursulinerinnen an, und ehe es ausgebaut und hergerichtet war, sah er sich schon von nahe an 80 Kindern umgeben. Aber was für Kinder! Es gehörte die ganze Energie, das ganze Herz eines Pestalozzi dazu, um hier das Werk nur zu wagen, wie viel mehr um auszudauern.

Er hat uns selber beschrieben, wie seine kleinen Zöglinge aussahen (9, 6. 7). Viele waren mit ekelhaftem Ausschlag behaftet, mit Ungeziefer beladen, viele bleich, hager wie Gerippe, die einen voll scheuer Angst und Mißtrauen, die andern frech, falsch, heuchlerich, lieblos, an das bettelnde Herumtreiben gewöhnt, dazwischen verzärtelte Kinder voll hochmüthiger Ansprüche; Trägheit, Mangel an Uebung geistiger Anlagen und körperlicher Fertigkeiten waren allgemein, kaum Eines von zehn konnte das ABC. Das waren seine Kinder! Und was hat er aus ihnen gemacht? Ehe die Frühlingssonne den Schnee der Berge schmolz, kannte man sie nicht mehr; sie sahen gesund und frisch aus, waren an geordnete, regsame, fröhliche Thätigkeit gewöhnt, gingen still, reinlich, freundlich einher und hatten ihren Vater lieb über Alles in der Welt. Und wie hat er das Ziel erreicht? Vor Allem war ihm darum zu thun, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu erlangen. Und er erreichte dies in kurzer Zeit trotz größter Hemmnisse, die theils in der Rohheit und Verwilderung und Verziehung der Kinder, theils in der böswilligen Einwirkung roher Eltern, theils in dem Mißtrauen, das bei Vielen sein Ketzerglaube erweckte, theils in den politischen Geschicken des Vaterlandes ihm sich entgegenstellten. Aber wie gab er sich ihnen auch hin! Er hatte außer einer Haushälterin, die mit Küche und äußerer Ordnung vollauf zu thun hatte, Niemand zur Hülfe. Er mußte den Kindern Alles in Allem sein, Wärterin, Pflegerin, Vater und Mutter, und Magd und Hausknecht und Zahlmeister dazu (5, 12). „Ich war, erzählt er (9, 13), von Morgen bis Abend so viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen flossen mit den ihrigen und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte Nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Diener um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand

in ihrer Mitte; waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der Erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen, sie wollten es so." Wem sollte im Anschauen solcher Liebe und Treue noch eine Regung übrig bleiben von jenem stolzen Selbstgefühl, mit welchem wir auf die Früchte und Sorgen unseres Tagewerkes zu schauen nur zu geneigt sind! Und was gewann er für eine Macht über diese Kinder! Als im Jahre 1799 der Flecken Altorf verbrannte, versammelte er sie um sich und sagte zu ihnen: Altorf ist verbrannt, vielleicht sind in diesem Augenblicke hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung und Kleidung, wie wäre es, wenn wir etwa zwanzig von ihnen aufnähmen? Zwar müßt ihr euer Brod mit ihnen theilen und eure Kleider und mehr arbeiten — Ja ja, riefen sie alle voll Rührung und frohlockten vor Freude (9, 23).

Die weitere Frage nun nach dem, was seine Pfleglinge bei ihm eigentlich gelernt, an Wissen gewonnen, führt uns auf eine, wenn auch nur andeutende Darlegung seiner methodischen Grundsätze; denn Stanz war der Ort, wo durch mannigfache Versuche und Forschungen dieselben zur Reife kamen.

Es ist in den zahlreichen pädagogischen Schriften Pestalozzi's fast keine Seite, auf welcher uns nicht das Wort Natur begegnete. Das scheint auf den ersten Blick ein gar Aeußerliches. Aber es ist mehr; es weist uns vielmehr auf das hin, was als der Kern all seines Strebens und Denkens anzusehen ist. Er giebt als den Zweck seines Lebens an (9, 122), durch Vereinfachung der Unterrichtsmittel die Wohnstubenkräfte des Volkes für die Erziehung, besonders für die arbeitende, niedere Volksklasse zu stärken und zu vermehren; er will es dahin bringen, daß jede Mutter ohne fremde Hülfe selber lehren und dadurch zugleich immer selbst lernend fortschreiten kann (9, 44); er möchte Natur und Kunst im Volksunterricht so innig vereinigt sehen, als sie jetzt gewaltsam in demselben getrennt sind (5, 31), denn aller

Unterricht ist ihm nichts Anderes, als die Kunst, dem Haschen der Natur nach ihrer eigenen Entwickelung Handbietung zu leisten (5, 27). Die Erziehungskunst muß danach wesentlich und in allen ihren Theilen zu einer Wissenschaft erhoben werden, die aus der tiefsten Kenntniß der Menschennatur hervorgehen und auf sie gebaut werden muß (9, 186). Daraus ergiebt sich ihm die Aufgabe, diese Natur zu erforschen nach ihren Anlagen und Kräften, des Geistes und Herzens, des Kennens, Könnens und Wollens. Mit der Lösung dieser Aufgabe aber erwuchs ihm die Erkenntniß der Mittel, wie diese Natur zu bilden. Es handelte sich dabei nicht um Erfindung, sondern lediglich um Auffindung und Festhaltung der gegebenen Elemente, an welchen Unterricht und Erziehung anzufangen und fortzuleiten sei (8, 137), nicht um Anbildung eines wesentlich Neuen, sondern um Entwickelung, Entfaltung eines im Keime bereits Vorhandenen. Auf diesem Wege gelangt er als zu der Quelle aller naturgemäßen, erziehlichen und unterrichtlichen Einwirkung, zu der Wohnstube, dem Familienleben, und indem er auf der einen Seite die Heiligkeit des häuslichen Heerdes, den Segen des Familienlebens in begeisterten Worten nicht müde wird zu preisen,*) und der Mut-

*) So heißt es in „Christoph und Else“: O es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen. Da kennt, da versteht man einander, da geht einem so Alles an's Herz. Da soll man einander lieb sein, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist. — Der Mensch muß für sein Herz nothwendig gleichsam einen Feuerheerd haben, an dem es für ihn immer warm ist, und das ist ihm die Wohnstube; in dieser muß er sich erholen, erfrischen, erwärmen und ausruhen; von ihr erquickt geht er dann wieder an die Arbeit seines Berufs. In ihr wird der Mensch zu allem Rechten und Guten für die Welt erzogen; selbst die Menschenliebe keimet nicht in dem wilden Boden des herumschweifenden Lebens; sie fordert Wartung und Pflege in der Wohnstube. Allenthalben, wo der Wohnstubensegen im Land allgemein und groß ist, und Vater und Mutter und Kinder unter Einem Dach wohnen, da wirst Du auch allgemein ein besseres, christlicheres, vernünftigeres Hausleben, und hinwieder seelenerhebendere Todbetten finden, als wo die Wohnstube verödet ist. Es ist unglaublich und wird durchaus nicht genug beherzigt, was das reine häusliche Leben bildende Kräfte für die Menschheit hat, und wie sehr der Mangel dieses gesicherten häuslichen Lebens das Menschengeschlecht in seiner wesentlichen Bildung zurücksetzt.

ter ihre Pflichten innerhalb ihres so engen und doch in so unbegrenzte Fernen einflußreichen Wirkungskreises ans Herz zu legen, stellt er der Schule die Mutter als Vorgängerin nicht blos, sondern als Vorbild dar. Und so gelangt er zu der Idee der Elementarbildung, welche ihm nichts Anderes ist, als die naturgemäße, muttergleiche Entfaltung der Anlagen und Kräfte in der Menschennatur (8, 117). — Weitere aus diesen Grundzügen herfließende Sätze sind diese: Alle Erkenntniß geht von der Anschauung aus, deshalb muß aller erste Unterricht Anschauungsunterricht (im Gegensatz des Wortunterrichts) sein und aller elementare Unterricht auf Anschauung sich gründen. Das Kind soll zum vernünftigen Denken und zum selbständigen Wollen erzogen werden, und dies geschieht durch Bestimmung zur Selbstthätigkeit. Viel mehr als auf zerstreutes, auswendiges Wissen, mehr als auf Bereicherung mit Vorstellungen ist auf Bildung der Kraft das Absehen zu richten. Es giebt nicht blos sinnliche, sondern auch Gehöranschauungen, giebt auch geistige und moralische Anschauungen, und alle religiöse Erziehung hat von der Mutter auszugehen, von der Geburt zu beginnen (5, 26) und auf Anschauung (des Vorbildes, der Geschichte, der Erfahrung) sich zu gründen. Die wesentlichsten Mittel der formalen Bildung sind die Zahl, die Form, die Sprache (5, 117). Die mündliche Rede ist die Probe der Klarheit und Sicherheit der Anschauung und der Erkenntniß. Zum Guten treibt und erweckt viel mehr, als Strafe und Furcht, Wohlwollen, Vertrauen und Liebe.

Es würde zu weit führen, wollten wir durch eine Zusammenstellung mit andern bedeutenden Pädagogen der vorausgehenden (und der nachfolgenden) Zeit, wie Rousseau, Basedow, v. Rochow, die Verwandtschaft und Vorbereitung der Ideen Pestalozzi's, sowie die Eigenthümlichkeit und Bedeutung seiner Erscheinung nachzuweisen versuchen, so manches weitere Licht eine solche Parallele geben könnte. Auch würde es nicht am Orte sein, von dem Segen des Weiteren zu reden, den die Lehrerwelt, vornehmlich die Elementarschule von dem Geist und den Schöpfungen Pestalozzi's durch den Sinn, den er in ihnen weckte, durch die

Stellung, die er ihnen erwarb, durch die Kunst, die er ihnen erschloß, gewonnen hat. Wohl aber mag die Hindeutung verstattet sein auf jenen edlen Jünger Pestalozzi's, der auch in äußeren Schicksalen Manches mit seinem Meister gemein hat, auf Theodosius Abs und auf jene gleichstrebenden Berufsgenossen, wie den Lehrer Schade, welche viel des Trefflichsten in unserer Stadt*) geleistet und mit einer Begeisterung und Treue ihres Berufes gewartet haben, wie sie auch in der Lehrerwelt nur selten gefunden werden. Und sollen wir undankbar vergessen, was wir Alle, die wir in Schulen unterrichtet worden sind, die von seinem Geiste getragen, oder doch angeweht waren, mittelbar dem Meister der neueren Lehrkunst verdanken?

---

## V.

Wir kehren zu ihm nach Stanz zurück. Das Jahr 1799 war, wenn nicht das glücklichste, doch das glänzendste seines Lebens. Hier, wo auf ihm allein alle Sorge und Arbeit und Mühsal ruht, offenbart sein Genius die ganze Wunderwirkende Macht Gottbegeisterter Liebe. Mit heroischem Muthe wirft er sich einem Heer von Hemmnissen entgegen, mit schöpferischer Kraft lockt er die Keime, die in verwahrlosten, verwaisten Gemüthern sich verbergen, aus ihrem Schlummer hervor und weiß sie zu schöner Blüthe zu entfalten; und mit jener nie erschöpften Liebesfülle, die sich zuletzt Alles unterthan macht, ist er im Stande, auch die härtesten Herzen zu erweichen, zu beugen, zu läutern, und in dem kurzen Zeitraum eines halben Jahres ist Alles neu geworden, wie eine zweite Schöpfung. „Hier war Pestalozzi am ehrwürdigsten und im rechten Felde seiner großen Natur und seiner geistigen Zeugungskraft. Er hat nachher angefangen, mehr Herr seiner Idee zu werden und über sie mehr zu wissen, aber nie durch sie mehr zu vermögen." Auch unterschätzt er selber nicht die Bedeutung seiner Thätigkeit in Stanz; als er es aufgegeben und wieder die Klagen über seine praktische Unfähigkeit

---

*) Halberstadt.

und haltlose Träumerei sich erneuern, sagt er (5, 20): „Das war der Lohn einer Arbeit, die vielleicht noch kein Sterblicher in diesem Umfange und unter solchen Umständen versuchte.“ Und in dem Feuer, in dem er hier stand und schuf, ward zugleich sein Charakter bis zu unzerstörbarer Menschenfreundlichkeit und mannhafter Ausdauer gestählt in dem Dienste, dem er sich geweiht um Gottes und der armen Brüder willen. — Indessen sollte auch dieses Werk gar bald wieder zergehen. Im Juni 1799 kamen in Folge des zwischen Frankreich und Oesterreich wieder ausgebrochenen Krieges die Franzosen nach Stanz; sie brauchten das Kloster zum Lazareth, und Pestalozzi mußte weichen. Mit Thränen entließ er seine Kinder, nachdem er sie mit Reisebedürfnissen versehen, zu den Ihrigen. Kaum hatte er ein Jahr mit ihnen zusammengelebt. Er schreibt davon (9, 3): „Ich erwache abermals aus einem Traume, sehe abermals mein Werk zernichtet und meine schwindende Kraft unnütz verschwendet.“ Und an einer andern Stelle (5, 17): „Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens athmet und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermeßliche Meer geschleudert sieht, in seiner zitternden Seele tausendmal sagt: warum kann ich nicht sterben? und sich dann doch nicht in den Abgrund hinabstürzt und dann doch noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder wieder bis zum Erstarren anstrengt, also war ich.“ Es war aber gut diesmal, daß es so kam. Seine Kraft war aufs Aeußerste erschüttert, er war dem Tode nahe. Eine Heilquelle bei Bern, Gurnigel, sollte ihm Erholung und Stärkung bringen. Aber kaum war er etwas genesen, so triebs ihn wieder von dannen, dem Ideale seines Lebens nach. Jene Tage stillen Friedens waren ihm nicht sein Ufer gewesen, sondern nur ein Stein im Meer, auf dem er ruhte, um wieder zu schwimmen (5, 18). Er kam nach Bern. Man rieth ihm, nach Burgdorf zu gehen, einer Stadt im Canton Bern. In ein paar Tagen war er dort. Er fand viele Schwierigkeiten und mußte froh sein, endlich — der 54jährige Mann! — als Gehülfe in einer sogenannten Lehrgotten-

schule einzutreten. (So nannte man in der Schweiz Schulen, in welchen Kinder von 4—8 Jahren unter Leitung eines Frauenzimmers im Schreiben und Lesen Unterricht erhielten; Gotte heißt im Schweizerischen so viel als Pathe, und es liegt daher in dem uns wunderlich klingenden Worte der Sinn, daß die Lehrerin als Stellvertreterin der Mutter, als Pathin des Kindes anzusehen sei.) „Ich muß jetzt in meinen alten Tagen noch froh sein," schreibt er darüber (5, 24), „daß man mich nur von unten auf dienen läßt." Hier mühte er sich nun von Morgens 8 Uhr bis — wenige Stunden unterbrochen — 7 Uhr Abends ab (5, 25), aber hatte auch die Freude, nicht allein durch das überaus günstige Ergebniß einer im März **1800** von der Behörde veranstalteten öffentlichen Prüfung seine mühselige Arbeit belohnt zu sehen, sondern auch über den Weg und die Mittel der Elementarbildung innerlich immer sicherer und klarer zu werden.

Indeß hatte die ungemein anstrengende Arbeit ihn wieder so angegriffen, daß er, noch vor Ablauf eines Jahres, die Stelle aufgeben mußte. Doch verließ er darum Burgdorf nicht. Es war nämlich um diese Zeit ein junger, wackerer Lehrer hingekommen, Namens Hermann Krüsi; er war von Gaiß in Appenzell gebürtig, armer Leute Kind, hatte sich früher mit Tagelohnarbeit, Weben und Botengängen sein Brod verdient (5, 51), war, 18 Jahr alt, in seiner Heimath Schullehrer geworden und 6 Jahre danach, im Jahre **1799**, auf Pestalozzi's mittelbare Anregung mit 28 Kindern nach Burgdorf ausgewandert. Das war ein Mann nach Pestalozzi's Herzen. Er verband sich mit ihm zur Gründung einer Anstalt, wie sie lange die Sehnsucht seines Lebens gewesen, eines Erziehungsinstituts; zwei andere, Buß aus Tübingen und Tobler aus Basel, traten hinzu, und so ward im Winter **1800** die Anstalt, welcher man das Schloß von Burgdorf überlassen hatte, eröffnet. Nun begann in dem alten Gemäuer ein herrliches, frisches, fröhliches Leben und Streben. Um die Lehrer sammelte sich in Kurzem eine große Zahl von Kindern, welche, kaum eingetreten, alsbald von dem waltenden Geiste der Liebe und der gemeinsamen Freude an geistigem Erwerb gefesselt und gehoben wurden. Es wurden Erfahrungen

gesammelt und ausgetauscht, Ideen Pestalozzi's verhandelt und in die Praxis übersetzt, die Quellen des Unterrichts in der umgebenden Natur und dem Menschengeist gesucht, bestimmt und ihre Ausgestaltung berathen, Anschauungstabellen angefertigt und Elementarbücher ausgearbeitet 2c. Bald gesellten sich zwei neue bedeutende Kräfte der Gemeinschaft zu, in Johann Niederer, einem früheren Geistlichen, und Joseph Schmid, einem Hirtenknaben aus den vorarlbergischen Alpen, von denen der eine die Ideen Pestalozzi's über die religiöse Unterweisung, der andere in Bezug auf den Zeichenunterricht tiefer begründete und praktisch ausbaute; und es ist gar rührend zu lesen, mit welch inniger, beredter, selbstverleugnender Dankbarkeit der greise Meister bei jeder Gelegenheit es ausspricht, was und wie viel er und sein Institut diesen seinen Jüngern verdanke, es auch dann noch anerkennend ausspricht, als die Beiden den Geist der Zwietracht gesäet und seinem Herzen, indem sie sein Werk untergruben, Wunden schlugen, die noch auf dem Sterbelager ihn schmerzten. Im Jahre **1801**, dem Jahre der höchsten Blüthe der Anstalt, begann Pestalozzi auch das Werk, das neben Lienhard und Gertrud sein bedeutendstes ist, die Schrift: wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Wir müssen es uns jedoch versagen, auf den mannigfachen, reichen Inhalt derselben hier näher einzugehen. Es hat den Namen Pestalozzi's und den Ruhm seines Instituts durch die ganze civilisirte Welt getragen. Von allen Ländern kamen Männer, es kennen zu lernen. Die helvetische Regierung, nachdem sie die Anstalt durch eine Commission hatte prüfen lassen, deren Bericht ungemein günstig ausfiel, erkannte im Jahre **1802** die Anstalt als eine öffentliche an und den Lehrern kleine Besoldungen zu.

In demselben Jahre, da Napoleon Schweizer Deputirte nach Paris berief, erwählten 2 Districte Pestalozzi zu ihrem Deputirten. Er übergab dem ersten Consul ein Memoire über das, was der Schweiz Noth thue. Bonaparte beachtete sie so wenig, als seine feurige Rede über das Thema seines Lebens, welche er mit den harten Worten abwies: er habe nicht Zeit, sich mit ABC-Schützen abzugeben.

Als das Jahr darauf (1803) Napoleon die bestehende Regierung der Schweiz aufhob, wurde das Schloß Burgdorf zum Sitz eines Oberamtmanns bestimmt, und Pestalozzi mußte weichen.

Sobald dies bekannt geworden, wurden ihm mehrere Schlösser und Wohnungen unter sehr ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen angeboten. Er entschied sich zunächst für das Kloster München-Buchsee bei Bern, in das er im Juli 1804 übersiedelte. Nun lag nahe dabei Hofwyl, das nachmals durch die von Fellenberg gegründete Anstalt weltberühmt geworden ist. Fellenberg (er ist 1844 am 21. November gestorben) theilte mit Pestalozzi, seinem Freunde, die glühende Liebe zu dem armen Volke und das begeisterte Streben, ihm aufzuhelfen; was er aber vor ihm voraus hatte, das war das praktische Geschick, die ausführende Thatkraft. Darum beschlossen die Lehrer (von Burgdorf), die Leitung der Anstalt demselben zu übertragen, und Pestalozzi, so sehr das Verfahren ihn kränkte, gab seine Einwilligung. Indessen stellten sich der Ausführung erhebliche Schwierigkeiten entgegen, und die Lehrer, durch das Nichtregiertsein verwöhnt, empfanden den Druck des Regiertwerdens bald so schwer, daß sie eine abermalige Aenderung der Lage als ihr Verlangen wiederholt und entschieden aussprachen. So entschloß sich denn Pestalozzi, der einsehen mußte, daß die Anstalt, so lange sie in Buchsee war, von Fellenberg nicht wieder unabhängig werden würde, der Einladung von Ifferten (Yverdun) zu folgen und sein Institut nach dieser Stadt zu verlegen. Im Juli 1805 reiste er mit einigen seiner Lehrer dahin ab, ein halb Jahr danach folgten ihm 7 bis 8 andere Lehrer mit etwa 70 Zöglingen nach.

---

## VI.

In Ifferten, einer reizenden, am Südende des Neuenburger Sees gelegenen Stadt, erreichte nun sein Name und seine Anstalt den höchsten Ruhmesglanz. Das mittelalterliche Schloß von Ifferten sah in seinen grauen Mauern Schweizer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, Magyaren u. a. Volksthümlichkeiten versammelt. In Madrid, Petersburg, Neapel tra-

ten Lehrer seiner Schule auf. Fichte pries sie in seinen Reden an die deutsche Nation als den Anfang einer Erneuerung der Menschheit. Tagtäglich kamen Besuche aus weitester Ferne, aus aller Herren Ländern. Königin Luise nahm den wärmsten Antheil an seinem Wirken, las seine Schriften gern und weilte oft Stunden lang in den Schulen, in welchen seine Methode in seinem Geiste geübt wurde. König Friedrich Wilhelm III. berief Zeller, einen der trefflichsten Schüler Pestalozzi's, aus dem Würtembergischen nach Königsberg als Schulrath, und der preußische Minister von Altenstein richtete im Jahre 1808 von Königsberg aus ein Schreiben an ihn, das den Verfasser nicht minder als den Empfänger ehrt, und sandte junge Männer nach Ifferten zu ihrer Ausbildung, von denen viele später in der pädagogischen Welt einen ruhmvollen Namen und in ihrem Vaterlande hohe Aemter erlangten.

Aber während so der Baum seiner Pflanzung immer höher emporwuchs und immer weiter seine Aeste nach allen Enden der Welt ausbreitete, hatte der Feind schon die Axt an seine Wurzel gelegt. Niederer und Schmid waren die beiden bedeutendsten Persönlichkeiten der Anstalt, beide von Pestalozzi hoch, vielleicht überschätzt, beide doch Pestalozzi's Natur und Wesen innerlich fremd, ja entgegengesetzt. Niederer, ein philosophisches Talent, trug seine philosophischen Ansichten in die Methode des Unterrichts und der Erziehung hinein, so daß Pestalozzi selber öfters auf Befragen erklärte: „ich verstehe mich selbst nicht mehr, wenn ihr wissen wollt, was ich denke und will, müßt ihr Herrn Niederer fragen.“ Und wir werden Pestalozzi kaum Unrecht geben können, wenn er versichert, diese Tendenzen Niederers haben, während sie ihn persönlich in seinen Bestrebungen verwirrten, den Flor des Hauses und der Anstalt in seinen Wurzeln faulen gemacht und seien als die verborgene Quelle alles Unglücks anzusehen, das seitdem über sein Haupt gekommen. Schmid aber war eine Natur von energischem Willen und unermüdetem Fleiß, aber von kaltem Verstand und nicht frei von Heuchelei und Herrschsucht. Diese beiden traten einander bald feindselig gegenüber, es entstand eine traurige Entzweiung der ganzen Anstalt, die Pestalozzi nicht zu beschwören

vermochte; er nahm selbst Parthei mit aller Leidenschaft. Schmid verließ 1810 die Anstalt und schrieb gegen sie; nach 5 Jahren, durch Niederer selber bestimmt, kehrte er wieder zurück.

In diesem Jahre starb auch Pestalozzi's Gattin, fast 80 Jahr alt. Sie war ihm ein rechter Friedensengel gewesen, seiner ungemessenen Leidenschaft eine milde Mahnerin zur Besonnenheit, seiner praktischen Unbeholfenheit eine willige Helferin, seiner jähen Verzweiflung eine freundliche Trösterin (5, 237. 9, 244). Gott hilft, sprach sie oft zu ihm, er hat immer geholfen und wird auch ferner helfen. An Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit stand sie ihrem Gatten nicht nach und ist Manchem eine zweite Mutter gewesen, auch ihrem Kinde war sie eine treue Mutter und verbesserte im Stillen, von dem Vater unbemerkt, was er im Sturm seines Lebens und im Hochflug seiner Ideen versäumte. Auch stand sie vermöge ihrer wissenschaftlichen Bildung und ihres feinen Sinnes ihrem Gatten bei seinen literarischen Arbeiten gern und vielfach bei. Sie hat ihm nur 1 Kind, einen Sohn, geschenkt*), der aber im Jahre 1794 wieder starb, einen Enkel hinterlassend, welcher den von Pestalozzi verlassenen Neuhof später in Pacht nahm. Sie selber wurde in Ifferten unter drei hohen Wallnußbäumen des Schloßgartens bestattet **).

Nach ihrem Hinscheiden brach der bisher verhaltene Sturm der Leidenschaften ungehemmt los. Schmid trachtete seit seiner Rückkehr (1815) nach nichts Anderem, als danach, der Herr und Lenker des Ganzen zu werden. Lehrer und Unterlehrer erhoben sich dagegen; aber Pestalozzi erklärte, Schmid allein sei im Stande, ihn zu retten, er wolle lieber alle gehen sehen, als seinen Einfluß beschränken. Die Folge war, daß im Sommer des nächsten Jahres die deutschen Lehrer die Anstalt verließen. Nun wendeten sich Schmid's Machinationen gegen Krüsi und Niederer. Krüsi, eine milde und kindliche Natur, war bald dahin gebracht, das Haus zu verlassen, und Pestalozzi, der ihn unendlich lieb gehabt, mußte

*) Sein Jakobli, über dessen Entwickelung er mehrere Jahre hindurch ein Tagebuch führte.

**) In den dreißiger Jahren sind diese Bäume umgehauen worden.

in Alles willigen, er hatte keinen selbständigen Willen mehr. Schmid, dem ein überwiegendes Verwaltungstalent nicht abzusprechen ist, herrschte unumschränkt und stellte fortan nur Lehrer an, die sich seinem Willen völlig unterthaten. Diese Schwachheit des Greises brachte Niederer auch wider ihn auf. Nun hatte Pestalozzi die Töchterschule an Niederer übergeben; er glaubte noch Forderungen an ihn zu haben, welche Niederer bestritt. Es kam zum Proceß, der 7 ganze Jahre die Gerichte beschäftigte. So ward eine Kluft befestigt zwischen den beiden, welche die rührendsten, klagendsten, ja demüthigsten Briefe des edlen Greises nicht auszufüllen im Stande waren*). Niederer hatte den Glauben an Pestalozzi und an sein Wort verloren. Endlich zu Pfingsten 1817 ließ er sich durch seine Verstimmung so weit fortreißen, daß er die Confirmation einiger Zöglinge dazu benutzte, sich in seiner Rede in offner kirchlicher Versammlung mit beleidigenden Ausdrücken von Pestalozzi und seiner Erziehungsanstalt gleichsam kirchlich und priesterlich auf offener Kanzel loszusagen. Dazu konnte er doch nicht schweigen, er stand auf und unterbrach ihn, indem er ihn auf das Ungeziemende seines Benehmens verwies, dann verließ er den Saal. Bald darauf verließ Niederer das Institut. Seitdem sahen sie sich nur vor Gericht. Der Geist der Anstalt

*) So schreibt er einmal: Niederer, werde so viel Du kannst wieder mein alter Niederer, wie Du es vor 20 Jahren warst. Frau Niederer! sei auch Du mir wieder in Wahrheit etwas von dem, was Du mir damals warst. Ich will auch so gern, so viel ich kann, Euch wieder sein, was ich Euch damals war. O Gott, wie sehne ich mich danach, daß unsere Herzen uns wieder zu uns selbst bringen und wir auf dem Wege einer wahren Selbsterkenntniß zu der Liebe gelangen, die in gleichem Grade die Pflicht unseres Christenthums, als sie das dringende Bedürfniß unserer Lagen, unserer Umstände und unserer Verhältnisse ist. O Niederer! wie sehne ich mich danach, daß wir, von dieser erneuerten Liebe gestärkt und geheiligt, beim nächsten Fest einmal auch wieder zum heiligen Nachtmahl gehen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß die ganze Gemeinde, in der wir leben, von unserem Thun geärgert, ob unserm zum Nachtmahl Kommen schaudern und ihre Blicke sowohl mit Unwillen als mit Bedauern auf uns werfen müßte. O Niederer! auf der Bahn dieser erneuerten Liebe findet sich der einzige Weg zur wahren Ehre, so wie zur Wiederherstellung einer verlorenen Scheinehre.

konnte von solchen traurigen Aufregungen nicht unberührt bleiben; kein Wunder, daß sie immer mehr in Verfall gerieth. Pestalozzi litt darunter unbeschreiblich. Ein Brief Niederer's versetzte ihn in einen Zustand der Wuth, der für seinen Verstand fürchten ließ, man brachte ihn deshalb nach Bület auf den Jura, dort genas seine Seele zu stiller Wehmuth, sein Schmerz löste sich in sanfte Klagen. Muß ich sterben, ruft er in einem überaus rührenden Gedicht an den Regenbogen: muß ich sterben, eh' mir Friede kommt, der Friede, den ich suche? Er sollte ihm nicht kommen. Sein Freund Lavater hatte ihm auf seinem Sterbebett einen letzten Gruß zugesendet, der ihm erst nach dem Tode des Verfassers übergeben werden sollte.

> Einziger, oft Mißkannter, doch hoch bewundert von Vielen,
> Schneller Versucher dessen, was vor Dir Niemand versuchte,
> Schenke Gelingen Dir Gott und kröne Dein Alter mit Ruhe!

Der Wunsch des sterbenden Freundes sollte nicht in Erfüllung gehen.

Ein Lichtstrahl zwar fiel noch in das stürmische Dunkel seines Alters. Schmid veranlaßte die Herausgabe von Pestalozzi's sämmtlichen Schriften, Cotta in Stuttgart übernahm den Verlag, die Sache fand überall das freudigste Entgegenkommen, der Kaiser von Rußland subscribirte für 5000 Rubel, Friedrich Wilhelm III. für 400 Thlr., der König von Baiern mit 700 Reichsgulden, und im Jahre 1817 konnte Schmid dem Greis die Summe von 50,000 Franks übergeben, welche der hochsinnige Mann sofort zur Gründung einer Armenschule bestimmte, in welcher Waisenkinder erzogen und zu Lehrern ausgebildet werden sollten: ein Gedanke, dem ja sein ganzes Leben angehört hatte. Diese Schule wurde denn auch ohne Säumen zu Clindy, einem schönen Ort am Neufchateler See, nicht weit von Ifferten, gegründet und am 12. Januar 1818, als dem 72. Geburtstag Pestalozzi's, eröffnet. In der Anstalt, die er verließ, fremd und ohnmächtig geworden, griff er das neue Werk mit aller Energie jugendlicher Begeisterung an; hoffte er doch, den Traum seines Lebens hier noch, da sein Tag sich neigte, endlich zur Wirklichkeit sich gestalten zu sehen. Aber leider kam es auch hier wider Verhoffen. Im

Anfang zwar ging Alles gut. Aber bald ließ er durch Freunde und Mitarbeiter sich verleiten, die Anstalt, ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegen, zu einer Schule für vornehme Kinder hinaufzuschrauben und englische, französische und lateinische Sprache darin zu lehren. Anderes Mißgeschick kam dazu, und im Jahre 1825 mußte er die Schule aufgeben. Das gleiche Schicksal erfuhr bald danach, noch in demselben Jahre, das Institut in Iferten, das auch Fellenberg, der seit 1817 im Schlosse verweilte, vergeblich sich bemüht hatte, wieder in Gang und Schwung zu bringen.

Was blieb nun dem armen Müdling — so nennt er sich gern — übrig? Alle seine mühsam aufgebauten Werke waren zusammengebrochen, seine Ideale, wenn auch nicht zerronnen, doch in hoffnungslose Ferne gerückt, seine Kraft neigte sich zum Grabe. Er kehrte — ein Greis von 80 Jahren — auf die Schöpfung seiner Jugend, auf den Neuhof zurück. Fürwahr, es sieht dies Leben sich an, wie ein großes tragisches Gedicht! „Es war mir," schreibt er, „als mache ich mit diesem Rücktritt meinem Leben selbst ein Ende, so weh that er mir." Dennoch ruhte sein Geist nicht Er überschaute noch einmal die vielfach verschlungenen und oft gar dunkeln, an Blüthen schwärmerischer Hoffnung und begeisterter Liebe reichen, aber auch mit Dornen der Enttäuschung, der Verzweiflung, des Undanks, des Elends dicht besäeten Wege seines hochgekommenen Lebens, und die Frucht dieser Selbst- und Rückschau sind „die Lebensschicksale" und „der Schwanengesang." Acht Wochen vor seinem Tode noch, am 21. November 1826, ließ er in Brugg (in einer Sitzung der dasigen Culturgesellschaft) eine Abhandlung: über die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege an bis in's 6. Jahr im häuslichen Kreise erziehen könne, vorlesen, und erläuterte und vertheidigte darauf die darin niedergelegten Gedanken mit der Liebe und dem Feuer des Jünglings. Das war das letzte Aufleuchten der sinkenden Sonne. Im folgenden Jahr im Februar wurde er krank. Man brachte ihn am 15. von seinem Landhause nach Brugg, damit er dem Arzte näher wäre. Er sprach noch an diesem Tage eine Stunde lang zu den Seinigen mit der Fassung des christlichen

Weisen. Zwei Tage darauf stellte sich ein heftiges Fieber ein. „Ich vergebe meinen Feinden, mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe.“ Das waren seine letzten Worte. Am 17., Morgens um die achte Stunde, löste sich die müde Seele*). Am 19. wurde er mit stiller, bescheidener Feier in Birr zur Erde bestattet. Die Leiche wurde bei dem neuen Armenhause vorbeigetragen, das er zu bauen angefangen, aber nicht vollenden konnte. Fremde folgten dem Zuge wenige; es lag viel Schnee, und man wußte in der Ferne noch nicht von seinem Hingang. Schullehrer aus den umliegenden Dörfern und Dorfkinder sangen ihm mit kunstlosem Gesange ihren Dank in's Grab nach. Ein einfacher Denkstein, wie es sein letzter Wille war**), bezeichnet die Stätte, wo er die Ruhe gefunden, die das Leben ihm versagt.

## VII.

Es bleibt uns nun noch eine doppelte Aufgabe, nämlich ein Bild seiner äußern Erscheinung und ein Gesammtbild seines Charakters zu geben.

Das Aeußere Pestalozzi's hatte eher etwas Abstoßendes und Abschreckendes, als Gewinnendes, und die tiefen, starken Züge seines pockennarbigen Gesichts, die vielen Runzeln und Falten in demselben, die verzogenen Augenbrauen, das lange, struppige, auf dem Scheitel gerade aufstehende Haar machten den Kleinen bei ihrem ersten Eintritt gewöhnlich Angst und Grauen. Doch waren sie durch seinen Blick, aus dem ein ganzer Himmel voll Liebe strahlte, und durch sein Wort, aus dem die Tiefe seines Herzens

*) Die Section zeigte alle innern Organe zerstört, nur das ungewöhnlich große Herz in durchaus gesundem Zustande.

**) „Ich will kein anderes Denkmal, als einen rauhen Feldstein auf mein Grab, ich bin ja auch nur ein rauher Feldstein gewesen.“ Kalisch: Und soll ein Denkstein auf seinem Grabe sein, so sei es jener Heinrichstein, der bei Ifferten am flachen Ufer in den See hervorspringt und die Wellen bricht, auf dem, wie die Sage ging, Pestalozzi einstmals im tiefsten Seelenschmerz die Nacht hindurch mit Gott gerungen, bis die Morgenröthe anbrach.

wiedertönte, bald gewonnen und gefesselt. Der tiefere Kenner aber las in diesen Zügen unschwer den Abdruck einer Seele, die viel um des Guten willen litt, die aber zu stark, zu groß, zu edel war, um durch irgend eine Härte oder Last unterdrückt zu werden. Er war von kaum mittler Größe und von schmächtiger Gestalt. Aber die breit gewölbte Brust, der dicke und gebogene Nacken, die starken und straffen Muskeln, Alles verrieth eine markige Kraft, langen, zähen Widerstandes fähig. Sein Gang war ungleich, bald rasch und hastig, bald bedächtig und wie im Sinnen verloren, bald kühn und gebietend, für gewöhnlich aber nachlässig schlotternd. Ebenso der Ausdruck seines Gesichts, in dem sich die tiefsten Affecte oft in jähem Wechsel spiegelten. Bald lag auf ihm alle Wonne der Liebe, bald ein furchtbar drohender Ernst, bald höchste Freude, bald tiefer Schmerz, bald eine rührende, kindliche Weichheit, bald eine Strenge bis zur Härte; doch war Milde und Wohlwollen der gewöhnliche Ausdruck seiner Züge mit einer Beimischung der Wehmuth, die auch im Lachen nicht ganz verschwand. Wenn eine Hoffnung ihn erfüllte, eine Freude ihn erhob, wenn der Genius in ihm die Flügel schwang, quollen seine tiefliegenden Augen oft hervor, wie strahlende Sterne, dann sanken sie wieder zurück, als blickten sie in eine innere Unermeßlichkeit. Die Stirn, in welche die Mühsal und Arbeit des Lebens tiefe Furchen gezogen, war gewölbt, doch nicht eben hoch. Die fein geschnittenen, geschlossenen, markirten Lippen kündeten den denkenden Geist, wie den wohlwollenden Sinn. Seine vielfach modulirte Stimme war jedem Anspruch des reichen, tiefen, vielbewegten Gemüthes zu Dienst, und erhob sich zumal in Stunden höherer Weihe zu einer hinreißenden Beredsamkeit. Alles in seiner äußeren Erscheinung verrieth die bedeutende Persönlichkeit, in der alle Saiten der menschlichen Natur tönten und tiefe und große Ideen ruhten.

Indeß mußte man, um das zu erkennen, eben mit geistigem Auge schauen. Der an der Oberfläche haftende Blick konnte von dem unsaubern, unordentlichen Menschen, der er Zeitlebens, auch als Bräutigam, geblieben, sich nicht sonderlich angezogen fühlen. Er trug einen dunkelbraunen, grobwollenen Burnus, Winter und Sommer die Brust offen, die Schuhe schief oder niedergetreten,

die Strümpfe herabhängend, auf dem Kopfe ein gestricktes Mützchen, oft Tagelang das Haar ungekämmt und das Gesicht ungewaschen, durch krausen Bart entstellt. Einmal kam er in mit Stroh gebundenen Schuhen nach Basel, weil er seine Schnallen einem Bettler vor dem Thore gegeben hatte (5, 84). Ein andermal wurde er in Solothurn von dem Rathsdiener, der ihn für einen Landstreicher hielt, arretirt. Jenes liebenswürdige Negligé legte er nur ab, wenn hoher Besuch erwartet wurde, doch mußte er auch dann gehütet werden, daß er nicht während des Wartens sich mit dem schwarzen Frack auf's Bett legte. Eines Tages wurde der König von Holland angemeldet, Pestalozzi lief ihm, wie er war, aus seinem Zimmer durch die Corridore entgegen. Der rechte Fuß war fast bis zur Hälfte entblößt, der Burnus voll Federn und Schmutz. Mit Mühe hielt ihn einer der Lehrer, der ihn in diesem Aufzuge daherstürmen sah, so lange zurück, bis er den Strumpf ihm festgebunden und den Rock in aller Eile ein wenig gereinigt hatte. (Man sieht, das Geständniß, das er dem Mädchen machte, um deren Hand er warb, war die ganze Wahrheit.) So war er denn auch in der Schule den Kindern gegenüber; meist ohne Halstuch, ohne Rock, in bloßen langen Hemdärmeln, die ihm über die nachlässig herumschwenkenden Arme und Hände heruntergingen, rannte er wie wild in der Stube herum, dem kleinen Volk, ehe es sich daran gewöhnte, zu nicht geringem Befremden. Und diese selbe Vernachlässigung der äußeren Form verließ ihn auch bei der bekannten Unterredung nicht, die er im Jahre 1814 mit Kaiser Alexander hatte. Im Eifer für die Sache vergaß er Rang und Person und Abstand und rückte dem Kaiser, durch dessen Leutseligkeit und freundlichen Empfang ermuthigt, nach seiner vertraulichen Weise näher und näher. Der Kaiser weicht zurück, Pestalozzi bringt ihm nach auf Schritt und Tritt, weiter und weiter in das anstoßende Zimmer und bis an dessen Ende, von wo kein weiterer Rückzug mehr möglich. Und schon steht er dicht vor dem Kaiser, schon streckt er die Hand aus, um ihn beim Knopfe zu fassen — wie er in lebhaftem Gespräch gern that, — da bringt ihn eine unwillkührliche Bewegung seines Gegners zur Besinnung, und er hat Geistesgegenwart genug, seiner Hand die Richtung

nach des Kaisers Hand zu geben, um sie zu küssen. Dieser aber kommt ihm zuvor, indem er ihn herzlich umarmt und küßt.

Seinem Körper gönnte der rastlos arbeitende Geist nur wenig Ruhe. Ramsauer, der als Armenkind von Pestalozzi aufgenommen und erzogen, später in Isferten Lehrer und seines Meisters Vertrauter und Sekretair wurde, erzählt, er sei fast jeden Morgen um 2 Uhr erwacht und dann sogleich an seine schriftstellerischen Arbeiten gegangen, die er vom Bett aus diktirte. Der Sekretair, der oft erst um 12 Uhr zu Bett gekommen, durfte es doch nicht verschlafen; blieb er dem Harrenden zu lange aus, so warf dieser ein Kleidungsstück über und ging, auch im strengsten Winter die kalten Steine der zugigen Corridore nicht vermeidend, um ihn zu holen. Kam der Secretair aber zu rechter Zeit, so lobte und küßte er ihn. Bei der Arbeit strömten die Gedanken ihm so zu, daß er oft ihrer nicht Herr werden konnte, nicht das rechte Wort fand, Sätze abbrach oder in verkehrter Wendung ausgehen ließ. Wenn es etwas Wichtiges galt, wenn ein hoher Fremder die Anstalt zu besuchen kam, überwand er die größten Schmerzen, wie die Gicht, an der er häufig litt, mit jener wunderbaren Kraft, mit der ein starker Wille die gebrechliche Hülle zu seinem Dienste zwingt.

Sollen wir nun schließlich die Züge seines innern Lebens und Wesens zu einem Gesammtbild verbinden, so erscheint es zunächst überflüssig, von seiner mangelnden praktischen Kraft und Fähigkeit mit Mehrerem zu reden, der Gang seines Lebens und Strebens, wie wir ihn erzählt, redet davon nur zu deutlich auf jedem Schritt, und er selbst wird in seinen Schriften nicht müde, um seine „unübertreffliche Regierungsunfähigkeit" sich bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selber anzuklagen. Lavater sagte einmal zu Pestalozzi's Frau: wenn ich ein Fürst wäre, ich würde Pestalozzi in Allem, was das Landvolk und die Verbesserung seines Zustandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen. Das erzählt er in seinem Schwanengesang selber. Was ihn aber zum Regieren so unfähig machte, das war besonders die Leidenschaft, der er nie ganz Meister geworden ist. Ein Gedanke, der ihn ergriff, riß ihn wie auf

Sturmesflügeln über Höhen und Tiefen hinweg, eine Liebe, die er zu einem Menschen faßte, überschritt leicht die Schranken der Mäßigung und wurde zur ungerechten Partheilichkeit gegen Andere; er brauste oft heftig auf und ergrimmte wie ein Löwe, wobei ihm auch die Löwenstimme nicht fehlte. Alles, was ihm hinterbracht wurde, ohne Untersuchung annehmend, fuhr er rückhaltlos darein, und machte seinem Zorne in den heftigsten Worten Luft. Er schalt seine Lehrer in Gegenwart der Kinder aus, ohne auf ihre Rechtfertigung zu hören. Er rannte aus den Conferenzen fort, wenn ihn etwas verdroß und aufregte, und warf die Thür hinter sich krachend zu. Aber in der heftigsten Aufwallung konnte ihn der Anblick eines Kindes auf der Stelle beruhigen, und so schnell er im Zorne war, so schnell war er im Bekennen seines Unrechts und seiner Uebereilung. — Ein anderer Zug seines Charakters war seine Wahrhaftigkeit und Offenheit. Wie er als Kind gewesen, so war er als Jüngling und Mann und Greis; er gab sich immer ganz, wie er war, ohne Hehl und ohne Hintergedanken, alle Verstellung war ihm fremd, er schildert sich seiner Braut im Voraus mit all seinen Schwächen und Fehlern, und noch in seinem 70. Jahre äußerte er gegen Collmann: „ich kann nichts verbergen.“ Und wie legt er in seinen Briefen und Schriften jeden Schritt seines Lebens und jede Falte seines Herzens dem Auge der Menschen dar! Einer so gearteten Natur mußte die Vornehmheit zur Unmöglichkeit werden. „Sie befing ihn, wie Alles, was ihm selbst unmöglich war, sie ängstigte ihn, sie machte ihn verzagt. Und wo er Anstands halber förmlich sein mußte, war er es mit der liebenswürdigsten Unbeholfenheit.“ — Seine Offenheit aber findet ihre Erklärung in jenem unbefangenen Kindessinn, der ja in der sorglosen Hingebung, in dem unbeschränkten Vertrauen zu den Menschen seine schönste Krone hat. Erfahrung und Klugheit rauben uns Andern diese Krone nur zu bald, ja vielen, noch ehe sie das Paradies der Kindheit verlassen haben. Pestalozzi hat sie getragen bis zu seiner letzten Stunde, und bis zum Grabe hat er gehalten, was er so rührend in jungen Jahren gelobte: „Ein Kind will ich bleiben bis an's

Grab! Es ist nichts Herrlicheres, als immer kindlichen Sinn haben; lieben, glauben, sich an Andere anschließen, wie ein Kind; von Irrthümern, Fehlern, Thorheiten lassen; besser und einfacher sein, als die Studirten, und zuletzt ungeachtet ihrer feinen Klugheit besser werden, als sie sind. Darin liegt wahres Glück, von Andern immer das Beste zu glauben, wie Vieles vom Gegentheil man auch sehen und hören mag; immer wieder neues Vertrauen zu Menschenherzen fassen, mag man auch einmal um's andere sich betrogen finden, und dem Klugen wie dem Thoren dieser Welt verzeihen, wenn schon jeder seinerseits das Seinige thut, um uns irre zu machen." Und wer vermöchte die Arbeit und den Inhalt seines Lebens zu erklären ohne diese Quelle! — Eine weitere Frucht seines Kindessinnes war seine Demuth. Oder was anders, als die Demuth, gab ihm den Muth, in Burgdorf an der Lehrgottenschule als unterster Lehrer ein ganzes Jahr den Kleinsten zu dienen, gab ihm den Muth, nicht blos vor seinem Hause, vor den Kindern und Lehrern seiner Schule in den Andachtsreden, sondern auch in schriftlichem Zeugniß vor der ganzen Welt mit einer selbstverleugnenden, ja selbstvernichtenden Bescheidenheit sich all der Fehler und Sünden schuldig zu bekennen, die die Hoffnungen seines Lebens scheitern gemacht, und lieber alle Schuld des Mißlingens seiner Pläne allein auf sich zu nehmen, um desto freudiger alles Verdienst des gelungenen Werkes seinen Genossen, den Gehülfen seiner Freude, zuzusprechen? Im Jahre 1826 besuchte er mit Schmid die Waisenanstalt Zeller's in Beuggen. Die Kinder empfingen ihn mit Gesang. Dann überreichte ihm eines derselben einen Eichenkranz, den er aber ablehnte mit den Worten: nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz! Die Kinder sangen ihm das Lied: Der Du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest 2c. Da erstickten Thränen die Stimme des Greises. —

Nun sind wohl alle diese Tugenden dem Herzen ein hoher, leuchtender Schmuck. Was aber Pestalozzi's ganzes Wesen bis auf den letzten Grund erfüllte und sein ganzes Herz bis zum letzten Schlag regierte, das war die Liebe. Und wollen wir

eine Erläuterung suchen zu dem Worte: die Liebe höret nimmer auf; hier finden wir sie. Neuhof geht in Trümmer, von Stanz muß er weichen, von Burgdorf wird er vertrieben, Ifferten muß er aufgeben, kaum daß er in Neuhof noch eine Zuflucht findet, um sein müdes Haupt zur letzten Ruhe zu betten; aber von der Liebe lässet er nicht, die Liebe höret nimmer auf. Er wird ein Narr, ein Schwärmer gescholten, auch die er seine Getreuen nannte, wenden sich ohne Hoffnung von ihm ab, er kommt in Noth und Elend und muß mit Weib und Kind Mangel leiden an aller Nothdurft des Lebens; aber er opfert gerne den Frieden und die Ruhe, geschweige die Freuden des Lebens dem leuchtenden Ideale, von dem seine Seele brennet, und ob ihn Alles verließe, er lässet von der Liebe nicht, die Liebe höret nimmer auf. Er suchet nicht das Seine, er giebt Alles hin, was er hat, und achtet Leib und Leben nichts, um denen zu helfen, die er in Noth und Elend verkommen sieht, denn „es jammert ihn des Volkes." Zur Gründung von Neuhof legt er sein ganzes väterliches Erbe dar, die 50,000 Franks, die er für seine Werke erhält, giebt er hin zur Stiftung einer Armenschule.

Als er im Jahre 1814 auf dem Wege nach Neufchatel zu dem Könige von Preußen, dem er für seine Theilnahme an der Entwickelung der Volksschule und seiner Anstalt danken wollte, unterwegs ohnmächtig wurde, und sein Begleiter, der ihn aus dem Wagen heben und in ein Haus bringen mußte, ihn bewegen wollte umzukehren, da er in der That sehr krank war, da erwiderte er: Nein, schweig davon, ich muß den König sehen, und sollte ich auch darüber sterben; wenn durch meine Gegenwart beim Könige auch nur ein einziges Kind in Preußen einen bessern Unterricht empfängt, so bin ich reichlich belohnt. — Die Liebe war es, die den Schwachen stark machte und aufrecht erhielt, um sie gäbe er sein Herzblut hin, und gar sinnig hat die Gemeinschaft edler Männer und Frauen, die das Jubeljahr seiner Geburt (1846) durch eine Stiftung in seinem Geiste zu ehren gedachte, in ihr Siegel das Bild des Pelikan gesetzt, der nach der Sage seine Jungen mit seinem Herzblut nährt.

So sehen wir denn in Pestalozzi's geistigem Weben und Wesen ein reines und rührendes Bild jenes deutschen Adels der Gemüthstiefe, in all ihrer Schönheit und Fülle und Kraft. Er selber hat einmal beiläufig sich so treffend, als einfach charakterisirt mit den Worten: ich bin durch mein Herz, was ich bin. Das ist's. Und mit vollem Recht können wir das schöne Wort des Dichters auf ihn anwenden:

Dich schuf das Herz, Du wirst unsterblich leben! —

Soll ich nun noch ein Wort hinzufügen, dieses Mannes Glauben, seinen Christenglauben zu vertheidigen? Wohl mag dem unbefangenen Blicke das unnöthig erscheinen, wo Leben und Werke so laut und herrlich Zeugniß geben. Zudem mangelt es in seinen Schriften nicht an Stellen, die seinen innigen Glauben an Christum, seine herzliche Liebe zu der Welt Heiland bekunden. Er sagt einmal: „Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorne Gefühl des Kindessinnes gegen Gott wieder hergestellt, ist der Erlöser der Welt, er ist der geopferte Priester des Herrn, er ist Mittler zwischen Gott und der gottvergessenen Menschheit." Er sagt im Einsiedlergespräch zu sich: „Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden, hat Deine sanft, gut und fühlend gebildete Natur keine Kräfte. Gott als Vater Deines Hauses, als Quell Deines Segens — Gott als Dein Vater; in diesem Glauben findest Du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in Dir erschüttert." Er sagt in einer Hausrede (9, 300) von Christo: „Es ist mit dem hohen göttlichen Dienst seiner Demuth, daß er den Stolz des Sünders überwunden und ihn durch den Glauben an das göttliche Herz seiner Liebe gekettet. Freunde! Brüder! Werden wir dieses thun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus Christus geliebt hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziel unseres Lebens entgegenstehen, überwinden und im Stande sein, das Wohl unseres Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechts durch Jesum Christum gebaut hat." Als seine Gattin bestattet ward, hielt er an ihrem Sarge eine Rede. Wir waren, sprach er zu der Todten, von Allen geflohen und verspottet,

Krankheit und Armuth beugten uns nieder und wir aßen unser trockenes Brod mit Thränen; was gab Dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft, auszudauern und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen? Darauf ergriff er eine Bibel, drückte sie der Todten an die Brust und rief: „Aus dieser Quelle schöpftest Du und ich Muth und Stärke und Frieden.“ An einem andern Orte sagt er: „Herr, Du hast das Werk meines Lebens mir mitten in meiner Zerstörung erhalten, und mir in meinem hoffnungslos dahinschwindenden Alter noch eine Abendröthe aufgehen lassen, deren lieblicher Anblick die Leiden meines Lebens aufwiegt. Herr! ich bin nicht werth der Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir gethan hast. Du, Du allein hast Dich des zertretenen Wurmes noch erbarmt; Du allein hast das zerknickte Rohr nicht zerbrochen; Du allein hast den glimmenden Docht nicht ausgelöscht und Dein Angesicht nicht bis an meinen Tod von dem Opfer weggewandt, das ich von Kindesbeinen an den Verlassenen im Lande habe bringen wollen und nie habe bringen können.“

Und wer so wie er in der Weihnachtsrede an sein Haus der Geburt seines Heilandes sich freuen kann, sollten wir berechtigt sein, den Christo fremd oder feind zu erklären? Haben ja die barmherzigen Schwestern in Stanz an seinem Christenthum kein Aergerniß genommen (9, 47). Dennoch ist er schon bei seinem Leben durch Mißverständniß und Verdächtigung mannigfach beunruhigt und gekränkt worden, und auch Neuere haben an ihm ihr gestrenges Richteramt zu üben nicht unterlassen mögen. Immerhin, wir können mit guter Zuversicht uns getrösten, daß von dem Herrn, der gesprochen: selig sind die Barmherzigen, auch der Mann von Neuhof und Stanz Barmherzigkeit erlangen werde vor vielen, die Herr Herr sagen; wir getrösten uns, daß, der gesagt: wer eines dieser Geringsten aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, auch Pestalozzi nicht von sich weisen werde; wir getrösten uns, daß, der gesagt hat zu der Sünderin: ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt, auch zu diesem Jünger einer Liebe, die nicht von dieser Welt war, zu diesem Jünger, der noch im Sterben seinen Feinden vergab,

sich bekennen werde. Gewiß, an dieser Liebe, diesem Gottvertrauen, dieser Demuth, dieser Barmherzigkeit, diesem Kindessinn wird einst der Herr, mehr als an dem Eifern in Worten und dem Bekenntniß des Buchstabens, die Seinen erkennen, die er versammeln will in die Wohnungen des ewigen Friedens.

---

# Vom Unsinn.

Sinn oder Unsinn, das ist die Frage.
(Hamlet II.)

Die Vorsilbe „un“ — also Grammatik! nein, damit bitte ich uns zu verschonen, haben ohnehin genug davon zu lehren und zu leiden — aber geduldden Sie sich doch, meine Herren, und setzen Sie sich. Es ist ja nur, was man so das prooemium nennt. Die Vorsilbe „un“ schafft dreierlei, sie macht aus Ja Nein, aus Schwarz Weiß, aus Gold Koth. Man sieht, das „un“ ist nicht so ohne, obgleich es ein naher Verwandter von ihm ist. Und wer will's uns wehren, von ihm mit dem Dichter zu rühmen: zwei Staben (ich rede mit Basedow) nenn' ich euch inhaltsschwer? Welche von den Wirkungen ihr der Ehe des Un mit dem Sinn zuschreiben wollt — es ist mir einerlei, meinetwegen alle drei. Und wenn ihr nun noch nicht wißt, was ich unter Unsinn verstehe, so kann ich nichts dafür; ich halte mich dabei nicht länger auf — kommt, laßt uns weiter gehen.

Ihr zögert und seht mich verwundert an? Ich verstehe euch wohl; ihr denkt: was für Unsinn, so viel Worte vom Unsinn zu reden? macht er sich doch ohne unser Zuthun breit genug, lieber wollen wir ihn begraben. Begraben? lebendig begraben? Welch' ein freveles Beginnen! Denn das kann kein sinniger Mensch bestreiten, daß der Unsinn ein Lebendiges, ein dem Phönix gleich, dem Ocean gleich sich ewig neu Gebärendes, ein nie Todtzumachendes, daß er eine Macht ist.

Beweis! Gehen wir auf unser liebes Ackerfeld, auf eine kurze Stunde nur. Es ist wahr, es giebt da manche gute, frische, verständige, sinnige Antwort zu hören. Aber dazwischen, ach!

auch wie manches Unkraut, wie manches Wörtlein, das wir mit dem Namen Unsinn zu bezeichnen uns dürften berechtigt halten können. Das ist der logische Unsinn, mit Respect zu sagen. Ja, da ist er. Und wenn wir so blind wären, das Unkraut nicht zu sehen, oder so taub, den Unsinn nicht zu hören, oder so grundgemüthlich, ihn nicht hören zu wollen, wir müßten's ja merken, wenn des Lehrers zürnender Mund ab und zu dazwischen führe mit dem verzweifelnden Ausruf: Dumm, ganz dumm! Unsinn, schrecklicher Unsinn! Nun könnt' ich die Münze auch umkehren und sagen: ja, aber wie mancher Unsinn wird auch gehört und gel — doch still! ich habe meinem Vortrag keine captatio benevolentiae als wegbereitende Vorreiterin vorangeschickt, um so weniger hab' ich Ursach, die benevolentia muthwillig zu verscherzen. Aber eine Gewissensfrage kann und will ich doch nicht bei mir behalten: wenn du so oft, öfter vielleicht als der Nachtwächter sein: hört, ihr Herrn! und der Träger sein: vorgesehn! dein: Unsinn! in die Masse schleudern mußt, hast du wohl schon dich einmal gefragt, wer daran mehr Schuld sei, ob das dumme, zerstreute, gedankenlose Kindervolk, oder — oder der, welcher den Kindern über die Köpfe weg lange gesprochen, überhaupt zu lange selber geredet, oder zu hoch geflogen oder zu weit aus dem Gleise gegangen oder zu viel auf der dürren Wüste der Abstraction sich herumgetrieben oder nicht, wie sich's gebühret, Sache und Bild geschieden oder durch barsche Anrede ihnen das bischen Muth benommen oder durch dunkle Phrasen das bischen Sinn verwirrt hat? Es prüfe sich ein jeder, jeder!

Wir treten aus der Klasse ins Freie, zunächst nur auf den Schulhof. Wen, der nur überhaupt ein Herz für Kinder hat, erfreute, erquickte nicht das lustige Treiben und Spielen hier! Und doch wächst auch auf diesem Grandboden manch' liebliches Blümlein des Unsinns empor. Das ist es, was so sinnig unsre bildreiche Sprache den „blühenden Unsinn" nennt. Da haben sie hier einen Kreis gebildet und singen — wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet, das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet. Nun ja, aber was singen sie denn? Hier hören wir:

Eins, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
Er ist hier, er ist da,
Er ist in Amerika.

Dort klingt es: Ei, ei, Herr Papageno,
Wie hat er sich geirrt;
Es war ein andres Vögelein,
Das Gummi hat geschwirrt (anstatt: das um ihn)!

Hier singen sie: Welt war verlogen,
Christ ist gebogen;

dort: Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sprechen alle faulen Leute,
Morgen will ich dieses thun,
Morgen jene Lehrer fassen;

dort: Habt Erbarmen, habt Erbarmen!
Seht mein Elend, meine Noth!
Gebt mitleimig doch dem Armen
Einen Pfennig oder Brod.

Dort bringen die kleinen Plappermäulchen ihr Bischen Französisch in dem sinnreichen Verslein zu Markte:

Un, deux, trois, quatre,
Mamsell, voulez Water,
Mamsell, voulez vous,
Ick oder du.

Dort hat ein Knäblein oder Mägdlein ein Maikäferlein am Fädlein und singt:

Maikäfer, flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.

Und dergleichen tolles oder wunderliches Zeug mehr. Das ist nun, um auch den aufs Classificiren erpichten Geistern Genüge zu thun, (und wir werden's in der Folge noch mehr zu thun uns bemühen) der poetische Unsinn. Es ist ja wahr, hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel — und wer's nicht glaubte, Schiller hat's gesagt. Aber oft liegt auch gar keiner darin, d. h. Unsinn. Indessen — habeant sibi!

Nun ist die Schule aus. Wir lenken unsre Schritte dem häuslichen Heerde zu. Ruhe und Futter thun dem ermüdeten Leibe wohl. Aber bald treibt's uns wieder zur Beschäftigung.

Wir suchen die Gesellschaft der lieben alten und neuen Bücher. Da lesen wir in dem einen: Der Erfinder einer guten Spinnmaschine hat für das Wohl der Menschheit mehr gethan, als Homer mit all' seiner Poesie. In einem zweiten: Die bisher gangbaren Strafen sind durchaus verwerflich, wir haben andre erfunden, z. B. zur Belohnung Orden des Verdienstes (pour le mérite), Meritentafeln, schwarze Nägel, goldne Punkte; zur Strafe z. B. den Sträflingen mit scharfen Bürsten den Rücken reiben, die Knaben im Kabinete einschließen und, damit ihnen die Lust vergehe, sich herauszulegen, verborgne Nadeln anbringen u. a. Da erzählt ein Dritter, daß er, um den Kindern das Lernen, die Arbeit zum Spiel, ja zum Genuß zu machen, Buchstaben von Lebkuchen backen lasse, und empfiehlt, für jede Schule einen Schulbäcker zu diesem Zwecke (einen Bäcker ad hoc) anzustellen. Da sehe ich in einem andern Buch ein Bild von einer Schulstube, darin steht ein hölzerner Esel und ein Sack mit Erbsen, auf jenem muß zur Strafe und Schande das Kind in der Stunde reiten, auf diesem knieen. Da rühmt sich wieder ein Anderer, daß er zu recht raffinirter Strafe Kinder Vorreden oder Register aus Büchern auswendig lernen lasse. Da blättre ich in einem Tagebuche und finde darin ein Histörchen von einem Knabenführer, der zu einer Schaar Jungen, die er wegen verbotenen Fortbleibens aus der Schule gründlich ad posteriora von ihrem Unrecht überzeugt hat, die geflügelten Worte spricht (er athmete lang, er athmete tief), Worte, die eines alten Dessauers würdig wären, Worte, die es werth sind, daß der Griffel der Klio sie in die Geschichtsbücher der Pädagogik eintrage; er spricht: Jungens, nun werden euch eure Hintersten sehr weh thun, aber mir thut mein Herz noch viel weher; und so denn weiter. Da lese ich folgende Musterfrage eines Katecheten: Worauf gingen die Eltern Jesu? Auf's Osterfest. Da fallen meine Blicke auf das testamentarische Wort eines weiland berühmten Pädagogen: ich will secirt sein zum Besten meiner Mitmenschen. — Wir wollen das — und ich hoff', es nimmt es keiner krumm — pädagogischen oder practischen, können's auch lebendigen oder leibhaften Unsinn nennen.

Aber die Erndte ist groß. Ich nehme ein andres Buch zur Hand. Da heißt es: „In dem Alter, in welches ich meinen Zögling gebracht habe (das 15. Lebensjahr ist gemeint), hat er weder empfunden, noch gelogen. Ehe er noch wußte, was lieben heißt, hat er zu Niemand gesagt: ich liebe Sie recht; er hat sich nicht gestellt, als ob er über Jemandes Tod weinte; denn er weiß noch nicht, was sterben heißt. Dieselbe Unempfindlichkeit, wie in seinem Herzen, ist auch in seinen Sitten 2c." Und an anderer Stelle: man soll dem Kinde kein Wort von Gott sagen vor dem 18. Jahre. — In einer Mustersammlung lesen wir:

Auf, nehmt die Stäbe frisch zur Hand,
Steckt Lebensmittel ein!
Wir wandern nun durch Stadt und Land,
Und wollen fröhlich sein.
Gesellschaftliche Fröhlichkeit
Bei eintrachtvollem Sinn
Verkürzet uns den Weg und streut
Vergnügen vor uns hin.

Und ein andermal:

Ich sitze und nähe. O ich verstehe nun immer schon mehr.
Es rauschen die Bäume, ich sitze und säume und freue mich sehr.

Da heißt es in einem noch heute in der Mark beliebten Weihnachtsliede: Drum, Mutter, ob dem lieben Brauch
Sei recht vergnügt und keife
Heut Abend nicht, du Vater auch,
Und bräch' auch deine Pfeife
In hundert Stücke heut,
Da Alles jauchzt und schreit 2c.

Da lesen wir in einem Sprachbuch (für Stadt- und Landschulen 1850):

Will man im Handeln recht genau beschreiben,
So pflegt man noch Umstände aufzutreiben.
Man sagt: wie, wo und wann es denn geschah;
Und dazu sind die Umstandswörter da!

In einem andern:

Die Sätze stattlich zu verbinden,
Das ist des Bindewortes Pflicht.
Wie müßten wir uns drehn und winden,
Gäb' es ein wenn und aber nicht.

Da bringt eine Schulzeitung (im J. 1856) als religiösen Stoff für die armen Kleinen neben biblischen Geschichten als Johannisbrod zum Kauen u. A. folgende liebliche Verslein:

Iß und trink mit Maaß und Freuden,
Uebermaaß muß Schmerzen leiden.
Hast du Geld, so heb' es auf,
Sammle dir's zum Jahrmarkt auf;
Kauf was Ordentliches ein,
Wer's vernascht, den wird's gereu'n.
Auf Hitze trinke nie,
Noch kühle schnell dich ab,
Sonst quälen Schmerzen dich,
Und früh sinkst du ins Grab.

In einer andern Zeitschrift (1853) finden sich für denselben Zweck und Kreis folgende Sprüchlein:

Muttertreue, Vaterliebe,
Ueberschwänglich groß seid ihr!
O wie elend wären wir
Ohne diese Himmelstriebe,
Die, an Huld unendlich groß,
Gott in Elternherzen goß.

Ferner:

Ja, der frommen Kinder Segen
Ist mit Centnern nicht zu wägen;
Ihnen bleibt der Höchste hold.
Kommt nicht hier das lange Leben,
Wird es dort der Heiland geben,
Wo er ist ihr Lohn und Sold.

Ferner:

Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen,
So folge, ohne sie „warum?“ vorher zu fragen.
Die Eltern wollen so, genug. Denk nur bei dir:
Sie wissen schon, warum? Sie meinen's gut mit mir.

Ferner:

Ich helfe, wo ich helfen kann, ist auch mein Dienst noch klein,
Ich werd' im Großen auch alsdann gern dienst- und hülfreich sein.

Ferner:

Höflich und bescheiden sein,
Das kostet nichts und bringt viel ein.

Da lesen wir in einem katholischen Schulfreund (1856) von den Engeln:

Singen auf und singen nieder,
Schlagen Trillerlein d'rein,

und von der Krippe:

> Und was dort in der Ecke liegt
> Und nach dem Kindlein schaut vergnügt,
> Ein Oechslein und ein Eselein,
> Das mögen gute Thierchen sein.

Da hat ein älteres vielgebrauchtes Buch zu der Geschichte vom verlornen Sohn dieses erbauliche Verslein:

> Der ungerathne Sohn muß endlich Träber fressen,
> Nachdem er Hab und Gut mit Huren hat verpraßt.
> So trifft's mit Kindern ein, die das Gebot vergessen,
> Das Gott den Eltern hat zu Ehren abgefaßt.
> Ach Gott, wie will ich mich vor dieser Sünde hüten,
> Daß ich bei Schweinen nicht mich darf zu Gaste bitten.

Doch genug der Träber. Sind wir doch — wir hoffen's — selber keine verlorenen Söhne. Wir wollen solche Waare — wieder ein Tribut für die classificirenden Geister — theoretischen oder methodischen, und diesen, wie den vorerwähnten: gebuchten Unsinn nennen. Aber noch — diesmal zwei Gewissensfragen (es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken!), nämlich zum Ersten: Ist der Ungeist, der Unsinn, solcher Unsinn aus den Schulräumen in der That völlig verbannt — in die Wüste, wohin solche Sinne, solche Geister gehören? oder schleichen dergleichen nicht doch noch aller Orten umher und suchen, wo sie ankommen können, und kommen an? Der Dichter antwortet: Freilich, freilich! Man hat Exempel von Grammatiken und Geographien und Rechenbüchern. — Prüfet die Geister. — Und zum Andern: Vieles von dem, was wir heute belächeln und bespötteln, wurde vor 50, 60, 70 Jahren mit Freuden, mit Dank, ja mit Begeisterung aufgenommen und wie ein neues Evangelium der Schule begrüßt, und unsre Väter und Großväter reden noch so. Ist die Frage: was werden einmal unsre Kinder und Enkel von unsern Schulen und Büchern und Zwecken und Thaten sagen? werden sie, wenn auch nicht auf Alles („ich will's nit hoffen") doch auf gar Mancherlei die Unterschrift oder Inschrift setzen, die meinen Aufsatz als Ueberschrift ziert? Meine Freunde, das ist eine gar traurige Seite der Sache und kann einen Menschen von ernstem Sinn wohl stille und demüthig stimmen. —

So viel von der Macht des Unsinns. Nun zweitens ein Wort von seinem Recht. Das zu beweisen, kann ich mich sehr kurz fassen. Wer kein Freund des Unsinns ist, will — das kann von der Wahrheit nicht fallen — immer und überall Sinn, tiefen, ernsten, großen Sinn. Nun es sei, die Geschmäcke sind verschieden. Aber wodurch lebt und besteht denn der Sinn, wodurch erhält er sein Licht und sein Gewicht und seinen Werth, wodurch anders, als durch seinen Gegensatz, den Unsinn? — Aber ich habe noch ein viel gewichtigeres Argument. „Das Absurde," sagt ein berühmter Philosoph, den ich hiermit ohne Scrupel bestehle, „das Absurde wirkt (in Bezug auf gewisse Scenen im Faust ist das Wort gesagt) „darum so poetisch, weil es das absolut Begrifflose ist, das, als das Gegentheil von Verstand und Vernunft, in die phantastische Abenteuerlichkeit des Traums hinüberschwankt und uns das Böse, von dem es herkommt, als das Irrationale zur Anschauung bringt. Das Irrationale aber erinnert uns an die Vernunft." In unsrer Sprache: der Unsinn erinnert an den Sinn. Herz, mein Herz, was willst du mehr?

Doch lassen wir uns sänftiglich zur Erde herab und fassen die Sache nun beim practischen Zipfel. Es giebt (diesmal nicht den Divisoren zu Gefallen gesprochen) mancherlei Art von Unsinn. Dem lachenden Unsinn kann Niemand seine Berechtigung bestreiten, wenn er nicht ein grämlicher Philister ist oder ein kranker Mann oder, um mit einem Altmeister der Gegenwart zu sprechen, den pädagogischen Pips hat. Die Alten wußten zu leben und hatten ihn nicht, und was sagen die? Horaz ermahnt seinen Freund Virgil:

misce stultitiam consiliis brevem;

dulce est desipere in loco. (d. h. süß ist's, bisweilen Unsinn zu machen.) Od. 4, 12. Ein andermal ruft er:

recepto dulce mihi furere est amico (2, 7, 28),

und wieder ein andermal: insanire juvat. Und Anacreon singt: *θέλω θέλω μανῆναι.* Das kommt Alles auf Eins hinaus und lautet auf Neuhochdeutsch: Spaß muß sind. Nun, und wenn Männer sich das so einrichten und einreden, so wollen wir das

junge Volk, groß und klein, um seinen unsterblichen Unsinn nicht tadeln oder stören, wollen ihm vielmehr sein insanire, furere, desipere, *μανῆναι* oder wie ihr's nennen wollt, zu seiner Zeit gern lassen und von Herzen gönnen und auch, wenn es zur guten Stunde kommt, mitthun.

Göthe sagt einmal (Wilh. Meister 1. S. 325 meiner Ausgabe): „Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unserer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen hinderlichen, und, wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen Bruch suchten sie zu bestimmten Zeiten vorsätzlich los zu werden." Und Schlosser bemerkt von Philipp II. von Macedonien (2. B. S. 106.): „Philipp hatte an Possenreißern Gefallen und trieb selbst öfter Possen; dies hing aber theils mit seiner Liebe zur Geselligkeit und mit seiner Laune zusammen, theils erfrischt ja oft nichts den männlichen Geist mehr und hält ihn mehr munter, als eine Kinderei zur rechten Zeit." In diesen trefflichen und tröstlichen Worten ist das Recht des Unsinns in seinem tieferen Grunde angedeutet. Wenn wir so eine arme Kinderseele nach drei, vier, fünf Stunden des Unterrichts sehen könnten, wie möchte sie aussehen? Etwa wie ein Vöglein, das die Flügel hängen läßt und das Köpfchen senkt und halb die Augen schließt, oder wie ein Blümlein, das Blätter und Kelch geschlossen hat, wie zum Schlummer. Aber ein Wasserbad in des kühlen Baches klaren Wellen, ein linder, milder Regen auf Blatt und Blüthe, und Vöglein und Blume sind wieder frisch und munter, wie zuvor. Nun Bad und Thau und Regen ist der schulmüden Kindesseele der lachende Unsinn, oder auch das unsinnige Lachen, ein Gegengewicht gegen die ernste, saure Arbeit, eine Oase zum Ausruhen von dem langen Hören und stieren Sehen und strengen Denken, zur Erfrischung und Erquickung der matten Lebensgeister; und je toller und unsinniger der Unsinn, in Spiel und Sprung und Lied und Rede, desto willkommner und wirksamer.

Dem lachenden Unsinn steht gegenüber der ledern e Unsinn. Das ist der abschmeckige, salz- und schmalzlose, wider-

wärtige Unsinn, der aus der Dummheit, Stumpfheit, Faulheit, Faselei kommt. Doch wird er manchmal witzig und spaßig ohne Wissen und Willen. Diese Spielart des Unsinns gebar jenes alte Mütterchen, die auf Flügeln der Andacht aus voller Brust sang: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, ist der ein Mensch, der sich nicht rührt! jener Mime, der (in Don Carlos) mit erhabenem Pathos ausrief: Von der Seite kenne ich Dich noch nicht (anstatt: von der Seite); jenes Mädchen, das die Stelle in der Fabel: Die Theilung, von Götz: da sah man weit und breit Brandstätten, Blutgefilde, Wüsteneien, also parodirte: Brandstätten, Blutgefilde, Willst de 'nein! Und wer will sagen, wie oft uns solcher Unsinn in der Schule entgegenkommt, daß man manchmal mit dem schlimmen Talbot ausrufen möchte: Unsinn, du siegst! Doch trösten wir uns mit einem andern Verse Schillers (im Demetrius): Die Menge ist der Unsinn, Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen. Daß man sich aber bei ihm aufhalte, der Lehrer in der Klasse, und ich hier, ist er nicht werth, er hat eben gar keine innere Berechtigung, so wenig als jene Tugenden, aus denen er entspringt.

Gehen wir also unverweilt zur dritten Art über, zu dem sinnigen Unsinn. Wallenstein, d. h. nicht der historische Wüthrich, sondern der dramatische Held, sagt einmal: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Das ist wahr auch in unserm Zusammenhang. Was ihr nicht paßt, was sie nicht faßt, nicht zu würdigen weiß, das stößt sie ohne Bedenken von sich mit dem ärgerlichen Ausruf: Unsinn! Und doch liegt manchmal mehr darin, als sie ahnt, z. B. in einem Witzwort, einem Vergleich, einer Parodie, einer Caricatur, einer Satyre. Zwar solche Zerrbilder, wie sie Kotzebue'sche Komödien und Langbeinsche Geschichten von unserem Stande präsentiren, oder nun vollends Hoffmannswaldau in dem Poëm: Abriß eines gemeinen Schulmannes (Itzt zeucht ein Henker auf, der ehrlich steupt und haut, ein Bergmann, der allein auf alte Gründe baut), die können wir auch nicht als sinnigen Unsinn kaufen, sie gehören vielmehr mit Haut und Haar zu dem allerledernsten, ja zu dem gemeinen und boshaften Unsinn. Wollten wir anders sagen, wir müßten ja uns

und unsern Stand selber verachten und aufgeben. Nein, vorüber, ihr Schaafe, vorüber! Wie ganz anders dagegen jenes liebliche idyllische Bild Jean Pauls von dem Schulmeister Wutz in Auenthal, der in seiner Beschränkung sich nach dem Meßkatalog alle die Bücher, deren Titel ihm zusagen und die er nicht kaufen kann, selber fabricirt. Nun, auf dem Schulacker wächst von jenem Kraut des sinnigen Unsinns nicht eben viel — vielleicht nicht ohne unsere Schuld —, wir lassen den leichten kleinen Geistern zu wenig Luft, binden ihnen zu sehr die Flügel, drangsaliren sie zu sehr mit Pensen, die durchaus bis zu den Ferien oder bis zum Examen abgewickelt sein müssen u. s. w. —, und dennoch kuckt zwischen den geordneten Saaten (oder Stoppeln?) bei manchem Mann manchmal manch Blümchen des naiven Unsinns neckisch hier und da hervor, wer nur ein Ohr dafür hat ihn zu hören und ein Auge ihn zu sehen. Wem das aber gegeben ist, der sollte sich's nicht verdrießen lassen, solche kleine Wildlinge einzufangen, wie es ähnlich Jean Paul in seiner Levana (§. 138) gethan. In des Lehrers Händen aber kann der sinnige Unsinn eine trefflich treffende Waffe werden zum Kriege gegen Hochmuth, Eitelkeit, Putzsucht, Rechthaberei, Pimpelei, hohles Pathos und andres dgl. Ungeziefer mehr. Freilich, ohne ein granum salis, ein Gränchen Witz, Laune, Humor und ein Herz für die Kinder ist's nicht gethan. Eines schickt sich nicht für Alle, sehe Jeder wie er's treibe. — Nun ist aber mit der letzten Kategorie der Unsinn — die Sprache der Philosophen zu reden — über seinen Begriff hinausgegangen — lassen wir ihn laufen — oder fliegen — und fügen nur noch ein Wort hinzu

von der Grenze des Unsinns. Möchtest du sagen: das ist bewandt wie mit der Geschichte, wo die Fabel aufhört, fängt sie an. Item: wo der Sinn anfängt, hört der Unsinn auf, und umgekehrt. Wohl; fragt sich aber: wo hört der Unsinn auf, ein Recht zu haben? versteht sich, der, der zu Zeiten ein Recht hat, der lachende (spaßige).

Ich hatt' einen Kameraden — er war der beste nicht. Er ging von der Secunda des Gymnasiums ab, um Schulmeister zu werden. Und er ist es geworden, aber — nicht lange geblieben.

Wir waren uns aus den Augen und aus dem Sinne gekommen. Nach langen Jahren traf ich ihn einmal wieder. Auf mein Befragen erklärte er mit lächelndem Munde, es gehe ihm sehr gut. Aber er lebte wieder daheim in seines Vaters Hause — er war abgesetzt. Von Andern erfuhr ich danach, er hatte in seiner Schule, anstatt der Arbeit, mit den Kindern getanzt, gespielt und allerlei Kurzweil und „Unsinn" getrieben. Dem Kameraden war sein Recht geschehen. Ich weiß nicht, was noch aus ihm geworden ist. — Der Unsinn hört sofort und überall da auf, im Rechte zu sein, wo es ernste Arbeit, wo es stille Sammlung und Vertiefung, wo es rechtschaffne Früchte gilt, und wo er dem Allen hindernd und störend in den Weg tritt. Der alte Sternseher hat nicht Unrecht, wenn er sagt: mein Sohn, Nichts in der Welt ist unbedeutend, das Erste aber und Hauptsächlichste bei allem ird'schen Ding ist — Ort und Stunde.

Der Unsinn wird zum Unrecht, wenn er — sei es vom Lehrer, sei es vom Schüler aus — sich eindrängt in das Amt der Erziehung. Wer wollte es nicht höchlich mißbilligen, wenn der Lehrer, nachdem er kaum ein Wort ernster Ermahnung oder zürnender Strafe gesprochen, im nächsten Augenblicke schon seinen Scherz und Witz wieder spielen ließe, als wäre es ihm darum zu thun, den vorigen Eindruck nur sofort wieder zu vernichten? Wer wollte es nicht mißbilligen, wenn der Lehrer in die mahnende, strafende oder zürnende Rede höhnende, spottende Worte boshaften Witzes einmischte, als ging er darauf aus, vor die geöffnete Herzensthür einen schweren Stein zu wälzen, ja einen schweren Stein des Aergernisses? Welcher Arzt wird einer Arznei, die dem Kranken zur Gesundheit verhelfen soll, Tropfen Giftes beimischen, die das Fieber mehren statt zu heben? — Aber wer mag hier sagen: ich weiß mich ohne Schuld? Und wem viel gegeben ist, für den ist auch Gefahr und Versuchung größer. Die Gefahr ist aber dann am größten, wenn kindischer Kinderunsinn sich erhebt wider des Lehrers Autorität und Würde, mit tollem Gebahren, unehrerbietigen Reden, losen Späßen, faulem Geschwätz sie umspinnt und erstickt. Und man weiß, welch' eine Macht des Schreckens und Verderbens ein schlechter Geist in

einer Schule werden kann, forterbend von Geschlecht zu Geschlecht, ja wachsend von Jahr zu Jahr, sterbend erst mit des Lehrers Sterben.

Der Unsinn wird endlich zum frevlen Unsinn, wenn er — und wir wissen leider, daß es geschieht, öfter vielleicht als manche meinen, und nicht blos von Lehrern — wenn er als schlechter Witz, als faules Geschwätz sich eindrängt in die religiöse Unterweisung. Dagegen sollen wir hören auf das apostolische Mahnwort: Lasset kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehen, nicht schandbare Worte oder Narrentheidinge oder Scherz, welche euch nicht ziemen, sondern vielmehr Danksagung. (Eph. 4,29. 5,4.)

Und nun zum Schlusse — es ist ja des Unsinns vom Unsinn schon genug und zuviel geredet — noch eine kleine Parabel von dem lieben Krummacher.

Der heilige Bischof Clemens besuchte eines Tages die Schule der Christengemeinde zu Rom. Er fand den Lehrer der Kinder auf der Erde sitzend und die Kinder um ihn her scherzend und spielend; einige zupften ihn am Bart- und Hauptthaar, andere zerrten sein Gewand, alle aber lachten und schrieen, also daß ein lautes Getös und Ungethüm die Schule erfüllte.

Als aber der Bischof hineintrat, ward eine große Stille, und Clemens winkte dem Lehrer auf die Seite und sah ihn ernst an und mißbilligte solch Unwesen mit den Kindern und sprach: Geziemet solches einem Lehrer der Gemeinde des Herrn?

Papias aber, denn also hieß der Lehrer, antwortete und sprach: Ließ nicht auch der Herr die Kindlein zu sich kommen und wehrte ihnen nicht und herzte sie?

Ja, sagte darauf der heilige Clemens, aber er legte die Hände auf sie und hob sie hinauf an seine Brust und Lippen und redete von dem Reiche Gottes.

---

## Das Ideal und — die Schule.

Es wird kaum einen Menschen von Ernst des Sinnes und der Lebensanschauung, von Tiefe und Wärme des Gefühls und der Empfindung geben, dem nicht auf der Grenze vom Jünglings- zum Mannesalter das schöne Klagewort des Dichters in der Seele widertönte: „Erloschen sind die heitern Sonnen, die meiner Jugend Pfad erhellt, die Ideale sind zerronnen, die einst die trunkne Brust geschwellt.“ Zerronnen die Ideale von Lebensglück und Menschenbeglückung, von Liebe und Wahrheit, von Welt und Beruf. Aber worin sollen wir die Quelle dieser allgemeinen Klage suchen? Zu allermeist gewiß in dem losen Grunde, auf dem die Ideale aufgebaut worden. Sie waren hervorgegangen aus Unbekanntschaft mit des Lebens Bedingungen und ernsten, strengen Forderungen, aus Unklarheit über des Berufes Grenzen und des Lebens Ziele, gar oft auch aus eitler Ueberhebung und Täuschung über sich selbst und sein Vermögen. Tritt dann das wirkliche Leben und der bestimmte, begrenzte Beruf in lichter Klarheit an uns heran, was Wunder, wenn dann die gestalt- und gehaltlosen, unbegrenzten und unbegründeten Träume und Schäume dahinschwinden und wie Nebelgebilde vor der Sonne der Wirklichkeit zerrinnen! Und sollen wir sagen, daß wir durch diesen Verlust ärmer geworden?

Und doch, was ist das Leben ohne Ideale! Wir müßten des Jünglings Herz und Leben beklagen, ein armseliges nennen, das ohne solche ideale Träume und Phantasien in die Zukunft ausschaute, das nicht vermöchte, „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe zu weben.“ Ein

solches Herz wird auch im ernsteren, ruhigeren, nüchternen Mannesalter Leben und Menschenund Beruf nicht verstehen, nur vom Nutzen sich regieren lassen, nur von niederen Interessen bewegt werden. Denn, wenn auch mit dem Eintritt in das wirkliche Leben, mit der Scheidung dessen, was man will, von dem, was man soll, was man wollen soll und wollen kann, manche Blüthe und Knospe jugendlicher Ideale dahinwelkt und zu Boden fällt: es wachsen mit der zunehmenden Erkenntniß des Lebens, des Berufes, der Menschheit neue, reinere, klarere, bestimmtere Ideale in der Seele nach, tröstend, erquickend, erhebend; und wir müßten den Mann beklagen, wo nicht verachten, der auch in dieser Hinsicht in das verzweifelnde Wort einstimmte: es ist Alles eitel, Alles ganz eitel! —

Treten wir mit diesen Anschauungen auf das Gebiet, in welchem unser Leben und Streben liegt, so theilt sich die Betrachtung in drei Richtungen, je nachdem wir die Schule oder den Lehrer oder die Kindheit vorwiegend ins Auge fassen. Und die erstere geht wieder in die doppelte Frage auseinander, einmal nach dem Ideal der Schule und sodann nach dem idealen Moment in der Thätigkeit der Schule.

Wo sollen wir das Ideal einer Schule suchen? Sollen wir es suchen bei Valentin Friedland oder Joh. Sturm oder Francke oder Salzmann oder Rousseau oder Pestalozzi oder Fröbel oder heutzutage bei den Brüdern des rauhen Hauses oder in den Seminarien für Lehrerinnen und Gouvernanten? Wir finden es eben nirgends, so hochwichtig und hochpreislich auch die Bestrebungen und Leistungen jener Männer ihrer Zeit gewesen oder noch sind, und so wenig wir vergessen dürfen und wollen, daß die Früchte der Arbeit ihres Lebens auch uns — bewußt oder unbewußt — zu Gute kommen. Es gilt davon, was der Herr von dem Reiche Gottes sagt: es ist nicht außer euch, ihr könnet nicht sagen: hier ist es oder da ist es; nein, es ist inwendig in euch. Aber da eben soll es leben und leuchten, dies Ideal der Schule in Kraft und Frische und unvergänglicher Klarheit. Freilich, es in seiner Vollendung und Ganzheit vorzuführen, wer vermöchte das? Wir schauen auch hier wie durch einen — noch

dazu nicht immer ganz hellen Spiegel, und mit nicht immer ganz freiem Auge. Nur einige Züge des Bildes lasset mich angeben, mit Hinblick auf den Geist und auf die Früchte der Schule.

Welcher Geist wird in einer Schule wohnen, deren ideales Bild vor unserm innern Auge steht? Es wird sein der Geist der Ordnung, die Alles an rechter Stelle und zu rechter Zeit und in rechtem Maaße thut, Schweigen und Sprechen, Ruhen und Arbeiten, Beten und Arbeiten, Spielen und Arbeiten, Hören und Reden, Fragen und Antworten, Kommen und Gehen, Sitzen und Stehen, Anfangen und Aufhören, Strafen und Vergeben; die auch jedes Ding, das in die Schule gehört, zu seiner Zeit an seinem Ort zu finden weiß, die auch an den Garderobehaken und in den Bücherschränken und an dem Arbeitswerkzeug und in Kleidung und Haltung sich nicht vermissen läßt. Es wird sein der Geist des Gehorsams, der ohne Murren und Warum unbedingt und ungesäumt thut, was ihm befohlen ist, der willig auch das Beschwerliche thut, der auch verdienter Strafe und Zurechtweisung und Entziehung sich geduldig unterwirft, der nicht bloß vor Augen thut, was ihm geheißen, und läßt, was ihm verboten, sondern auch, wo er das ernste Gesicht und den strafenden Blick und die züchtigende Hand nicht zu fürchten hat, den Willen dessen thut, von dem er sich nur Gutes zu versehen weiß. Es wird sein der Geist der Stille, der da weiß zu warten und zu hören und zu innerer Sammlung und Versenkung zu schweigen, auch bei fröhlicher Bewegung des Herzens ungemessenen Ausbrüchen der Freude im Angesicht des verehrten Lehrers und der geweihten Räume zu wehren. Aber der Geist, der hier wohnt, wird auch ein Geist der Lust sein; man wird es den Kindern ansehen und anmerken, daß sie gerne hier zusammen sind, gerne lernen und hören, gerne folgen und arbeiten, daß sie nicht von einem finstern Geist tyrannischer Zucht gewaltsam darniedergehalen, daß sie nicht von pedantischem Sinn in die Fesseln geist- und lebensloser äußerlicher Formen geschlagen, daß sie nicht von einem Streben, das nur seine Ehre sucht auf Kosten gesunder, stetiger Geistesentwicklung und Gemüthsbildung, rastlos und

ungeduldig von Ziel zu Ziel getrieben, gejagt und dadurch gedrückt, verzagt gemacht werden.

Und über das Alles wird in der idealen Schule walten und wohnen der Geist der Liebe, die auch hier des Gesetzes Erfüllung ist, nicht jene schwache Liebe, die — nach der Weise Eli's — Alles gut heißt und nachsieht und duldet, um nur Frieden zu haben, den sie dann eben am wenigsten erhält, und um nur Liebe zu gewinnen, die sie dann eben am wenigsten erndtet, wohl aber der ernste, starke Sinn, der auch nur in und aus Liebe zürnt und straft, die Liebe, die da langmüthig und freundlich ist und sich nicht ungebehrdig stellt und nicht das Ihre sucht und nicht nach Schaden trachtet und sich nicht erbittern läßt. Es wird da walten der Geist der Pietät, der frommen Scheu, welche Lehrer und Eltern den Kindern schuldig sind und die Jugend dem Alter, der Geist des Vertrauens, der da weiß, der Andre kanns nicht böse meinen, der Geist der Demuth und Bescheidenheit, die ein Schmuck ist jungen und alten Herzen, und zum Letzten und Höchsten der Geist der Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist, auch der Weisheit, welche die Schule zu geben trachtet.

Nun stellt sich aber das Ideal einer Schule nicht blos in dem Geiste dar, der sie belebt und erfüllt, sondern auch in den Früchten, die sie trägt. Sie hängen von jenem ab, wie die Frucht des Baumes von der Wurzel, die er in den Boden senket, von der Sonne, die auf ihn scheint, von dem Saft, der ihn durchdringt. Und welches werden die Früchte sein bei einer Schule solchen Geistes? Da wird sein ein gesundes, geordnetes, mannigfaches, bescheidenes Wissen, da wird sein ein klares, besonnenes, wohllautendes, frisches Sprechen, ebenso fern von dem trägen, kinnladenfaulen wie von dem hastig sich überstürzenden, ungeordneten Sprechen, von dem wüsten Schreien wie von dem superfeinen Lispeln; da wird man nicht vergeblich fragen nach Gründen und nach Anschauungen; da wird, was gewonnen worden, sei es ein Spruch, ein Lied, ein geschichtliches oder geographisches Bild, eine arithmetische Regel, eine technische Fertigkeit, ein sicheres, bewußtes, allezeit dienstbereites Eigenthum sein, wie ein wohlverwahrtes Kleinod, das man zu jeder Zeit hervorholen und dahin

stellen kann, wohin es gehört; da wird, was auch getrieben wird, nie einseitig einer Geisteskraft, dem Gedächtniß oder der Phantasie oder dem Gemüth oder dem Verstande zu Gute kommen; da wird, trotz der Verschiedenheit, welche Alter, Anlagen, Neigungen hervorrufen, ein gewisser Gleichstand in jeder Ordnung sich offenbaren; da wird endlich die letzte und beste Frucht aller Arbeit christliche Erkenntniß, christliches Fühlen, Wollen und Leben sein.

O daß all' dieser Geist, all' diese Früchte in einer Schule sich vereinigt fänden! Aber wer mag sich vermessen und sagen, daß er sie habe in seinem Kreise — und wenn er „sich rühmen könnte mit stolzem Mund:" ich bin nun 40 Jahr Lehrer! Dennoch, oder vielmehr eben darum frommt es wohl, sich selber in solchem Spiegel zu beschauen und sein eigen Werk und Haus — und wäre es auch nur, daß wir dadurch Demuth lernten. —

Aber auch wenn wir von dem idealen Bilde der Schule zurück und herabkehren auf das Feld des erfahrungsmäßigen Bestandes und Betriebes mit all' seinen Schatten und Mängeln und Hindernissen: so finden wir auch da der ideellen Züge genug, mögen wir sehen auf das Princip, die Idee, oder auf die Stoffe, denen die Arbeit der Schule sich zuwendet.

Schon dadurch erhebt sich die Schule über die Grenzen der sinnlichen Welt, des thatsächlich und berechtigt Bestehenden und abschließlich Erreichten und Erreichbaren, daß sie nicht blos unterrichtet, sondern auch erzieht. Ein gewisses Maaß des Wissens und Könnens mag sie auch unter beschränkten Verhältnissen immerhin beibringen, die Erziehung aber geht auf die religiöse, sittliche, also ideelle Seite des Menschenlebens, und ist darum nie am Ende, nie am Ziele. Welches nun dieses Ziel sei, das haben die Pädagogiker zu verschiedenen Zeiten unter verschiedene Formeln gebracht. Da sagt der Eine: erziehe das Kind zur Divinität, zur Gottähnlichkeit (Graser), der Andre: zur Humanität (Niemeyer), Andre: zur Sittlichkeit (Greiling, Herbart), Andre: zur Glückseligkeit (Wolf), Andre: zur vollkommenen und absoluten Freiheit des Geistes (Hegel), Andre: zur Vollkommenheit der Kraft (Lehne), Andre: zu seinem eignen Erzieher (Braubach), Andre: zum guten Menschen, Bürger, Christen (Zerrenner), oder zu christlicher und vater-

ländischer Gesinnung und häuslicher Tugend (Stiehl), Andre: zur Selbstthätigkeit im Dienst des Guten, Wahren und Schönen (Diesterweg), Andre: zur christlichen Civilisation (Curtmann). Das sind gar verschiedene Fassungen, aber darin sind doch alle überein, daß sie der Erziehung ein ideelles Ziel zur Aufgabe machen. Nur jener Auffassung (Locke, Basedow), welche nur zur Brauchbarkeit für die Welt, nur zu praktischer Tüchtigkeit und irdischem Wohlsein, nur für das Nützliche erziehen wollte, mangelte der ideelle Charakter (so wenig ihr auch ihr einseitiges Recht bestritten werden und ihre historische Berechtigung geleugnet werden soll), und auch ihre Sittenlehre konnte in ihrer Beschränkung auf eine Reihe von moralischen Regeln und Lehren der Klugheit für jenen Mangel keinen Ersatz gewähren; so wenig als jene Theorie, auf welche als auf seine Quelle der Philanthropinismus zurückweist, die Theorie, welche von der Erziehung Rückkehr zur Natur, zur Wahrheit und Einfalt der Natur verlangt. Indeß möchten diese Principien gegenwärtig wohl zu den abgestandenen und überstandenen Standpunkten zu rechnen sein.

Doch gehen wir von dem Allgemeinen zum Besonderen und Einzelnen über. Auch in den Stoffen, mit welchen die Schule umgeht, liegt eine Fülle idealen Gehaltes; und wir werden wohl thun, in einem Berufe, dem die Gefahr des Versinkens in Formalismus und Mechanismus so nahe liegt und mit den Jahren immer näher rückt, dies uns immer gegenwärtig zu erhalten. Daß die Unterweisung in der Religion mit ihrer Erhebung des Gemüths und der Vernunft zu Gott und göttlichen Dingen, sei es durch das Gebet, sei es durch Vertiefung in einen goldnen Spruch des heiligen Wortes, sei es durch Betrachtung eines Stückes des Katechismus oder eines Abschnittes der biblischen Geschichte, sei es durch Erbauung an einem der unvergänglichen geistlichen Lieder unserer Kirche dem Reiche der idealen Welt zugewendet ist, wer wollte das bestreiten? und wir müssen nur die Schulen beklagen — und es sind deren vielleicht mehr, als wir meinen —, welche auch diesen Unterricht herabziehn zu einer bloßen Uebung des Verstandes, wo nicht zu einer ledigen und leidigen Dressur des Gedächtnisses. Ebenso erhebt uns die Literatur, die poetische besonders,

in die Höhen einer idealen Welt von Anschauungen und Empfindungen. Was die Volksschule der Gegenwart durch die Zuleitung lieblicher, kindesgemäßer Dichtungen vor der Vergangenheit voraus hat, das erkennen wir mit einem Blick in die Lesebücher von heute und in die „Kinderfreunde" — von Harnisch etwa oder Zerrenner oder Wilmsen. Nur wird es auch hier unsre beständige Sorge sein müssen, daß wir nicht — und die Gefahr hat jeder — durch trocknen Formenkram, durch mechanisch äußerliche Analyse oder auch nur durch Ueberbürdung und Ueberschüttung des Stoffes mit allerlei logischen, etymologischen, stilistischen, ästhetischen, archäologischen, historischen Noten (die oft nur die Sucht, keine Zeile ohne gelahrte Noten sich entschlüpfen zu lassen, herausgedrängt hat) den Wein in Wasser, das Gold in Leder verwandeln. Aber auch die oft herunter-, wo nicht aus- und hinausgesetzte, unter mancher Hand in leere Terminologien und Definitionen vertrocknete oder in ein Conglomerat zufälliger, willkürlicher, zerstreuter Notizen auseinander fallende Grammatik hat, recht betrieben, schon insofern eine Beziehung zur Idealität, als sie in dem Gefäß des Wortes und Satzes einen bedeutenden Inhalt erfassen, als sie die Abhängigkeit des Inhalts von der Form erwägen, als sie die Wandelungen eines Wortes durch Ableitung und Beugung, und des Satzes durch Ausdruck und Wortstellung und Einfügung in ein größeres Gedankenganze erkennen lehrt. Und die Lectüre — öffnet sie nicht oft genug dem Blick Aussichten in die Höhe und Tiefe idealer Welten? und giebt nicht die Uebung in der schriftlichen Darstellung dazu gleichfalls mannigfache Gelegenheit?

Anders in den sogenannten Realien. Doch entbehren auch sie des idealen Moments keineswegs, nur daß sie darauf hin angesehen und danach behandelt werden. Wenn z. B. die Naturwissenschaft in allmählichem Fortschritt den Blick von einem gegebenen Individuellen zur Art und Gattung und zu einer Mehrheit von Gattungen erweitert, wenn sie hinter der flüchtigen Erscheinung den ruhenden Pol, „in des Zufalls grausenden Wundern das vertraute Gesetz" zeigt, wenn sie das stille, ewige Walten und Weben der Kräfte in der Welt der Schöpfungen

betrachten lehrt, wenn sie im Anschauen der Himmelsräume und der Welten, die in unendlichen Fernen in geordneten Bahnen über unserem Haupte durch die Jahrtausende dahinwandeln, uns entzückt, wenn sie bei der Frage nach dem Ende der Schöpfung jenseits der unzähligen Sternenwelt, wie diesseits in der Welt des Kleinsten und bei der Frage nach den tausend Geheimnissen, deren Schleier keine sterbliche Hand zu heben vermag, den forschenden, denkenden Menschengeist in Ahnung des unendlichen Geistes verstummen und anbeten heißt: dient sie mit dem Allen nicht der idealen Anschauung? Und wenn die Geschichte in den Geschicken der Völker und Menschen — nicht blos den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, sondern die ordnende, leitende Hand des ewigen, heiligen, richtenden und schlichtenden Gottes bald erkennen, bald ahnen läßt, wenn sie die leuchtenden, erhabenen Gestalten der Helden der Vergangenheit, und nicht blos der vaterländischen, nicht blos, ja nicht vornehmlich der Helden in Schlachten und auf Thronen, vor dem innern Auge vorüberführt und durch die Stimme der Poesie sie „dem Herzen näher bringt;" wenn die Geographie, von Land zu Land, von Continent zu Continent wandernd, das Gesetz der Wechselwirkung zwischen Erd- und Menschenleben aufweist und die Erde als ein Organ des Menschenlebens erkennen lehrt, wenn sie — auch ohne es in jeder Stunde zu wiederholen, ja ohne es überhaupt ausdrücklich auszusprechen, den ahnen und ehren und lieben lehrt, der sich an keiner seiner Völkerschaaren unbezeugt gelassen und ein Vater ist über Alles, was Kinder heißt: zieht sie mit dem Allen Seele und Gemüth nicht auch empor zu idealen Welten und Anschauungen, zu anderen, höheren, als die Betrachtung der realen Welt und Zustände an und für sich darbietet?

Weniger fallen in unser Gebiet die logischen und die technischen Gegenstände des Unterrichts. Indessen ist nicht zu verkennen, daß auch jene (Mathematik und Arithmetik; die philosophische Propädeutik liegt außer dem Kreis unserer Betrachtung), indem sie den Geist auf die reine Form, auf die reine Zahl concentriren heißen und die Harmonie des Gesetz- und Regelmäßigen erkennen lassen, das Gemüth, wenn auch nicht bilden und nähren,

so doch (und das ist nicht weniger werth, zumal in unserer gemüthsbildungssüchtigen Zeit) reinigen und läutern und kräftigen, und von einem nicht zu unterschätzenden Werthe sind für Bildung der sittlichen Energie. Die technischen Gegenstände aber, Zeichnen, Singen und Schreiben, bilden, das eine durch Anschauen und Nachbilden anmuthiger Formen und Combinationen, das andere durch das Hören anmuthiger, rhythmisch und melodisch gegliederter Lieder und gemessener Choräle und durch Gewöhnung an reinen, maaßvollen, innigen Vortrag, das dritte endlich durch Uebung des Auges und der Hand in angenehmen Schriftformen, durch strenge Haltung auf Ordnung und Sauberkeit den Geschmack, das ästhetische Gefühl; und es wird überflüssig sein, den Zusammenhang der ästhetischen Bildung mit der ethischen und beider mit dem idealen Leben und der idealen Lebensanschauung des Weiteren nachzuweisen. —

Wenden wir uns nun von der Schule zu dem Lehrer. An jener wird dieser erkannt. So wird auch das Ideal eines Lehrers sein Gegenbild finden in dem Geist der idealen Schule, wie wir ihn oben zu zeichnen versucht haben. Der Lehrer soll zunächst ein Schulmeister sein. Das Wort ist nicht im besten Ruf. Aber es ist besser als sein Ruf. Wer will es wagen, sich einen Schulmeister zu nennen in des Wortes vollster, verwegenster Bedeutung? Dazu gehört vor Allem der Meister in der Kunst. Aber die Kunst ist lang, und das Leben ist kurz. Es lernt Niemand aus. Oder ja, Handwerker wohl, aber Kopfwerker nicht. Und wer müßte nicht noch manchmal auch in alten Jahren und bei grauen Haaren klagen über verlorene Stunden und Tage, verloren durch eigne Schuld, Ungeschick, verkehrten, unklaren Anfang, und wie die schlechte Gesellschaft weiter heißt, die gute Sitten verdirbt und gute Vorsätze zu Schanden macht. Es gehört weiter zum Schulmeister ein Meister im Wissen (um nicht hochgrifflich zu sagen: in der Wissenschaft). Das scheint nun freilich sehr einfach, zumal wenn man die Lehrerjugend homöopathisch behandelt. Aber es ist doch des zu wissen Nothwendigen gar Vieles, wenn wir auch gar nicht aus den Lehrern kleine Humboldts machen wollen, wie einmal Jemand freundlich scher-

zend gesagt hat. Es sind der Dinge gar mancherlei, die gelehrt sein wollen, und zu einem rechtschaffenen Lehrer gehört vor Allem, daß er ein gut Theil mehr wisse, als die Seinen, die Kleinen, damit er zu jeder Zeit habe hervorzuholen aus seinem Schatze Altes und Neues, damit er das Ding wisse gründlich zu treiben und anschaulich zu erläutern und vielseitig anzufassen. Es ist nicht wahr, daß viel Wissen den Lehrer als solchen verderbe; und das Wissen, von dem geschrieben steht, daß es blähe, das ist danach. Um aber solchen Schatz zu erwerben, braucht man Bücher, Umgang, Geschick in der Auswahl, Lust und Anlage, Ordnung im Studium, Zeit, Geld; dem Einen fehlt dies Stück, dem Andern jenes, Manchem alles mit einander, da heißt's dann: woher nehmen wir, wir, die wir nicht blos sind, als die da nicht haben, sondern in der That nichts haben, woher nehmen wir Brod, daß diese essen? Aber auch, „wer immer strebend sich bemüht", wird da und dort Lücken finden, die ausgefüllt sein wollen, und Umgang, Lektüre und denkende Erfahrung werden auch dem alternden Lehrer immer neue An- und Aus- und Fernsichten eröffnen. Aber wer will sagen, wie der reiche Jüngling: das Alles habe ich gehalten von meiner Jugend an, und darum bin ich eben ein Meister; oder wie der Pharisäer im Tempel: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Ein Schulmeister müßte endlich sein ein Meister über die Schule. Das klingt wiederum gar leicht und einfach; wofür haben wir auch Ohren und Augen und Hände und Stimme und — nicht zu vergessen — den indischen oder meinetwegen spanischen Götzen Bambum? Aber so ist's nicht gemeint. Ein Blick, ein Wink müßte genügen, die Kinder zu dem zu treiben, was sie sollen; es müßte Alles willig und hurtig und ohne viel Redens weder des Lehrers noch des Schülers geschehen; es müßte auch dem Spiel der Kinder der Lehrer ein freundlicher Zuschauer und Leiter und Theilnehmer sein (ein rechter Ludimagister), ohne Gefahr und Sorge, sich etwas zu vergeben; es müßte zu Strafen und Strafarbeiten nur ganz selten kommen, nicht alle Tage und nicht jede Woche; es müßte ein erhobener Finger hinreichen, ja hinreichen bis in das trotzige Herz des Kindes, um es zu beugen und stille zu machen;

es müßte nur der Erscheinung des Lehrers in der Ferne bedürfen, um alle tobende Lust zum Schweigen zu bringen, um jedes ausgelassene oder frevle Wort auf der Zunge ersterben zu lassen; es müßte ein freundlicher Blick, ein freundliches Wort genügen, um dem Blöden, Verzagten Muth zu machen und Mund und Herz aufzuthun: ja, das wäre ein Meister! Aber wer kann sich rühmen solcher Meisterschaft, wer kann sagen, wie oft er fehle?

Nun ist aber mit dem Lehrernamen nur ein Theil seines Berufes bezeichnet: wie der Geistliche nicht blos Prediger ist (und mit Unrecht nur so titulirt wird), sondern ein Pastor sein soll, ein pastor animarum fidelium, so der Schulmeister nicht blos Lehrer, Präceptor, sondern Jungenführer oder Pädagog; ich meine Erzieher. Das ist noch mehr und schwerer als Schulmeisterschaft. Man wird es aber nicht durch große Kunst und kluge Berechnung, man wird es auch durch Bücher nicht, und wenn man alle Paragraphen der Diätetik und Culturlehre und Heilkunde seligen Andenkens an den Fingern herzählen und am Schnürchen hersagen könnte, man wird es durch das Alles nicht, vielleicht erst recht nicht. Man wird es allein durchs Herz, durch ein weises, frommes Herz.

Pestalozzi hat einmal sich sehr schön und rührend mit dem Worte charakterisirt: ich bin durch mein Herz, was ich bin. So sollte es bei jedem Lehrer sein. Man soll es ihm anmerken, daß das Herz, daß die Liebe ihn treibt, so und so zu reden zu dem Kinde zu Lehre und Lob, Warnung und Strafe; man soll es ihm anmerken, daß er nicht nach Miethlingsart froh ist, wenn er die Schule, die er nie im Herzen trug, im Rücken und die Kinder aus den Augen hat und die Stunden durch zwei akademische Viertel abkürzen kann, sondern daß er froh ist, unter den Kindern zu weilen und in der Schule zu wirken; man soll es ihm anmerken, daß er seinem Berufe zuerst und über Alles, von ganzem Herzen und von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe und aus allen seinen Kräften lebt und dient. Aber das Lehrerherz soll auch ein weises Herz sein, damit es immer das rechte Wort zu rechter Zeit zu finden wisse und den rechten Ton treffe und für alle Fälle das beste Mittel erwähle und nie zu viel und nie zu wenig thue, nie über dem Einzelnen die Gesammtheit,

nie über der Gesammtheit den Einzelnen aus den Augen verliere, nicht durch zu harte Strafen erbittere, nicht durch zu lange verhärte, nicht durch zu häufige abstumpfe, nicht durch zu vielen Tadel entmuthige, nicht durch zu knappes Lob entfremde, nicht durch überschwengliches überhebe. Aller Weisheit Anfang und Ende und Krone aber ist die Furcht Gottes. Ein Lehrer soll auch und vor Allem ein frommes Herz haben, den Seinen ein Vorbild sein in der Demuth, in der Geduld, in der Mäßigung, in der Selbstbeherrschung, in dem Wandel als vor Gottes Augen, im Geist des Gebets, in der Liebe und in Allem, was etwa eine Tugend, was etwa ein Lob ist. —

Und wieder die Frage: wo finde ich nun den Lehrer von all' dieser Vollkommenheit und Tugend? Gehe zu treuen, bewährten Altmeistern; sie werden dir, wenn du ihr Vertrauen gewinnst, nicht verhalten, was sie drückt. Klopfe an die Thür bei Pädagogen von berühmtem Namen, sie werden dir den Einlaß nicht versagen und die Einschau in ihre Werkstatt, aber sie wissen's und bekennen's gerne und unverhohlen, wir ermangeln allzumal des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen. Suche grundgelehrte Pädagogiker auf — doch nein, laß die lieber allein. Nein, es giebt noch einen andern Meister, einen Meister, den wir nicht erst zu suchen brauchen, weil wir ihn haben, das ist der Lehrer, „dem kein Lehrer gleich." Zu dem wollen wir gehen, zu dessen Füßen wollen wir sitzen, von dem wollen wir lernen, was uns Noth ist für Zeit und Ewigkeit. Es müssen ja freilich die Ideale der Jugend vor dem Ernst des Lebens zerrinnen. Aber „wohl jedem, auch jedem Lehrer, der, wenn sie zerronnen sind und nur noch als freundliche Morgenträume in der Erinnerung leben, dann schon in Ihm ein anderes Ideal gefunden hat, das nicht vergehen, und verlöschen kann, weil es wahrhaftig und wirklich ist, weil es gelebt hat und ewig lebt, ein Ideal, welches rein und erhaben, aber doch nicht ein fernes und fremdes Bild, sondern ein milder, liebevoller Freund ist, uns innig nahe, wirkend in aller Menschen Herzen, in aller Menschen Seelen." —

Und nun zum Schluß noch zwei Worte von der Kinderwelt. Wer sie kennt, weiß, daß sie in und an sich einen Zug

hat zum Idealisiren, zum Verklären der gemeinen, schlechten Wirklichkeit in den lichten Schein, zu idealem Streben, Hoffen und Glauben. Verständige Pädagogen legen da nun gleich Hand an, um diesen Glauben wie ein böses Kraut mit der Wurzel auszureißen. Das ist nur ein Glaube für Romanwelten, sagen sie. Nähren wir ihn, so giebt es später nur bittre Enttäuschungen oder harte Conflikte, nur schwärmerische, überspannte, unnütze oder unglückliche Leute. Zeigt ihnen vielmehr Welt und Menschheit wie sie ist, nicht wie sie sein könnte und sollte, so wissen sie bei Zeiten, woran sie sind, und lernen sich in die Welt schicken. — Das ist nicht recht gesprochen und gethan. Wir sollen vielmehr die zarte Blüthe jenes glücklichen naiven Sinnes und Glaubens ihnen gerne gönnen und lassen, wir sollen nicht vor der Zeit die Hülle wegreißen, um ihnen die Welt in ihrer trüben Mischung von Selbstsucht und Selbstentäußerung, von Gemeinheit und Adel, von Gut und Böse, von Licht und Schatten zu zeigen; wir sollen die Ideale im jugendlichen Gemüth nicht geflissentlich verdunkeln, verwischen oder zerstören, vielmehr sie darin rein erhalten und festwurzeln lassen; sind sie es doch, an denen einst der Mann sich erheben, auf die allein er einst bauen soll. In der idealen Jugendgluth, sagt J. Paul, und in ihr allein reift das Leben, und das Schönste, was die Menschen thaten, fiel es auch in ihre kältere Jahreszeit, war nur spät aufgehender Same, den der Lebensbaum des kindlichen Paradieses getragen hatte. Und ein andermal: „Der Glaube des Kindes (an Vater und Mutter, an Güte und Treue der Menschen, an Gott und Welt, an heilige und weltliche Geschichten) der Glaube thut die kleine Brust dem alten großen Herzen auf. Diesen Glauben beschädigen heißt dem Calvin ähnlichen, welcher die Tonkunst aus den Kirchen verwies. Denn Glauben ist Nachtönen der überirdischen Sphärenmusik. Wenn in eurer letzten Stunde, bedenkt es, Alles im gebrochenen Geiste abblüht und herabstirbt, Dichten, Denken, Streben, Freuen: so grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens fort und stärkt mit Duft im letzten Dunkel."

---

## Das einige Deutschland in deutschen Schulen.

Was ist des Deutschen Vaterland?

Gelehrte und patriotische Leute haben mehr als einmal allem deutschen Volk zum Trost darauf hingewiesen, daß es bei aller beklagenswerthen Zerrissenheit des Vaterlandes und Getheiltheit seiner Interessen eine Provinz gebe, aus welcher, wie aus Elis weiland, aller Streit und Hader verbannt sei, in welcher, wenn Alles ringsumher sich in Mißtrauen und Eifersucht beäugelt oder in den Haaren liegt und Noten oder Kugeln wechselt, die beste Harmonie, der schönste Friede wohnt, nämlich das Feld der Kunst, vor andern der Poesie. Das ist wahr. Wir denken nicht daran und fragen nicht danach, ob der Eine ein Schwabe, der Andre ein Reichsbürger, der Dritte ein Holsteiner, der Vierte ein Lausitzer, der Fünfte ein Preuße, der Sechste gar ein Pommer oder Mecklenburger sei; die Dichter gehören dem ganzen Volke, dem ganzen, großen, lieben deutschen Vaterlande an, in der Dichtung lösen sich alle Dissonanzen in friedlichen, freundlichen Wohlklang auf. Aber das ist denn auch das einzige Reichsfriedensparadies. Denn schon die andern Künste stehen meist im Dienste von Sonderinteressen. Und sonst mögen wir das Auge wenden, wohin wir wollen, auf Zölle und Münzen, Handel und Sprache, Sitten und Trachten, Landesfarben und Staatsverfassungen, Kirchenthum und Gerichtswesen: überall begegnet uns das uneinige Deutschland, und die Frage des Dichters wird zur schmerzlichen Klage: Was ist, wo ist des Deutschen Vaterland? Zwar sind wir weit entfernt, allen Verschiedenheiten auf den genannten Gebieten die Berechtigung und die heilsame Frucht abzusprechen, und die Vergleichung des vieltheiligen Deutschland mit dem alten

Griechenland ist nicht ohne Grund. Indessen erinnert eben diese Zusammenstellung zu gleicher Zeit an die tiefen dunklen Schatten, an die großen, schweren Schäden dieser Erscheinung.

Und so wirft denn diese Vieltheiligkeit ihr Licht wie ihre Schatten auch auf das Gebiet der Schule. Ein Gang durch ihre Räume wird uns das klar machen.

Nehmen wir zunächst die äußere Stellung der Schule aufs Korn. Da wird in dem einen Lande der Lehrer von Kirchenlichtern er- und beleuchtet, von Räthen berathen, von Commissionen be- und er- und untersucht, von Gemeinden durch gute und böse Gerüchte und Gerichte hindurchgetrieben; in dem andern ist schon die holde Zwillingsfrucht der Freiheit und Gleichgültigkeit gereift; in dem dritten ist sie, wie die mit Gold- und Silberschaum beklebten Weihnachtsäpfel für die artigen Kinder an den immer hoffnungsgrünen Tannenbaum angeheftet, lieblich anzuschauen, doch zum Angreifen und Anbeißen zu hoch gehängt. Da sind in einem Staate alle Eventualitäten durch ein organisches, gesundes, in wohlgeordneten Schranken freier Bewegung Raum lassendes Schul- und Unterrichtsgesetz vorgesehen; in einem andern ist die Aussicht darauf unbenommen, in einem Dritten drückt es wie eine Last auf die im Tragen nicht ungeübten Schultern und auf die Geister, die gewohnt sind, sich in der Beschränkung als Meister zeigen zu sollen. Da hat ein Land eine bunte Mannigfaltigkeit von Schulordnungen, Lehrweisen und Unterrichtszielen, wo nicht so viel als Schulen, doch so viel als Bezirke; ein anderes erfreut sich auch in diesem Betracht genauer, sorgfältiger Vorschriften für Groß und Klein, und wo giebt es ein Land im deutschen Vaterlande, das sich einer solchen Regula de tri rühmen könnte, wie Preußens Elementar- und Seminarlehrer und Präparatöre in dem Regulativ vom 1. 2. und 3. October 1854 sie besitzen? Da wird in einem Lande Jahr für Jahr Sorge getragen, den Lehrern die Gegenwart sorgenfrei zu gestalten und den Blick in die Zukunft zu erheitern und zu erweitern; in dem andern seufzen noch viele bei einem zwar nicht umkömmlichen, aber auch nicht auskömmlichen Gehalt, und haben nicht multa und nicht multum, und haben wohl eine Schule, aber keine Zukunft.

Das wäre nun schon ein Stückchen Verschiedenheit in deutschen Schulen. Aber es wird uns deß mehr in den Weg laufen, wenn wir über die Schwelle in das Heiligthum treten.

Was giebt es heute zum Frühstück? „Was ihr wollt.“ Gut denn, so wollen wir hören, wie hier zu Land „die deutsche Zunge klingt“. Also Deutsch? Sprache? Deutsche Sprache? Muttersprache? Muttersprachunterricht? Ja doch, in Henkers Namen, das Alles auf einmal. Aber so fangt an. Aller Anfang ist schwer. Das etwas lang gezerrte und hochgezierte Prooemium läßt uns kalt und trocken, und Zeit, einen Blick in das zerlesene Lesebuch zu thun, das die Kinder vor sich aufgeschlagen haben. Wen liesest du auf dem Titel? Theel — Friedrich Wilhelm Theel. Recht so; das ist ein wohlbekannter und warm empfohlener Mann. Aber Himmel! was hab ich für eine Menge Lesebücher erlebt seit den paar Wochen, daß ich deutsche Schulen durchwandre, auf diesem kleinen Fleckchen deutschen Vaterlandes! Dort zieht ihnen Harnisch mit seinem Kinderfreund den Sprachharnisch an, da gedeihen sie bei dem preußischen Preuß und Vetter, dort studiren sie Gude und Gittermann, da kehren sie ein bei Kehrein, dort nährt sie Mager von seinem Tisch, da labt sie Wurst mit seinem Eingeschlachteten, dort giebt es Oltrogge, da Lüben, da Bach, da Wackernagel, da Quietmeyer da — Genug, genug! Auch Aufhörenkönnen ist eine Kunst, sagt ein gewisser Wieland. So sah ichs hier, wie wirds nun erst draußen im ganzen großen Vaterlande aussehen? O einiges Deutschland, wo bleibest du? —

Aber willst du's beklagen? Es thun es viele, du sollst es nicht. Verschiedene Schulen haben bei aller Einheit des letzten Zieles sehr verschiedenes Bedürfniß, nach dem Lande, der Provinz, dem Kreise, dem Orte und seiner Umgebung, den Bewohnern und ihrer Beschäftigung. Es ist billig, daß dem Rechnung getragen werde, wie die Leute sagen. Dazu kommt, daß die Geschmäcke, die Neigungen verschieden sind. Es ist in der Ordnung, daß auch ihnen, so weit sie im Rechte sind, nachgegeben werde. Fast jedes Lesebuch hat etwas Eigenthümliches, in Tendenz, Auswahl oder Anordnung, und ist das ein gutes und berechtigtes Eigen-

thümliches, warum sollen wir's von uns weisen? Hier ist ein mannigfaltiges Leben und Streben, das uns freuen soll. Um die todtgebornen Fabrikkinder aber wollen wir uns nicht sorgen, sie kommen auch ohne unsern Bann nicht auf die Beine. Zudem enthalten ja die wirklich guten Lesebücher eine große Menge Material, gleichsam einen Normalstoff, einen Grundstock, eine Quintessenz an Sprüchen, Liedern, Fabeln, Mährchen, Erzählungen in Uebereinstimmung; das ist einiges Deutschland genug. — Man hat wohl gesagt, es sei ein Lesebuch für das ganze Land zu wünschen, das jenen Normalstoff für Alle enthielte und weiter eben nichts. Aber das geht nicht. Oder ja, es geht wohl für Vaterländchen, wie Waldeck oder Lippe oder Lichtenstein oder Gotha, aber für ein Land von größerer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit des Lebens und der Verhältnisse geht es nicht. Am ehesten ginge es noch für die ersten Elemente, und in der That hat ein Gymnasial-Director (man denke!) einmal sich ernstlich mit dem Gedanken getragen, eine „Reichsfibel" zu schreiben, hat auch eine Fibel herausgegeben, die sehr wohl angelegt ist, aber zur Höhe einer Reichsfibel hat sie's unseres Wissens bis heute noch nicht gebracht. —

Ueber diesen dummen Reflexionen ist unser College schon ein Stück in die Arbeit hineingekommen und warm geworden. Wir wollen ihm nun ein wenig zuhören. Er hat eben einen Abschnitt lesen lassen und fährt nun wie ein angeschossener Eber mit dem grammatischen Hauer in dem Walde, den er vor Bäumen nicht sieht, umher, um aus dem Lebendigen „den Geist herauszutreiben". Es giebt auch hier der Wege und Weisen mancherlei. Die Einen machen's wie unser Mann (der aber wieder nicht unser Mann ist), sie kommen über hundert un- oder schlecht erklärten, auswendig gelernten und nicht inwendig begriffenen, schiefen, kahlen Definitionen und Divisionen nicht zum Eindringen in den Inhalt, nicht zur Uebung der Sprachfertigkeit. Die Andern wollen von all' jenem Plunder, wie sie's nennen, nichts wissen (wissen wohl auch manchmal nichts Rechts davon), sie halten sich allein an jene zweite Aufgabe der praktischen Uebung, der Erläuterung des Gedankens und des Zusammenhangs; und

ich denke, sie werden in der Volksschule nicht auf dem Holzwege sein. Aber Manche übertreiben's, klauben an dem Inhalt mit logischem und sachlichem und sprachlichem Kram herum, daß das Dunkel erst ein wenig licht, dann aber wieder wirr und matt und trübe wird, und Aug' und Sinn sich endlich davon abwendet wie von einer losen, eklen, abgestandenen Speise. Wieder Andere wählen das so beliebte Juste-milieu und ziehen von dem grammatischen Zeug herein, was ihnen gerade vor den Schnabel kommt und in die Augen fällt, unbekümmert um Ordnung und Zusammenhang. Eklektiker die! Du brauchst nur ein paar Stunden zu wandern, und du kannst alle diese Wege und Weisen und mit mancherlei Abweichungen nach links und rechts finden. O einiges Deutschland, wo bleibest du?

Aber achte nun einmal auch auf die grammatischen Namen: wie wird dir's da? Da giebt's erst eine Varietät, trotz allen Blumisten deutscher Flora. So viel Leitfäden — und wer will sie zählen, wer kennt all' ihre Namen — so viel grammatische Terminologien. Jeder will was Besondres haben, daß am Ende, wie vor Zeiten in Babel, kaum Einer mehr den Andern versteht. Lasset euch an dieser Stelle eine lustig ernste Geschichte von Jean Paul erzählen.

„Die besten und schlechtesten deutschen Sprachlehrer wurden von dem Preise, den die bairische Akademie auf die beste deutsche Sprachlehre gesetzt, zu einem Landtag — oder Landnacht, denn ich träumte das Folgende nur — zusammenberufen, um außer den hundert Preisdukaten noch eine Preisgrammatik herauszubringen.

„Um die Sitztafel waren nicht nur sehr berühmte Sprachforscher versammelt, die lebendig waren, Wolke, Vater, Campe &c., sondern auch deutsche Schatten, wie Gottsched, Adelung, Schottel &c., und endlich ein lateinischer Donatus, der als Präsident obenan saß und folglich zuletzt stimmte.

„Meine verehrtesten Herren Räthe," fing Donatus an, „auch in der Grammatik, wie im Staate regieren Wörter einzelne Wörter, und werden wieder selbst regiert . . . ."

„Denn allerdings," fielen Gottsched und Adelung ein, werden die Hauptwörter wieder regiert von . . . ."

„Meinen die beiden Herren Räthe die selbständigen Nennwörter?" fragte Schottel.

„Sie meinen alle drei die Selbstwörter?" fragte Popowitsch.

„Nämlich die Stände meinen die vier Herren wohl?" sagte Martian.

„Die Selbstandwörter wollen sämmtliche fünf Herren Räthe sagen," sagte Reinbeck.

„Von Sachwörtern reden die sechs vielleicht demnach?" sagte Trapp.

„Ich irre sehr, oder die sieben Herren wollen sagen die Hauptnamen," sagte Wolke.

„Ins Henkers Namen!" fuhr der selige Donatus auf, als ein hitziger Kopf, wie alle Sprachköpfe, „meint ihr denn die Substantiva oder den Teufel und seine Großmutter?"

„In der That jene oder die Hauptwörter," fuhren die Räthe Gottsched und Adelung unerschüttert fort — „und es werden solche, wie wir Anfangs zu bemerken anfingen, wieder regiert von den Zeitwörtern . . . ."

„Meinen die beiden Herren die Redewörter?" fragte Wismeyer.

„Wollen die drei Herren vielleicht sagen die Bindeumstände?" sagte Martian.

„Versteh ich sie recht, oder die vier Herren reden von Begebenheits-Zeitwörtern?" sagte Vater.

„Also vielleicht von den Wandelwörtern, meine geehrtesten fünf Herren Collegen?" fragte Reinbeck.

„Zustandwörter müssen gewiß sämmtliche sechs Herren im Kopfe gehabt haben," sagte Konradi. . . . .

„Aussagewörter demnach alle sieben," sagte Campe.

„Mithin sie sagten alle acht, wie sie da sitzen, Benennungen der Aussager aus," sagte Wolke.

„Also — o Himmel und Hölle!" rief grimmig aufstehend Donatus, „also meine Verba wurden von den Neunen gemeint, als sie den Satz aussprechen wollten, von den Verbis würden regierende Substantiva wieder regiert, wie von Fürsten Land-

stände! Nun so will ich sterben und krepiren, Herren Räthe, bringt ihr's je zu einem deutschen Donat. Donatus sagt's, sagt!" sagte der lateinische Schatten, und schlug so schrecklich auf die Sitztafel, daß jeder Rath vom Stuhle auffuhr und ich aus dem Schlafe, . . . . indeß selber als Beisitzer oder Beischläfer doch fortfuhr und nachstimmte und sagte: Ach ja wohl! Aber soll denn England und Welschland und Rußland und Polen und Frankreich und Portugal und Spanien und solche ihrer Inseln, die hierher gehören, alle inwärts und auswärts herrlich, ihre Redetheile bei dem Namen rufen können, bloß weil sie den alten Donatus zu ihrem Gesammtgevatter gebeten, sollten aber wir Deutsche allein, während Donati lateinischer und Fürstenlehrstuhl als hochstehender Fernschreiber von Petersburg bis Lissabon in ganz Europa zu sehen und zu hören ist, diesem Scepterweiser entweichen, um mit einer regellosen Grammatiksprache eine Sprachregellehre aufzuführen? Sollten wir immer erst die neue Sprache eines Sprachregellehrers lernen, um unsre alte zu erlernen, und jene wieder vergessen oder übersetzen, um wieder die neue eines andern zu verstehen?" —

Wir wollen diesmal auf die Wahrheit dieses Schlußwortes nicht eingehen, nur auf unsern Refrain drängt uns die Wahrnehmung: O einiges Deutschland, wo bleibest du?

Die Wahrnehmung wird nicht besser, ja schlimmer, wenn wir auf eine andere Seite der Sache unsere Aufmerksamkeit wenden, nämlich auf die Orthographie. Was da der Eine Rechtschreibung nennt, heißt dem Andern Unrecht-, Falsch-, Schlechtschreibung. Zwar unser Freund und Wirth läßt sich darum kein grau Haar wachsen, und er hat Recht. Die Grauen, denkt er, kommen so schon früh genug, ja bei den meisten nur zu früh. Er folgt dem Grundsatz der Alten: usus est tyrannus, und einem Tyrannen widerstreben, ist gefährlich, oft lebensgefährlich. Die Schule, sagt er, hat kein Recht, bei Verhältnissen, die noch nicht abgeklärt, noch nicht entschieden und gefestigt sind, Partei zu nehmen; sie muß dem Herkommen, dem usus folgen, sie würde sonst ihre Schüler, die sie klar und fest machen soll, confus und unsicher machen. Ja, sagt der Gegner, der

Fortschrittsmann, wenn aber der usus ein abusus ist? So ist auch der abusus ein tyrannus, und die Schule hat keinenfalls den Vortritt. Sehet da, wieder das uneinige Deutschland — in deutschen Schulen. Zwar in die Schulen ist die Anarchie noch nicht so völlig eingedrungen mit hochaufgezogenen Schleusen wie in die Literatur. Noch schreiben die gangbaren Schullesebücher nicht „Allens kleen," und nicht in lateinischer Schrift, noch schreiben sie nicht mit Möller (Herrig's Archiv 1853. S. 479): erstensz, gutesz, unt, ferker, fölker, noch nicht mit Traitteur (neuer verständiger Entwurf einer einfachen Schreibweise, München, Dechsler): Lärstand, Emfeelungsbrif, Vereeligung, Erzüung. Aber schon ist durch die Fugen manch Wässerlein der Neuerung eingedrungen, wie wenn z. B. eines der verbreitetsten und gediegensten Lesebücher bei vielen Wörtern, dem Gebrauch entgegen, das h wegläßt, Eräugniß schreibt, ss und ß abweichend setzt u. a. Dem Uebelstand dieser Schreibverwirrung ist nicht durch Decrete von Oben her abzuhelfen, wie es Hannover versucht hat, solch Ding will Weile haben und sich organisch entwickeln, die Zeiten von Adelung sind vorüber auf Nimmerwiederkehr, und Deutschland hat keine dictatorische Akademie wie Frankreich. So müssen wir denn uns abwartend verhalten und vorläufig noch einige Jahre, so weit unser Arm, unser Wort, unsre Ruthe reicht, mit aller Macht und Consequenz daran festhalten: Hauptwörter (oder wie ihr sie nennen mögt) werden groß geschrieben, und schreibst du eins klein, so kommst du Einen 'runter. —

Nun sind zwar auf dem Felde des deutschen Unterrichts die Differenzen und Divergenzen und Discrepanzen am größten und schärfsten, das ist wahr. Aber sie fehlen auch an andern Stellen nicht. So besonders in der Religion. Versetzen wir uns zunächst an einen Ort, Düftelfingen mag er heißen. Da giebt es wiederum fast so viel Leitfäden und Katechismen in der Hand der Kinder als Schulen: Katechismen pure, Katechismen in Frageform, Katechismen mit Sprüchen und Liedern, Katechismen dick und dünn, Katechismen nach Dr. Martinus, Katechismen in freier, neuer Form und Gestalt. Und nun kommen, die

bisher nur in der Schule waren, in die geistliche Vorpflege. Wie wird es nun? Da ist dem Einen der eine Leitfaden zu knapp, dem Andern der andre zu weit; der eine hat zu viel Sprüche, der andre zu wenig, der eine ist zu unentschieden, der andre zu scharfkantig nach links oder rechts, der eine erregt dadurch Anstoß, daß er dem Wortlaut und der Folge des Lutherischen Katechismus sich anschließt, dieses veralteten, unzeitgemäßen, unverständlichen Büchleins, über das wir nachgerade endlich hinaus sein sollten, sagen sie; dem Andern ist in dem vorhandenen Leitfaden zu wenig Luther. Und so setzt sich der geistliche Herr flugs hin und schreibt 50, 60 — kleine Seiten, das ist nun *sein* Katechismus, danach gehen *wir*. Und Mancher, der kaum in sein Amt einen Schritt und in das Vorhandene einen Blick gethan und alsbald ein novum in die Welt gesetzt hat, kann sich wie Cäsar rühmen mit stolzem Mund: veni, vidi, feci (und vici). Und ist es so schon in unserm Düftelfingen, wie wird es aussehen in weiteren Grenzen, vom Rhein bis zur Weichsel, von den Alpen bis zum Meere? Ach, andre Buben, andre Bücher; andre magistri, andre catechismi — o du mein liebes, einiges Deutschland, wo bleibest du?

Was nun von dieser Unzahl von Katechismen und Religionsbüchern zu halten? Das Urtheil kann hier nicht so friedselig glimpflich lauten wie über Fibeln und Lesebücher. Denn es wäre erst zu beweisen, daß so vielerlei Bearbeitungen ein Bedürfniß seien. Zudem verrathen jene Schriften und Schriftchen, Leitfaden und Leitfädchen, Opera und Opuscula selten eine rechtschaffne Kenntniß der einschlägigen Literatur, und viele sind aus der praktischen Erfahrung, aus der Arbeit in der Schule nicht hervorgewachsen. Und so müssen wir der materna castigatio des gestrengen Mannes von Schloß Elsterwerda Recht geben: „Schriftsteller, hinter dem Regulative her aufgeschossen wie Pilze „nach dem Regen, Leute, die gänzlich unfähig sind, Sinn und „Geist des Regulativs zu verstehen, und darum an den Wortlaut „sich ängstlich anklammern, auch solche, die es sich gar nicht „übel nehmen, den ausdrücklichen Bestimmungen des Regulativs „geradezu ins Gesicht zu schlagen, oder aus ihm herauszudeuten,

„was zu ihrem eigenen Unverstande paßt: ein ganzer Chorus von „hüben und drüben setzt mit ungeheurer Vermessenheit seinen „Machwerken den Namen des Regulativs an die Stirn und „schickt die so geaichte Waare auf den Büchermarkt.“ Und ein andermal: „Die Sucht der Herren Pastoren, Schulbücher zu „schreiben, scheint noch immer zu steigen. Wollten dieselben nur „immer bedenken, daß ein gutes Schulbuch schreiben eine Kunst „ist, die nicht nothwendig an dem Innehaben eines Pfarramtes „oder einer Schulinspection haftet.“ (Pädag. Jahresbericht X, S. 17. XI, S. 33.)

Ist aber die Zahl des betreffenden Artikels schon Legion auf dem Felde des Einen evangelischen Bekenntnisses, wie wird die Zahl erst überall da wachsen, wo verschiedene Confessionen einander gegenüberstehen! Und wo bleibt da noch das einige Deutschland? Werfen wir nur einmal einen Blick in einen katholischen Katechismus. Da lesen wir (Paderborner Ktch. 6. Aufl. 1861. S. 32): „Der leichtsinnigen Volksklasse gefiel die bequeme, dem sinnlichen Menschen zusagende Lehre (Luthers). S. 107: Die letzte allgemeine Kirchenversammlung wurde zu Trient vor 300 Jahren gehalten, als eben neue Irrlehrer sich erhoben hatten, die unter dem Vorwande, die Kirche zu verbessern, verderbliche Irrthümer verbreiteten.“ S. 230: Im Bette bezeichne dich noch einmal mit dem heiligen Kreuze und sprich: Durch deine heilige Jungfrauschaft und unbefleckte Empfängniß, o reine Jungfrau Maria, bewahre mein Herz und meinen Leib rein und unbefleckt vor aller Sünde 2c. Der andern Stellen vom Verdienst der Werke, Verehrung der Heiligen, den Sacramenten, dem Regiment des Papstes 2c. zu geschweigen. Ja, es ist eine große Kluft befestigt zwischen uns und ihnen. Das ist aus tiefster Seele zu beklagen, und der theure Gottesmann, der unsre Kirche aufgebaut, hat es selber aufs Schmerzlichste erkannt und empfunden, und seinem Philippus ist darüber das Herz gebrochen. Aber er konnte nicht anders, er konnte nicht wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Vermitteln durch Zugeständnisse nach hüben und drüben — von drüben kommen sie uns ohnehin nimmer — ist hier nichts. Auch der seiner Zeit

vielbesprochene „allgemeine“ und „allgemeinste“ Religionsunterricht bringt keinen Frieden, nicht einmal in unsre eigne Kirche. Halten wir vielmehr fest an dem gewissen Grund unsres Glaubens, an dem lauteren Gotteswort, tragen wir einander in demüthiger Liebe, auch da wo sie vom Gegentheil uns nicht widerfährt, vergessen wir über der Einheit nicht die Freiheit, über den confessionellen Scheidelehren nicht die gemeinsamen Fundamentalartikel des Christenglaubens, und stellen wir das Andre vertrauend und hoffend dem anheim, durch dessen Führungen einst, wenn die Zeit erfüllt ist, Eine Heerde sich sammeln wird um den Einen Hirten.

Treten wir zurück auf das Gebiet unsrer Kirche, um — absehend von den mannigfachen Abweichungen in Methode, in Ordnung und Auswahl des Materials — nur noch eine Seite der Differenz ins Auge zu fassen.

Der confessionelle Glaube hat nächst der Ausprägung in den Bekenntnißschriften seinen lebendigsten und bestimmtesten Ausdruck gefunden in dem Kirchenliede. Daß eben darum die Schule es zu pflegen habe, wird von den Meisten anerkannt. Wie und wie weit, das wird schon wieder — es ist verzweifelt — zu einem Gegenstand, wenn nicht des Haders, doch der Meinung, trotz der bekannten Achtzig, die ja auch zur Auswahl gestellt sind. Aber sind nun die Divergirenden glücklich eins geworden über ein Lied, so erhebt sich aus den Gewässern wie ein böser Dämon die Frage: nach welchem Text? Und da geht wieder der Spuk los, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Nehmen wir aus der Menge eins heraus, eines der bekanntesten: Ach bleib' mit deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ, daß uns hinfort nicht schade des bösen Feindes List. So will's der Eine gesagt und gesungen haben, denn so steht's da, ich kann nicht anders, spricht er — und sonst nichts mehr. Der Zweite dagegen: was? des Feindes? Da steckt etwas dahinter! Das geht auf den Teufel. Den Teufel! Fort mit ihm. Ihr sollt sagen und singen: Der Feinde Macht und List. So kann sich ein Christenmensch daran erbauen ohne Aergerniß und Anstoß. Nein, das ist mir zu unbestimmt, sagt der Dritte; und wer steht mir dafür, daß

der und jener in unserer teufelsüchtigen Zeit unter den Feinden die Teufel versteht. Das wäre mir ein schöner Tausch. Nein, wir singen und sagen: Der Sünde Macht und List. Halt, ruft der Vierte, das ist zu abstract, ich weiß einen besseren Ausweg: Damit kein Feind uns schade mit seiner Macht und List. — Mit Acclamation angenommen. — Weiter: Ach bleib mit deinem Worte bei uns, Erlöser werth, daß uns beid' hier und dorte sei Glück und Heil bescheert. Nimmt der Fünfte das Wort: Das „beid' hier und dorte," das schmeckt mir gar nit sehr, das schmeckt so nach altfränkischem Wesen. Aber wie helfen? ich traue mich nicht. Wozu lange zaudern? ruft der Sechste. Dem Muthigen gehört die Welt. Schreib flugs: damit uns hier und dorte. Ja, wendet der Siebente ein, das wäre ja sehr schön, aber das dorte, das dorte! Nun denn, replicirt der Sechste, so machen wir: Daß uns an jedem Orte. Bravo! von der Linken. Wäre es nicht noch räthlicher, fällt hier ein Anderer ein, den der Triumph des Sechsten sichtlich nicht schlafen, nicht schweigen läßt, wäre es nicht noch besser, wir schrieben: ach bleib' mit deinen Worten (sehr richtig!) bei uns, Erlöser werth, auf daß uns hier und dorten ꝛc. Mehrstimmiges Bravo! Sehr gut! Da Capo! Noch ist eine Differenz zu erledigen; die Einen wollen: Glück und Heil, die Andern: Güt' und Heil, wieder Andere: Trost und Heil. Man geht über diesen unwesentlichen Punkt zur Tagesordnung über. Da erhebt sich noch Einer aus der Ecke: Verehrte Brüder — Nichts mehr davon, der zweite Vers ist abgethan — Aber meine Herren, so lassen — Nichts da, die Debatte ist geschlossen. Der Vorsitzende klingelt: Meine Herren, ich muß sie daran erinnern, daß allein dem Präsidenten das Recht zusteht, einem Mitgliede das Wort zu entziehen. Und zu dem unterbrochenen Opfer gewendet: Sprechen Sie! Nun, ich will mich kurz fassen, ich dachte mir in meinen dummen Gedanken (oh! oh! sehr gut!), ob es nicht etwa so ginge, über die Steine und Steinchen des Anstoßes mit einem kühnen Schnitt, so zu sagen einem Kaiserschnitt hinwegzukommen: Entzieh' uns deine Lehre, das Wort der Wahrheit nicht! Durch ihre Kraft gewähre uns immer Trost und

Licht. Stürmischer Beifall. Angenommen. Nur eine vereinzelte Stimme im Hintergrunde: Das ist mir ein Radicaler! Der Präsident ruft ihn zur Ordnung. Nun endlich ist auch der zweite Vers abgethan. —

So zogen sich die Verhandlungen, — denn ich referire Erlebtes, nicht Geträumtes — und nicht sine ira, doch gewiß sine studio — fort bis über Mitternacht. Und nun frage ich: Wenn das am Grünen geschieht, was soll am Dürren werden? Doch nein, am Dürren, d. h. dem dogmatisirenden, moralisirenden Gemengsel wird nichts, das lassen sie alle ungeschoren, denn es ist eben nichts daran zu scheeren. Diese bunten Variationen aber nach dogmatischem oder ästhetischem Belieben sind ein rechtes Kreuz unserer Kirche und unserer Schule. O einiges, evangelisches Deutschland, wo bleibest du? Ich meine: wir sollten uns vor einem harten, alterthümlichen (ich sage nicht veralteten) Wort und Ausdruck nicht so weichherzig graueln; und so lange wir noch die Bibel nach Luthers Ueberse̲tzung lesen und brauchen, haben wir's um so weniger Ursach. Es liegt darin ein Stück des unsere Zeit so bedenklich beherrschenden groben oder weichmüthigen Subjectivismus. Einige mit Vorsicht und Schonung angebrachte Veränderungen sind damit nicht ausgeschlossen. Doch wird ihre Zahl bei allseitiger, gründlicher Prüfung nicht zu groß sein. Statt einer anstößigen Umänderung aber scheint es immer gerathener, lieber, wenn es ohne Schaden des Zusammenhanges geschehen kann, den ganzen Vers wegzulassen. Und dann sollten kirchliche Oberbehörden nach Kräften, so weit ihr Scepter oder Krummstab reicht, für Einstimmigkeit Sorge tragen. Eine völlige Einheit und Einigkeit werden wir freilich auf diesem Felde wohl nicht erleben, so lange — wir nicht einen Pabst im Regimente haben.

Vom Liede zum Gesange ist nur Ein Schritt, ein kürzerer noch als vom Erhabenen zum Lächerlichen. Sei mir auch davon ein Wörtlein verstattet.

Wir beginnen billig mit dem Choral. Daß eine große Verschiedenheit der gangbaren und herrschenden Melodien in verschiedenen Landschaften und Provinzen und städtischen Bezirken uns begegnet, (man vergl. z. B. Thüringen mit Schwaben, die

Rheinlande mit Pommern) wollen wir nicht beklagen: das ist eben ein mannigfaltiges, berechtigtes Leben; wenn es auch dem Wanderer leid thun mag, in der Fremde kaum eine der trauten, lieben Melodien seiner Heimath zu vernehmen. Eher mögen wir die unfruchtbaren Gegenden bedauern, die, von ihren Orglern kräftiglich und sänftiglich geleitet, sich Jahr aus Jahr ein an kaum 20 Melodien kümmerlich und mühselig und langweilig abarbeiten. Indessen ist das ein Trost, sie wissen nicht, was ihnen fehlt, sie verlangen nicht nach mehr. Freilich ein solamen miseris und solamen miserum. Kundige Geistliche und treue Lehrer können hier, wenn sie nur wollen, viel thun zur Erweiterung des Melodienschatzes und zur Weckung der Sangeslust.

Aber sehen wir nun die einzelnen Choräle, die fast überall in deutschen Landen gebräuchlichen, an, wie steht es da? Man sollte meinen, in diesen festgeschlossenen, enggebundenen, feierlich gemessenen Sangesweisen, Liedesreihen seien Differenzen wesentlicher Natur eine reine Unmöglichkeit. Aber mit nichten! Das Unmögliche wird hier möglich gemacht. Es giebt Declinationen ohne Zahl. Wir brauchen nur an die Verschnörkelungen zu denken, unter denen in manchen Gegenden die Melodien wahrhaft erdrückt und erstickt werden. Ich hörte einmal vor Jahren in einer Altenburgischen Dorfkirche die Melodie: Meinen Jesum laß' ich nicht, in einer Weise singen, daß man vor lauter Schlingungen und Windungen den Gang des Chorals kaum heraushören konnte. Jeder nächste Ton wurde von den alten Frauen und lieben Jungfrauen — denn ihrer war die entschiedene Majorität und ihre Stimmen die schärfsten, Mixturen ähnlicher, als der vox humana — mit einem Auf- oder Abschlag auf halbe Zeit anticipirt, jedem der drei g in der zweiten Zeile ein volltöniges a (g — a, g — a, g — a) wie ein Affixum angehängt u. s. w. Und in wie vielen Gegenden ist es nicht um ein Haar breit oder doch um nichts mehr als dieses anders und besser!

Aber sehen wir von diesen sogenannten Ausschmückungen ab, wie viel Choräle werden denn in der reinen, correcten, ursprünglichen Fassung und an allen Orten überein gesungen? Etwa: Ach bleib mit deiner Gnade? oder: Ach, Herr, mich armen

Sünder? oder: Dir, dir, Jehova? oder: Nun danket alle Gott? oder: In allen meinen Thaten? Man zähle nur die Varianten in den ca. 450 Melodien in dem Ritter'schen Choralbuch. O du viel singendes, viel besungenes, einiges Deutschland, wo bleibest Du?

Weniger schlimm steht es um die weltlichen Lieder. Da wäre es auch schwerer und verkehrter, und unnütz dazu, Varianten einzuschmuggeln. Da versucht höchstens einer, in Unterlegung einer 2. und 3. Stimme oder eines andern Textes (oft unglücklich genug) seine Originalität zu erweisen. Habeat sibi. Nein, hier liegt der Mangel der Einheit an einer andern Stelle. Es giebt der Sammlungen zu viele. Zwar haben alle diese Liederkränze, Liederhaine, Liederhallen, Sangeslüste, Liederbücher, Liederschätze, Singbücher, Singvögelein, deutsche Liedergärten, Blüthen, Librsträuße, Liederquellen eine Familienähnlichkeit, die ein deutsches Gemüth zwar nicht überraschen, aber von Herzen rühren muß. Sie können in der großen Mehrzahl mit Maleachi sprechen: Haben wir nicht alle Einen Vater? und ihr Erzeuger, der liebe Vater Erk muß sich seiner vielen Kinder und Kindeskinder, wie weiland Jacob in Gosen, recht inniglich freuen, wenn auch manch undankbarer Sprößling seinen fleißigen, reichen Vater verleugnet. Möchtest du sagen: nun ja, aber so ist doch die schönste Einheit und Einigkeit da, wie gewünscht! Nein, der Schade liegt darin, daß eine Sammlung die, die andre die, eine dritte wieder andre Lieder u. s. w. auswählt. Und so kann es denn kommen, daß, wenn einmal verschiedene Schulen zu einem gemeinsamen Feste versammelt sind, sie nicht Ein Lied zusammen singen können, auch das nicht: Was ist des Deutschen Vaterland? Da sollen denn Kindergesangvereine helfen, das Zerstreute sammeln, das Verlorne wieder finden und alle Jungen unter Einen Hut, alle Mädchen unter Eine Haube bringen. Aber es thut's nicht.

Wir könnten das Thema leicht weiter führen. Doch sei es genug für heute mit dieser Trias; sind doch noch immer aller guten Dinge drei. Und danach sei auch zum Schlusse die Moral. Gehen wir in dem reichen, länderreichen, vaterländerreichen Va-

terland ruhig und besonnen unseres Weges, trachten wir nach Einheit in den engeren oder weiteren Kreisen, denen unser Wirken angehört, und hoffen wir, daß das einige Deutschland, sollte es einmal über die Form der Frage hinaus kommen, der Schule ihr mannigfaltiges, vielgestaltiges Leben lassen und ihr Einigkeit schaffen werde, wo sie ihr Noth thut und zum Heil ist. Ob wir das erleben? Das soll unsre Sorge nicht sein.

---

# Vom Schweigen.

Ein alter, bekannter Spruch sagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Wenn das wahr ist — und es wird kaum Einer es bestreiten, eher noch Eine von jenem Geschlecht, das man mit Recht das schöne nennt — und wenn es wahr ist, daß männiglich lieber Gold nimmt als Silber: so wäre es das Gescheutste, ich hörte auf, ehe ich noch ordentlich angefangen habe. Da ich indessen nun einmal den Mund aufgethan, so lasset euch einmal ein wenig Silber gefallen, oder, da ich vom Schweigen reden will, nehmet fürlieb, ihr Lieben, mit etwas vergoldetem Silber.

Das Schweigen ist gar verschiedener Art, nach der Quelle, aus der's entspringt. Ich nenne zuerst das dumme Schweigen. Wer unter uns kennte nicht die Physiognomie dieses Schweigens, das stiere Auge, die schlaffen Züge, den offnen Mund, die über die Stirn hereinhängenden Haare, die träge, theilnahmlose Haltung — der herabhängenden Ohren gar nicht zu gedenken. Maria ruft bei ihrer Begegnung mit Elisabeth im Park von Fotheringhai: o Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz! So rufen wir: aus diesen Zügen spricht ein schwaches Hirn! Sittsam, ja das mögen solche Schweiger sein, zu Störungen, zu den sogenannten dummen Streichen bringts dies dumme Schweigen nicht. Aber ach! es kommt ja nichts heraus und kommt nichts hinein! Das ist ein harter, schwerer Kampf — vielleicht ein vergeblicher. Kämpfen doch nach dem Dichterwort mit der Dummheit Götter selbst vergebens. Und zu solchem Range hats ja noch keiner von uns gebracht, die wir den diis minorum gentium nur dienen. Was sollen wir nun thun? Sollen wir die Hände in den Schooß legen, die Aermsten links liegen lassen und

uns damit trösten: Es hilft doch Alles nichts? Das ginge wohl, aber es geht nicht. Auch die Sorge um die besser Begabten, die wir um jener Einzelnen willen nicht versäumen dürfen, entbindet uns nicht von unserer Pflicht. Auch sie sind uns vertraut. Nun, was dann? Sollen wir über sie herfahren mit Schreien und Dräuen und Schelten, und mit jenen bittern Feigen, die auch im Norden reifen? Damit weckt man keine Geister. Es möchte uns ergehen, wie jenem Meister, der mit der Frage: wer hat die Welt erschaffen? auch auf solch einen hartnäckigen Schweigling traf, empört über die grobe, gräuliche Unwissenheit stürmend in ihn eindrang, drohte, schalt, den Bakel schwang, und endlich mit alledem nichts herauspreßte als Thränen und die stammelnde, weinende, hastige Antwort: ach, ich wills ja gestehen, ich bins gewesen, ich wills aber in meinem Leben nicht wieder thun! Es geht auch so nicht. Nun denn: es hat jeder Mensch, also auch jedes Kind (denn es ist doch, mit dem Wallensteiner zu reden, auch ein Mensch, so zu sagen) in seinem Kopfe Punkte, an die sich anknüpfen läßt. Hast du erst einen solchen Punkt gefunden, siehst du die starren, stumpfen Züge, das stiere Auge sich erst beleben: wohlan, dann hast du schon etwas gewonnen, ein Verständniß, ein Interesse, mit dem sich, zumal wenn du ihn öfter vom Volke besonders nimmst und die Mühe dich nicht verdrießen läßt, schon etwas wird anfangen und anbahnen lassen; sei es auch noch so wenig. Ein kleines Beispiel! Ein junger Lehrer hatte sich mit einem kleinen Jungen lange herumgequält, um ihn in die Tiefen des Geheimnisses einzuführen, daß 2 und 2 vier ist. Er wandte alle seine Künste an, Striche, Stäbe, Kugeln, er fragte andre, er demonstrirte und explicirte, daß ihm von der Stirne heiß rann der saure Schweiß, und er fragte wieder, — und, wie's im Märchen heißt, 's kam nicht, 's kam nicht. Da erinnerte er sich zu guter Stunde, daß des Jungen Vater ein Metzger sei und der Kleine an dieser Beschäftigung lebhaften, auch activen Antheil nehme. Und er sprach: wenn nun im Stalle zwei Schweine sind, und dein Vater bringt noch zwei dazu, wie viel sind's zusammen? Da kam's. Die Gelehrten nennen solche Künste wohl Accomodationen. Aufs Wort kommts

dabei nicht an. Aber wir kennen Lehrer, die damit Staunenswerthes geleistet haben. Und das ist ein Ruhm und eine Freude. Honny soit qui mal y pense.

Schlimmer fast als das dumme ist das blöde Schweigen. Denn es ist ihm noch schwerer beizukommen. Wenn wir es bei den kleinen Neulingen antreffen, so soll es uns nicht wundern; es ist ja so natürlich in der neuen, fremden, imponirenden Umgebung und wird uns immer lieber sein als das dummdreiste oder gar unehrerbietig freche Schwatzen, und kann aus solchem Küchlein, wenn es erst die dünne Schaale durchbrochen hat, noch was ganz Gutes werden. Auch sollen wir nicht vergessen, daß die Blödigkeit ein Harnisch ist gegen manche Versuchung von Außen. Aber es hat Alles seine Grenzen, die blöde Schweigsucht aber bei manchem Kinde, Mädchen zumal, nicht. Se kommen zwei, drei, sechs Jahre Tag für Tag in die Schule, sie kennen nun sattsam die Räume, die Lehrer, die andern Kinder, sie können nun wissen, daß es hier nicht nach dem Motto hergeht: und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Und doch, scheint es, gewöhnt sich nicht ihr Geist hierher, und immer sind sie, wie am ersten Tage, fremd; doch erscheinen sie immer in den Mantel trappistischen Schweigens gehüllt, den Schleier vor der Seele, das Papagenoschloß vor dem Munde, den sie kaum aufzuthun wagen, um — zu gähnen oder ihr Morgenbrod zu verzehren! Da hilft — Schelten und Strafen nun zwar gar nicht, aber auch kein Fragen, Ermahnen, Zureden, liebreiches Entgegenkommen: es ist all' unser Thun umsonst. Ja, es gesellt sich wohl gar, ehe wir's uns versehen, zu der Schweigsamkeit die nicht minder unliebenswürdige Schwester, die Empfindlichkeiti die die Thränenschleusen aufzieht und um die kleine Seele eine doppelte Mauer aufrichtet. Was Wunder, wenn da endlich der Geduldsfaden, der ja eben kein Strick, nicht einmal eine Darmsaite ist, schrillend reißt! Und doch wird damit das Uebel noch schlimmer. Es ist zum Verzweifeln. Was thun, was rathen? Es wird vor Allem darauf ankommen, nach der Wurzel des Uebels zu graben. Vielleicht ist zu Haus von unverständigen Alten und Aeltern aus eigener Erinnerung die Schule und

der Lehrer wie ein Popanz vorgestellt: dann wird die Schaale bald brechen, wenn das Kind nur sieht, daß es in der Schule doch anders ist und der Lehrer es gut meint. Vielleicht trägt das Haus insofern die Schuld, als es das Kind nicht herausgelassen, nicht unter Menschen gebracht oder mit grausamer Härte erzogen hat: dann wird die Gemeinschaft vieler unbefangener, lebendiger, fröhlicher Altersgenossen, die Atmosphäre liebender Schonung und freundlicher Geduld, die das Kind in diesem Kreise athmet, zu seiner Zeit schon Mund und Herz aufschließen; und läßt die Wandlung etwas lange auf sich warten: warte nur, sie kommt doch. Das blöde Schweigen kann aber auch, wie Krankheiten und Schulden, ein Erbe sein von Vater und Mutter; und da wäre es ja gut und wohlgethan, das Kind zu enterben; wenn es nur nicht (und es giebt davon Beispiele) sich in der Erbschaft schon so fest gesetzt hat, daß es mit allen Künsten der Zucht und der Liebe, des Ernstes und Scherzes nicht gelingt, es daraus zu vertreiben, es frei zu machen, ihm Redemuth und Redelust zu geben. Aber die Erscheinung kann noch andern Grund haben. Es wohnt vielleicht daheim Kummer und Sorge, und die arme junge Seele trägt schon ihr Theil der Last davon und bringt es mit in die Schule und kann's nicht los werden, oder es drückt und zieht sie ein kränklicher Leib danieder: o wer mag sagen, daß er nie aus Unbekanntschaft mit dem Zustand und seinem Grunde gegen solch ein Kind durch ungestümes Drängen, Fordern, Tadeln, Spotten sich versündigt hat? Da gilt es schonende, sorgende, tragende, tröstende, hoffende, theilnehmende, aufrichtende Liebe und Pflege. Wohl ist sie schwer, diese Liebe; aber wir wissen, wer der ist, der es uns darin zuvorgethan hat und zu dem wir aufzuschauen haben.

Aeußerlich dem blöden zum Verwechseln ähnlich und mit dem dummen stammverwandt ist das faule Schweigen. Die Faulheit hat auch ihre Poesie und ihren Humor, das ist wahr, und Lessing und Scherenberg haben's bewiesen. Aber in der Schule und für den Lehrer bleibt an ihr von Poesie und Humor auch kein Fünkchen, kein Titelchen. Kaum giebt es eine der stehenden Schul- d. h. Schülersünden — und für eine Tugend

wird doch keiner, der nicht selbst von ihr angebrütet ist, sie angesehen wissen wollen — die des Lehrers Blut mit all den allbekannten Consequenzen so oft und so leicht in Wallung brächte, als eben die Faulheit. Sie äußert sich aber auf mancherlei Weise, im Hören und Denken, im Sprechen und Schreiben, im Stehen und Sitzen, im Aufstehn und Niedersitzen. Aber das geht mich Alles nichts an, ich habe hier nur zu reden vom faulen Schweigen. Ja, das ist denn ein Kreuz! Zwar wenn der Lehrer lehrt, oder vorträgt, wie die Gelehrten sagen, ja, da sollen sie schweigen — und keinen Dank dazu haben. Aber nun tritt er an sie heran mit einer Frage — sie sehn ihn an und schweigen. Die Frage wird dringender, schärfer, schallender, wird mit einem fühlbaren Impuls begleitet — sie leisten passiven Widerstand und schweigen. Und es siedet und schäumet und brauset und zischt, wie wenn Feuer mit Wasser (ja, ja, Feuer und Wasser) sich mischt — doch Alles stumm bleibt wie zuvor. Sie lassen sich nicht heraustreiben aus dem Gehege ihrer apathischen, indolenten Ruhe. Und was das Schlimmste ist, das Wesen steckt an wie die Pest. Doch ist es wieder nicht wie die Pest, denn es läßt sich curiren. Das faule Schweigen kann auch angelehrt werden. Zeigt aber der Lehrer selber lebendiges Interesse, weiß er für die Sache zu gewinnen, läßt er den Unterricht, wie er ja darum heißt, die Disciplin sein, ist er nicht faul zu reden, aber wiederum auch nicht erpicht, immer selber zu reden und sich selber zu hören, läßt er das Kind seiner Zeit auch zu Worte kommen: so wird sich's schon finden, es wird sich Leben regen, und der böse Feind, der stumme Teufel wird sich bald ein Loch suchen, durch das er entweichen kann. Etliche freilich bleiben am Ende doch an ihm hangen. Semper aliquot haerent. Aber auch an ihnen bleibt mit der Zeit doch vielleicht noch ein und das andre Körnlein kleben, wenn sie's auch nicht schriftlich und nicht mündlich von sich geben.

Schlimmer als das dumme und blöde und faule ist das trotzige Schweigen. Denn es verräth einen harten Sinn. Es läßt sich nur zu häufig finden, doch häufiger bei Knaben als bei Mädchen, öfter in niederen, als in höheren Schulen und

öfter in höheren, als in niederen Klassen, seltner bei mildem und freundlichem, als bei rauhem und hartem Grundton. Da dünkt sich ein Fräulein oder Büblein zurückgesetzt, mit Fragen übergangen, ungerecht censirt, zu hart angefaßt — und nun frage, so viel du willst, frage dir die Seele aus dem Leibe, Trotz schweigt; er brummt, er murrt, er murmelt vielleicht, aber er schweigt. Oder es ist ein Vergehen vorgekommen wider die Ordnung der Schule, man glaubt den Schuldigen zu kennen, man nimmt ihn vom Volke besonders, man dringt in ihn, ermahnt, droht, schlägt (doch nicht auf den Busch und nicht als der in die Luft streichet) — umsonst, Inculpat leugnet nicht, nein, er schweigt. Wie ist da zu helfen? Gebrochen soll der Trotz, das Schweigen doch werden. Wir halten zunächst daran fest, daß durch Gewalt das Ziel am wenigsten, am seltensten erreicht wird. Der Igel zieht sich vor ihr nur dichter zusammen, daß ihm nun gar nicht beizukommen ist. Der Lehrer hat sich solchem Feinde gegenüber mit zwei Cardinaltugenden zu waffnen, mit Gerechtigkeit, und, wie schwer es immer sei, mit Gleichmuth; sie überwinden am Ende in den meisten Fällen auch harte Herzen. Wir hatten auf dem Gymnasium einen alten, ehrwürdigen Rector, der sich auf das aequam servare mentem trefflich verstand. Aber einmal kam er mit zornrothem Gesicht zur Secunda herein, sie lag unter seinem Studirzimmer und hatte durch jenen Lärm, den die Jugend in die von Lehrern gern verlängerten academischen Viertel zu verlegen liebt, ihn in seiner Ruhe gestört. In der Nähe der Thür stand ein einzelner Schüler. Auf ihn, den Unschuldigen, fuhr er wüthend ein: Wer hat den Lärm gemacht? wer ist's gewesen? Keine Antwort; eine Ohrfeige. Wollen Sie's sagen? Keine Antwort; zweite Ohrfeige. Will Er's sagen? Keine Antwort; dritte Ohrfeige. Willst Du's sagen? Keine Antwort; vierte Ohrfeige. Und nun eine Philippika im kräftigsten, verständlichsten sächsischen Deutsch. Aber erfahren hat er die Schuldigen nicht. Uebrigens sind die Naturen verschieden, und was dem Einen zusteht und bei dem Einen hilft, thuts nicht immer bei dem Andern. Freundliches, vertrauliches Entgegenkommen ist bei minder verhärteten Naturen manchmal

von Erfolg. Bei härter gesottenen hilft eher Strafen mit Gleichgültigkeit; man läßt den trotzigen Schweiger Tage lang links liegen, doch nicht ohne ihn genau im Auge zu behalten und sobald ein besserer Wille sich regt, ihn wieder mit ins Gespräch zu ziehen. So folgt man dem homöopathischen Princip: Similia similibus curentur. Oder man thut, als bemerke, als verstände man den Trotz des Schweigers nicht und streift ihn immer ab und zu wieder mit einer Frage an, auf Hoffnung. Oder man setzt ihm von Zeit zu Zeit den Sporn des Spottes und der Ironie in die Seite. Muß aber der Lehrer bei gewissenhafter Erwägung sich sagen, daß er selber die Hauptschuld trägt, so ist kein anderer Rath, als allmählich einzulenken und, was man böse gemacht, mit Güte wieder gut zu machen.

Haben wir nun bisher vom Schweigen gehandelt, sofern es sich am Schüler zeigt, so ist nun auch noch von einem Schweigen zu reden, das oft der Lehrer beobachtet dem Schüler zum Schaden, sich selber zur Schuld. Ich meine das Schweigen aus Schwachheit. Es ist ja wahr, es wird durch Reden in der Welt unendlich viel gesündigt, und Adam und Eva haben's uns im Paradiese darin vorgethan. Aber es ist nicht minder gewiß, daß auch sehr viel durch Schweigen gesündigt wird — auch in der Schule. Oder wäre das keine Sünde, wenn ein Lehrer zu Unarten der Kinder, zu kecker Einrede, zu unbescheidnem Widerspruch, zu losem Geschwätz, zu unehrerbietigen Fragen, zu rohen Sitten, zu unordentlichem Wesen stille schweigt, sei es, daß ihm solches Alles gleichgültig ist, oder daß er à la Sancho Pansa es damit entschuldigt: Kinder sind nun einmal erstaunlich so, oder daß er sich scheut, die Nessel mit fester Hand anzufassen. Zu viel reden, mahnen, warnen, schelten, drohen, bitten ist ja vom Uebel aber ein Wort zu seiner Zeit, ein kurzes, ernstes, fassendes, treffendes Wort ist Goldes werth, und Schweigen zu unrechter Zeit nach der Weise Eli's gehört in die Sorte der Kipper- und Wippermünzen alten, gräulichen Angedenkens. —

Indem ich dies niederschreibe, fällt mir zu meinem großen Schrecken ein, was ich im Anfang dem alten Weisen oder der Weisheit von der Gasse nachgeredet habe: Reden ist Silber,

Schweigen ist Gold. Also dieses dumme, blöde, faule, trotzige, schwache Schweigen — das ist das Gold, das du uns anzubieten hast? Keinen schwarzen Sechser für solches Gold. Nun ja, meine Freunde, ihr habt Recht, ich gebe auch keinen Sechser darum. Aber lasset ein ruhiges Wort mit euch reden; ich habe noch einen andern Schubkasten mit anderem Vorrath. Wollt ihr's auf die Probe ankommen lassen? vielleicht ist er besser nach eurem Sinn. —

Unter den solonischen Gesetzen finden sich in Betreff der Erziehung u. a. folgende Bestimmungen: Die Jünglinge sollen beim Mahle bescheiden nur mit Einem Finger Eingesalzenes ergreifen, mit zweien Brod, Fleisch und Fische. Auch auf der Straße sollen sie sich still und anständig verhalten, in ruhiger Haltung, mit gesenktem Blick, die Hände im Mantel umhergehn. Den Markt sollen sie überhaupt nicht betreten. Ueberall sollen sie Bescheidenheit und Ehrfurcht vor dem Alter zeigen und stets schweigen, wenn Aeltere sprechen. Das ist ein wahres und gutes Wort, und wir haben noch heute Ursach, auf die Lehre des alten Weisen zu hören. Oder wollen wir uns von den Heiden nichts sagen lassen, so mags uns Sirach lehren, der spricht (5, 14): verstehst du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten, wo nicht, so halte dein Maul zu; und ein andermal (23, 7): liebe Kinder, lernet das Maul halten. Und dieses bescheidene Schweigen wird auch jener stolze Sohn des Mars, jener Mamertiner im Auge gehabt haben, als er dem Untergebenen Verantwortung und Widerspruch mit dem Zuruf abschnitt: Herre, schweigen Sie, wenn Sie mit mir reden. Wie der Opponent es angefangen, dieser Ordre nachzukommen, davon meldet die Chronik nichts. Aber in der Schule kommen wir so schnell nicht zum Siege und läßt sich der Faden, den redeflüssige Zungen spinnen, nicht so leicht zerreißen und zerschneiden. Zwar ist der Kampf nicht unter allen Verhältnissen gleich, schwerer ist er z. B. bei den Kleineren als bei den Größeren, schwerer bei Kindern gewisser großer Städte (wie der Heimath von Karlchen Miesnick) als in der Provinz und gar auf dem Dorfe, schwerer wohl auch bei Mädchen (die es nicht mit Maria Stuart halten: das

Schweigen ist der Gott der Glücklichen), als bei Knaben. Aber erspart wird er Keinem und entziehen darf sich ihm Keiner, dem es um Ordnung, um Zucht, um Zucht vornehmlich zur Bescheidenheit, zur Ehrerbietung, um eine rechtschaffne Frucht der Lehre und Mahnung ein Ernst ist. So lange neben der Melodie des Unterrichts immer noch eine zweite Melodie hergeht, bald piano: bst, bst, bald mezzo forte: still, still, Ruhe, bald forte: das ist ja aber nicht auszuhalten! halt's Maul! so lange fehlt's an Frieden, an Respect, an Gehorsam, an Freudigkeit, an Aufmerksamkeit und fast gewiß am Ende auch an gutem Erfolg.

Ein anderes als das unbescheidene Sprechen zu unrechter Zeit und am unrechten Orte ist die Schwatzhaftigkeit oder die Waschhaftigkeit (Sir. 7, 15). Ihr kommt es überall nur auf leere Worte, auf viele Worte, auf Wortschälle, auf Schein und Schaum und Schaale, nicht auf Wissen und Denken an, und darum ist sie so verwerflich und verderblich, darum ist ihr jederzeit mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Denn sie ist immer zugleich Zerstreutheit, Zerfahrenheit, Oberflächlichkeit, und nur zu oft auch selbstgefällige Eitelkeit, gefallsüchtige Unwahrheit. Und in diesem Sinne hat das Paradoxon gewiß Recht, daß man durch Schweigen solle reden lernen, nämlich nicht durch jenes dumme und dumpfe, sondern durch das denkende Schweigen, durch das Schweigen der inneren Sammlung zu stillem, sinnigem Aufnehmen und Empfangen und zu ernstem Erwägen und Ordnen dessen, was danach im Worte laut werden soll. Und wer wollte nicht das erläuternde Wort unterschreiben: „Es ist nichts dem wahren Lernen hinderlicher und auch für die Sprachentwicklung des Kindes verderblicher, als jenes geschwätzige Belieben, jenes Herumkratzen und Herumklettern an dem Gegenstande, das ein unerfahrener Lehrer für Eifer und Spannung hält." — Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein. Wen Pythagoras in den Kreis seiner Schule aufnahm, der mußte zwei Jahre schweigen und hören, und erst wenn er diese schwere Probe in der Klasse der *ἀκουστικοί* bestanden, durfte er fragen, sich aussprechen, seine eigenen Gedanken und Meinungen vortragen. (Gellius noctes 1, 9.) An dem lauten

Schreien und eitlen Schwatzen erkennt Plato die, welche noch draußen stehen vor dem Tempel der Weisheit; die über seine Schwelle treten, werden, je weiter sie in dem Heiligthum vordringen, stiller und stiller, und den Meister, den Eingeweihten erkennt man — an dem Schweigen. Bei dem Schweigen eines Mannes, sagt J. Möser, fühlt man oft mehr als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Folgt daraus? Folgt daraus erstens: man soll von dem Kinde, dem jüngeren zumal, nicht zu viel fordern, nicht fordern, was dem reiferen Alter noch eine Arbeit ist. Folgt daraus zweitens: an der Art der Arbeit kann man den Geist der Schule erkennen, und wenn du das Vorurtheil großer und kleiner Kinder, daß denkendes Schweigen kein Denken, schweigende Arbeit keine Arbeit sei, practisch überwunden, so hast du viel gewonnen. Folgt daraus drittens: um eine Schule ist es schlimm bestellt, deren Haupt selber von dem Dämon der Schwatzhaftigkeit besessen ist. Denn wenn der Feind in der Festung Herr ist, ist es mit dem Widerstand am Ende.

Die Römer errichteten der Gottheit des Schweigens, der Tacita oder Angerona Statuen, sie war abgebildet als junges Mädchen (man denke: als junges Mädchen!), in sitzender Stellung, den Finger auf dem Munde. Am Eingang der Burg von Athen war eine eherne Löwin aufgerichtet, ohne Zunge. Das Denkmal galt der Leäna, die nach Polyän sich die Zunge abbiß, um von der Verschwörung wider den Tyrannen Hippias nichts zu verrathen. Mit diesem und mit jenem meinten die Alten nicht das bescheidene, auch nicht das denkende, sondern das verschwiegene Schweigen. Auch das ist eine Tugend und will gelernt und anerzogen sein. Die meisten Menschen bringen's darin nicht gar weit und zu dem ehrenden Beinamen des Schweigsamen, wie Wilhelm von Oranien, bringens die wenigsten. Und doch ist die Verschwiegenheit schon um des gemeinen Vortheils und Friedens willen so viel werth. Darum ruft der weise Sirach aus (22, 33): O daß ich könnte ein Schloß vor meinen Mund legen und ein festes Siegel auf mein Maul drücken, daß ich dadurch nicht zu Falle käme und meine Zunge mich nicht verderbete! Und klagt ein andermal (28, 22): Viele sind gefallen

durch die Schärfe des Schwerdtes; aber nirgend so viele, als durch böse Mäuler. Darum werden auch Dichter und Weise nicht müde, die Verschwiegenheit zu preisen und zu ihr zu ermahnen Zu einem Alles ausplaudernden Jüngling sprach der weise Zeno (Diog. Laert. 7, 23): Darum haben wir zwei Ohren und einen Mund, daß wir mehr hören als sprechen; ein Wort, das Rückert uns in die bekannten schönen Reime gebracht hat: Du hast zwei Ohren und Einen Mund, mach Dir's zu eigen! Gar Manches sollst Du sehen und gar Manches verschweigen. Andre Sprüche sagen: Laß Deinen Mund verschlossen sein, so schluckst Du keine Fliegen ein. Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber Manchem den Rücken ein. Schweigen bis zu rechter Zeit übertrifft Beredsamkeit. Es ist auf Erden keine bessere List, als wer seiner Zunge Meister ist. Still von Mund und treu von Handen hilft frei reisen in allen Landen. Und wer kennte nicht das Märchen von dem Mäuslein in der Schüssel, die Geschichte von dem Schwanenritter, und das Gedicht von dem getreuen Eckart. Da heißt es am Schlusse: Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut, Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut; dann füllt sich das Bier in den Krügen. Nun, wenn's auch zu diesem letzteren Segen, so wenig wir ihn verachten wollen, nicht kommt; das Erste bleibt doch wahr: Verschweigen ist gut. Die Schule hat es zwar mit dieser Seite der Erziehung weniger und seltner zu thun, es fällt diese Aufgabe mehr den Verhältnissen außer der Schule und dem Leben der späteren Jahre anheim. Für den Lehrer aber giebt es eine Pflicht, die Manche kaum zu kennen scheinen, und die doch eine gar ernste und wichtige Bedeutung hat, das ist die Amtsverschwiegenheit. Wie oft wird sie gebrochen und wie manche Verbindung dadurch zerrissen! Indessen est modus in rebus, sunt certi denique fines. Es giebt einen Wortgeiz zugeknöpfter Naturen, dem man's ansieht, daß er nur darauf ausgeht, durch Schweigen zu imponiren und ja kein Wort in leichter, freier Zwiesprach sich entgleiten zu lassen, das etwa von Uebel sein oder verrathen könnte, daß der Mann noch etwas Anderes und Mehreres sei, als der gestrenge, feierlich abgeschlossene, gemessen daherschreitende, der untrügliche Lehrer. Es giebt

stolze, souveraine Schweiger, mit denen wir es keineswegs halten, zu denen wir uns kein Herz fassen können, und Leute, wie der Macedonier Cäcilius Metellus (Aurel. Victor 61) und Herzog Moritz von Sachsen, mit der Maxime an der Stirn: ich würde meinen Rock, ich würde mein Hemd verbrennen, wenn ich dächte, daß es um meine Gedanken wüßte, die werden und sollen immer zu den seltnen und absonderlichen — gleichviel ob politischen oder unpolitischen Käuzen gehören.

Eine ernste und tiefe Berechtigung hat dagegen in der Schule das büßende Schweigen. So lange die Welt steht und die Schulhäuser auf ihr noch ein klein Räumlein Erde einnehmen, wird es darin auch so gut peccata als declinationes geben, und von jenen wohl ein gut Theil mehr als von diesen. Jede Schuld aber fordert ihre Büßung, leicht oder schwer, innerlich und äußerlich. Und da ist es nun gar schön, wenn ein Kind, das für sein Vergehen so oder so leiden muß, unter die Strafe, die es verdient zu haben weiß, sich demüthig und reumüthig, in büßendem Schweigen beugt. Was ist rührender als das Verstummen der Jungfrau von Orleans gegenüber den dringenden Fragen der Ihrigen und den schweren Beschuldigungen ihres Vaters, und das spätere erklärende Wort an Raimond: ich unterwarf mich schweigend dem Geschick, das Gott, mein Meister, über mich verhängte. In Schule und Leben ist es nicht immer, ja gar selten so, wie es die Dichtung darstellt. Viel häufiger begegnen uns Naturen, die wider den Stachel löken oder wenn nicht auswendig, doch inwendig raisonniren. Wo aber das büßende Schweigen uns in wahrhaftem Wesen, in Demuth und Reumuth vor Augen tritt, da sollen wir ihm liebende, stille Schonung erweisen, was etwa noch von Pfeilen in dem Köcher zurückgeblieben ist, ruhig darin stecken lassen und in den Schüler nicht etwa — expertus ait — mit Fragen eindringen: Fühlst Du denn etwas dabei? sprich Dich doch aus, willst Du Dich denn bessern? Es möchte sonst heißen: wie gewonnen, so zerronnen.

Das büßende führt uns auf das andächtige Schweigen. Wenn wir in ein Mausoleum, in eine Kirche eintreten, was ist es, das da das lebhafteste, das heiterste Gespräch verstummen

läßt? Es ist nichts anderes, als das Gefühl, dem nur ganz rohe, leichtfertige Seelen sich zu entziehen vermögen, das Gefühl: nur ewigen und ernsten Dingen ist dieses Heiligthum geweiht. Und wenn wir auf einem hohen Berge stehen und warten auf den Aufgang der Sonne und sie steigt nun in ihrer stillen, königlichen Pracht am östlichen Himmel langsam empor; wer würde sich nicht kurz und ärgerlich umwenden, wenn mitten in die allgemeine schweigende Andacht eine süße Stimme sich drängte, etwa von einem jener feinen, schönen Jünger des Mercur: die Natur ist im Allgemeinen doch sehr schön. Nun, dies andächtige Schweigen, das soll auch ein Kleinod der Schule sein. Zwar nicht in jenem pedantischen Sinne, daß das Kind sich die Nase zerstechen läßt, weil es nicht wagt, zur Abwehr der Mücken die Hand zu erheben oder den Kopf zu schütteln; auch in dem Sinne nicht, daß jede Stunde durch jene Phrasen, deren Namen man von einem Bader an der Saale kühlem Strande abgeleitet hat, mit Gewalt zur Erbauungsstunde gemacht wird. Nein, so nicht. Doch soll durch jede Stunde der Zug stiller, andächtiger Sammlung gehen. Gestehen wir's, so weit sind wir noch nicht. Vornehmlich aber soll in jeder Religionsstunde und in dem gemeinsamen Gebet der Geist andächtigen Schweigens herrschen und alles leere und lose Geschwätz und alle unruhige Bewegung, alle störende Unordnung daraus verbannt sein. Vielleicht sind wir auch so weit noch nicht.

Das Schweigen ist endlich auch eines von den mancherlei Erziehungsmitteln; es giebt auch ein erziehendes Schweigen. Zwar rechne ich dazu jene Methode nicht, die unser Mathematikus seliger so häufig uns zum Schrecken anwendete, daß er einen, den er auf dem Striche hatte, an die Wandtafel citirte und, wenn er's nicht bis zu dem quod erat demonstrandum bringen konnte, ihn die ganze Stunde stehen und uns andere unbeschäftigt sitzen ließ und sich selber mit einer Resignation, die eines bessern Zieles werth gewesen wäre, mit dem beliebten Daumenringelspiel amüsirte. Auch jenes Verfahren eines Andern rechne ich zu dem erziehenden Schweigen nicht, der sein — ich weiß nicht ob sorgenvolles oder arbeitsmüdes oder gedankenloses Haupt auf das mit

seinen verschränkten Armen gepolsterte Katheder zu legen pflegte und uns überließ, zu lesen oder zu schreiben, zu träumen oder zu schlafen oder dem dolce far niente obzuliegen, nur daß wir stille waren und ihn nicht störten. Er nannte das eine Geduldsübungsstunde. Aber man kann auch dem unnützen Frager mit Schweigen dienen, damit er sich selber die Antwort suche, die er zu finden im Stande, aber zu träge oder zerfahren ist zu suchen, man kann auch dem ungeduldigen, ungestümen Drängen und Fordern, den neugierigen, vorwitzigen Fragen (z. B. über geschlechtliche Verhältnisse) Schweigen entgegenstellen, ja auch Vergehen gegenüber nur die Augen reden lassen. Wie manchmal ist dadurch in den Herzen mehr gewonnen worden, als durch lange sich hin und her windende oder sturmwindig daherbrausende und über das Ziel hinausschießende Reden. Christus, als das cananäische Weib ihm nachschrie: ach Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! antwortete er ihr kein Wort. Und Er wußte, was im Menschen war, wußte zu heilen und zu segnen hier durch Reden, dort durch Schweigen.

Nun, nachdem ich so viel hin und her geredet vom Schweigen, vom schlechten und vom rechten, nun wird es endlich Zeit, daß ich selber schweige — denn Reden und Schweigen, es hat Alles seine Zeit, sagt der Prediger Salomo (3, 7) — und so sei es.

# In Sachen der Lesebücher.

Man hört gar häufig, und nicht selten im Tone des Spottes und Vorwurfs, von Berufenen und Unberufenen die Klage aussprechen über die große, ja zahl- und endlose Menge der Lesebücher, zumal für Volksschulen. Diese Klage hat nur ein einseitiges Recht. Dem auf eigne Hand Suchenden mag jene Ueberfülle die Wahl erschweren. Dem Umblick in weiteren Schulkreisen mag sie den Eindruck der Zersplitterung geben; und daß unter der schweren Ladung auch mancher werthlose Ballast liegt, (durch welchen aber das Schulschiff einen größeren Tiefgang nicht gewinnt,) können wir nicht läugnen. Aber es hat jene Erscheinung auch Manches und ohne Zweifel mehr für, als gegen sich. Sie ist immerhin ein erfreuliches und aller Anerkennung werthes Zeichen der Strebsamkeit in der Lehrerwelt, vornämlich der Volksschule, und wir dürfen nicht vergessen, wie manches gute Lesebuch wir gerade dieser verdanken. Sie bietet der großen Zahl derer aus dem Volke nicht blos, sondern auch aus dem Stande der Volksschullehrer, deren Lectüre und Kenntniß vaterländischer Literatur wenig über die Grenzen des Lesebuchs oder der Lesebücher hinausgeht, eine reiche, und bei dem gegenwärtigen Stand und Umfang dieses Literaturzweiges bedeutende Fülle von Stoffen der Belehrung, des Denkens, der Erquickung. Es giebt wohl Lesebücher, denen man's auf den ersten Blick ansieht, warum sie das Licht gesucht und wie sie's gefunden, aber um solche ist nicht zu sorgen, sie sterben an dem Mangel eigner Lebensfähigkeit ohne unser Zuthun im Lichte bald genug dahin — wenn sie nicht vielmehr todtgeborene Kinder sind. Und deren Zahl ist so groß eben nicht. Weit mehr sind ihrer, die

ein berechtigtes Eigenthümliches und darin ihren Werth und die Bürgschaft ihrer Dauer haben; und für den Suchenden ist an verläßlichen Rathgebern kein Mangel. Zudem haben ja verschiedene Provinzen und Gebiete (man denke nur an die Gegensätze von Tief-, Gebirgs-, Küsten- und Binnenland) bei aller Einheit des letzten Zieles, verschiedenes Bedürfniß, und so erscheint schon von diesem Gesichtspunkte eine Vielheit von Lesebüchern auch für Elementarschulen, und für diese vornämlich gerechtfertigt und gefordert. Zu geschweigen der Unterschiede in Stoffen und Formen, welche die Verschiedenheit der Schüler und Stufen, der confessionellen Stellung und geschichtlichen Erinnerung mit sich bringt und gebietet. Endlich aber ist, bei aller Mannigfaltigkeit des Materials, doch dessen, was als ein Gemeingut der besseren Lesebücher angesehen werden kann, und worin die Arbeit der großen Mehrzahl der Schulen zusammengeht, noch immer eine beträchtliche Menge. —

Indessen, wie solches Gemeingut, findet sich auf diesem — nicht immer grünen — Zweige der Literatur auch mancher einer größeren oder minderen Mehrzahl gemeinsame Mangel. Und von dieser Seite wollen wir im Nachfolgenden die Sache einmal ansehn.

Der Titel ist das Erste, worauf unser Blick fällt. Da lesen wir bei den Einen (Masius, Moltke): Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten, bei einem andern (Fulda) Lesebuch für Seminare und Bürgerschulen, so wie für die Oberklassen gehobener Volksschulen, bei einem dritten (Kehrein): Lesebuch für Gymnasien, Seminarien, Realschulen, bei einem vierten (Zeising): Neues deutsches Lesebuch für Schule und Haus, insbesondere für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, bei einem fünften (Kriegk): Deutsches Lesebuch für das mittlere Jugendalter, bei einem sechsten (Ph. Wackernagel) ohne Weiteres: Deutsches Lesebuch. Alle die genannten gehören zu den guten, mehrere zu den besten Lesebüchern. Indessen wird doch nicht zu läugnen sein, daß der Kreis, für welchen die Aufschrift sie bestimmt, zu weit gezogen ist. Das Gymnasium verlangt höhere und zum Theil anderen Gebieten angehörige Stoffe und strengere Darstel-

lungsformen, als die höhere Töchterschule zu verarbeiten im Stande ist und den Beruf hat, und kann, für seine höheren Klassen zumal, seiner ganzen Anlage nach des philosophischen und des antiken Elementes nicht entrathen, welche, während sie hier eine bevorzugte Stelle einnehmen, in jener und in anderen Schulen überhaupt in den Hintergrund treten. Man vergleiche hierzu nur die vorzügliche Sammlung von Hiecke (Handbuch deutscher Prosa) für obere Gymnasialklassen mit andern, die sich mehreren Arten von Schulen zugleich bestimmen. Die Bürgerschule und Realschule werden dagegen mehr das realistische Moment zu betonen und höher zu gehen haben, als die Volksschule im engeren Sinne des Wortes, und das Seminar wiederum, das der letzteren am nächsten steht, hat nach dessen Bedürfnissen die Auswahl zu bemessen, zugleich aber auch dem practischen Interesse des künftigen Lehrers und den Forderungen des reiferen Alters Rechnung zu tragen. Ein Lesebuch, welches sich für alle höhere Unterrichtsanstalten insgemein oder für mehrere derselben oder für höhere und niedere zugleich anbietet, wird hiernach immer in der Lage sein, dem einen Kreise auf Kosten der andern den Vorzug zu geben, und während es demjenigen, den der Sammler vorwiegend im Auge hatte, völliges Genüge leistet, dem andern vielleicht zu viel geben, einen andern manches Wichtige und Nöthige vermissen lassen. Und so verhält sich's denn auch bei den vorgenannten Schriften. (Auf die Sammlung von Wackernagel, deren Leserkreis zwar nicht der Titel, aber ein besonderes Büchlein bestimmter angiebt, kommen wir später zurück.)

Gehen wir nun durch die Thür, die ja der Titel ist, in das Haus hinein. Wir halten uns zunächst noch an das Aeußere. Da tritt uns hier und da schon beim ersten flüchtigen Einblick ein Bedenkliches entgegen, das ist eine wunderliche Wortschreibung, denn Orthographie können wir es nicht nennen, was vielmehr eine Pseudographie oder Heterographie ist. Eine solche von der herkömmlichen abweichende Schreibung finden wir unter Andern in dem Lesebuch für die evangelischen Volksschulen Würtembergs (Stuttgart 1851); ferner in dem Lesebuch von

Baumgart und Wotzsche (Frankfurt a. d. O. 1853), in dem Seminar-Lesebuch von Flügge (Hannover 1856), in den Lesebüchern von Schulze und Steinmann (Hannover 1857), die sich der von dem Oberschulcollegium zu Hannover decretirten Orthographie anschließen, und auch in dem von Ph. Wackernagel. Nun ist zwar von den bescheidenen, zahmen Aenderungen, die wir hier antreffen, wie wenn der Letztere schreibt, Armut, Mut, Turm, Wirt, mehre, warnehmen, gewis, Eräugniß, stund, verleschen — noch ein gar großer, ja wohl mehr als Ein Schritt bis zu der Schreibart eines Möller, der in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen (1853 S. 379) zur Vertheidigung der runden Schrift schreibt: sie ist, worauf ein praktischesz folk sehen solte, für den ferker geeigneter, da sie die fast aler europäischen fölker ist, und bis zu dem „neuesten verständigen Entwurf einer einfacheren deutschen Schreibweise jenes Traitteur in München, der da schreibt und zu schreiben empfiehlt: Lärstand, Emfeelungsbriff, Vereeligung, Erzüung, Jarzal, Jarzeent, Warzüer ꝛc. — in der That wahre Umsturzideen. Auch ist nicht zu läugnen, daß seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, indem die Menge schriftstellerischen Autoritäten folgte, denen die Orthographie völlig Nebensache war, oder grammatischen Gewaltherrschern, die die Willkür an die Stelle des historischen und logischen Grundes setzten, die Orthographie manchen Mißbrauch in sich aufgenommen und viele Wandelungen erfahren, die zum Theil gegen die wissenschaftliche Auffassung der Laut- und Wortlehre verstoßen, und daß nach dieser Seite Reformen allerdings Noth thun; wie dies an einigen Beispielen Wackernagel im 4. Theil seines Lesebuchs (S. 58—78) nachgewiesen. (Vgl. auch über diesen wichtigen Gegenstand die treffliche Schrift von Ruprecht: die deutsche Rechtschreibung vom Standpunkt der historischen Grammatik beleuchtet, Göttingen 1857, und die Schriften von Rudolph v. Raumer, Michaelis, Weinhold, Andresen, Sanders, Feldbausch, Michelsen.) Indessen bedarf es kaum eines Beweises, daß die Schule in dieser Angelegenheit auf den Vortritt kein Anrecht hat, vielmehr dem herkömmlichen Gebrauch so lange sich fügen muß, bis die Verworrenheit

unzähliger rathender oder gebietender Stimmen, die theils in der Verschiedenheit der Principien, theils in deren mehr oder minder consequent durchgeführter Anwendung ihren Ursprung hat, zu einer klaren und sichern Uebereinstimmung in wesentlichen Punkten sich wird gesammelt haben. Schon aus dem Zusammenhang des Lesebuchs mit dem gesammten Sprachunterricht und mit dem Leben, abgesehen von der Stellung der Schule zur Wissenschaft, geht diese Forderung mit Nothwendigkeit hervor. In welche Verwirrung würde man den Schüler, dem die Schule eine solche anomale Orthographie angeeignet, bringen, wenn er nun in andern Büchern, wie schon in Bibel, Gesangbuch, Katechismus eine abweichende Wortschreibung fände! Und welche Verlegenheiten würden dem entlassenen Schüler entstehen, wenn er jene, wie er doch nicht anders könnte, in den weiteren Lebensverhältnissen anwenden wollte! Was Jacob Grimm im Allgemeinen ausspricht, das gilt selbstverständlich auch von dem Lesebuch: „Ueber die Wörter und ihre Schreibung entscheidet zuletzt nur der allgemeine Sprachgebrauch und Volkswille."

Ein anderer Uebelstand, wiederum zwar noch äußerlicher Art, doch unzweifelhafter practischer Wichtigkeit, tritt uns bei der Vergleichung der Auflagen entgegen. Wer ein Buch schreibt, will doch, daß es gelesen werde. Wer ein Lesebuch zusammenstellt, will, daß es die Schule in Gebrauch nehme. Und doch, wie wird oft von dem Herausgeber selber, Verleger und Verfasser, der Gebrauch erschwert! Oft schon durch die kleinen Lettern und den engen oder matten Druck, der kaum andre als bebrillte Leser zuzulassen scheint; oft durch das graue Papier, wobei in zweifelhaften Fällen die liebe Jugend sich nicht einmal damit trösten kann, daß sie's schwarz auf weiß habe; oft durch das durchscheinend dünne Papier, das man sich kaum ohne einen gewissen Schauder der Fühlung durchgreifender Bauernjugendhände preisgegeben denken kann, wobei freilich der Buchhändler sich damit trösten mag, daß das ja nur das Auswendige sei, und das Auswendige immerhin der Vernichtung Raub werden möge, wenn nur das Innere bleibt. Es sei, aber auch das Innere bleibt ja nicht; mit jedem Jahr wird es (wenn es „geht")

ein anderes, verbessertes, vermehrtes, so daß man am Ende über all den hinein- und daran gewachsenen Blättern und Zweigen den alten Stamm kaum noch erkennen und in seinen Zweigen sich kaum noch zurecht finden kann. Wir nennen beispielsweise die weitverbreiteten und trefflichen Lesebücher von Gude und Gittermann, und von Oltrogge. Nun ist aber männiglich bekannt, daß die Lesebücher, wie die Sünden der Väter, forterben auf die Kinder bis ins 3te und 4te Glied. So denke man sich eine Klasse von etwa 70 Kindern, und eine Lesestunde. Der Lehrer spricht: schlagt auf S. 60! Und nach einer kurzen Pause und Ueberschau der lieben Häupter — und Bücher: fang Du an, Christoph! Aber kaum hat Christoph den Mund aufgethan, so tönts von da und dort: das steht bei mir nicht! bei mir auch nicht! Der Lehrer nimmt die aufgehobenen Bücher und sucht in Eile das Vermißte; in dem einen ist er bald so glücklich, es an anderer Stelle zu finden, in einem zweiten und dritten ist alles Suchen vergebens. Sieh' Du mit in Deines Nachbars Buch! Und endlich kann das Schifflein vom Stapel laufen. Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp, gehts fort, wenn auch nicht in sausendem Galopp, doch in gutem Trott. Doch wie lange dauerts, so muß wieder Halt geboten werden, und wiederholt sich die vorige Verlegenheit. Welche Verwirrung! welcher Verlust an Zeit! welche Mißlichkeit beim Erläutern von Sprachstücken, wie beim Aufgeben derselben zum Abschreiben oder Memoriren! — Ja, sagst Du, vielleicht selber ein Lesebuchmacher, den Uebelstand wissen wir wohl, aber wie ist zu helfen? wenn ein Lesebuch, um ihn zu meiden, in 10 und 20 Abdrücken 10, 20 und mehr Jahre lang sich unwandelbar gleich bleibt und so dem guten und bessern Neueren, das die unablässig schaffende Literatur darbringt, wie dem Guten und Bessern aus älterer Zeit, das dem Sammler vordem entgangen, Thür und Thor verschließt, (wie das Wackernagelsche thut,) ist das nicht auch ein Mangel, und vielleicht ein schlimmerer? Freilich wohl. Mein Rath wäre der: zunächst nicht anders, als in dringendsten Fällen das einmal Aufgenommene wieder auswerfen; und ist nicht ohne ernste Erwägung und ohne kundiger und bedachtsamer Genossen Beirath

die Sammlung zu Stande gekommen, so wird der Fall nicht zu oft eintreten. Und dann: das Neue in einen Anhang (doch ohne diesen Namen) zu stellen und wo nöthig unter die ältere Nummer, die damit einen Zusammenhang hat, einen kurzen Hinweis (lies S. — oder vergl. S. —) auf das später Hinzugekommene zu stellen. Was an äußerer Uebersicht der Ordnung dadurch verloren geht, wird für die practische Brauchbarkeit zehnfach gewonnen. —

Was nun den innern Zusammenhang betrifft, so ist derselbe für die Güte und den Gebrauch eines Lesebuchs nichts weniger als gleichgültig, und der denkende Lehrer wird an demselben nicht schweigend vorübergehen. Er wird ihn bald selber andeuten, bald und öfter von den Schülern auffinden lassen und daraus manchen selbstständig werthvollen Gedanken zu Tage kommen, auch das Lesebuch selber durch die Einsicht in die innere Organisation für den Schüler an Werth und Leben gewinnen sehen. Auch ist der Umstand nicht unwichtig, daß sie, indem sie den Gründen der Ordnung in fremder Arbeit nachzudenken angehalten werden, der Ordnung in ihren eignen Gedankenkreisen sich befleißigen lernen. Aber solche Uebungen und Vortheile sind selbstverständlich nur dann möglich, wenn das Lesebuch dazu die Hand bietet. Und in der That wird in der Mehrzahl der Lesebücher der Lehrer nach diesem Erforderniß nicht vergeblich suchen. Ausgezeichnet vor vielen sind auch in diesem Bezug die von Masius, Wetzel, Bock. Auch das Fulda'sche (3. Harnisch'sche) Lesebuch läßt bei einer ansprechenden Anordnung des Ganzen, die den Kirchen- und Jahreszeiten sich anschließt, den durchziehenden Faden auch im Einzelnen nicht vermissen. Wo aber in einem Lesebuch diese Rücksicht auf das innerlich Verwandte und Zusammengehörige nicht genommen oder zu wenig durchsichtig ist, da werden wir für den Schulgebrauch dies als einen Mangel zu bezeichnen haben. Dies ist z. B. in dem Lauckhard'schen der Fall, und auch in dem Wackernagel'schen ist nicht überall der Uebergang ein sich leicht ergebender und verständlicher. Denn daß einer prosaischen Darstellung eine poetische desselben oder eines verwandten Gegenstandes folgt, so anregend diese Verbin-

dung sein kann, erschöpft die Forderung noch nicht. Indeß kann man darin auch zu weit gehen.

Was nun aber für die Gruppirung des Ganzen und für den Zusammenhang der Stücke unter einander als Aufgabe des Lesebuchs sich darstellt, das wird auch für die Wahl des Einzelnen an sich insofern gelten, als darin das logische Element eine entschiedene Vertretung zu finden hat; und es wird von dieser Forderung um so weniger Abstand zu nehmen sein, als wir in der Aneignung klarer, zutreffender, zusammenhängender schriftlicher und mündlicher Darstellung ein, vielleicht das Hauptziel alles Gebrauchs des Lesebuchs erkennen. Nun ist freilich auch in diesem Bezug ein Unterschied nach den Stufen der Schulen, und während die Oberklasse der Gymnasien sich auch der Strenge der (populär-) philosophischen Sprache nicht entziehen darf, muß die niedere Schule sich an mehr elementare Stoffe halten. Aber der Unterschied ist nur nach der Art, nicht nach dem Wesen. Auch die Erzählung und Beschreibung und Schilderung geben Anlaß genug, auf die logische Seite der Sprache zu merken, und wer auf die Bindungen der einzelnen Sätze und Gedanken (durch und ohne Bindewörter) ein aufmerksames Auge zu haben sich gewöhnt hat, und das Auge der Schüler dafür zu üben und zu schärfen sich angelegen sein läßt, der wird auch in diesen Formen der Darstellung des belehrenden und bildenden Stoffes die Fülle finden. Aber mehr und näher bieten denselben allerdings Darstellungen reflectirender Art, und solche sind denn auch von dem Kreise der Volksschule nicht auszuschließen. In diese würden, wenn wir von den realistischen Stoffen absehen, beispielsweise gehören: von Hebel die Betrachtungen über ein Vogelnest, Klein und Groß, über die Verbreitung der Pflanzen, ausgelegte Sprüchwörter, von Schubert die Darstellungen über das Gold, die Luft, das Wasser, das Gewissen, von Claudius (der sich sonst weniger hierher eignet) von der Freundschaft, vom Gebet, auch Abschnitte aus Predigten, z. B. von Harms, Dräseke, Ahlfeld, wie deren das Wetzelsche Buch mehrere ganz vorzüglich geeignete enthält. Und wir werden hiernach bei einer Vergleichung denjenigen Lesebüchern den Vorzug

zuerkennen, welche nicht über Gebühr und Verhältniß die Prosa gegen die Poesie zurückstellen, welche der reflectirenden Prosa neben der erzählenden und beschreibenden nach der Stufe, für welche sie sich bestimmen, einen nicht zu geringen Raum geben, und welche bei der Auswahl die Rücksicht auf Klarheit, Kürze, Schärfe des Ausdrucks und auf Strenge und Durchsichtigkeit der Gedankenverbindung nicht aus dem Auge lassen. Die Lesebücher von Wackernagel, Fulda, Theel, (jene für die Volksschule und das Seminar, dieses für die Elementarschule) und das von Zeising (für höhere Schulen) so viel des Trefflichen sie enthalten, würden, wie uns scheint, jene durch Aufnahme mehrerer Proben allgemein betrachtender, jedoch volksmäßiger und in engeren Rahmen gefaßter Darstellungen, und dieses durch Einlage von mehr Stücken im Ton der strengen und ausgeführten Abhandlung den Werth ihrer Sammlungen nicht unwesentlich erhöhen.

Eine andere, auch für die Darstellungen der vorbezeichneten Art geltende Aufgabe ist, daß das Lesebuch der Form, wie der Sache gleichmäßig Rechnung trage, so wenig blos um der Form, als blos um des Stoffes willen ein Stück aufnehme, und daß, was es giebt, alles einen werthvollen Inhalt in mustergültiger Form habe. Wenn wir von diesem Gesichtspunkt aus die Lesebücher, zunächst nach ihrem prosaischen Theile, ins Auge fassen, so können wir nicht läugnen, daß ihre Mehrzahl in anerkennenswerther Weise den Ansprüchen genügt, und auch die Minderzahl des Guten und Brauchbaren noch immer ein gutes Theil enthält. Und es giebt auf dem Felde der vaterländischen, auch der volksthümlichen Literatur des Schönen und Trefflichen eine solche reiche Fülle, und sind ihre Schätze von umsichtigen und erfahrenen Händen bereits so gründlich für die Zwecke der Schule ausgebeutet, daß es nach solchen Vorgängen in der That ein wahres Kunststück, wo nicht ein Unmögliches wäre, eine Sammlung abzufassen, die jenes bedingte Lob zu verdienen nicht vermöchte. Indessen hat das Lesebuch für die Volksschule im weitern Sinne auch dem Unterricht in den Realien, für welche sie besondere Leitfäden ihren Schülern nicht geben noch zumuthen

kann, die erforderliche Handreichung zu leisten, und wir würden einem solchen Lesebuch unsern vollen Beifall nicht schenken können, das dieser Seite seiner Aufgabe sich gänzlich entzöge oder doch nicht nach Gebühr sich unterzöge. Das Letztere ist unter Andern bei Wackernagel und Fulda der Fall. Sonst die meisten nehmen diese Aufgabe in sich auf. In der Art aber, wie sie sie ausführen, gehen sie wiederum nach drei Seiten auseinander. Während nämlich die Einen frische, lebensvolle, ansprechende, in sich abgerundete, bedeutsame Bilder aus Natur und Geschichte geben, aber nur einzelne aus jedem Abschnitt des größeren Ganzen, ohne Sorge um Vollständigkeit und Zusammenhang, und die Andern bei demselben Grundzug das ganze Gebiet, welches die Volksschule zu durchmessen hat, nach Verhältniß mit größerer oder minderer Vollständigkeit behandeln, (wie jenes mit besonders glücklichem Tact Gude und Gittermann, Lüben und Nacke, Curtmann, Auras und Gnerlich, Sartorius, Berthelt und Coll. und Andere, dieses in trefflicher Weise, vornehmlich für die Geographie, die Münsterberger und Wetzel und Gen. gethan haben) schlagen Andere den altgewohnten Leitfadenton an und geben, in der Absicht, möglichst viel auf möglichst engem Raume und für möglichst wenig Geld zu bieten, und in der Voraussetzung, daß das mündliche Wort dem Gerippe Fleisch und Muskeln, Blut und Seele und Alles zuthun werde, Seiten- und Bogenlang nichts als Namen, Zahlen, Tabellen und Register — eine Behandlung, von welcher auch Theel in dem historischen Abschnitt seines Lesebuchs sich nicht frei erhält. Es kann uns nicht zweifelhaft sein, für welche Weise der Behandlung wir uns zu entscheiden haben; so wenig als uns die Wahl schwer werden wird zwischen den frischen Blüthen eines lustigen Blumengartens und zwischen den saft-, duft- und farblosen, ausgetrockneten, in Löschpapier vergrabenen todten Blumen eines Herbariums.

Können wir aber im Ton und Stil des Leitfadens sich haltenden Darstellungen im Lesebuch, eben weil es wesentlich ein Sprachbuch sein soll, nicht das Wort reden, so können wir noch weniger solchen Stücken den Zulaß in seinem Bereich zugestehen, welche in dem gleichen Streben, dem practischen Bedürfniß zu

genügen, in das niedere Leben außer der Schule herabgehen und Belehrungen geben, von welchen auch die Volksschule, will sie anders nicht ihrem höher gelegenen Ziel und Character sich entfremden, durchaus abzusehen hat. So wenn Hästers, dessen Elementarschriften im Uebrigen einen wohlbegründeten Ruf haben, S. 1 seines Lesebuchs für Oberklassen lesen läßt: „Wo viele Menschen nahe zusammenwohnen, da muß für gute Ordnung gesorgt und darauf gesehen werden, daß ein Mensch dem andern an seiner Person oder seinem Eigenthum keinen Schaden zufüge, daß keiner die Rechte des andern störe und jeder seine Pflicht thue. Hierfür sorgt der Bürgermeister. Er sieht darauf, daß die Straßen und die Feuerlöschgeräthe in gutem Zustande sich befinden, daß Jeder beim Verkaufe das gehörige Maaß und Gewicht gebrauche, und daß Niemand Eßwaaren verkaufe, welche verdorben und der Gesundheit schädlich sind. Er wacht über die Sicherheit der Person und des Eigenthums, oder er handhabt die Polizei. Ein oder mehrere Polizeidiener, Feldhüter und Nachtwächter sind ihm zunächst hierbei behülflich und stehen unter seinem Befehle.“ Und eben so wenig ist es zu billigen, wenn Dr. Lauckhard in seinem Lesebuch für Oberklassen (das er nicht blos für Volksschulen, sondern auch für höhere bestimmt) im zweiten Theil desselben, dem „Realbuch,“ in welchem er allerlei aus Land- und Hauswirthschaft und Gewerbskunde bringt, unter Andern darüber ausführliche Mittheilung macht, wie der Schuster Stiefel macht, wie viel bei dem Sohlenleder von 100 Gewichtstheilen einer Haut geringes Leder ist und wie viel besseres Sohlenleder, wie viel das Pfund Oberleder und das Pfund Sohlenleder kosten, wie viel der Arbeiter im Jahre braucht an Hanfgarn, Flachsgarn, Pech, Wachs, Fett, Kienruß, Borsten, Holzstiften, und wie viel jedes Einzelne kostet, wie viel er bei einem Paar Stiefeln Auslagen hat und wie viel er daran verdient; und wenn er in ähnlicher Weise Bäcker, Schmied, Zimmermann, Tischler behandelt, und in dem Artikel vom Bierbrauen die Gelegenheit wahrnimmt, vom Maisch- und Gährbottich zu reden, den Hauptbierländern ihren Ruhm zu zollen, von verschiedenen Biersorten, als Lager- und Winterbier, ober- und untergährigem

Biere, Covent, Breihahn, Bock, Schöps, Krabbel an die Wand, Bind den Kerl und dergl. zu handeln, und die Einträglichkeit dieses Gewerbes durch sorgfältige Berechnung des Betrags der Baulichkeiten, Geräthschaften, Getreidepreise, Geschirre, Steuersätze, des Abfalls von Träbern, des Lohnes für den Braumeister und seine drei Gehülfen und der aus dieser Zusammenstellung sich ergebenden Gesammtausgabe und reinen Einnahme des Brauherrn mit mathematischer Evidenz nachzuweisen. Nun, das ist unläugbar eine energische Anwendung des vitae, non scholae; ob aber solcherlei der Schule und dem Lesebuch zuständig sei, darüber dürfte ein linder Zweifel zur Zeit wohl noch verstattet sein.

Sehen wir nun in den vorliegenden Fällen das Lesebuch zu weit herabgehen, so begegnet uns — wenn auch selten — in andern Sammlungen der entgegengesetzte Fehler. Wir werden es keinen Augenblick einem für Gymnasien, zumal für deren Oberklassen bestimmten Lesebuche als Mangel anrechnen dürfen, wenn es auf die Realien minder Gewicht legt und Rücksicht nimmt, um für die ästhetische Seite der Sprache und für reflectirende Darstellung Raum zu gewinnen. Indeß kann auch unter diesen Verhältnissen zu weit gegangen werden. Mag man sich den geistigen Horizont von Gymnasien und höheren Bürgerschulen, für welche Zeising sein Lesebuch bestimmt hat, noch so weit denken, den Sommerabend von Heine (S. 272) zu erläutern, möchte mancher Lehrer, auch ohne pedantisch zu sein, sich bedenken; Stücke, wie Phantasus, von Tieck, das Märchen von der Prinzessin Solandra (S. 8.), vom Schneider Siebentodt (S. 16), das Bruchstück aus „Leben und Thaten des kleinen Thomas (S. 296) u. a. wird schwerlich die Schule zu vollem Verständniß zu bringen im Stande sein (und auch den Ansatz nehmen), und geradezu Einspruch müssen wir erheben gegen ein Stück (von Immermann, S. 45) in welchem folgende Stelle vorkommt: Der Teufel kam einmal Nachts zu mir — er weinte häufige Thränen. Seine Klage war, daß er überall geleugnet werde, daß Niemand ihn mehr recht in Fell und Fleisch statuiren wolle, und daß Schleiermacher in der Dogmatik öffentlich

habe drucken lassen: wenn es einen Teufel gäbe, so sei wenigstens nichts von ihm zu sagen — und am Schluß: „mein Stubenbursch lachte mich aus und sagte: Laß nur! Du wirst, wie alle großen Männer, ein Märtyrer der Zukunft. Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, es kommen die Zeiten, wo Aerzte bis in die Wolken erhoben werden, weil sie Nasen anzusetzen verstehen.“ — Aehnlichem begegnen wir bei Wackernagel. Denn wenn wir auch davon absehen, daß der Herausgeber nach Theil 4, S. 6, den 1. Theil für das Alter von 8—10, den zweiten für das Alter von 10—12, den dritten für das Alter von 12—14 Jahren bestimmt, eine Annahme, vor welcher namentlich im 2ten und 3ten Theil gar Vieles nicht bestehen könnte, auch den Leserkreis weiter gezogen, werden wir die Zulassung von Stücken, wie im 2ten Theil das Bruchstück aus dem gestiefelten Kater, im 3ten Theil die Satyre auf die Dummheit, die Abhandlung von deutscher Baukunst und einige humoristische Stücke Mühe haben zu rechtfertigen. Was aber insbesondere die letzteren betrifft, so wird, wer sich trotz Qual und Qualm der Schule einen frischen Sinn für jugendliche Heiterkeit erhalten hat, sie herzlich willkommen heißen und es mit dem Herausgeber (IV, S. 12) bedauern, daß es „ordentlich hergebracht ist, der Jugend nur Ernst zu bieten, als wäre der Scherz überhaupt etwas Unwürdiges oder zieme sich nicht für die Jugend, wenigstens nicht in der Schule“; und daß der Humor unsers Volkes sonst in den Lesebüchern fast nirgends vertreten ist. Indessen ihn als wesentlich und nothwendig zu fordern, halten wir uns nicht für berechtigt; und wenn wir bedenken, wie schwach doch im Ganzen der Humor in unserer Literatur vertreten ist und welch sicheren pädagogischen Tact eine gute Auswahl desselben für die Jugend erfordert, und daß sein Verständniß im Allgemeinen eine größere sittliche und geistige Reife erfordert, als die Jugend hat; wenn wir sehen, wie bedenkliche Entscheidungen sonst gute Sammlungen auf diesem Felde getroffen, wenn wir endlich uns erinnern, wie leicht an den exorbitanten Lügen eines Münchhausen, an den Schelmenstreichen bei Hebel, an den satyrischen Schilderungen bei J. Paul u. A. die Schwachheit Aergerniß nimmt, so werden wir um so eher

und mehr uns darein ergeben, auf jene feineren Gewürze zu verzichten und an dem einfachen, volksmäßigen, auch wohl kindlich naiven Ton uns vollständig genügen zu lassen.

Der Ton der Darstellung soll aber auch ein mannigfaltiger sein. Und darum werden wir es als einen Vorzug eines Lesebuchs erkennen, wenn darin eine größere Anzahl von Autoren Vertretung findet. Eine Sammlung, die sich auf wenige Schriftsteller beschränkt, oder der Mehrzahl nach selbständige Arbeiten des Herausgebers bietet, wird natürlich den Character der Eintönigkeit erhalten. In dieser Beziehung verdienen vor vielen Kehrein, Auras und Gnerlich, Bach, Oltrogge, Sartorius, Masius, Hopf und Paulsieck, Seinecke hervorgehoben und empfohlen zu werden. Sie bieten eine reichhaltige Beispielsammlung für den Unterricht in der Literatur. Und so soll es ja sein. Schön sagt hierzu Wackernagel: „Wie in einem schönen Garten Bäume, Sträucher und Blumen aller Art wechseln, die Wege bald an Wiesen vorbei, bald durch Blumenbeete führen, bald an einem Bache hin, auch wohl über eine Brücke, und dann das Dunkel eines Kieferngangeѕ uns aufnimmt, oder wir in Schlangenwegen den Hügel hinaufsteigen, von dem wir unterwegs bald in den Garten, bald auf den Fluß sehen, während die Vögel singen, oder, wenn es Abend ist und wir uns gelagert, Waldhörner aus dem Thal herauf klingen und zuletzt beim Heimgang noch die Brunnen uns nachrauschen, so sollte die Literatur uns umwachsen und umspielen, so sollte schon die kleine Literatur eines Lesebuchs die jungen Herzen wie ein heimathlicher Garten anziehen, der sie von Schönheit zu Schönheit führt, in dem sie auch wohl eine kleine Zeit lang irre gehen können, um sich an einer erhabenen Stelle bald wieder zurechtzufinden.“ Hat aber das Lesebuch, auch für die Volksschule, mit die Aufgabe, ein kleiner Garten der Literatur zu sein, so werden wir nicht zu denen stehen können, die den klassischen Heiden, wie Göthe, Schiller, Lessing kaum durch ein kleines Astloch Einlaß in ihre geweihten Räume gestatten und um ihres Namens willen auch da nichts von ihnen wissen wollen und wissen lassen wollen, wo sie weder heidnisch, noch kindeswidrig sind.

Die Mannigfaltigkeit schließt aber weiter auch den Wechsel der Formen im objectiven Sinne ein. Es sollen Fabeln mit Märchen, Parabeln mit Geschichten, Beschreibung und Schilderung mit Betrachtung und Abhandlung wechseln, endlich Prosa und Poesie einander ablösen. Ob hierbei die Ordnung eingehalten wird, daß prosaische und poetische Stücke untermischt vorkommen, oder die, daß das Ganze in einen prosaischen und poetischen Theil zerfällt, und der erstere wiederum nach den Materien geschieden wird, oder die, daß durchweg (wie bei Kehrein und anderen) die Eintheilung nach den Kunstformen zu Grunde liegt, ist im Wesentlichen nicht von Belang. Indessen möchte der Wechsel von Prosa und Poesie mehr für sich haben. Daß aber der Poesie, auch für den Kreis der Volksschule und des Seminars, möglichst weiter Raum zu geben ist, kann so wenig bestritten werden, (vgl. S. 26. 61) als daß es noch immer Lesebücher genug giebt, welche den außerordentlichen Reichthum zumal der neueren und neuesten poetischen Literatur viel zu wenig ausbeuten. Es wären, dies zu belegen, gar manche Namen zu nennen. Wir erwähnen nur: Dr. Günther, neuer preußischer Kinderfreund, Halberstadt 1855; Leo, Lesebuch für evangelisch-lutherische Schulen, Leipzig, Klinckhardt, und das Lesebuch für evangelische Schulen, Stuttgart, 1854. Alle drei enthalten des poetischen Stoffes nur sehr wenig; sie führen die Kinder auf dürre Haide, während rings umher schöne grüne Weide liegt. Aber auch an dem ersten Theil des Wackernagel ist dieser Mangel fühlbar geworden und hat eine ergänzende Sammlung hervorgerufen: Eckelmann, Gedichte für Kinder, Lüneburg 1850. (Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit die Lieder und Fabeln für die Jugend von Reinick.)

Der Mannigfaltigkeit entgegen steht die Eintönigkeit. Diese wird aber nicht immer blos durch Mangel an umsichtiger Auswahl, oder Kenntniß des einschlägigen Materials, sondern oft auch durch tendenziöse Einseitigkeit des Standpunktes hervorgerufen. Und dies führt uns auf einen weiteren Um- und Uebelstand, dem wir hier und da begegnen. Es ist über die Frage, welche Stellung das Lesebuch zu Bibel und Gesangbuch einzunehmen habe, vor 10 und mehr Jahren viel verhandelt und

gestritten worden, und drängte sich bei diesem Anlaß auch die Behauptung ein und vor (Vaihinger, Völter), die Volksschule bedürfe eines Lesebuchs überhaupt gar nicht, sie habe genug und Alles an Bibel und Gesangbuch, die Bibel sei das beste Lesebuch, in ihm finde das Kind Stoff der Erbauung die Fülle und auch Belehrung über Anderes, was ihm zu wissen noth und werth sei aus Geschichte, Geographie, Naturkunde, noch weitaus genug. Die Einseitigkeit und Schiefheit einer solchen Ansicht leuchtet ein. (Vergl. dagegen Würtemberger Volksschule 1851. Nr. 9.). Aber auch unter denen, welche ihr nicht verfallen, herrscht eine Einhelligkeit keineswegs und sind ihrer viele, die jedes Lesebuch verwerfen, das nicht einen unmittelbar christlichen Character trägt, oder, wie sie sagen, nicht zu Christo führt. Wir werden nicht im Unrecht sein, wenn wir auf diese Frage das alte Preußenwort anwenden: Suum cuique. Jedem das Seine, der Bibel und dem Lesebuch, dem religiösen und sprachlichen Unterricht. Es versteht sich ja wohl von selber, daß das Lesebuch nichts enthalten darf, was wider Christum ist und wider die Offenbarung der Schrift, aber ein unbefangener Sinn wird zugestehen einerseits, daß, was es an Stoffen bietet aus Natur und Menschenleben, an Prosa und Dichtung, nicht darum eben als ein Unchristliches zu bezeichnen ist, weil es nicht dem Gebiete des unmittelbar Religiösen angehört und den Namen Christi ausdrücklich nennt, und daß Stoffe, welche das Gemüth für das Reich des Idealen überhaupt zu gewinnen angethan sind, mittelbar und in Verbindung mit dem direct religiösen Stoffe auch zu dem höchsten Ideale, das in Christo ist, führen; und andrerseits, daß durch eine Scheidung beider Gebiete der eigentliche Christenthumsunterricht seine besondere ihm zustehende Weihe erhält und seines tieferen Eindrucks um so gewisser wird. *) Womit selbstverständlich nicht der unbe-

*) Das Würtemberger Consistorium sagt in einem Erlaß vom Jahre 1852: Durch das Lesebuch geschieht der Bibel nicht Eintrag, da der Bibel nicht blos in jedem Lectionsplan einer evangelischen Volksschule ihre Stelle als Hauptlesebuch zu wahren ist, sondern dieselbe auch, wenn sie nicht zu mechanischen Leseübungen oder sprachlichen Experimenten, sondern theils zur Kenntniß der biblischen Geschichte, theils als Grundlage für den Religions-

dingt geltenden Forderung widersprochen wird, daß aller Unterricht vom christlichen Geiste durchdrungen, getragen sein soll. Von jenem Grundsatz aus aber können wir auch der Auswahl in Theel's Lesebuch für einklassige Volksschulen nicht überall und völlig zustimmen.

Eine weitere Frage ist die nach der Stellung, welche der Herausgeber eines Lesebuchs zu den Arbeiten der Autoren, die er aufnimmt, sich zu geben hat. Daß er das Recht hat, wegzulassen, zusammenzuziehen, Verwandtes von mehreren Verfassern über denselben Gegenstand, das sich ergänzt, zu einem abgerundeten einheitlichen Ganzen zusammen zu schweißen, unterliegt keinem Zweifel; und es giebt wohl kaum ein Lesebuch, das von diesem Rechte keinen Gebrauch machte. Die Grenzen aber zu ziehen, bis zu denen dieses Verfahren ein Recht hat, das dürfte schwerer zu bestimmen sein. Vor Allem ist festzuhalten, daß die Veränderungen nicht aus der Willkür, nicht aus dem besondern (vielleicht gar nicht eben geläuterten) Geschmack des Herausgebers hervorgehen, sondern durch eine pädagogisch begründete Rücksicht bedingt sein müssen, und daß sie mit schonender Hand auszuführen sind. Indem wir davon absehen, daß nicht wenige Sammler sich die Arbeit erleichtern, indem sie, doch ohne Angabe ihrer Autorität, älteren Bearbeitungen vertrauensvoll folgen, und daß andere einer veränderten Bearbeitung den bloßen Namen des Autors unterschreiben, müssen wir sagen, daß in der beregten Beziehung in der Lesebuch-Literatur mancherlei Mängel uns begegnen. Wir geben ein Beispiel. — In dem Märchen von Grimm: Der Schwanenritter, heißt es gegen das Ende: Der Herzog und die Herzogin zeugten 2 Kinder zusammen, und so wörtlich nimmt es Kehrein auf. Wackernagel u. a. setzen dafür: bekamen 2 Kinder. In dem Märchen vom Dornröschen heißt es im An-

---

unterricht benutzt wird, vielmehr in ihre wahre Würde, als Lesebuch der Religion, was sie sein soll, eingesetzt wird, während dagegen eine fast ausschließliche Beschäftigung mit religiösem Stoffe, wie die Erfahrung lehrt, statt anzuregen und zu erbauen, vielmehr abspannt und zur Gedankenlosigkeit gewöhnt.

fang: Da trug sich's zu, als die Königin im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: Dein Wunsch soll erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst Du eine Tochter zur Welt bringen. Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen. — Und so nimmt es wiederum Kehrein auf; andre dagegen setzen, indem sie diese Stelle weglassen: Endlich aber bekam sie ein so schönes Mädchen rc. Die Erzählung Kannitverstan von Hebel beginnt mit den Worten: Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam rc. später heißt es: Dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine — später: Reis und Pfeffer und salveni Mausdreck darunter, und später: und bat ihn treuherzig um Exküse. Dies Alles finden wir wiederum wörtlich bei Kehrein, die meisten andern Lesebücher haben die angegebenen Worte nicht, oder etwas verändert. An der Erzählung: Der geheilte Patient, haben ebenfalls die meisten Herausgeber kleine Aenderungen und Weglassnngen sich verstattet, z. B. mit dem Worte: Das hautreiche Amsterdam — und bekam einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack, — Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann. In dem Allen können wir den Veränderungen nicht anders als beistimmen. Dagegen können wir es nicht gerechtfertigt finden, wenn in manchen Lesebüchern die letzte Erzählung, so wie andre desselben Verfassers, z. B. Das gute Heilmittel (bei Theel) so verändert worden, daß der eigenthümliche Schmelz des naiven Hebelschen Tones fast gänzlich verwischt wird, wenn in der Fabel: Zeus und das Pferd, von Lessing, am Schluß der schöne Ausdruck: Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel, fortgelassen ist (so Gude und Gittermann); wenn in der Fabel von Lessing: Der Rabe und der Fuchs, die Moral anstatt einer geringen Veränderung ganz weggelassen ist; wenn in der Fabel von Grimm: Der Wolf und der Mensch, bei Theel und Hästers, der Schlußsatz verkürzt erscheint; wenn die schöne Erzählung, Tobias Witt bei Theel in einer Weise und einem Maaße verändert ist, welche durch das Verständniß und den Standpunkt der Schule durchaus nicht geboten ist u. dgl. m.

Mehr noch tritt uns jene Willkür des Veränderns in den poetischen Stücken verletzend entgegen, mehr darum, weil hier auch geringe Aenderungen, ohne sichern Tact und poetischen Sinn vorgenommen, nur zu leicht die Harmonie des Ganzen stören und ein fremdartiges Element dazwischen bringen. Wir sagen: noch mehr; und wir müssen hinzufügen: noch öfter. Nur einige Beispiele auch dafür. In dem bekannten Gedicht von Chamisso: Die Sonne bringt es an den Tag, lautet die vorletzte Strophe:

So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n.
„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt!

Und die meisten Lesebücher, Fulda, Wagner ꝛc., auch die Münsterberger haben ohne Anstoß diese Worte stehen lassen. Das Wetzelsche und das Gude-Gittermannsche verändern aus leicht ersichtlichen Gründen so:

Doch die Sonn' hat eine Zunge nun;
Denn die Zunge der Frau kann nimmer ruhn.
Der Nachbarin erzählt sie leis',
Was von des Mannes That sie weiß.

In dem Gedicht: Erkennen, von N. Vogl, lautet Strophe 6—8 im Original:

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursch und schüttelt den Staub vom Fuß.
Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm;
Du blühende Jungfrau, viel schöner willkomm!
Doch sieh' auch das Mägdlein erkennt ihn nicht ꝛc.

Das ist von Wagner u. a. geändert:

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Eine Thräne hängt ihm an bleicher Wang'.
Da thut seine Schwester ihr Fenster auf,
Und er winkt mit dem herzlichsten Gruß hinauf. —
Doch sieh' — auch die Schwester ꝛc.

Wir meinen, enthält ein Gedicht einen Anstoß der Art, wie wir die vorliegende Stelle als solchen gelten lassen wollen, so ist es gerathener, statt einer Aenderung, die doch dem Organismus des ganzen Gedichtes so offenbar widerstrebt, es lieber ganz aus dem Spiele zu lassen. Leichter ist in dem Gedicht: König Karls

Meerfahrt, die Aenderung der Strophe 10, die im Original lautet:

Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt mich zu Liebchen schwingen —

bei Wackernagel glücklich so verändert:

Wollt mich zu Neste schwingen.

In dem Gedicht: Wächterruf, von Hebel, muß bei einer Uebertragung ins Hochdeutsche in Strophe 1. Zeile 3. 4. entweder der Reim geopfert (so Theel), oder eine Aenderung vorgenommen werden. Das hat in diesem Falle seine Schwierigkeit. Ein älteres Lesebuch (Hempel) verändert nun so:

Jetzt betet und dann geht zu Bett.
Wer gut mit dem Gewissen steht ꝛc.

Die Münsterberger ohne sonderliches Glück (1. Theil S. 92.):

Jetzt betet und jetzt geht zu Bett,
Doch löscht das Licht aus, eh' ihr geht.
Schlaft sanft und wohl; im Himmel wacht
Ein klares Aug' die ganze Nacht.

In dem Gedicht „Belsazar“ von Heine, ist die Aenderung Zeile 2:

In stiller Ruh' lag Babylon

(so Theel) statt:

In stummer Ruh',

wenn es nicht ein Druckfehler sein sollte, keinenfalls eine Verbesserung u. a. m. Auch Curtmann in dem Lesebuch für die Stufe der Anschauung hat in Umformung und Veränderung der Poesieen, dünkt uns, nicht immer das Maaß gehalten. Das Stärkste aber in diesem Stück hat wohl Kalisch (deutsches Lesebuch 1857 f.) geleistet.

Ist aber bei dem Allen und Aehnlichem das Streben nicht zu verkennen, auch das Werthvolle, Bedeutende der weltlichen, der „außerschulischen“ Literatur der Jugend nicht vorzuenthalten, aber ihnen mundrecht zuzuführen, so wäre gar manchem Mann manchmal dieselbe Sorgfalt in der Wahl der Stücke zu wünschen. Und wenn wir den Reichthum in Anschlag bringen, den in der Gegenwart die poetische Literatur für die Kindheit und das Jugendalter darbietet, so wird allerdings die Klage zum Vorwurf. So lesen

wir bei Hästers (Mittelklasse, S. 6): Der angehende Schüler — am Schluß:

Und in der Schule merk' ich auf,
Damit ich alles lerne.
Drum hat mich auch, ich wette drauf,
Mein Lehrer schon recht gerne.

S. 9. Oeffnet, Brüder, Ohr und Herz weisem Unterricht,
Lernen sei euch Freud' und Scherz; lernen ist ja Pflicht.
Um zu lernen, sind wir hier; lernen, lernen wollen wir.
Ja, zum Lernen sind wir hier, lernen, lernen wollen wir.

S. 10. Wer hier plauderhaft und wild, andre Kinder stört,
Wer die leere Bank nur füllt, und nicht sieht noch hört:
O der bringt's nicht hoch hinan, lernt nicht was er lernen kann.
Nein, der bringt's nicht ꝛc.

Das erinnert lebhaft an den Vers aus der Leipziger Mustersammlung aus deutschen Klassikern (Leipzig 1823) S. 253:

Auf nehmt die Stäbe frisch zur Hand,
Steckt Lebensmittel ein!
Wir wandern nun durch Stadt und Land,
Und wollen fröhlich sein.
Gesellschaftliche Fröhlichkeit
Bei eintrachtsvollem Sinn
Verkürzet uns den Weg und streut
Vergnügen vor uns hin.
Ein guter Pilger wird nicht matt,
Wie auch der Weg sich zeigt.
Er trinkt mit Maaßen, ißt sich satt ꝛc.

Und S. 265. Ich sitze und nähe, und o! ich verstehe
Nun immer schon mehr.
Es rauschen die Bäume, ich sitze und säume,
Und freue mich sehr, u. s. f. noch 10 Strophen!

Und im alten Wilmsen S. 232 (bei einer Schulprüfung):

Dem Trägen klopft die bange Brust,
Er fühlet Wehmuth statt der Lust,
Muß Thorheit nun bewundern ꝛc.

Zu singen nach der Melodie: wie schön leuchtet der Morgenstern!

Ein Nachtwächterruf bei Hästers S. 80 lautet in seiner zweiten Strophe:

Ihr lieben Kinder, laßt euch sagen:
Laßt nun das Tollen und das Jagen;

Der Tag ist jetzt für euch zu Ende,
Drum faltet dankbar eure Hände.

Ein Milchlied ebendaselbst S. 42.

Vater, Deine Gabe ist dies Milchgetränk;
Mild und freundlich labe, Gott, uns Dein Geschenk.
Rein in reiner Schale glänzt die Milch wie Schnee,
Dort im Blumenthale grünte sie als Klee.
Väterlich und weise schufest, Gott, sie Du,
Zu der Unschuld Speise, giebst uns Brod dazu.
Milch macht frisch Geblüte, ist der Unschuld Trank ꝛc.

Bei Theel findet sich unter manchem Andern, das durchaus nicht mustergültig zu nennen, ein Lied auf den Maikäfer, das mit folgenden Worten schließt:

Lebst ja nur so kurze Zeit;
Thue Dir gewiß kein Leid.
Manches Kind macht Dir oft Schmerz,
Hat drum ein recht böses Herz.

Und für die Aufnahme des Liedes: Der gute König, mit den classischen Versen:

Drum möcht' wohl mancher tauschen,
Doch geh' ich nicht drauf ein.
Ich liebe meinen König,
Er liebt mich auch nicht wenig:
Woll'n nicht geschieden sein.

und dem Schlußvers:

Wenn sterbend ich dann sinke,
Blick' ich zuletzt auf ihn,
Und wenn die Augen brechen,
Soll noch die Lippe sprechen:
Daß ich ein Preusse bin! —

ist der Herausgeber, gleichviel ob er sie anderwärts entlehnt, doch auch verantwortlich zu machen. In dem „Büchlein für Kinder" von Franz Pocci ist folgender Vers zu lesen:

Ach du lieber Gott im Himmel, gieb uns Fleiß und ruhiges Blut,
Daß wir in der Schule lernen, was wir sollen, auch recht gut.

Und in der poetischen Singschule v. Wayaffe (1852) findet sich folgender erbauliche Text: Welch' ein schöner Tag! Welche hehre Stunde, wo wir das Bestreben, tugendhaft zu leben, freudig dargethan! Nehmt hin den Dank für eure Liebe! Die ihr

uns geleitet, frohes Glück bereitet, theure Lehrer, hört! wie der Mund euch Treue schwört. Das ist Poesie! Ist das noch das Mädchen aus der Fremde, schön und wunderbar? Das Sprachbuch soll das Sprachgefühl veredeln: sollen das solche Mixturen auch? Das Lesebuch soll ein Schatzkästlein sein, an dem man auch in späteren Jahren noch etwas, noch einen Schatz hat; steht das hier auch zu verhoffen? Es möchte sich da eher die Umkehrung von dem Midaswunder ereignen, daß, was das Kind als Gold gläubig hinnahm, dem Erwachsenen sich als das glänzende Gegentheil erweist. Wir kommen darauf zurück: ein Kerl, der speculirt, (nun ja, auch das wohl bisweilen), ist wie ein Thier auf dürrer Haide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und ringsumher liegt schöne grüne Weide. —

Ein nicht zu gering anzuschlagender Vorzug der meisten Lesebücher der neueren Zeit, vornämlich der für die Volksschule, ist die Sorgfalt, welche sie auf die Sammlung und Zusammenordnung von Sprüchwörtern richten, diesen Schatz der Volksweisheit und des Volkswitzes, der zwar zu einem großen, vielleicht zu seinem besten Theil bereits gehoben, aber im Bereich der Schule, die im Volke ihren Boden und ihr Berufsziel hat, noch bei Weitem nicht zu der Anerkennung und Verwerthung gekommen ist, die er verdient. Und können wir in diesem Betracht dem mehrerwähnten Lesebuch von Masius nicht Recht geben, welches (mit manchem andern) auch in seinem 1. Theil auf die Sprüchwörter keine Rücksicht nimmt, so müssen wir demselben ein anderes wesentliches Verdienst zuerkennen, nämlich dies, dem Dialecte in seinem Bereich einen weiteren Raum gegönnt zu haben, als bisher geschehen. Es haben in den letzten Jahren über die Berechtigung des Dialectes in der Literatur sowohl, als in der Schule mehrere gewichtige Stimmen sich vernehmeu lassen. So reden ihm das Wort Burgwardt (Morgenstimmen eines naturgemäßen und volksthümlichen Sprach- und Schulunterrichts), Wiggers (Grammatik der plattdeutschen Sprache), Gutbier, (deutsches Sprachbuch), Bernhardi, (deutsche Sprachkarte), Klaus Groth, (über Plattdeutsch und Hochdeutsch), Sutermeister (drei deutsche Sprachen), und was über ihre Bedeutung

für die Schule Masius sagt, ist vollster Beachtung werth. Er bemerkt: „Ohr und Mund des Schülers zu üben an der melodischen Tonfülle des Dialects, ihn nachdenken zu lehren über den Unterschied des geschriebenen und gesprochenen Wortes, ihn die Bedeutung der Stelle suchen und finden zu lassen, welche die Mundarten in der geistigen Lebensentwicklung der Nation einnehmen, ihn aufmerksam zu machen auf die naive Poesie dieser Dialecte, die Erkenntniß in dem reiferen Schüler aufgehen zu lassen, wie die Sprache an Geistigkeit gewinnt, was sie an sinnlicher Stärke verliert, und endlich durch Vergleichen und Uebersetzen seinen Geist zu wecken und zu üben: das Alles schien mir eine hinlänglich belohnende Aufgabe zu sein.“ —

Indem wir hiermit unsre betrachtende Umschau für diesmal schließen, sind wir, ausgehend von den Mängeln dieses Zweiges der Schulliteratur, zu dem erhebenden Ergebniß gelangt, daß, indem Mängel und Vorzüge sich meist schon in der einzelnen Arbeit ergänzend ausgleichen, der schulmäßigen und gehaltvollen Lesebücher, vornämlich derer, die für die Volksschule sich bestimmen, noch immer die große Mehrzahl ist, und werden darum gern einstimmen in das Wort des Regulativs vom 3. October 1854: „Es braucht jetzt schon keiner Schule an einem guten Lesebuche zu fehlen. Die bedeutenden Entwicklungen aber, welche seit länger als einem Jahrzehent auf dem Gebiet der Schullesebücher stattgefunden, lassen den Zeitpunkt als nicht entfernt hoffen, wo ein mustergültiges Lesebuch für die Elementarschule, welches zugleich Volksbuch ist, dargestellt sein wird.“

## Ueber die Bemutterung der Mädchenschulen.

Wer gar nicht scherzen kann, der ist ein armer Mann,
und nur noch ärmer ist, wer nichts wan scherzen kann.
Schwach ist ein Ernst, der stets vorm Scherz ist auf der Hut,
und schwächer noch ein Scherz, der nicht auf Ernste ruht.
F. Rückert.

Das Capitel von der Bemutterung, das auch Naturlaien aus der Geschichte von den sprenglichten und fleckigten und bunten Schafen nicht mehr ganz unbekannt sein dürfte, gehört eigentlich nicht hierher, sondern jeder weiß wohin. Es ist indeß ein Unterschied. Wenn ein Mütterchen vor der Zeit den Ballsaal verlassen muß oder ganz abgehalten ist, ihn zu besuchen, so wendet sie sich wohl an eine Freundin, eine Nachbarin von gesetzten Jahren, von jenen Jahren, wo man nicht mehr nach succès d'amour trachtet, sondern mit einem succès d'estime zufrieden ist, und bittet sie, ihr liebes Töchterlein zu „bemuttern," d. h. Fürsorge und Aufsicht an Mutterstelle zu übernehmen. Und in solchem Sinne wird auch Mädchenschulen die Ehre der Bemutterung zu Theil, indem die Mütter ihre fürsorgliche, schützende, ordnende, beaufsichtigende, strafende, streichelnde und strichelnde Hand gern auch in die Räume und das Uhrwerk der Schule strecken.

Oder wäre es nicht so? Fragen wir die Erfahrung. Da kommt eine Mutter (Frau oder Madame, das ist vorläufig noch einerlei) zu dem Lehrer oder Vorsteher oder Pastor (auch das fürs Erste noch gleichgültig); sie kommt, sie kommt — denn „die Mutter hat nicht gefackelt — die Glocke kommt gewackelt;" sie kommt in weitem, seidenem Kleide, aber nicht angethan mit dem

Kleide der Bescheidenheit, nicht mit der Robe der Freundlichkeit, nicht mit der Haube des Wohlwollens, nicht mit dem Brustlatz ruhigen Gemüths; sie kommt — nicht um zu loben, eher um zu toben, nicht um zu fragen, nein, um zu klagen, anzuklagen. O weh! Aber worüber hat sie denn zu klagen? über ihres Kindes Unarten oder schwache Gaben oder häuslichen Unfleiß? Nichts von alledem. Sie kommt anzuklagen — die Schule und den Lehrer. Das wäre! Und um was, wenn ich fragen darf? Wer kennte nicht die Scene im Don Juan, wo Leporello vor den Augen der Donna Elvira die lange Rolle auf die Bretter wirft mit den Bildern all' der Schönen, die sein Herr genasführet. So ein lang' Register entrollt sich hier unter den Händen, von der Zunge unsrer grollenden Donna. Oder sie hängt sich an Einen Nagel, den sie als Nothnagel ansieht, an Einen Punkt, den sie zum Schwerpunkt, zum Beschwerdepunkt macht. Ach Gott, fängt sie an, (denn dieses leidige Modewort bildet heutzutage die Brücke zu jedem freien weiblichen Vortrag), ach Gott, Herr Lehrer, warum in aller Welt geben Sie den Kindern so gar viel auf, zu lernen, zu rechnen, zu schreiben? Sie behalten ja kaum eine Stunde des Tages frei zu Spiel und Erholung, und man will seine Kinder doch auch genießen; sie werden einem noch ganz krank und siech und krumm und lahm von dem ewigen Sitzen. Nun möchte man ihnen ja gerne helfen, daß sie eher davon kämen; aber da heißts gleich: nein, nein, Mama, so nicht, so sollen wirs nicht machen, so haben wirs in der Schule nicht gehabt; und in die verwünschten neuen Methoden kann ich mich nun einmal nicht finden. Zu meiner Zeit, als ich in die Schule ging (sie hütet sich wohl zu sagen: als ich noch jung war) da war's Alles, ich will nicht grade sagen, besser, aber doch ganz anders. — Eine Andre stellt ein andermal ein andres, doch nicht minder lamentoses Bild vor unsre Augen. Ach Gott, spricht sie, (denn das Schreien kommt später, aller Anfang ist schwer), ach Gott, warum in aller Welt geben Sie den Kindern so gar wenig auf? Das Bischen Lernen und Schreiben und Rechnen ist in einer kurzen halben Stunde abgethan, dann liegen mir die Rangen auf dem Halse. Mein Mann ist den ganzen Tag auf

dem Büreau, und ich kann sie nicht bändigen. Sie sollen sitzen lernen, sittsam sollen sie werden, darum schickt man sie in die Schule, verstehn Sie mir? wofür bezahlt man das schwere Schulgeld! — Eine Dritte tritt feiner und leiser auf, eine Leisetreterin. Sie wickelt ihre Ausstellungsgegenstände in Baumwolle ein, in die Baumwolle schmeichelnder oder gelahrter oder sentimentaler Phrasen. Es ist mir nur leid um meine Kleine, hebt sie endlich an, und ihr Busen hebt sich und ihre Stimme, daß sie so wenig Uebung im Aufsatz hat, alle drei Wochen eine Arbeit von einer Quartseite, was ist das unter so viele — Tage! Was haben wir da schmieren müssen! und es ist doch ein altes gutes Sprüchwort: wer gut (hier: wer viel) schmärt, der gut fährt. Und dann wirds ihnen so gar leicht gemacht, Alles vorgekaut, wie weiland den kleinen Zülplingen die Milchmährte; wenn ich denke, was haben wir uns da quälen müssen, — 's wurde freilich auch danach. Und was für wunderliche Aufgaben (sie redet zum Häuptling) der Lehrer stellt! Briefe kommen fast gar nicht vor; und wozu braucht denn das Mädchen, hat es erst die Jahre der Pubertät erreicht, Papier und Dinte und Feder und Alabasterschreibzeug, wozu anders als zu Freundesbriefen, Tantenbriefen, Reisebriefen, Liebesbriefen, Gevatterbriefen? Da sollen sie nun beschreiben und immer beschreiben, den Garten, das Schaufenster, den Schulweg, das Elternhaus, den Markt, neulich gar einmal (ich sage es nicht ohne Erröthen) den Knopf. Und so geht es immer weiter, denn ihr seht, die Dame ist im Zuge. Und der Angeredete, ja vielmehr der Angesäuselte schweigt zu dem Allen stille? Das wird sich finden, später davon. Ein andermal richtet die oder auch eine andere Mutter ihr kritisches Geschütz gegen andere Bollwerke der Schule. Es ist doch ein rechter Uebelstand, daß die Kinder heutzutage so viel mit der alten Geschichte geplagt werden; was haben sie davon? meine Tochter ist drei Jahr in die Schule gegangen und hat von neuerer Geschichte so gut wie nichts gehört und gelernt. Und eine andre (experto crede Ruperto) klagt von derselben Schule und denselben drei Jahren und Klassen, daß gar keine oder gar so wenig alte Geschichte dran gekommen sei, das wäre doch recht Schade! Wieder Andre halten sich ans Ganze, klagen über

zu viel und zu wenig Stunden, über zu lange und zu kurze Ferien u. s. w. u. s. w.

Aber das war Alles nur Kleingewehrfeuer, nur Vorpostengefecht, nur Geplänkel. Jetzt das schwere Geschütz vor! Es ist, wie man in der Schulsprache sagt, ein Disciplinarfall vorgekommen. Das Kind ist wild gewesen, hat sich unbescheiden betragen, hat seine Schuldigkeit nicht gethan, hat gelogen, und ist ihm dafür ein Backenstreichlein applicirt worden oder zwei. Halten wir uns einmal an diesen Casus und lassen den andern, wie er's verdient, links liegen, wenn es hat eine Nachsitzung halten müssen oder, wie die Schule so sinnvoll sagt, heruntergekommen ist. Nach der Schule kommt die Frau Mutter. Und nun heißt es: Der Damm verschwindet, die Welle braust, eine Meereswoge sie schwankt und saust. Herr, wie können Sie man mein Kind schlagen? Das lasse ich mir nicht gefallen, partout nicht, auf Ehre nicht, bei Leibe nicht, unter allen Umständen nicht, auch unter andern nicht. Verstanden? Und dabei stemmt sie die Arme ein, wie ein Oelkrüglein mit zwei Henklein, und die Spitzen ihrer Haube steigen naturgemäß, aber schrecklich anzusehen, zu Berge. Sie müssen einen Unterschied machen und nicht alle über einen Kamm scheeren. Sie müssen sich ruhiger gewöhnen und nicht so leidenschaftlich sein, setzt sie mit schlechtverhaltnem Grimmwind hinzu, — spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. Sie müssen die Sache mit Liebe treiben; sie würde sagen, sine ira et studio, aber zum Glück versteht sie kein Latein, sonst wäre es vollends nicht auszuhalten. Daß mir so etwas nicht wieder vorkommt, sonst such' ich mein Recht weiter.

Sie geht ab. — Zweiter Auftritt. Es sind die Censuren vertheilt worden. Man findet sie zu streng, (zu gelind seltener, bei Pensionairen etwa, die schlecht zahlen, oder bei Stiefkindern, denen man nicht das Beste gönnt), parteiisch, ungerecht und hat bereits zu Haus und in Gesellschaften bei Kaffee und Thee seine erste bittere Galle ausgegossen. Doch ist noch grade genug zurückgeblieben, den Lehrer damit zu regaliren. Ich kann's nicht begreifen, wie meine Tochter zu einer so schlechten Censur kommt. Sie ist doch zu Haus so artig, sitzt über den

Büchern mehr, als mir lieb ist, schreibt, lernt, rechnet, daß ihr der Kopf brummt; und wenn Besuch kommt, was hat sie für nette Manieren, wie gewandt weiß sie sich zu benehmen, wie munter versteht sie zu unterhalten, und was hat sie für einen Geschmack! Und nun bringt mir das Mädchen so eine Censur ins Haus, nichts als Terzen, Quarten, Quinten, keine einzige Eins auf dem ganzen langen Bogen außer dem Schema oben in der Ecke (1 = sehr gut). Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Was wollen Sie? in der Schule wäre sie eine andere? sie hätte es nicht anders verdient? Nein, ich will's Ihnen besser sagen, Sie sind parteiisch, parteiisch sind Sie, bei Andern ist Ihnen Alles recht und gut, der Teufel (muß der nun auch mit herhalten) mag wissen, was Sie gegen meine liebe Kleine haben. — Dacht' ichs doch, wissen sie nichts Gescheidtes mehr zu erwidern, schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein. Ein Meister in meiner Heimath schrieb unter die Censur seines Mädchens: Sie missen sich mer Mie gehben, mer schmeist sei Gelt naus. Ein Dorfpfarrherr meiner Bekanntschaft (mag dieser und jener unserem Thema zu Liebe einmal auf einen Augenblick Mutterstelle vertreten) sollte die Censur seines Jungen unterschreiben, der das Gymnasium besuchte. Der Junge war faul, die Censur schlecht, der Vater erbost. Er schrieb seinen Namen unter und dazu die Worte: es scheint meinem Sohne zu gehen, wie geschrieben steht Marc. 3, 2: und sie hielten auf ihn, auf daß sie eine Sache zu ihm hätten. — Die zweite Mutter hat ihr Herz ausgeschüttet. Sie geht ab. —

Dritter Auftritt. Es geht über der Schule die Sonne der V e r s e t z u n g auf. Dies irae dies illa. Es ist für Mädchen immer ein schlimmes Loos, wenn sie sitzen bleiben. Das Loos hat auch diesmal viele getroffen, die besserer Hoffnung waren. Verständige Mütter wissen sich zu bescheiden: es muß doch nicht gegangen sein, es wird ihr doch am Ende gut sein so. Andere anders. Unsre dritte Mutter macht sich auf und kommt zum Ordinarius in extraordinärer Stimmung. Bitte um Entschuldigung, wenn ich störe. Ich wollte mich nur erkundigen, warum meine Tochter nicht mit versetzt worden ist. Bedenken Sie doch, sie ist so groß,

13 Jahr alt, paßt gar nicht mehr unter das kleine Volk, hat Alles, was in der Klasse vorkommt, schon ein, zwei, drei Mal gehabt, nächste Ostern wollen wir sie confirmiren lassen. Und so gut wie die und die und die ist sie doch auch, vielleicht besser. Ach, sie hat mancher bei ihren Arbeiten geholfen, wenn Sie das wüßten. Nehmen Sie sie doch noch mit; an häuslicher Hülfe wollen wir's nicht fehlen lassen. Ich kann's nicht ertragen, daß meine Nachbarinnen links und rechts den Kopf schütteln und die Köpfe zusammenstecken und sich breit machen, daß ihre mitgekommen und meine zurückgeblieben ist. Sie wollen nicht? schütteln auch den Kopf? nun denn, so werde ich mir herausnehmen, sie herauszunehmen und sie wo andershin zu bringen. Wir haben's ja. Adieu. — Ach, all' solchen Erfahrungen und Erlebnissen gegenüber (und wem, der nur ein Lustrum, nur ein Triennium hinter sich hat, ja wenn er nur ein Jährling ist, wären sie fremd und unbekannt!) möchte man mit dem Dichter ausrufen: Vater, Mutter, schweiget still, weil ich euch nicht hören will! möchte man an das paulinische Wort erinnern: Ein Weib lerne in der Stille, mit aller Unterthänigkeit, einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei: denn Adam ist am ersten gemacht, danach Eva. Mulier taceat in ecclesia — necnon in schola.

Haben wir nun bisher die Bemutterung von Mädchenschulen in ihrem negativ-kritischen Auftreten in Betracht gezogen, so ist nun noch ein kurzes Wort zu sagen von der Bemutterung, sofern sie sich positiv-föderativ der Schule an die Seite stellt. Das geschieht, wenn die Mütter durch häusliche Nachhülfe der Schule unter die Arme greifen, Vorschub leisten wollen. Das wäre ja an sich ganz lobens- und dankenswerth, und wer verkennte den Nutzen und die Nothwendigkeit solcher Mitwirkung des Hauses, wenn nur nicht (denn auch hier hängen sich die fatalen Wenn's und Aber's an allen Ecken und Enden an) wenn nur nicht so gar oft die Nachhülfe auf so verkehrte Weise geschähe, anstatt ruhig und bescheiden in die Intentionen des Lehrers einzutreten, sich vor den Ohren der Kinder in „kritischen Gängen“ gegen den Lehrer und seinen Unterricht und seine Auf-

gaben bewegte, anstatt das Aufgegebene und seine Lösung einfach zu controliren und zu leiten, dem Kinde die Arbeit abnähme und es dadurch zur trägen Gedankenlosigkeit erzöge, anstatt über den Weg und die Methode der Schule sich ein wenig zu informiren, durch Anwendung einer antiquirten Unmethode den kleinen Kindskopf verwirrte und einen alten Lappen auf das neue Kleid flickte. Solche Bemutterung ist auch — wie der Volksmund sagt — „belämmert.“

Wir glauben hiermit hinlänglich bewiesen zu haben, was keines Beweises bedarf (und es ist uns dann gegangen, wie hie und da dem alten hochehrwürdigen Euklid) nämlich dies, daß die Bemutterung von Mädchenschulen vorkommt. Wir gehen zum zweiten Theil unserer Betrachtung über, in dem wir zeigen wollen, daß dabei nicht viel herauskommt. Doch wollen wir nicht unterlassen, voraus den lieben, verehrten Müttern unsern Respect zu bezeugen.

Es kommt nicht viel dabei heraus zum Ersten, weil sie kein Ohr haben für Gründe; für alles Andre eher, ja oft nur zu viel, nur für Gründe nicht. Bei Männern (welche Liebe fühlen? nein, darauf kommts diesmal nicht an) läßt sich mit Gründen noch etwas ausrichten, bei Frauen nicht. Will man von ihnen Gründe haben, so sprechen sie wie Iphigenie: ich untersuche nicht, ich fühle nur; oder wie Falstaff: Gründe? was Gründe? wenn Gründe so gemein wären wie Brombeeren, so sollte mir doch keiner mit Gewalt einen Grund abnöthigen, nein! Will man ihnen aber Gründe beibringen, so sprechen sie: man bleibe mir damit vom Leibe. Kehren wir auf einen Augenblick zu unsern Besuchen zurück. Der Angeklagte, der in diesem Falle zugleich Anwalt und Decernent und Geschworner und Geschorner ist, bekommt endlich Luft zu einem Worte. Aber, liebe Frau — ach was, ich mag Ihre liebe Frau gar nicht sein. Aber Madame, beruhigen Sie Sich doch, kommen Sie zu Athem, hören Sie mich, setzen wir uns. Und wirklich, sie nimmt mit ganz allmäliger Niederlassung wie eine Seifenblase Platz — ohne zu platzen. Und damit, nämlich mit dem Niedersitzen, ist in der That ein Großes erreicht, ja ich darf sagen, es ist damit das

halbe Spiel gewonnen; denn von den Gliedern steigt die Ruhe auch hinauf in das bewegte Gemüthe. Merke dir, Jüngling, der du noch vor der Schulpforte stehst, als erstes Gesetz bei solchen Besuchen: bringe sie zum Sitzen, vor allen Dingen, um jeden Preis zum Sitzen, sunst ist alle deine Kunst umsunst und Dunst. Wohl denn, sie sitzen. Und der Lehrer „thut bedeutend den Mund auf," seufzt wie ein Verliebter, dem das Geständniß nicht über den Zaun der Zähne will, und spricht: Sehen Sie, meine Verehrte, Sie sehen die Sache falsch an, mit schieligem Auge, möcht' ich fast sagen. Die Kinder haben ein Lied von zwölf Versen aufbekommen, das ist wahr; aber in vier Wochen; kommen auf die Woche drei; und jetzt sollen sie nun das Ganze sich noch einmal wiederholend einprägen; ist das etwa zu viel? wie? wo? warum? Wenn wir das kleine Gedächtniß nicht üben, Zimmt machts nicht stark. Und die Exempel? Von einer Stunde zur andern bekommen sie zehn auf, macht auf die Woche dreißig, die Aufgaben sind ihnen nicht neu, sie werden in der Schule vorbereitet, durchgesprochen, was wollen Sie mehr? das Einmaleins müssen sie freilich lernen, aber das vertheilt sich auf ein ganzes halbes Jahr und wird in der Schule geübt, daß ihnen die Augen aus dem Kopfe heraustreten und mit Strichen und Kugeln und Aepfeln und Nüssen so anschaulich gemacht, daß sie noch im Schlafe davon träumen und reden; was wollen sie weniger? Wir sind unser mehrere an der Schule, aber wir wissen von einander und sorgen dafür, daß nie der Arbeiten so viele collidiren, daß die Kinder überbürdet werden. Solches und Aehnliches sagt der Lehrer. Und die Antwort? Ja, ja, *sie bekommen zu viel auf, die armen Kinder.* —

Lauschen wir demnächst auf die zweite Stimme des zweiten Besuchs; denn die erste haben wir vorhin gehört. Wie geht sie? Ihre Klage, meine Gnädige, daß Ihre Tochter zu Hause zu wenig thut, mag wohl gegründet sein, es ist unsre Klage auch; aber daß sie zu wenig zu thun hat, erlauben Sie mir für's Erste noch gelinde anzuzweifeln. Gar oft kommt sie in die Schule und hat ihre Arbeiten nicht gemacht oder so fehlerhaft und flüchtig, daß man's gar nicht für Arbeit rechnen kann. Sie hätte die dreifache

Zeit darauf verwenden sollen, so wäre es wohl besser geworden. Und hat sie nicht ein Geschichtenbuch bekommen, für sich zu Haus darin zu lesen? Und giebt es nicht immer zu wiederholen? Es bedarf nur der Erinnerung daran und der Anregung dazu von Ihrer Seite. Wiederholung ist die Mutter der Studien, verehrte Mutter. Und mit häuslicher Arbeit überbürden wollen wir die kleinen Geister grundsätzlich nicht; sie sollen nicht ihren ganzen lieben Tag und ihre ganze liebe Jugend versitzen. Wir sind einmal nicht der Ansicht jener weisen Pädagogin, die da sprach: eine Stunde des Tages zu Spiel und Erholung ist genug für sie alle. Und dann bitte ich nur ein wenig sich zu gedulden, je weiter sie vorrückt, desto mehr wird auch der Arbeit werden, und in den oberen Klassen soll sie und sollen Sie schon genug bekommen. Solches und Aehnliches sagt die oratio pro domo. Und die Antwort? Ja, ja, sie bekommen zu wenig auf. O der tauben Ohren und harten Herzen! Sollte man da nicht mit Egmont verzweifelnd ausrufen: „Umsonst hab' ich so viel gesprochen: die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.“ —

Und nun nur noch Ein „kühner Griff“ in die oben aufgeschüttete Masse. Was bringt der Lehrer vor gegen die versetzungsfeindlichen Angriffe? Das müssen wir besser wissen, sagt er, und hat damit eigentlich Alles, jedenfalls das Beste gesagt. Ihre Tochter ist ein hübsches, munteres, liebes, gutherziges Kind, sehr wohl. Aber das wäre eine wunderbare, nagelneue Methode, die nach der Hübschheit, Munterkeit, Liebheit, Gutherzigkeit die Schüler ordnete und versetzte. Ihre Tochter hat angenehme Manieren, weiß zu unterhalten, hat Geschmack, zugestanden. Aber Sie wollen uns doch nicht zumuthen, daß wir nach äußerer Tournüre, Geläufigkeit der Zunge, Feinheit des Geschmackes setzen und versetzen sollen? Ihre Tochter ist fleißig und läßt sichs sauer werden; auch das zugegeben. Aber das ist nur ein Gewicht in der Einen Wagschale; in die andere müssen wir die Anlagen und Gaben, die Fortschritte und Leistungen legen. Und da heißt es leider: Tekel, Tekel, man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden. Dazu kommt, wir dürfen über dem persönlichen Einzelinteresse und Begehren das Ganze nicht aus den Augen verlieren. Kurzum

— die enttäuschte, doch nicht um ein Haarbreit von ihrem Standpunkt gewichene, nicht in dem kleinsten Punkte überzeugte Dame hält dem Bombardement so vieler Gründe nicht länger Stand, macht Kurzum, und mit den Worten: nu denn nich, es giebt ja mehr Schulen, verläßt sie das Zimmer.

Daß bei der Bemutterung von Mädchenschulen nicht viel herauskommt, hat seine Ursache zum Andern darin, daß die Frauen nicht verstehen, worauf's ankommt. Wir sind weit entfernt zu leugnen, daß auch wir nach beiden Seiten mancherlei Fehler und Verstöße begehen, in Strenge und Nachsicht, in Bevorzugung und Zurücksetzung, in Lob und Tadel, in Eile und Weile. Wir sind weit entfernt zu bestreiten, daß das Urtheil der Frauen, das mehr aus dem Gemüth, mehr aus der äußern Beobachtung, mehr aus dem Gefühl für Sitte und Sittlichkeit stammt, in manchen Angelegenheiten der Erziehung, vornehmlich in Rücksicht der äußern Lebensstellung und Lebensbildung ein gutes Recht hat gehört zu werden. Aber andrerseits können wir doch nicht davon abgehen, daß uns, die wir in der geordneten Arbeit des Unterrichts und der Erziehung unsre Lebensaufgabe finden, die wir nicht aufhören, über die Aufgabe der Schule und über die besten Wege zum Ziele nachzudenken, die wir nicht ablassen, Erfahrungen zu sammeln, zu prüfen, zu vergleichen, und Schriften zu lesen, zu studiren, wo nicht gar zu machen, daß uns in unserm Fach die entscheidende Stimme zukommt. Wir nehmen sie nicht in Anspruch für die interna des weiblichen Berufs und Wesens und Lebens. Aber was soll uns das Urtheil der Frauen (kaum mit Ausnahme der hochpreislichen geprüften Lehrerinnen) über Stundenzahl, Lectionsplan, Lehrgang, Lehrplan, Lehrmittel, Arbeitsaufgaben, Unterrichtsweise, Tüchtigkeit der einzelnen Lehrkräfte, Leistungen der Schülerinnen, Verhältniß derselben zu einander und dergleichen. Wir haben die Kinder von Herzen lieb und arbeiten mit treuer Sorge, sie zu fördern aufs Beste und zum Besten. Aber der mütterliche Beirath hilft uns dazu nicht, oder nur in den seltensten Fällen wenig.

Und so verhält sichs auch meist in Angelegenheiten der Disciplin. Denn hier kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der nämlich, daß sie Alles zu persönlich nehmen. Sie kennen kaum einen andern Maßstab, und geht man darauf aus, ihren Blick aufs Ganze zu richten, auf die Gesammtheit der geistigen und sittlichen Verfassung, das Ziel der Klasse, das Heil der Schule, das Interesse und den Zusammenhang des Ganzen, die Rücksicht auf Andere rc., so gehen sie darauf nur mühsam und widerstrebend, noch lieber gar nicht ein. Selten ist ihr Urtheil ein völlig unbefangenes und unparteiisches. Es ist aber ganz natürlich so. Ihr Leben, ihr Lebenselement ist die Liebe, und das ist ja charmant. Aber die Liebe ist ihrem innersten Wesen nach individuell, persönlich. In leere Abstractionen, in einen homunculus in der Phiole verliebt sich kein Mensch und kein Teufel. Das ist ihre Tiefe und Schönheit und ihr Glück, aber auch ihre Schranke. Die Liebe — nun ja, sie reift zum Manne den Jüngling, zur Frau die Jungfrau, aber die Liebe macht auch blind. Sie zieht das Eine hervor in das hellste Licht, sie schiebt das Andre zurück in den tiefsten Schatten, und sieht nun auch das Eine blos darin, das Andre nur darin. Die Anwendung ergiebt sich von selbst. Statt des Weiteren ein kurzes Beispiel. Eine Frau kam zu ihrem Pfarrer, ihn zu bewegen, ihre Tochter noch mit zur Confirmation zuzulassen. Der Pfarrer erklärte, es sei unmöglich, er könne ihr um seines Gewissens willen nicht willfahren, das Mädchen sei noch zu weit zurück, sie habe noch nicht einmal die Hauptstücke inne, ja sie könne noch nicht einmal lesen. Ach das schadet ja nichts, fiel hier die Petentin ein, als ich confirmirt wurde, konnte ich auch nicht lesen und bin doch noch eine gedoppelte Meestersfra geworden. Sie hatte einen Töpfermeister zum Manne gehabt und als dieser gestorben, einen zweiten Töpfermeister geheirathet.

In einem Rescript vom **26.** Juni **1811**, betreffend Verordnung für die Schuldeputationen nach der Städteordnung, heißt es §. **14.**: „Bei der Aufsicht über die Töchterschulen werden die Schuldeputationen die verständigsten und acht-

barsten Frauen aus den verschiedensten Ständen zu Rathe ziehen, ihnen wesentlichen Antheil an Schulbesuchen, Prüfung und Beurtheilung der Arbeiten, der Erziehung und der Unterweisung geben und die Hausmütter des Ortes auf alle Weise für die Verbesserung der weiblichen Erziehung zu interessiren suchen. Sie dürfen deshalb zu den Schulbesuchen nicht immer dieselben Frauen einladen, sondern können darin abwechseln. Die Specialaufsicht über einzelne Mädchenschulen dürfen sie Frauen, welche vorzüglich Sinn und Eifer für Beförderung einer guten Erziehung an den Tag legen, übertragen und sie zu Mitvorsteherinnen derselben ernennen.“ — —

Und dieser Passus, zu welchem das Voranstehende unsre glossirenden Bedenken enthält, mag uns, um auch der andern Seite der Auffassung gerecht zu werden, zu einer kurzen Antwort überführen, auf die Frage: wann wir uns die Bemutterung von Mädchenschulen können und sollen gefallen lassen. Es dürfte in unsrer aufgeklärten Zeit kaum Einer sich finden, der es bestritte, daß ein Lehrer nicht Alles weiß, (obgleich manche es zu glauben und andre von sich glauben machen zu wollen scheinen). Er kann sich täuschen über den Charakter, über die Fähigkeiten des Kindes, er kann im einzelnen Falle eine Aeußerung, eine Handlung des Kindes im falschen Lichte sehen, er kann Scheu für Trotz, Schwäche, vielleicht die Folge einer noch nicht überwundenen Krankheit oder Kränklichkeit, für Trägheit, Blödigkeit für Ziererei u.s.w. nehmen und danach behandeln, sich selber zum beständigen Verdruß, dem Kinde (und das ist weit schlimmer) zu Leidwesen und Schaden, vielleicht zu unüberwindbarem Schaden. Mittheilungen, Aufklärungen nach dieser Seite (eben wieder über Persönliches) werden von dem verständigen, bescheidenen Lehrer jederzeit willkommen geheißen und dankbar angenommen werden. Und er wird immer gern für Mütter zu Hause sein, wenn sie kommen sich zu erkundigen, zu informiren über Verhalten und Leistungen ihres Kindes, über Urtheile, Anschauungen und Erfahrungen des Lehrers, über den Gang des Unterrichts, die Ordnung der Schule, Grundsätze der Erziehung und Unterweisung; er wird

um so lieber für sie zu Hause sein, wenn sie Belehrung annehmen, sich bedeuten lassen, und wenn sie nicht, wo nur ein Finger, etwa der Zeigefinger oder der Goldfinger oder der Daumen (um ihn aufzudrücken oder aufs Auge zu legen) ein Recht hat, die ganze, wenn auch kleine und zarte Hand dazwischen thun. Sonst wird der alte Archimedes wieder lebendig und ruft: Du, störe mir meine Kreise nicht. Lassen wir ihn lieber schlafen.

---

## Von der Langeweile.

Ich bin des trocknen Tons nun satt.
Der Deibel im Faust.

Es ist ein altes, bekanntes methodisches Gesetz: gehe vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Auf diesem soliden Grunde stehend darf ich wohl ein Wort von der Langeweile einmal wagen. Denn was liegt uns schulmeisterlichen Seelen näher, was ist uns von der Kindheit lichten, losen Tagen her, ja von dem Tage her, da wir die ersten Höslein anzogen und den ersten Gang zu Bakels Heiligthume thaten, bekannter, was wiegt auf der Wage geistigen Schaffens und Suchens und Erwerbens leichter, was ist einfacher, ja einfältiger als die Langeweile, dieses Gefühl der Leere, der leeren Zeit? Und seltsam, das Wort schließt auch den Gegensatz in sich ein; denn was liegt dem frischen Lehrer ferner, was bleibt dem fleißigen, lebendigen Kinde unbekannter, was fällt schwerer aufs Auge und in die Beine und auf die Seele und ins Gewicht, was ist nach seinen Ursachen und Erscheinungsformen zusammengesetzter als eben die Langeweile? Halten wir denn diesen zweiköpfigen Dämon eine Weile bei seinem langen Schopfe, Zopfe, Kropfe fest.

Es ist wahr, das Leben bietet der trüben Bilder genug. Aber ein trüberes Bild giebt es kaum als eine Schule, in der die Langeweile wohnt. O wie sitzen da die Kinder „so mäuschenstille, weil keines von allen was anfangen wille." Und die Augen

so gläsern, als gehörten sie einer Wachsfigur an, stierend ins weiße, weiße Winterfeld. Die Lider, wie der Vorhang eines schlechten Theaters, mit Mühe heraufgezogen, sinken immer und immer wieder — hernieder, als gälte es, vor dieser schlechten, dummen, zerstreuenden Welt die Pforte ganz zu verschließen und sich in die innere Welt zu versenken und es jenem Alten nachzuthun, von dem geschrieben steht: Der Sänger drückt die Augen ein. Das Angesicht so matt und glatt und stumpf, als wäre es von dem Leder jenes liebenswürdigen, wiederkäuenden, wolletragenden Quadrupeden, dessen Därme Menschenfinger tönen machen. Die Zunge so träge, so lahm wie die Füße einer altersschwachen, lebensmüden Karrenmähre, die am Podagra leidet und Gichtknoten in den Gelenken hat. Die Hände, die Arme so schlaff, so regungslos an dem lässigen, krummen Leibe herabhängend, wie die Arme einer mark- und knochenlosen, an Sägespänverstopfung laborirenden Kinderpuppe. Die Füße, dem langen Pendel der alten Schwarzwälder Wanduhr zum Trotz, hin und her baumelnd, als sollte der heute Morgen crepirte alte Kater zu Grabe geläutet werden. — O des traurigen, des trüben, des jämmerlichen Bildes! Ordentlich ärgerlich könnte ich auf mich selber werden, indem ich dies schreibe. Weiche von mir, du altes, graues, aschgraues Gespenst in die Wüste, die deine Heimath ist.

Nun ist aber ein Unterschied, ob die Schüler langweilig sind oder gelangweilt werden, oder: ob sie langweilig sind per se oder per te. Darf ich auch davon „ein freundlich Wörtlein sagen?" Wie der Herre, so's Gescherre, sagt das Sprüchwort. Und wie ist der Herre? Trägen Fußes schreitet er nach dem Orte, der ihm ein Ort der Qual ist, — nicht zu frühe, nicht zu frühe! — besteigt mit einem linden Seufzer das Katheder, seinen Thron, auf dem er auszuruhen liebt von des Lebens Sorgen und Mühen, überschaut mit matten Augen seine Schaar, thut, wie der Apotheker in Hermann und Dorothea, bedeutend den Mund auf, schüttelt, wie der Löwe im „Handschuh," die Mähne (oder was er dafür hat) mit langem Gähnen, und streckt die Glieder und setzt sich nieder. Das wird es sein, was der Dichter (wenn's auch nicht

Goethe war) singt: zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. Und nun der Rede langsam träufelndes laues Wässerlein und der Pausen freundlich winkende Oasen mitten in der großen Geisteswüste von vier Stunden Quadratinhalt und das beständige Sehen nach der Uhr und Sehnen nach dem Ende und Horchen auf die Heil bringende Glocke: Halb — erst Halb! Drei Viertel — erst drei Viertel! voll — endlich! Und erst bei diesem theuren Klange und dem tiefsinnigen Spruche urväterlicher Weisheit: zet uh zu, machs Buch zu! kommt ein menschliches Rühren in die schläfrige, mattherzige Gesellschaft, in das Haupt und in die Glieder.

Du sagst: übertrieben! schändlich übertrieben! wo unter dem wechselnden Mond giebt es eine solche Schule? Nun wohl, bei Dir ist es so nicht bestellt. Du bist ein Anderer. Tant mieux. Aber ob nicht doch manche Züge auf dich passen? ob's nicht manchmal, und nicht blos in heißen Sommernachmittagen, bei Dir und in Dir so aussieht? Der alte Holtei, der liebenswürdige Vagabund, erzählt in seinen „40 Jahren," wie er einmal auf seinen Reisen gen Leipzig gekommen. Am Thore, wie es ehedem Sitte war, um Namen und Charakter gefragt, antwortet er: Carl von Holtei, Regisseur. Mit bedenklich fragendem Gesicht wendet sich der Controleur zu seinem gelehrteren Collegen, der neben ihm steht: Rehschißehr? Und der andre: Ja, es giebt ehr! — Ja, es giebt ehr. —

Daß nun ein solcher Geist — der eigentlich kein Geist ist — für das Gedeihen der Schule und der Schüler seine schweren Gefahren hat, wer wollte das bestreiten? Entweder verharrt die Seele, in der die Langeweile liegt, wie Steine im Magen, in ihrer dumpfen apathischen Ruhe und bringts zu nichts als zu Gähnen *)

---

*) Vom Gähnen beiläufig ein Wort des weisen Brahmanen:

Das Gähnen, lieber Sohn, es ist zwar unwillkürlich,
Doch abgewöhnen mußt du dir's als ungebürlich,
Ich habe nie gesehn, daß, wenn du auf den Zähnen
Was Gutes hast zu kaun, dir kam dabei ein Gähnen.

und Heulen, wozu sie im Activum, und zu Stößen und Schlägen, wozu sie im Passivum steht. Womit wir indeß nicht, auch in unserer materialistischen Zeit nicht sagen wollen, daß man die Seele stoßen und schlagen könne. Doch meint man sie, wie man den Esel meint, wenn man auf den Sack schlägt. Oder der schlimme Geist legt seine Windeier in die dumme Seele und brütet sie — hat er doch Zeit, lange Zeit, lange Weile — gemächlich aus, und was dabei herauskommt, das ist eben nichts als Wind, der Wind loser Gedanken und Beschäftigungen. Sie heften sich an das Wort (aber von der Linken), an das Gesicht, an die Kleidung, die Mienen und Manieren des Lehrers, hängen daran ihre albernen, spöttischen, mitunter gar gereimten Reflexionen; oder sie halten sich dabei gar nicht einmal auf, sondern schweifen weiter abwärts, hinaus in die Wüste unreiner Bilder und Phantasien, und die Hand muß dazu ihre schlimmen Dienste thun; oder es giebt zu spielen, zu malen, zu blättern, zu plaudern nach der Möglichkeit, ja nach der Schwierigkeit. Denn „das Herz kann nicht ruhn, will zu schaffen haben.“ So kommt ein Uebel aus dem andern, und das zweite ist schlimmer als das erste, und das dritte schlimmer als das zweite. Und bald ist von Zusam-

---

Auch würde dir dadurch des Kauens Kraft entrissen,
Und fallen möchte dir aus offnem Mund der Bissen.
Beim Lernen aber ist das Gähnen gleich erweckt;
Ich sehe, daß es dir nicht wie das Essen schmeckt.
Wenn gähnend sich der Mund aufthut, schließt sich das Ohr,
So daß es ungehört des Lehrers Wort verlor.
Wenn gähnend sich der Mund aufthut, gehn zu die Augen,
Daß sie des Buches Schrift nicht aufzufassen taugen.
Des Lernens Süßigkeit hast du noch nicht empfunden,
Sonst wäre dir die Lust zu gähnen ganz verschwunden.
Das Wissen, wiß' o Sohn, ist auch ein guter Bissen,
Dem Seelengaumen wird durchs Gähnen er entrissen.
Drum wenn beim Lernen dir ein Gähnen kommt, so hemm' es,
Entschlossen mit dem Schloß der Zähne niederklemm' es!
So hat es dir vorerst den Bissen nicht genommen,
Und endlich wird ihm selbst die Lust vergehn zu kommen.

mengenommenheit, Frische, Ruhe, Arbeitslust und Arbeitsfrucht und Lehrerachtung und Lehrerliebe gar keine Spur mehr zu sehen, an keinem Kinde mehr. Denn das Unkraut, das gesäet ist, da die Leute schliefen, wächst mit erschreckender Schnelligkeit und erstickt den guten Saamen und die gute Saat.

Ist dem aber so, so werden wir die ernsteste Ursache haben, dem Hereinbrechen des Uebels mit allen Mitteln und aus allen Kräften entgegenzutreten, und uns, jenem tapfern Römerhelden gleich, gerüstet mit Leben, Lust und Liebe auf die Brücke zu stellen, die zu unsrer Schulstätte führt, und uns mit dem Racker so lange herumzuschlagen, bis die Unsern hinter uns in eigner reger Arbeit ihm die Brücke völlig abgebrochen haben. Und dann frisch hinein in die kühlen, erquickenden Wogen geordneter Thätigkeit und liebender Hingebung; mag dann der Feind seine Pfeile auf uns abschießen, wie er will, er erreicht uns nicht mehr, er trifft nur noch das Hintertheil, dem die Gesetztheit, zu der es verurtheilt ist, immerhin manchmal Langeweile machen mag; die Seele, das Volk ist gerettet. Um nun aber die Mittel wider den Feind zu finden, müssen wir die Wurzeln seiner Kraft kennen. Welche sind das?

Wenn wir einmal die Kinder, Knäblein oder Mägdlein einer Schule vom Volke besonders nähmen und jedem einzelnen nach Herz überwindendem Vorwort mit der Frage auf den Leib rückten: Kleiner, Kleine, Kleines, wie gefällt Dir's in Deiner Schule? und dann ohne Weiteres: was ist Dir langweilig, längerweilig, längstweilig? da würde das Eine sagen: ach, die vielen Sprüche und die schweren Stücke aus dem Katechismo Martini und die langen Liederverse aus dem Gesangbuch bepredigen zu hören und ins Gedächtniß zu treiben, ach wie langweilig, wie bitterlich langweilig! Das Andre: ach, das Rechnen, mit den vielen langen Exempeln und die großen Zahlen und das große Einmaleins und das Kopfrechnen (wie mags da in meinem Kopfe inwendig aussehn) und die umgekehrte Regeldetri und die heillosen Decimalbrüche und Gesellschaftsrechnungen (mir gruselts vor solcher Gesellschaft), ach wie langweilig, wie schrecklich langweilig! Das Dritte spricht: ach, (denn mit Ach!

fangen sie alle an) der Aufsatz, da man durchaus seine Gedanken und Gefühle schriftlich von sich geben soll und hat doch keine auf keiner Seite in des Kopfes leerer Weite, und weiß nicht wo und weiß nicht wie, ungerechnet die „unwissenschaftliche" Orthographie, ach wie langweilig, wie erbärmlich langweilig! Das Vierte spricht: ach, die Grammatik, mit den vielen Namen und Regeln, die mir immer von einer Stunde zur andern wie die Spulwürmer wieder abgehn, und die unanständigen Geschichten mit den nackten Sätzen, und die Beispiele, die ich merken, und gar, die ich machen soll, und das Decliniren und Conjugiren und Abstrahiren und Contrahiren, — ach lieber Herr, das Wasser schmeckt mir gar nit sehr, ach wie langweilig, wie unendlich langweilig! Und so geht es in Einem fort, eine Schraube ohne Ende, ein wahrer Rattenkönig. Ich muß nur aufhören, sonst fangen sie mir noch gar aus Mitleid mit einander an zu weinen. Doch verlassen wir diesen trivialen Boden und werfen einen schüchternen Blick in höhere Kreise, in die Kreise des Vortrags, in die Hörsäle der Gymnasiasten und Studenten. Ob es da anders klingt? O nein, da klagt der Eine über die langweilige Mathematik mit ihren Logarithmen und Wurzeln und Incommensurabeln und binomischem Lehrsatz und Kegelschnitt und goldnem Schnitt und Parallelopipedon; der Andre über die Geschichte mit ihren wahren Trockenhäusern von Namen und Zahlen und langen ledernen Geschichten und philosophischen Excursen ohne Basis; der Dritte über die philosophische Grammatik und Ciceros Philosophie und philosophische Propädeutik, und Dageschforte und Kamezkatuf u. s. w. Und die Herren Studenten? Langweilig, ochsig langweilig, fabelhaft langweilig ist dem Dogmengeschichte, dem Exegese, dem Pandecten, dem Osteologie, dem griechische Grammatik, dem und dem und dem Logica und Metaphysica. Nur in Einem Punkt herrscht unter den Studiosen aller Formen und Farben und Facultäten eine wunderbare, rührende Harmonie: Der Herr Professor liest heut' kein Collegium, dieser Ruf ist keinem langweilig. Und darin stimmen schon die gebundenen cives gymnasii gerne bei und reichen aus den Fenstern der dumpfen Klasse (wenn sie nicht vernagelt sind) den freieren Genossen im Geiste oder in der Wahrheit die deutsche Bruderhand. Und

schreiten wir nun über sie hinweg zu jenen bunten Knaben, von denen verhöhnt ein weiland Eckensteher seinem Cameraden zurief: Lude, wat kostt denn de Schachtel von die Sorte? Ja, diesen durch Genuß überreizten, verwöhnten und verzogenen, blasirten Kindern, denen ist eben Alles langweilig, das elterliche Haus und die Heimath und Vater und Mutter und Geschwister und Philister und nun erst Bücher und Lehrer und Schule und Wissenschaft — es ist Allens eins. Sie machen, um einen Kunstausdruck zu brauchen, sie machen in Langeweile, meinen wohl gar, sich damit das Ansehen der Vornehmheit, der geistigen Ueberlegenheit zu geben. Und wollten wir weiter gehen auf diesem Wege und die Kreise der Schule und der Jugend verlassen, so kämen wir am Ende zu dem resignirten, verzweifelten Schluß jenes englischen Wollsacks, der sich eine Kugel durch den Kopf jagte, weil er die Langeweile dieses Lebens nicht ertragen konnte.

Was folgt daraus? Folgt daraus: es kann Alles langweilig werden, aber es ist Nichts langweilig an sich, es wird es nur je nachdem man es nimmt oder giebt. Dem fleißigen, geistig regen Schüler wird die Zeit nicht lang, sie vergeht ihm schnell, weil er immer etwas zu thun und zu denken hat. Dem faulen dagegen und dem leeren Kopf wird die Zeit des Lernens immer lang, weil er nicht dabei ist, nicht gern dabei ist. Dem mathematischen Talent leuchten die Augen in dem Bann seiner Kreise und Beweise und Berechnungen, zumal wenn er's zu einem εὕρηκα gebracht, der talentlose Kopf könnte bei denselben Dingen vor Langeweile aus den Fugen gehen. Manchmal liegt die Langeweile im verdorbenen Magen, manchmal im verdorbenen Geschmack, sinnlichen und geistigen, manchmal im Wetter, dessen Einfluß sich ja auch Lehrer und Schüler nicht ganz entziehen können, denn sie sind auch Menschen, so zu sagen. In heißen Sommernachmittagen giebt Niemand gern etwas von sich als Schweiß, und nimmt Niemand etwas gern zu sich als einen kühlen Trunk. Doch läßt sich bei ernstem, gutem Willen auch hier viel mehr überwinden, als Viele zu denken sich die Miene geben. Mancher Schüler auch hat nur den Schein der Theilnahmlosigkeit, in der Tiefe ist ein inneres, nur noch unklares, schüchternes Regen und Leben vorhan-

den, es kommt nur auf den rechten Spruch an, es zu wecken, und auf den rechten Moment.

Aber der Lehrer nun und die Lehre? Sie werden langweilig, wenn sie zu sehr in die Länge und Breite und Höhe und Tiefe gehen.

In die Länge. Es hat Alles seine Zeit, sagt der alte Prediger Salomo, wohlgemerkt der Prediger Salomo. Wenn man nun diese Zeit, deren Maß und Grenzen für uns durch das subjective Bedürfen und Vermögen bestimmt wird, überschreitet, so wird man eben langweilig. Der Geist, der junge zumal, der gewohnt ist, überall hin in die Breite und Weite nach Belieben sich zu strecken, kann eine längere, zusammenhängende Arbeit des Hörens und Denkens nicht tragen; er entgleitet den Fingern, die ihn gefangen halten wollen, und flattert hinaus in die Weite, wie der kleine leichte, bunte Schmetterling, oder er ermattet, läßt die Flügel hängen, gähnt, stöhnt, schläft, träumt. Bei solchen Längen ist dann keine Rede mehr von Longitudinalschwingungen (des Geistes), vielmehr von Longitudinallähmungen. An vielen Schulen besteht die Einrichtung, daß Ein Gegenstand zwei Stunden nach einander tractirt wird; kein Wunder, wenn da die zweite ganze und die vierte halbe wenig andächtige Zuhörer findet und wenig Frucht bringt. Auch der frischeste, regste Geist verliert auf die Dauer seine Spannkraft, und auch das Beste und Angenehmste verliert durch die Länge seinen Reiz. Und um so mehr, wenn sich der Länge — und wie leicht kommt das — die Monotonie verbindet, sei es nun die Monotonie des Tones, des Vortrags, oder die geistige eines wechsellosen, einförmigen Inhalts. Man denke nur an lange, schnurgerade Chausseen, an Herrnhutische Kirchhöfe oder meinetwegen an die grenzenlosen Prairien. Nun giebt es wirklich Lehrer, die kein Ende finden können und denen es, wie jenem Matrosen geht, der ein Seil aus dem Meere aufs Verdeck heraufziehen sollte. Er zog und zog, und immer wollte es nicht alle werden. Da rief er ärgerlich: Sackerlot, hat mir so ein verfluchter Kerl das Ende abgeschnitten! Sie haben den Grundsatz: je länger, je lieber. Das ist wohl ein treffliches Kraut für Gartenlauben. Aber: kurz und gut, das ist für Schulstuben (und Kindergärten, mit Respect zu sagen) ein besserer Grundsatz. Ein

Vater, wenn er seinen theologischen Sohn über einer Predigt sitzen und brüten sah, pflegte ihm zuzurufen: mein Sohn, nur nicht zu lang, nicht zu lang! im Winter friern die Leute, im Sommer schlafen sie. Luther ermahnt: tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf. Ich erkundigte mich einmal bei einem Bauer eines Nachbardorfes nach seinem Pastor, der mir befreundet war. O, antwortete der glückliche Sohn der Gefilde mit strahlendem Gesichte, o das ist ein prächtiger Mann, er predigt immer kürzer und immer schöner.

Die Langeweile und Langweiligkeit kann ihre Ursach zum Andern in der Breite haben. Die Länge kann an sich einen wohlberechtigten Inhalt haben. Die Breite zerrt sich mit Einem Gedanken herum, wie der Hund mit dem Kälbergeschlinge, sie tritt, wie die Sprache so sinnig sagt, Einen Gedanken breit, wie Brei. Nun kann freilich ein rechtschaffner Lehrer ein gewisses Maß der Breite nicht entrathen, wenn Alles ordentlich verarbeitet, verdaut werden soll (und dadurch wird die Sache ja eben zum Brei). Müssen wir uns doch darum zu den Wiederkäuern rechnen lassen. Indeß hat eben Alles seine Grenzen. Ohne Noth und Ursach sich im Kreise um Einen Punkt herumdrehen wie das Hündlein um sein Schwänzlein, Worte, viele Worte machen, wo die Sache so wenig als das Kind ihrer bedarf, das längst Bekannte immer und immer wieder durchsieben, das macht die Breite, und das macht die Breite so langweilig. Warum wird uns eine Nacht so lang, in der wir sehnsüchtig auf den Arzt warten oder vergeblich den Schlaf suchen? Weil sich die Seele nur um den Einen Gedanken bewegt. Und daraus mag sich denn auch der bekannte Kirchenschlaf erklären, von dem die schlechte Welt behauptet, er sei der gesündeste Schlaf. Item, wodurch werden manche für geselliges Leben eine wahre Qual und Strafe? Durch nichts Anderes als durch ihre langweiligen Erzählungen, die bei jedem lumpigen Steinchen und Erdklümpchen und Kuhblümchen und Dornröschen und Rosendörnchen am Wege mit breiten Lappen von Erklärungen und Episoden und Exclamationen hängen bleiben und nicht vom Flecke kommen. Ich kannte solch einen Helden. Er war sonst ein biederer, wackerer alter Mann. Aber wenn er kam, wich Alles

scheu zurück, und bei seinen Erzählungen verlor sich einer nach dem andern, wie in Haydn's Abschiedssymphonie. Item, wodurch werden den Kindern so viele Bücher für die Jugend, für das junge Volk, für meine jungen Freunde, für die reifere Jugend, für die lieben Kinder so langweilig und ungenießbar und ärgerlich? Wiederum durch nichts Anderes als durch ihre Weit—schweifigkeit. Denn sie schweifen weit umher und weit hinaus, ohne Ziel und Ende, sie kehren mit ihrem Schweif Alles zusammen, was auf ihrem Wege hinter und neben ihnen gelegen ist (ist aber nichts daran gelegen), sie hängen an jedes Häkchen (und findet sich keins, machen sie eins) einen langen, weiten Schweif salbadernder moralischer Excurse und erbaulicher Betrachtungen und langstieliger, unnützer Erklärungen, so daß einem vor solchem Walde (oder Winde) der Weg der Geschichte ganz verloren geht. Und das nennen sie dann epische Breite. Ja, es hat sich. Und wir wissen, hätte der Robinson nicht einen so unverwüstlichen Kern, so hätte es Campe ermöglicht, dieses köstliche Kinderbuch abschmäckig und abständig zu machen durch derlei eingestreutes Stroh. Sind denn Kinder Kühe, von denen man singt und sagt: was hilft der Kuh Muskatennuß, frißt sie doch Hafer-Stroh! Solche Bücher, solche Schulen vor Augen, da kommen uns die Momente, wo in uns eine innere Stimme spricht: mich ergreift, ich weiß nicht wie, horror, horror vacui.

Wir werden langweilig zum Dritten, wenn wir zu hoch gehen. Das heißt zuvörderst: über das Fassungsvermögen der Kinder hinaus. Nun das versteht sich ja freilich von selbst, und es scheint überflüssig, darum noch ein Wort zu verlieren in unsrer schulkundsvollen Zeit. Und dennoch begegnet es uns noch manches liebe Mal, daß wir, vielleicht von dem Gedruckten zu abhängig, unbewußt zu den Kindern in fremden Zungen reden, nämlich in Ausdrücken, die sie nicht verstehen, wovon ihnen die Anschauung, die Vorstellung fehlt, und wir denken nicht daran, durch das Nahe, Bekannte, Geläufige das Verständniß des Neuen, Fernen zu vermitteln. Ich erinnere nur an den weltkundlichen, an den biblischen, an den grammatischen Unterricht. Und da wundern wir uns denn, wenn wir beim Unterricht auf lange, langweilige Ge-

sichter und offene Mäuler und bei der Wiederholung auf Nichtverständniß oder auf unselige Mißverständnisse stoßen. Ein Wunder ist es eben nicht. — Zu hoch, das heißt aber auch: in zu hohem Pathos. Auf die Dauer hält es nicht einmal der Adler aus, sich in der Höhe schwebend zu erhalten, wie viel weniger die Krähe und der Spatz. Kinder können dem hohen pathetischen Fluge nicht folgen; so bleiben sie lieber gemächlich am Boden liegen und kriechen, oder sie fallen nach wiederholten vergeblichen Versuchen herab in den Schmutz. Eine kleine Geschichte dazu. Wir hatten auf der Schule, erzählt ein Alderman, einen alten würdigen Lehrer, der zuweilen seine Lection unterbrach, um uns auf die Schätze der deutschen Poesie aufmerksam zu machen. So hatte er uns einmal viel von den unsterblichen Verdiensten Klopstocks erzählt, und begann nun, um uns ein anschauliches Bild davon zu geben, einen jener Gesänge vorzulesen, in denen sich die Engel und Erzengel über die höheren Geheimnisse der Gottheit unterhalten. Er fing seine Vorlesung mit dem stärksten Pathos an; man merkte deutlich, wie tief er die Schönheiten des Dichters empfand. Allmählich aber änderte er seinen Vortrag; seine Stimme wurde immer schneidender und nahm einen Anflug von ärgerlichem Wesen an; das Buch zitterte heftig in seinen Händen, er warf unruhige Blicke um sich und unterbrach zu unserem Schrecken plötzlich, indem er mit dem Buche zuerst drei Mal zornig auf den Tisch klopfte und es dann hinwarf, seine Vorlesung mitten in einem Satze mit den denkwürdigen Worten: Und so spricht dieser Erzengel Gabriel immer weiter. Es ist am Ende auch langweilig.

Um so leidiger aber wird das Pathos, wenn es ohne einen Inhalt ist, der solcher schwunghaften Erhebung werth ist, wenn es über nichtige unbedeutende Dinge mit stelzenhaften Phrasen und mit einer Wichtigkeit sich ausbreitet, als gälte es Vaterland und Seligkeit. Das giebt das hohle, unwahre Pathos, das durch das Gefühl der Leere, welche es hervorruft, erst recht Langeweile macht.

Langweilig endlich kann der Unterricht werden, wenn er zu tief geht, wenn er zu gründlich ist, wenn er Alles sagen will. Man

muß auch für spätere, reifere Jahre etwas aufsparen, man muß auch in Herbeiziehung verwandter, erklärender, begründender Momente Maaß halten, man muß auch etwas für sich behalten. Voltaire sagt: le secret d'ennuyer est de tout dire. —

Das war nun die Diagnose der Krankheit nach Aeußerung, Gefahr und Grund. Aber damit darf ich nicht schließen. Die Krankheit will curirt sein. Ich bin kein Doctor, wie männiglich bekannt. Aber diesmal muß ich mich doch entschließen, den Doctor zu spielen. Nachdem ich also dem Kranken in die Augen gekuckt, den Puls gefunden und gefühlt, die allerdings sehr lederne Zunge gesehen, setze ich mich flugs hin und schreibe: H. den und den, Recipe. Ja, so weit wären wir; was nun? Ich tauche die Feder ein, spritze sie aus, tauche sie wieder ein — und überlege: Nichtsthun hilft dem Patienten nicht von seiner Krankheit, macht eher das Uebel schlimmer; Schelten, Schläge helfen auch nicht, Eile thuts auch nicht, Lesen, Vorlesen noch weniger. Nein. Aber so wirds werden; ich schreibe weiter: Recipe — Selbstthätigkeit, 6 Unzen (laß sie nicht aus den Scheeren, halte sie zur Arbeit an, aber mache ihnen auch Lust zur Arbeit) — Interesse, 4 Unzen (zeige es selber ohne viel Worte, am Unterricht, am Kinde, so wirds Dich auch gern hören und so wirst Du ihm je länger, je lieber) — frisches, freies Wort, 6 Drachmen (durch matte Rede, durch abgelesenes Wort werden die Geister entsetzlich abgestumpft und niedergeschlagen) — Unterricht aus dem Leben und für das Leben, 2 Pfund (oder mehr, denn davon kann man nicht zu viel nehmen) — variatio delectans, 12 Gran (das ist genug, man soll Nichts übertreiben, sonst giebts Faselköpfe) — frisches Lied, muntre Geschichte, 2 Scrupel (das frischt die matten Lebensgeister köstlich an und stärkt Kopf und Magen) — energische Zucht, 10 Unzen (das ersetzt viel, wenn auch nicht Alles, ganz dieselbe Rede, von energischer Zucht getragen, findet ganz andere Kinder, als bei matter, laxer Haltung) — poetisches Säftchen, ein Achtel (das ist ein ausgeseuchnetes Mittel, doch ists auch für Anderes gut, sagen sie; aber nicht zu viel auf einmal) Rücksicht auf des Kindes Neigung, 1 Gran (mehr nicht, in zahlreichen Schulen noch weniger) — frisch Wasser, 1 Weinglas voll, für Augen und

Schläfe, das Alles mit einem halben Quart Humor vermischt und tüchtig umgeschüttelt und dann einen Tag stehen lassen, bis es wieder ganz klar wird. Ich denke, das soll helfen.

Ich hatte einen Freund, der pflegte seine Vorreden beständig mit den Worten zu schließen: sollte übrigens dieses Werk wie frühere die freundliche Aufnahme und Beurtheilung der Kenner finden, so würde das für mich gewiß die schönste und reichste Belohnung sein. Ihm nach schließe ich: sollte diese lange Rede von der Langeweile den verehrten Amtsbrüdern recht gründliche Langeweile gemacht haben, so daß sie einen theoretischen und praktischen Cursus zu gleicher Zeit durchgemacht hätten, so würde das für mich gewiß die schönste und reichste Belohnung sein.

## Ueber Begeistrung.

Die Tage der Pfingsten sind vorüber, des Festes des Geistes. Mit unerschrocknem, todesfreudigem Muthe haben die Jünger in Jerusalem ihren himmelaufgefahrenen Herrn gepredigt, den gekreuzigten und auferstandenen. Das waren begeisterte Redner, denn sie waren ihres Gottes voll und seines heiligen Geistes. Es ist aber unser Gebet und soll es sein, daß auch bei uns der heilige Geist einkehre und unser Herz, unser Haus, unsre Schule seine Wohnung sein lasse. Und ob auch der Gaben und Kräfte mancherlei sind, die das Gemüth erheben über das Eitle, Endliche, Irdische, es ist doch der Eine, der Gottesgeist, der da wirket Alles in Allen. Und so möge denn als ein Nachklang jener festlichen Stimmung und Erhebung ein Wort heut' eine Stelle finden über die Begeistrung.

Es ist wahr, es hat nicht eine Zeit wie die andre die Kraft in sich, die Flamme der Begeistrung zu nähren und zu schüren. Damals als über die weite Ebene von Clermont der vieltausendstimmige Ruf dahinbrauste: Dio il volt! damals als Vasco mit seinen Matrosen und Kriegern, brennende Kerzen in der Hand, nach dem Schiffe zog, von einer unabsehbaren Menschenmenge umwogt und von deren heiligen Gesängen umklungen; damals als das Lied in die Welt hinausklang: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben deß keinen Gewinn, das Reich Gottes muß uns bleiben; als der Heldenfürst von Anhalt das Wort sprach: ich habe manchen schönen Ritt Andern zu Gefallen gethan; warum sollt' ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu

Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln und mit Dransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein ins himmlische Leben eilen?; damals als der König rief und Alle, Alle kamen: das waren Zeiten, durch die ein Zug jener Begeistrung ging, die nicht von dieser Welt ist. Dann tritt er wieder auf lange, auf Jahrhunderte manchmal zurück, und nicht blos Zeiten der Knechtschaft, des Verfalls, nein auch Zeiten, in denen das industrielle Interesse, das rastlose Wirken und Weben und Wetten und Wagen, das Glück zu erjagen, die Oberhand gewonnen, scheinen wenig fähig, den Funken der Begeistrung aufzunehmen und zur leuchtenden, lodernden Flamme anzufachen.

Aber auch Lebensalter und Stand kommen hier in Betracht, und man wird von dem altersschwachen, lebensmüden Greis so wenig das frische Feuer, die ausdauernde Kraft einer Jünglingsseele erwarten, als bei den Berufsarten, deren Arbeit nicht über das Mechanische hinausgeht, einen Zug begeisterten Schaffens suchen.

Um so mehr aber wird es zu beklagen sein, wenn die Begeistrung auch in solchen Ständen sich nicht findet, deren Arbeit eine geistige ist und die der Geist treiben soll, um so betrübender wird es sein, wenn, ohne Ungunst der Zeiten, auch das jüngere Alter seinem Berufe dient ohne Lust und Liebe, ohne Treue und Begeistrung. Und sollen, können wir das leugnen? Rousseau sagt einmal, der Mensch habe nur drei Bedürfnisse, Ruhe, Nahrung und ein Weib. Giebt es nicht deren genug und mehr als genug, die in diesem Worte das Motto ihres Lebens und Strebens wiederfinden? Talbot, der sterbende, ruft aus: verflucht sei, wer sein Leben an das Große und Würdge wendet und bedachte Plane mit weisem Geist entwirft! Nun, brauchen wir, wie weiland der alte wunderliche Kauz Diogenes, eine Laterne anzuzünden, um in unsern Kreisen solche Geister zu finden, die nicht allein an ihrem Theil es verschmähen, das Leben an Großes und Würdiges zu wenden, sondern, wo sie es an Andern finden, es ihren Spott haben? Der Dichter sagt: es ist in Namen, daß wir denken; ja, aber wer will sagen, wie viele sind, denen in Namen — ohne Denken — und in Zahlen und Formen und

Formeln und in nachgesprochnen Phrasen und ausgefahrenen Gleisen und nachgetretenen Sandwegen die ganze Arbeit ihres Berufes aufgeht? Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest, klagt der Herr. Aber wie viele trifft dieser klagende Vorwurf, wie viele haben, nachdem sie mit Ernst den Beruf gewählt und mit treuem Fleiß für ihn gearbeitet und mit freudiger Hoffnung sich nach ihm gesehnt, nur zu bald die erste Liebe, die entschiedene, ungetheilte, inbrünstige, begeisterte, opferfreudige Liebe zu dem schönen Hirtenamt an der Kinderwelt verlassen.

Und doch brauchen wir die Begeisterung so sehr und allewege, wenn wir nicht erlahmen, ja erliegen sollen. Wie viele Gewichte drücken auf eines Lehrers, eines armen Lehrers Seele auch noch in dieser unsrer fortgeschrittenen Zeit! Von Sorgen um des Lebens Nahrung und Nothdurft werden wohl bis ans Ende wenige frei, Väter zumal mit zahlreicher Familie, bei Pferdearbeit und Ziegenfutter. Da soll sich denn in der Beschränkung der Meister zeigen. Nun kommen wohl auch Krankheiten, böse, ungebetene Gäste, die lange, Wochen, Monate lang verweilen und oft beim Weggehn der Lieben eines mit hinwegnehmen auf Nimmerwiedersehn. O wie schwer wird da, den schweren Sorgenstein auf dem Herzen, dem Fuß der Weg zur Schule und den Lippen das freundliche, ruhige Wort der Lehre und der Seele das lange Verweilen ferne von der Sorgenstätte. Und dazu die mancherlei anderen Steine, des Anstoßes und des Aergernisses — wer kennte sie nicht von Hörensagen oder von Eigenplagen? die Hemmnisse und Erschwerungen in dem Amte selber, von Innen und Außen und Oben und Unten, die Widerwärtigkeiten von unverständigem, dummem, boshaftem Volk, die entmuthigenden verstimmenden und nie verstummenden Nörgeleien aus vorgeblichem Gutmeinen, die Freundschaft sogenannter Amtsbrüder und was dergleichen schönes und tröstliches Zeug mehr ist. Moses war ein sehr geplagter Mann über alle Menschen auf Erden. Und denken wir nun vollends an Sisyphus und an die Danaiden: Stein bleibt Stein und Wasser bleibt Wasser, und der Stein läuft immer wieder zu Thal und das Wasser durch den löchrichten Boden immer wieder zur Erde. Ja, mit all' diesen Gewichten

hier, wie soll eine Seele es da auf die Dauer aushalten, wenn nicht in der andern Schale ein andres Gewicht liegt, ein goldnes, gewichtiges Gewicht, und das ist die Begeistrung! Sie trägt, sie hebt, sie macht das Herz leicht und still und stark und mächtig und geduldig und froh und glücklich — dieser Götterfunke, diese Tochter aus Elysium, dieser Sauerteig im Mehltrog, so zu sagen.

Aber, müssen wir nun fragen, sind solche Früchte und Wirkungen auch immer da zu sehen und zu spüren, wo einer Seele eine Kraft der Begeisterung innewohnt? Die Erfahrung antwortet: nein. Woran liegt das? Die Schrift sagt: könnet ihr auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln? Es giebt mancherlei Feuer, auch verzehrendes, auch schnell aufflackerndes und ebenso schnell in sich zusammensinkendes, auch Feuer mit mehr Rauch als Kern; und ein arger Baum wird keine andern als arge Früchte bringen. Es kommt auf Art und Kern und Grund der Begeistrung an.

Das Feuer der Begeistrung muß rein sein. Wie oft hört man, Jüngere zumal, klagen über Fruchtlosigkeit eines begeisterten Strebens und Wirkens! Aber genau besehen verhält es sich damit in der Regel wie mit den Klagen über Undank der Welt, von dem doch selten andre betroffen werden als Wohlthäter mit gemeinen eigensüchtigen Absichten. Wie wenn nun hinter all dem Aufwand von Worten und Ein- und Vor- und Ansätzen nichts Andres stände als die mit süßem Lächeln sich narcissisch selbstbespiegelnde und nach Beifall lungernde und nur das Ihre suchende Eitelkeit? wie wenn die Flamme gewaltiger Beeiferung nichts Anderes belebte und nährte als der Wind des sich frosch- und putergleich aufblähenden Hochmuths? oder wenn das Herz einem übertünchten Grabe gliche und unter dem Scheinglanz der Begeistrung den Moder der Lüge, des Heuchelsinnes bärge oder in der scheingesunden Frucht der Wurm der Sucht nach Erwerb und Genuß und äußerer Ehre wohnte? Hat solch Wesen noch Recht zu klagen? Nein, rein soll das Feuer der Begeistrung sein, das in deinem Busen wohnt, rein in Demuth, rein in Einfalt, die nicht rechnet, nicht klügelt, rein in Hingebung, rein in selbstloser Liebe, rein in Opferfreudigkeit, sonst wird dir die Flamme

zum verzehrenden Feuer und ist dir nichts nütze, von keiner Frucht, von keinem Segen.

Das Feuer der Begeistrung muß auch tief sein. Denn die nur an der Oberfläche haftende Flamme wird, ob auch nicht dem Sumpf entstiegen, leicht zum Irrlicht, das jeder Wind neuer äußerer Eindrücke hin und her treibt, vom Pfade ablenkt, sinnverwirrend, herzbethörend. Es soll in der Tiefe individueller Anlagen und Neigungen, in der Tiefe sittlicher Antriebe, idealer Motive seine Wurzel haben, es soll den ganzen Menschen erfüllen und sein ganzes Herz und sein ganzes Tagewerk. So etwa wie den Dichter eine Idee, die er im Geiste trägt, ganz hinnimmt auf Tage, Wochen, Monate, daß er nichts anderes denken und thun und dichten kann, als eben dies Eine, das mit der Kraft des Magnets alles Andere an sich zieht. So etwa wie A. H. Francke die Idee erfüllte, den Waisen, den armen, verlorenen Kindern ein Vater und Führer zu sein, und nicht von ihm ließ und ihn trug und trieb, bis sein Herze brach, dies Heldenherz in Menschenliebe und Gottvertrauen. So etwa wie Pestalozzi der Idee lebte und webte und des Lebens Glück und Frieden zum Opfer brachte, der Idee, dem Volke, dem verlassenen, verkommenen Volke aufzuhelfen durch Besserung seiner Schulen, und aus diesem Ideal immer neue Kraft und Hoffnung sog, bis er, dem bis ans Ende das Herz in Liebe brannte, dahinsank, der heldenmüthige Streiter und Dulder. So etwa wie Fichte für die Erlösung und Erhebung seines Vaterlandes unerschrocknen Muthes und unwandelbarer Treue mit Schrift und Rede stritt und ein Opfer seines Berufes in den Tod sank, der größte Held unter den deutschen Denkern. Das war eine Begeistrung, die aus der Tiefe ihren Ursprung nahm, nämlich aus der unversieglichen Quelle der ewigen Liebe und Wahrheit. Von solcher Begeistrung soll auch des Lehrers Herz erfüllt und erhoben, von solcher Begeistrung soll auch sein Leben und Streben getragen und getrieben sein, sonst ist er mit all seinem Reden und Thun nichts als ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Im tiefsten Meeresgrunde ruhen die köstlichsten Perlen. Und alle Kleinode des Wissens, alle Schätze der Werke in Lernen und Lehren und Suchen und Arbei-

ten sind nichts werth und nichts nütze ohne die Eine Perle der Liebe, der Mutter der Begeistrung.

Der Quell der Begeistrung, so sie einen Segen schaffen soll an Geist und Gemüth, zu Kraft und Leben, muß aber auch klar sein *). Ohne die Klarheit des besonnenen, selbstbewußten Geistes über Wege und Ziele und Kraft und Gaben schlägt die Begeistrung leichtlich um in Schwärmerei, störende und zerstörende Schwärmerei, oder in hohles, leeres, unlebensfähiges, fruchtloses Pathos. Und von da zur Selbstvermessenheit und Pflichtvergessenheit ist nur Ein Schritt. Solchen Selbsttäuschungen sehen wir besonders das jüngere Alter nur zu häufig hingegeben. Es nimmt Stimmungen für Anlagen, momentane Hingenommenheit vom Reiz der Neuheit für dauerbares Interesse an der Wahrheit, auffladerndes Strohfeuer für pfingstliche Geistesfeuerflammen, schwache Nachahmung, leichte Aneignung des bedeutenden Fremden für selbständig schöpferisches Vermögen, es sieht über dem Ziele, dem es zustürmt, die Hindernisse nicht, die in seinem Wege und in seinem Wesen liegen, es will Früchte sammeln und Erndten feiern im Frühling, anstatt sich der fruchtverheißenden Blüthen und Saaten zu freuen; und bringt sich so über rastlosem Rennen und Ringen um alle friedliche Frucht und alles ruhige Glück.

Die Begeistrung soll endlich auch (denn sie ist keine Leidenschaft) still und stetig sein. Das Schäumen und Brausen ist der echten, rechten Begeistrung so wenig Character wie das unruhige Abspringen, eins und das andere so wenig wie der echten Poesie. Und wo sie in solcher Weise sich äußert und geltend macht, da wird sie uns immerhin bedenklich erscheinen, und nur der Jugend werden wir sie gern zu Gute halten, in Hoffnung, daß sie mit der Zeit sich abkläre und zur Ruhe und Festigkeit komme. Die Gärtner verlangen für das Gedeihen der Pflanzen, daß sie „in der Geduld“ stehen. Daß aber der Begeistrung der frische Zug

*) Rückert: Wer mit Besonnenheit vereint Begeisterung,
kommt sicher schnell und weit und hält das Maß im Schwung;
wenn so der Geist dich treibt, daß er dir niemals raube
Besinnung, aber nie Besinnen dir erlaube.

des Lebens zum Leben inwohnen solle, versteht sich; darin besteht ja ihr Wesen.

Wenn nun aber ein echtes, rechtes Lehrerherz, ein freudiges, frisches Lehrerwirken ohne Begeistrung nicht gedacht werden kann, und wir diejenigen beklagen müssen, die nur äußerlich, nur um des lieben Brotes willen, mit verdrossenem Herzen und nach Miethlingsweise das Werk treiben und des Amtes warten, so wird der Frage schließlich eine Stelle gebühren: wie machen wir sie uns zu eigen?

Da müssen wir denn nun freilich zunächst mit dem Bibelwort antworten: wer da hat, dem wird gegeben; aber auch: wer da nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat. Den Funken wird der Hauch von Oben, von dem Urquell alles Lebens und alles Geistes, auch aller wahrhaftigen Begeistrung, gewiß zur hellen, segenbaren Flamme anfachen. Aber wo auch der Funke in einem Herzen nicht ist, das wird ja bald veröden, versinken, ersterben. Kaum wird je ein Lehrerherz gefunden werden, das nicht wenigstens zu einer und auf eine Zeit solch einen Funken in seiner Tiefe geborgen hätte, etwa in der Zeit, da es sich für den Beruf seines Lebens entschied, da es andere geliebte und geehrte Menschen darin mit Liebe und Ehren und Segen wirken sah, da es sich dazu mit treuer Sorge rüstete. Aber der Funke ist nur zu bald verloschen, zertreten. Thue du, was an dir ist, ihn zu nähren, zu pflegen, daß er wachse und zunehme.

Wir sagen mit einem zweiten Bibelwort: wo euer Schatz ist, da ist euer Herz. Ist dir die Schule und die Arbeit in ihr, die Kinderwelt und das Leben für sie dein Schatz, so wird auch dein Herz dabei sein, dein ganzes, volles, frisches Herz mit Liebe und Treue, mit Freude und Hingebung, mit Demuth und Gebet. Und sollte es so schwer sein, mit Arbeit des Geistes und des Gemüthes in diesem heiteren, sorgenvollen, aber auch freudereichen Blumengarten, bei den Kleinen zu verweilen, deren Engel im Himmel allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel sehen? Und auch wo die Arbeit auf triviale Beschäftigung sich beschränkt, in mechanischer Uebung sich bewegt, da wird das herzliche Interesse an dem Menschenkinde, der Hinblick auf das Endziel, die Freude an der stillen, stetigen Entwickelung des kleinen Geistes

und Gemüthes unter der Pflege des treuen Gärtners es sein, die das Herz erwärmt, erhebt.

Wir sagen ferner: sieh nicht abwärts, sondern aufwärts. Du wirst freilich in deiner Umgebung, in deinem Umgang immer solche finden, denen jedes Gespräch von der Schule außer der Schule ein Aergerniß, denen alle Arbeit des Berufes eine Last, denen jede Stunde zu lang und keine Ferie lang genug ist, die ewig klagen über das Einerlei mühseligen Abarbeitens und Wiederkäuens, die über dem Trivium, das sie schelten, nie zu dem Quadrivium kommen, das sie nicht kennen. Halte du dich nicht zu solchen, siehe nicht auf sie, siehe vielmehr aufwärts zu solchen, die ungetheilt von der Welt Lust und Lohn mit herzlicher, begeisterter Liebe ihres Amtes warten. Solltest du solche ehren- und liebenswerthe Vorbilder überall vergeblich suchen unter den Lebenden? Und das müßte ein schlechter Lehrer sein, der nicht in dem Anschauen des Lebensbildes und der Lebensarbeit eines Valentin Friedland, eines Rochow, eines Heinrich Bruns, eines A. H. Francke, eines Salzmann, eines Pestalozzi, eines Theodosius Abs, eines Diesterweg eine flüchtige Unterhaltung nicht blos, sondern eine Erbauung, eine Auferbauung fände. In solchem Spiegel beschaue dich, an solchem Spiegel entzünde die Flamme in deinem Herzen, die Flamme reiner, klarer, tiefer, stiller, stetiger Begeisterung.

Und dann, sagen wir weiter, schäme dich der Begeistrung nicht, aber mach auch nicht viel Redens davon, wie ich hier und heute. Es giebt ihrer immer und hat's gegeben und wird's geben in allen Ständen und Altern, hohle, ausgekältete, ausgetrocknete Naturen, die über jede Aeußerung begeisterter Berufsliebe ihren Spott haben, denn sie haben sie selber nicht, kein Senfkörnchen davon, und haben darum auch keinen Glauben daran. Laß dich das nicht irren, schäme dich der bessern, edleren Regung nicht — was hat nicht Alles der gemeine Sinn zum Spott gemacht — aber mach's auch nicht wie die Heuchler, die da gern stehen an den Ecken auf den Straßen, auf daß sie von den Leuten gesehen und gepriesen werden. Das Beste bleibt und bleibe der Welt verborgen. Aber an den Früchten laß den Geist erkennen, der in dir Wohnung hat.

Und dann, zum Schutz gegen die Ermattung und Erkältung, entscheide dich frühe für ein Studium, das du neben dem nun einmal unumgänglichen Einerlei wiederkehrender, langsam fortrükkender, zum Theil äußerlicher Arbeit, mit ganzer Seele und von ganzem Herzen und aus allen deinen Kräften treibest, es sei Musik, Naturwissenschaft, Geschichte, Literatur, fremde Sprachen, oder was sonst. Daran erstarkt nicht blos die Kraft und erweitert sich der Gesichtskreis, es empfängt aus solcher Quelle auch das Herz immer neue frische Nahrung geistiger Freude, lebendiger Begeistrung.

Und für die tägliche Berufsarbeit laß dir das Wort des Dichters zur Erwägung und Beherzigung gesagt sein: wie machen wir's, daß Alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei?

Wohlan denn, leben wir in solchem Sinn und Geiste dem Berufe, den wir uns erwählt und den wir treiben in Gottes Namen! Die Zeiten sind trübe, friedlos, der Himmel über uns schwer umwölkt, kaum daß durch die dunklen Wolken noch ein matter, ferner Stern der Hoffnung schimmert. Aber wie es auch komme, welches Loos auch für uns und die Unseren nnd unser theures Vaterland die Zukunft in ihrem Schooße berge: schauen wir auf zu dem Herrn, von dem unsere Hülfe kommt, zu dem Herrn, der den Geist, den heiligen Geist einst den Seinen gesendet und ihn auch heute noch derer keinem versagt, die ihn darum bitten und sich darnach sehnen. Des heiligen Geistes voll, gotterfüllt sein, das heißt im vollsten, tiefsten Sinne begeistert sein. Und dieses Kleinod im Herzen werden wir auch schwerere Lasten leichter tragen und auch in dunklen Tagen getroster hoffen und auch härtere Prüfungen glücklich bestehen und auch in größerer Hitze der Drangsal mit fröhlichem Muthe wirken. Und über das Alles wird das ewige Licht, der göttliche Tröster uns durch alle dunklen Wetterwolken erschauen lassen das helle Licht des Sieges und Segens und der Freiheit und des Friedens, und auch unsere Seele dadurch umfrieden und verklären und befreien. Denn der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

## Schulmeister und Fürwörter.

### Erster Gang. Personalia.

Fangen wir mit den — Ei nicht doch, mein Lieber, erst die Einleitung, die Einleitung! Du mußt uns so sänftiglich in dein Thema hineinspielen und spülen, nicht so mit der Thür ins Haus fallen. — Also auch du, mein Brutus, hängst noch an dem alten Zopfe, wie Maikäfer an Zwirnsfäden? und weißt nicht, daß das ganze Einleitungswesen mit all seinen Gesetzen und Verboten zu den von unserer Zeit des Fortschritts antiquirten Dingen gehört und heutzutage sich kein Autor mehr um die Vorrede, kein Redner um das prooemium, kein Orgler um das prae- und interludium, kein Componist um die Ouvertüre den Kopf zu zerbrechen braucht? Ist dem so — und wir sehen's und hören's und lesen's ja, so oft wir wollen — so darf ich wohl von diesem Rechte, dieser „Errungenschaft" unserer Zeit um so unbedenklicher Gebrauch machen und vom Fürwort ohne Vorwort reden, als ich mich diesmal in der Lage des lieben alten Wandsbecker Boten befinde, der unter den Denksprüchen alter Weisen, die er mit seinen Randglossen versieht, bei einer anmerkt: weiß keine Glosse. Also rasch in mediam rem, wie wir Lateiner sagen.

Die Fürwörter pflegen nicht in sonderlichem Ansehn bei den Leuten zu stehn. Man rechnet sie nur so zu den Formwörtern, bei denen sich nichts Rechts denken lasse, denn eben wo Begriffe fehlen, stellt ein Formwort zu rechter Zeit sich ein. Sehen wir einmal zu, ob sich in ihrer Gesellschaft nicht doch dies und das denken und sagen lasse, und fangen mit den persönlichen an.

## 1. Ich.

Hier könnte nun ein gelehrtes Wörtlein ein- oder vielmehr aufgestreut werden von dem Fichte'schen Grundsatz: ich bin Ich, und alles, was drüber und draußen, ist Nicht-Ich; wir könnten fragen, ob es denn wirklich kein reines Ich in der Welt gebe und wodurch das Ich sich erzeuge und ob und warum es (nach Herbart) ein so Wandelbares sei; wir könnten sogar an das satirische Epigramm jenes Mannes erinnern, in dem der Dichter mit dem Philosophen ging:

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Doch nein, in diesem Tone halt' ichs auf die Dauer nicht aus; es geht mir dabei wie David, dem jungen Hirtenknaben, als ihm Saul seine Kleider angezogen, einen ehernen Helm aufgesetzt und einen Panzer angelegt und sein Schwerdt umgegürtet hatte; ich kann nicht also gehen, sprach er. Haltet euch herunter zu den Niedrigen, schreibt Paulus, d. h. geht nicht auf den Walfischfang aus, ihr fangt doch keine, nehmt die Laterne zur Hand und krebst. —

Was den Menschen qualitativ vom Thiere scheidet, ist das Denken, das Bewußtsein, dieses Unterscheiden seiner selbst von allem Anderen, dieser Dualismus von Subject und Object. Was das Thier anschaut, ist nicht reines Object für es; „es zerfließt gleichsam in die es umgebende Objectivität.“ Der Geist strebt und geht über das Bestimmtsein durch die Natur hinaus. Es ist seine uranfängliche Bestimmung zu herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde. Wer aber kleine Kinder in ihrer seelischen und geistigen Entfaltung zu beobachten Gelegenheit gehabt, weiß, wie lange es dauert, ehe der Tag anbricht, das Licht erwacht. Schon als Säugling ist das Kind Mensch, „so zu sagen,“ und unterscheidet sich von Anderen. Aber es drückt diese Unterscheidung noch nicht anders als im Gefühl aus, es schreit, strampelt, zappelt, schlägt, sträubt sich, schneidet Gesichter, und was dergl. liebenswürdige Späße mehr sind. Ein wichtiger Fortschritt in das Licht des geistigen Tages ist der Anfang des

Sprechens. Aber das Kind nimmt sich Anfangs nur in seiner Objectivität: Hedi will aus Tusen, Hedi will su Bett, Hedi is wieder arte, spricht es, und nennt die Objecte um es her alle nach der Aehnlichkeit mit Einem Objecte seiner Anschauung, alle Hunde heißen ihm Bello, alle alten, zumal freundlichen, was mitbringenden Leute Onkels und Tanten, alle Rundheiten Möndchen, alle länglichen Arrondirungen Würste u. s. w. Dann erst faßt es sich als Ich und spricht: ich kann, ich will, ich weiß, ich habe, ich heiße. Und nun erst wird es der Vernünftigkeit fähig, sich nach abstracten Bestimmungen, nach Vernunftbegriffen zu verhalten, nun erst kann die Erziehung mit dem Zuruf: hast Du denn keine Vernunft? mit der Mahnung: sei doch vernünftig, an diese einfachste und unerschütterliche Innerlichkeit appelliren. — Wie lang ist der Weg, wie viel Tage und Stunden, auch Schmerzenstage und Sorgenstunden müssen vergehen, bis ein Menschenkind, ein Menschengeist an diesem Punkte anlangt! Willst Du's beklagen? Du Thor, beklagen, was die ewige Weisheit zu Heil und Segen also geordnet hat! Denn in dem sanft ansteigenden Wachsthum, in der stetig langsamen Entfaltung, wie sie die Weise aller geistigen Bewegung ist, ist wohl ein unendlicher Segen beschlossen, wie für das leibliche Auge und Leben in dem ganz allmählichen Aufgehen des irdischen Sonnenlichtes, in dem ganz linden Uebergang von einer Jahreszeit zur andern. Aendern kannst du das Alles nicht; willst du's anders machen in deinem Kreise und besser? Ja besser; wie der thörichte Knabe, der die Knospe mit frevler Hand aufbricht, um ihr Blühen zu beschleunigen, der die Erde jeden Morgen hinwegnimmt, in die er das kleine Korn gesenkt, weil er die Zeit nicht erwarten kann, bis das zarte Keimblättlein die Hülle durchbricht und empordringt an das Licht der Sonne. Nein, werde der Natur aufmerkender, folgsamer Schüler, und lerne von ihr geduldiges Warten und stilles und ruhiges, stetiges Pflegen.

Das kleine Wörtlein Ich umfaßt einen gar bedeutenden Inhalt, denn es zeigt ein Wesen an, das ein inwendiges, unveränderliches Dasein hat und denkt und weiß und will. Wenn der Lehrer eine Frage thut, eine Aufgabe stellt, und es erheben sich

zehn, zwanzig Leiber von ihren Sitzen (eine Schaar von Aufständigen), und an den Leibern fahren telegraphengleich zehn, zwanzig Arme empor, und an den Armen strecken sich dem Lehrer in Zuneigung, wie inclinirende Magnetnadeln, 50, 100 kleine zappelnde Finger entgegen und 10, 20 kleine Mäuler rufen zwei, drei Mal: ich! ich! Herr Lehrer, ich! so will dies ungehörige, unwillkommne, zudringliche, störende Ich und Aber-Ich ein Wesen anzeigen, das gedacht hat und weiß und will. Wenn der Lehrer an einen Schüler generis masculini oder feminini oder auch communis (ja wohl, auch communis) eine Forderung stellt oder ihn ermahnt, zurechtweist, straft, und der Vocativus murmelt, zwar nicht in den Bart (denn er hat noch keinen, hat vielleicht auch nie Aussicht darauf), aber doch zwischen den Zähnen: ich thue es doch nicht, ich sag' es doch nicht, ich bleibe doch dabei, so zeigt dies Ich ein verzogenes, trotziges Wesen an, das zur Abwechselung auch einmal nicht will. Wenn eine Klasse einmal im Hause aus dem Häuschen ist, singt, schreit, tollt, sich schlägt, auf Bänken und Stühlen herumspringt, und der Lehrer fliegt auf Flügeln des Pflicht-Zornes herbei und fährt dazwischen mit einem Quos ego! d. h. Wart', ich will euch! so ist dieses Ego das Ich der energischen, selbstgewissen Kraft, die ihre Autorität nicht für einen Raub hält und nicht will zum Spiele werden lassen. Wenn aber das Gefühl der persönlichen Würde, Berechtigung, Tüchtigkeit zur Ich-sucht, zum Ego-ismus, zum sich selbst vermessenden und die Andern verachtenden Hochmuth herabsinkt, so ist es ganz vom Uebel, und ich will für diesmal an der bedenklichen Frage still vorüber laviren, inwieweit dieser Sinn unserm Stande zum Vorwurf gereicht und inwiefern er in unserm Berufe seine Erklärung, aber nimmermehr seine Rechtfertigung findet. Der größte Weise des Alterthums faßte seine Weisheit zusammen in das Bekenntniß: ich weiß, daß ich nichts weiß; und der Herr spricht: wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst. (Mc. 8, 34.) —

Hier wäre nun eine gute Stelle, auch ein Wort von dem Alter ego zu reden, und das wäre aus dem Kanzleistil in unsre Sprache übersetzt etwa ein Substitut oder die jugendlichen Hel-

fer mit ihrem Dienst oder ein Vorbereitling (vulgo Präparand) mit seiner frischen, in öconomischer Luft erstarkten Kraft und seinem unersättlichen Wissens- und Wirkensdrang. Und hier ist in der That ein Stellvertreter des Schulmonarchen, dem die Ausübung der königlichen Rechte auf Zeit übertragen ist. Das ist indeß eine schwierige, langwierige Materie. Mag der Alte fürs Erste zusehen, wie er mit seinem jungen Alter ego fertig wird.

## 2. Du.

Das ist nun ein Wörtlein von dunklem, dumpfem Klange. Und doch wie hell und freundlich klingt es einem Ohr und Herzen, das seinen Gehalt versteht. Es ist damit just wie mit dem französischen amour. Seltsam, dem spitzen, kurzen Ich das dunkle gedehnte Du gegenüber! Der schwatzende Franke faßt sich mit seinem leicht dahingeschnellten tu kürzer; aber der phlegmatische Vollblut-Britte macht daraus gar ein breites dhau (thou). Aber so oder so hat das Du sein volles Heimathsrecht in Haus und Schule. Mit dem traulichen Du begegnen sich Gatte und Gattin, Bruder und Schwester, Eltern und Kinder, Großmutter und Enkel, Onkel und — Nichte. Und so ists recht. Ists doch, als ob mit dem Du eine Schranke fiele, daß nun innige Hingebung und theilnehmende, tragende Liebe und herzliche Vertraulichkeit in vollem Strome in Leben und Gemüth und Gespräch sich ergießen kann. Wir haben den Franzosen Vieles, viel zu viel nachgemacht; das Vous, das sich bei ihnen, nachdem die Revolution der neunziger Jahre es auf kurze Zeit mit dem tu vertauscht, in Haus und Familie eingebürgert, wollen wir ihnen gerne und für immer lassen. Es ist aber nicht eben lange her, daß es bei uns so ist. Ich erinnere mich noch wohl der Erzählung meiner seligen Mutter, daß sie ihren Vater Du genannt, daß aber das bei allen Gefreundten und Verwandten und Vettern und Muhmen schweres Aergerniß erregt habe; denn es sei wider den Respect, den Kinder Eltern schuldig sind. Wogegen der alte, liebe Herr ruhig und fest erwidert: was wollt ihr? nennt ihr nicht den lieben Gott Du, wenn ihr zu ihm betet?

Daß das Du auch in der Schule sein volles Bürgerrecht habe, leidet keinen Zweifel. Doch begegnen wir hier manchen Fragen des Bedenkens und Beschränkens. Die erste Frage lautet: Das Du in allen, auch in den oberen Klassen? In Schulen, die ihre Zöglinge mit dem 14. 15. 16. Jahre entlassen, unbedingt ja, auch in den wunderlich sogenannten höheren Töchterschulen wirds den jungfräuelnden Mägdlein nichts schaden, sich duzen zu lassen, sie werden dadurch je und je erinnert, daß sie — was die junge, die grüne Liebe des genus masculum draußen sie so gern vergessen lassen möchte — noch Schülerinnen, noch Kinder sind. Daß aber, wie man's hier und da wohl findet, der Vorsteher die Schülerinnen seiner Prima, seine Primeln, mit Du anredet, während die andern Lehrer gehalten sind, dieselbigen zu sie-en, dürfte sich schwerlich rechtfertigen lassen. Wir hatten auf dem Gymnasium einen gestrengen magister matheseos, der redete sogar die kleinen cives quintae classis, diese Quintessenz gymnasialer Gymnastik, mit Sie an; uns Jungen selber zu maulaufsperrender Verwunderung. Warum er uns die Ehre erwies, ahnten wir damals nicht; jetzt weiß ichs wohl. Anders liegt die Sache an Anstalten, wo die Zöglinge Jünglinge und Jungfrauen sind, also an Seminarien, Gouvernantenschulen und in den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Da muß das Sie in seine Rechte treten, sonst kommt die Schule in Conflict mit dem Leben. Man hats wohl hier und da, um ein rechtes Bild patriarchalisch traulichen Familienlebens herzustellen, versucht, auch „die Großen" zu duzen. Aber sie haben sich doch nicht daran gewöhnen können, die hingebende Vertraulichkeit, wie zwischen Vater und Sohn, ist nur in den seltensten Fällen, und durch die Aeußerlichkeit dieser Form gewiß am wenigsten erreicht worden, es hat allerlei verdrießliche Conflicte zwischen den Großen und zumal den jüngeren Lehrern gegeben, und am Ende hat man sich veranlaßt gesehen, zu dem alten gangbaren Sie wieder einzulenken. Am ehesten wäre in solchem Kreise das Du noch zu verstatten, wenn es ein gegenseitiges wäre und der Schüler den Lehrer Du nennte, wie dieser jenen. Und hiermit kommen wir auf die zweite Frage, die lautet: Das Du auch vom Kinde zum

Lehrer? Und hier antworten wir unbedingt mit Nein. Ja, es hört sich wohl gar lieblich an, wenn das 3, 4jährige Kind den großen Herrn, die vornehme Dame frei und heiter und unbefangen mit Du anredet. Aber ein Anderes ist die Schule und das verständige Alter, ein Anderes die Familie und das außerschulische und vorschulische Leben. Nicht als ob man dem Kinde, das das holde, trauliche Du vom Hause mit und dem Lehrer entgegenbringt, es verweisen und verwehren sollte. Man soll's nur nicht zum Gesetz erheben. An das, was es von den Andern hört, wird das Kind ohne unser Erinnern sich bald genug von selbst gewöhnen. Aber es soll sich auch bei rechter Zeit daran gewöhnen, den Lehrer als einen Höheren anzusehen und zu verehren, zu dem es, wie mit dem leiblichen Auge zu seiner leiblichen Gestalt, emporzuschauen hat, und der Lehrer soll und darf sich nicht einreden, daß er Vater- und Mutterstelle in den Augen und im Herzen des Kindes ganz vertreten könne. Eine Schranke ist und bleibt, und soll bleiben, trotz aller liebenden, freundlichen Hingebung. Deutet das nicht schon das Katheder an, dieser höher stehende, abgesonderte, umschlossene Thronsitz des Schulmonarchen, dieser Freistuhl des Wissenden, diese sella curulis des consul sine collega? — Die dritte Frage lautet: Das Du auch zu Lob oder Strafe? Denn es giebt Lehrer, die den aus der Du-Klasse in die Sie-Klasse Versetzten zum Zeichen des Vertrauens und der Liebe noch länger duzen oder den in Ungnade gefallenen Sie-Schüler auf Zeit wieder mit Du tractiren. Das machen wir nicht nach; denn dieses erbittert, und eine Strafe, die erbittert, frommt nicht; und durch jenes hält sich der Schüler, in den Vorurtheilen der Schule und Jugend befangen, nicht für geehrt, sondern für herabgesetzt. — Die vierte Frage lautet: Das Du auch noch nach der Schule? Das wird wesentlich darauf ankommen, welche Stellung der Schüler zum Lehrer und dieser zu jenem gehabt hat in den Schulbanksitzungsjahren, und welche Stellung sich der abgegangene Schüler zum Lehrer und zur Schule giebt. Blasirten Jünglingen und Mädchen können wir keinen größeren Gefallen thun, als wenn wir sie mit dem ersten Schritt über die Schwelle der Schule mit Sie begrüßen; bescheidene,

dankbare, treu hingebende fühlen sich durch das fortdauernde Du geehrt und beglückt. —

Eine andere Seite der Betrachtung bietet sich uns dar, wenn wir das Verhältniß der Lehrer unter einander ins Auge fassen. Sie sind Bauleute an ein und demselben Werke, nicht äußerlicher, mechanischer Arbeit, sondern geistiger und geistlicher Art, daher innerlich verbunden mit dem Haupte, mit den Schülern, mit den Berufsgenossen; sie sind darum Brüder, wenn sie sich auch nicht Amtsbrüder benamsen. Brüdern aber stehet das Du wohl an; und es scheint in der That für den Geist des Standes ein gutes, günstiges, löbliches Zeichen, daß in ihm sich so viel Brüder finden, wie kaum in einem andern. Wenn nur immer mit dem brüderlichen Du der brüderliche Sinn verbunden wäre und nicht die gefallene Schranke die Brücke würde zu rücksichtslosem, anstandswidrigem, unzartem Verkehren und Gebahren. Dem tiroler Postillon, der uns mit elephantenhafter Grobheit von dem Kutscherbock herunterschilt, wollen wir seine Impertinenzen mit sammt seinem freundschaftlichen Du gern schenken: habeat sibi.

Aber an dem collegialischen Du hat kein Mensch auf Lebensdauer ein Genüge. Er sucht noch ein anderes Du, und wohl ihm, wenn er's findet auf seinem Wege, nicht zu spät, aber auch nicht zu frühe findet. Das ist jenes Sie-Du, das er, hat ers gefunden, mit Zärtlichkeit anblickt, mit Inbrunst umfaßt und aus des Herzens Ueberfülle, wenn auch mit heiserer Kehle ansingt:

Du, du liegst mir am Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn.
Du, du machst mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin.

O es ist wohl eine Freude, zwei so dahinwandeln zu sehen, bei deren Anblick eine innere Stimme uns sagt:

Die müssen wohl beide
Für einander sein.

Aber es geht so Mancher allein dahin und sucht nicht und findet nicht, oder sucht wohl, aber findet nicht, klopfet wohl an, aber es wird ihm nicht aufgethan, und so geht er denn einsam stille weiter, wird alt und grau und grämlich, und sein Alter gleicht einem trüben, nebligen, rauhen, sonnenlosen Herbsttage. Und dabei

ist ein Lehrer (und ein Geistlicher) schlimmer dran als andre Stände. Denn grade für ihn ist der Ehestand die beste Schule, um lieben und tragen, gehorchen und regieren, arbeiten und beten zu lernen. Zwar kann die Ehe das Alles nur lehren, sie kann die Lehre auch schuldig bleiben, ja wohl das Gegentheil lehren. Aber wer edleren, tieferen Gefühls nur überhaupt fähig ist, nicht zu früh in den Bund eintritt, bevor Geist und Charakter eine Reife gewonnen, wer ihn nicht schließt ohne Gott und von ihm sich allewege leiten läßt, der wird auch jenen Segen spüren und finden in seinem Herzen und Leben und Wirken. —

## 3. Er. Sie. Es.

Nehmen wir diese drei, diese Dreieinigkeit, wie sie's nicht besser verdienen, zusammen. Das Er als Anrede ist auf merkwürdige Weise in Gebrauch gekommen. Man pflegte im Französischen und Italienischen statt der directen Anrede den Titel, die Amtswürde des Angeredeten zu setzen, monsieur, madame, signore, eccellenza. Der Höhere wurde von dem Unterthänigen nicht mit Du, sondern mit einem Namen angeredet, der den Glanz seiner Würde ausdrückte. Dieser Gebrauch ging aus dem Welschen ins Deutsche über; statt: ihr seid gütig; habt ihr noch etwas zu sagen? hieß es: der Herr ist gütig, hat mein Herr (deine Gnade, deine Durchlaucht) noch etwas zu sagen? ꝛc. Wenn sich nun die Anrede häufte, setzte man für das Nomen das Pronomen il, elle, egli, ella, Er. So kam das anredende Er in Gebrauch; wie es noch Schillers Vater in den Briefen an seinen Sohn, und Friedrich Wilhelm I. in den Schreiben an seinen jungen Fritz (dieser indeß gar sehr promiscue) anwendet, und wie es dann der alte Fritz sein Lebenlang und auch gegen seine Excellenzen und Hochwürdenträger brauchte, der damit, wie männiglich bekannt, gar viel ausgerichtet hat. Das Er galt für vornehmer, ehrender, als das Du, und zu unsrer Väter guten alten Zeiten gab es wirklich an den gelehrten Schulen noch Er-Klassen. Heutzutage, wo Alles auf die Ausgleichung aller Stände hinarbeitet, hört man das Er fast gar nicht mehr, auch den Bauer, ja den Bettler traut man sich kaum mehr mit Er anzureden, und andre Stände

nehmens gradezu als Beleidigung; wie der Studiosus, den der gestrenge Rector (magnificus) anherrschte: was hat Er schon wieder mit seinem Wirth vorgehabt? Magnificenz, der Esel nannte mich Er. Sonst gebraucht man's fast nur noch scherzhaft: will Er wohl! will Er pariren! Und so mag es auch in Schulen wie ein verlornes Schaf noch heute mit unterlaufen, ein Zeichen jenes scherzenden Ernstes, der auch zu Zeiten und bei Leuten sein Recht und seine Wirkung hat. Kaum dürfte es nöthig sein, vor zu häufiger Anwendung dieser Anredeform an Mädchenschulen zu warnen; sie machen sich mit dem Er ohnehin früh genug zu schaffen.

Sehen wir von der Anrede ab, so führt uns das Er auf jenen berühmten Weisen des griechischen Alterthums, Pythagoras, der bei seinen Schülern und Zeitgenossen in so hohem Ansehen stand, daß es nur des: *αὐτὸς ἔφα* (Er hats gesagt) bedurfte, um jeden Widerspruch niederzuschlagen. Wohl dem Lehrer, dessen Autorität bei Kindern und Eltern und Leuten so unerschütterlich sicher und fest steht, daß die Berufung auf dieselbe, das: Er hats gesagt, hinreicht, um jede Einrede abzuschneiden, um sofort Glauben und Anerkennung zu finden, um auf der Stelle gethan und gelassen zu sehen, was er befohlen oder verboten hat. Doch, scheint es, setzt dies eine Naivetät des Bewußtseins, eine selbstverleugnende Hingebung, eine Lebensstellung des Standes und der Schule voraus, die unsrer Zeit und unserem Geschlecht abhanden gekommen ist; und die Potenzen, die vor andern dazu berufen sind, des Lehrers Ansehen und Autorität zu stärken und zu stützen und dafür mit einzustehn, wirken leider viel öfter dagegen, als dafür. —

Von dem Sie haben wir schon unter 2. das unnöthige Nöthige beigebracht, und von jenem Es, das kein wahres entwickeltes Geschlecht, sondern nur dessen Keim und Andeutung ist, jenem Es, in dem kein leibliches Subject gelegen ist, sondern nur Schein und Bild davon, jenem schmiegsamen Es, das überall zu finden ist, sich überall vordrängt und anhängt, von dem ist Nichts beizubringen. Wir haben's eben nicht mit Neutris, mit Geschlechtslosen, wir haben's mit leiblichen, wahrhaftigen Subjecten

zu thun, doch hinwieder auch mit einem noch unentwickelten Geschlecht, das nur dessen Keim und Andeutung in sich trägt, und sollen das Eine wie das Andre in Lehre und Zucht nicht außer Acht lassen. Jene Schmiegsamkeit und Fügsamkeit des Es, die sehen wir an unsern kleinen Essen und Essern von Herzen gern, aber von dem Ueberallzufindensein, von jenem sich überall vorn und hinten anhängen, ja beschneiden und wegwerfen lassen, wollen wir nun und nimmer nichts wissen. So soll ein Kind sein wie das Es und wiederum nicht wie das Es, so und so.

## 4. Wir.

Das Wir hat als Anrede von uns wohl keiner mehr erlebt, doch ist auch das einmal dazu geaicht gewesen, und mein Vater erzählte mir öfter mit Wohlgefallen, wie der Tertius seines Gymnasiums, der jene Form für seinen Tribus besonders zuträglich fand, einst einen nichtsnutzigen Schüler gescholten: wir sind ein Esel; der Nichtsnutzige aber ohne Besinnen replicirt: ich für meinen Theil danke für die Ehre. Wir auch, und können uns so das Wort nicht zu Gemüthe und in usum ziehen. Auch als pluralis majestaticus nicht, wie wenn eine königliche Schrift anhebt: Wir von Gottes Gnaden &c. oder eine Behörde decretirt: wir haben keine Fonds, wir sehen uns nicht veranlaßt &c.; wenn wir gleich auch bekennen, daß wir von Gottes Gnaden sind, was wir sind, und daß wir auch an Fonds oft Mangel leiden. Auch in dem Sinne machen wir's nicht zu dem unsern, in dem der Recensent schreibt: wir finden dieses Buch unter der Kritik, wir können an dem Buche Nichts loben als Papier und Druck, und das ist schlecht genug, u. a. dgl. artige Recensentenwitze; anzuzeigen, daß hinter dem Einen, der die Feder und das Wort und das hauende Schwerdt führt, ein ganzer unsichtbarer Chor, eine schwergewaffnete Phalanx gleichgesinnter Genossen stehe. Nein, aber eine Mahnung ist in dem Wir für uns beschlossen zu collegialischem Zusammenhalten. So sollen zusammenhalten und für einander einstehen, grundlosen, nur auf Kindergeschwätz oder Altweibergeklätsch basirten Klagen über die Schule, unberechtigten Ansprüchen, kränkenden Beschränkungen, gesetzwidrigen Entziehun-

gen gegenüber, Pastor und Lehrer, Lehrer und Vorsteher, Lehrer Eines Collegiums, Lehrer Einer Stadt; und sollen sprechen: wir können nichts von unseren Rechten vergeben, wir sind dahin übereingekommen, wir behandeln, beurtheilen, versetzen nach den und den Grundsätzen, wir sind uns nichts bewußt und bezeugen einer dem andern Fleiß und Treue und Liebe und Unparteilichkeit, wir können nicht wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Und auch wo wir eben darum nicht umhin können, des Anderen Fehler, Hitze oder Härte oder Schwäche oder Eifern mit Unverstand einzugestehen, da sollen wir's thun mit Schonung, nicht mit Schadenfreude, sollen ihn entschuldigen, das Gute hervorheben, das Schlimme so viel möglich, ohne der Wahrheit zu vergeben, mildern und Alles zum Besten kehren: „denn wir sind Gebrüder." Siehe, das lehret uns das Wir. Mach' dir's zu eigen!

## 5. Ihr.

Das Ihr als Anrede ist die von selbst sich ergebende Gegenseite zu dem Wir, dem plur. maj. und ist im Mittelalter aufgekommen. Welchen Vorzug das spätere Er erhielt, ist bereits oben bemerkt. Gegenwärtig hat unsre Umgangssprache das Ihr nur noch hier und da in halbem Scherze gegen den Freund. In der dichterischen und rednerischen Sprache vertritt es meist das Du oder das gar zu modern beischmäckige Sie. In der gewöhnlichen Anrede aber an Gemeinschaften, deren Einzelne mit Sie angeredet werden, hat das Ihr immer eine gewisse Härte, eine Härte, die auch Jünglinge herauszufühlen und bitter zu empfinden pflegen, deren auf einer andern Flur, in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur gehärtetem Gefühle man sonst zu viel Zartheit und Feinheit nicht nachzusagen weiß. Und braucht es darum noch nicht in jene böotische Grobheit auszuklingen, die Gellert seinem Amtmann in den Mund legt:

> Ihr Ochsen, die Ihr alle seid,
> Euch Flegeln geb' ich den Bescheid.

Haben wir aber eben das Ihr die Gegenseite des Wir genannt, so trifft diese Bezeichnung auch zu, wenn wir die weitere Erinnerung ins Auge fassen, die das Ihr, dem Wir entgegen, in

sich schließt. Es gemahnt uns nämlich an die leidige Absonderung des Lehrerstandes von andern Ständen. Weichet Ihr von mir, heißt es da, was hab' ich mit Euch zu schaffen? Andere Stände pflegen das anders zu halten, und gewiß zu ihrem mannigfachen Gewinn. Nun wollen wir nicht verkennen, daß zum Theil diese Absonderung in der socialen Stellung des Lehrerstandes, auch zu einem guten (oder vielmehr schlechten) Theil in jenem allbewußten, mehr als Zahnnerven schmerzenden nervus rerum gerendarum ihren Grund hat und ihre Erklärung findet; wollen nicht in Abrede stellen, daß häufiger sie daher kommt, daß Andere mit einseitigen, anspruchsvollen Lehrern, als daß Lehrer mit Anderen engere Gemeinschaft nicht suchen und nicht lieben; wollen nicht leugnen, daß es ja gut ist, daß Lehrer zusammenhalten, gehen, leben, verkehren, von Angelegenheiten ihres Berufs sich unterhalten, nach den Sorgen des mühseligen Berufs in getheilter Freude die Stirne trocknen und das Trockne feuchten. Aber die Beschränkung auf seinen Beruf und seines Berufes Genossen thut keine Wege gut. In dem Umgang mit andern Ständen schleift sich trefflich und unwillkürlich die äußere Sitte ab, erweitert sich der geistige Gesichtskreis, stimmt sich der von sich zu hoch haltende Sinn herab, knüpfen sich innigere, tiefere, nicht blos gesellige, sondern freundschaftliche, zu gegenseitiger Förderung gereichende Beziehungen. Und wie sollen Andre für einen Stand Achtung und Vertrauen gewinnen, den sie nicht in seinen denkenden, treuen, mit Freudigkeit wirkenden, mit Eifer strebenden, sich auf das elementare Wissen, in dessen Kreis ihr Unterricht sie bannt, nicht beschränkenden Vertretern und Genossen kennen und schätzen lernen? —

## 6. Sie.

Das plurale Sie, dieser höchste Punkt an dem Barometer der Höflichkeit, ist nichts als eine sinnlose, übertreibende Hinaufschraubung des Er, in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufgekommen. Daß das Er, mit dem wir den Gegenwärtigen wie abwesend denken, aus der Mode gekommen, damit könnten wir zufrieden sein, „wäre aus ihm nicht das noch unedlere Sie des

Plurals hervorgegangen, mit dem wir den Einzelnen gleichsam vervielfachen. Wir heutzutage können dem Sie uns gar nicht entziehen, wenn wir nicht für unausstehlich grobe, ungebildete, unbehosete Leute wollen angesehen sein. Was sonst davon für unsern Zweck zu sagen, läßt sich ohne Beziehung auf das Du nicht geben, und da haben wir's denn auch oben, wie der Geist uns trieb und das Herz uns mahnte, angebracht. Hier nur noch drei kurze Anmerkungen.

1. Das Sie, indem es eine Pluralität von Lebensbeziehungen in dem Subject anerkennt, setzt den Lehrer in ein anderes Verhältniß zu dem Schüler, als das Du bisher ihm gab. Es wird aus dem traulich väterlichen, je nachdem er's faßt und gestaltet, entweder das Verhältniß des jüngeren zu dem älteren Freunde oder das Verhältniß des Vorgesetzten zu dem Untergebenen (doch kann beides wohl nebeneinander bestehen). Sprache und Verhalten wird sich danach unwillkürlich ändern. Das strafende Wort, die Ehrenstrafe wird eine größere Macht gewinnen, die Person des Lehrers gegen das Lehrobject mehr und mehr in den Hintergrund treten, ja der Einzelne mehr und mehr nur als Glied des Ganzen Werth und Anspruch behalten. Das Allermeiste kommt freilich auf die Persönlichkeit des Lehrers und auf den Geist an, den er seiner Schule, seiner Classe einflößt.

2. Der Uebergang von dem Du zu dem Sie hat immer etwas Hartes, wogegen sich das natürliche Gefühl im Anfang sträubt, wie gegen den unmotivirten Uebergang aus einer Tonart in die andre, und bleibt immer ein salto, wenn auch kein salto mortale. Hier läßt sich nichts durch allmähliches Aendern vermitteln. Gesetz und Ordnung zwingen, und Gewöhnung macht die Fessel bald zum leichten Bande.

3. Manche haben die Gewohnheit, ihre Schüler nicht anders als mit Sie da, hörn se mal, heeren se, anstatt bei Namen anzureden. Dieses fortwährende, gemeiniglich von einer bohrenden Bewegung des Armes und der Hand begleitete Sie! Sie! Sie! hat — abgesehen von der Gefahr des Mißverstandes und der Unordnung — in der That etwas Abstoßendes, Kaltes, Fremdes;

sich schließt. Es gemahnt uns nämlich an die leidige Absonderung des Lehrerstandes von andern Ständen. Weichet Ihr von mir, heißt es da, was hab' ich mit Euch zu schaffen? Andere Stände pflegen das anders zu halten, und gewiß zu ihrem mannigfachen Gewinn. Nun wollen wir nicht verkennen, daß zum Theil diese Absonderung in der socialen Stellung des Lehrerstandes, auch zu einem guten (oder vielmehr schlechten) Theil in jenem allbewußten, mehr als Zahnnerven schmerzenden nervus rerum gerendarum ihren Grund hat und ihre Erklärung findet; wollen nicht in Abrede stellen, daß häufiger sie daher kommt, daß Andere mit einseitigen, anspruchsvollen Lehrern, als daß Lehrer mit Anderen engere Gemeinschaft nicht suchen und nicht lieben; wollen nicht leugnen, daß es ja gut ist, daß Lehrer zusammenhalten, gehen, leben, verkehren, von Angelegenheiten ihres Berufs sich unterhalten, nach den Sorgen des mühseligen Berufs in getheilter Freude die Stirne trocknen und das Trockne feuchten. Aber die Beschränkung auf seinen Beruf und seines Berufes Genossen thut keine Wege gut. In dem Umgang mit andern Ständen schleift sich trefflich und unwillkürlich die äußere Sitte ab, erweitert sich der geistige Gesichtskreis, stimmt sich der von sich zu hoch haltende Sinn herab, knüpfen sich innigere, tiefere, nicht blos gesellige, sondern freundschaftliche, zu gegenseitiger Förderung gereichende Beziehungen. Und wie sollen Andre für einen Stand Achtung und Vertrauen gewinnen, den sie nicht in seinen denkenden, treuen, mit Freudigkeit wirkenden, mit Eifer strebenden, sich auf das elementare Wissen, in dessen Kreis ihr Unterricht sie bannt, nicht beschränkenden Vertretern und Genossen kennen und schätzen lernen? —

## 6. Sie.

Das plurale Sie, dieser höchste Punkt an dem Barometer der Höflichkeit, ist nichts als eine sinnlose, übertreibende Hinaufschraubung des Er, in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufgekommen. Daß das Er, mit dem wir den Gegenwärtigen wie abwesend denken, aus der Mode gekommen, damit könnten wir zufrieden sein, „wäre aus ihm nicht das noch unedlere Sie des

Plurals hervorgegangen, mit dem wir den Einzelnen gleichsam vervielfachen. Wir heutzutage können dem Sie uns gar nicht entziehen, wenn wir nicht für unausstehlich grobe, ungebildete, unbehosete Leute wollen angesehen sein. Was sonst davon für unsern Zweck zu sagen, läßt sich ohne Beziehung auf das Du nicht geben, und da haben wir's denn auch oben, wie der Geist uns trieb und das Herz uns mahnte, angebracht. Hier nur noch drei kurze Anmerkungen.

1. Das Sie, indem es eine Pluralität von Lebensbeziehungen in dem Subject anerkennt, setzt den Lehrer in ein anderes Verhältniß zu dem Schüler, als das Du bisher ihm gab. Es wird aus dem traulich väterlichen, je nachdem er's faßt und gestaltet, entweder das Verhältniß des jüngeren zu dem älteren Freunde oder das Verhältniß des Vorgesetzten zu dem Untergebenen (doch kann beides wohl nebeneinander bestehen). Sprache und Verhalten wird sich danach unwillkürlich ändern. Das strafende Wort, die Ehrenstrafe wird eine größere Macht gewinnen, die Person des Lehrers gegen das Lehrobject mehr und mehr in den Hintergrund treten, ja der Einzelne mehr und mehr nur als Glied des Ganzen Werth und Anspruch behalten. Das Allermeiste kommt freilich auf die Persönlichkeit des Lehrers und auf den Geist an, den er seiner Schule, seiner Classe einflößt.

2. Der Uebergang von dem Du zu dem Sie hat immer etwas Hartes, wogegen sich das natürliche Gefühl im Anfang sträubt, wie gegen den unmotivirten Uebergang aus einer Tonart in die andre, und bleibt immer ein salto, wenn auch kein salto mortale. Hier läßt sich nichts durch allmähliches Aendern vermitteln. Gesetz und Ordnung zwingen, und Gewöhnung macht die Fessel bald zum leichten Bande.

3. Manche haben die Gewohnheit, ihre Schüler nicht anders als mit Sie da, hörn se mal, heeren se, anstatt bei Namen anzureden. Dieses fortwährende, gemeiniglich von einer bohrenden Bewegung des Armes und der Hand begleitete Sie! Sie! Sie! hat — abgesehen von der Gefahr des Mißverstandes und der Unordnung — in der That etwas Abstoßendes, Kaltes, Fremdes;

wie denn überhaupt das Gepräge der Sprache des Verstandes und der Ueberlegung in dem Sie so wenig zu verkennen ist, als in dem Du das Gepräge der Sprache des Herzens und der Leidenschaft. Und ist für niedere Schulen und untere Klassen, zumal Mädchenschulen statt des allgemeinen Du der Vorname die herzlichste Anredeweise, so ist in oberen und höheren der Familienname die traulichere und darum (exceptis excipiendis) räthlichere Anrede. Aehnlich wie es im conventionellen Leben einen nicht wegzuleugnenden Unterschied des Eindrucks ergiebt, je nachdem man in Brief oder Gespräch mit dem kahlen, kalten mein Herr oder Wohlgeboren oder Titel angeredet wird, oder aber mit seinem Geschlechtsnamen.

Und so wäre denn unser erster Gang an seinem Ziel und Ende glücklich angelangt. Wir beschließen ihn, indem wir den freundlichen Leser von dem dürren Felde der Prosa, auf dem er uns bisher geduldig begleitet, auf die grüne, liebliche Oase der Poesie versetzen mit dem güldnen Spruche eines neueren, doch ungenannt bleiben wollenden Dichters:

Ich, du, er und sie und es,
Daß es keiner je vergeß',
Du, er, wir und ihr und sie
Ist die schönste Harmonie.

---

## Zweiter Gang. Pronomina interrogativa.

Daß aller Anfang schwer ist, weiß jedermann, auch jeder Schulmann, weiß jeder Junge, auch jeder Schuljunge, ja es weiß jede Frau, auch jede Jungfrau. Ich aber fühle mich mit Freuden dieser Schwierigkeit enthoben, denn mein Anfang, der von den pronominibus personalibus zu handeln sich unterfing, liegt bereits ein halbes Jahr hinter mir. Praeteritorum meminisse juvat — oder nicht? Gleichviel. Ich bin daher in der glücklichen Lage, ohne Weiteres meinen zweiten Gang antreten zu können, der von den pronominibus interrogativis handeln soll. Wir betrachten dieselbigen nach sechs Seiten, wobei es für ungeduldige Leser gleich im Voraus zu bemerken uns erlaubt sein mag, daß wir das

Ernsteste und Wichtigste von der Materie in puncto sexti beizubringen gedenken.

Die erste Seite giebt uns die fraglichen Fürwörter zu betrachten nach der „Länge und Breite." Und da kann denn zunächst dies gesagt werden, daß ein solcher Unterschied in Wahrheit besteht. Es ist uns gesagt, wir sollen schnell sein zu hören, aber langsam zu reden. Und wie viele, die auf das Erstere sich gar schlecht verstehen, machen von dem Letzteren den ausgedehntesten, gedehntesten Gebrauch. Lebendige Geister und rege Zungen bringen das Was? oder auch Wat? hervor und über den Zaun der Zähne in einem Augenblick. Und auch das vollkommnere: wat segst de? oder das höflich muntere rheinländische: wie gefällig? geht noch immer schnell und kurz von Statten. Aber nun höre man die gedehnte, bequeme „übercomplette" Frage des guten Sachsen: wie meenen se, heeren se? und man hat diesen liebenswürdigen, traulichen, gemüthlichen, unmäßiger Bewegung und Aufregung minder geneigten Volksstamm in optima forma vor Augen und Ohren. Eben so macht sich in dem halb scherzhaften, doch unsterblichen: Wo so? die breitschultrige Thüringernatur breit und geltend. Und nun vollends das tieftonige oder vielmehr tonlose dunkle Wa—s? aus dem zungenschweren, redeunlustigen Munde des phlegmatischen Holländers oder des Oldenburgers! Welche Unterschiede der Länge und Breite! Es scheinen kaum mehr dieselben Worte zu sein, die wir hören. Und doch sind es die reinen, richtigen pronomina interrogativa, die sie von sich geben, dort und hier, in Nord und Süd, am Rhein und an der Nordsee. Die Schule aber, dieser Mikrokosmos, so zu sagen, spiegelt alle jene Nüancen im Kleinen und Feinen wider. Da giebt es Geister, lustige, frische Geister, die bringen das Was? Wie? Wo? so kurz und schnell heraus, daß es eine Art hat; aber es finden sich auch matte, träge, zwar nicht unergründliche, aber unerschütterliche Geister, die lassen sich lange gar nicht bewegen, die Lippen zu öffnen und die Zähne von einander zu thun; und kommt es endlich einmal zum Durchbruch, so entbindet sich noch immer nicht eine kurze, bündige Antwort (keine Ueberstürzung, bei Leibe nicht), sondern es wird — bei diesen Geistern, die langsam sind zu

hören, wie langsam zu reden — erst noch, wie der Schneckenpost ein spornloser Vorreiter auf lahmem Gaul, ein fragendes Wörtlein vorausgeschickt (eine Frage ist ja keine Klage), und dies fragende Wörtlein zieht sich in die Länge, wie ein Spulwurm, mit Erlaubniß zu sagen. Auch an solchen Früchten kann man und soll man sie erkennen. Und nicht blos des Kindes, des Schülers, auch des Lehrers Art und Wesen verräth sich darin; schnell, kurz, frisch, auch wohl scharf und spitz tönt das Fragwort bei dem einen; träge schleppend, schläfrig, unlustig, lang wie Münchhausens famose Bohnenranke, bei dem andern. Und jedermann weiß, lange ehe er den Vortrag gehört, wie sie's nennen, was er an jenem hat und was an diesem ist.

So viel von der Länge und Breite. Die Ordnung drängt unsre Betrachtung auf die beiden andern Dimensionen, auf die Höhe und Tiefe. Auch hier finden wir, den Blick aufs Ganze gerichtet, einen merkwürdigen Unterschied. Wenn Einer mit der Stimmgabel in der Hand Deutschland durchzöge und auf den Sprechton der Stämme messend lauschte: er würde (vorausgesetzt, daß er Ohren dazu hat und einen Sinn dafür) finden, daß der Südländer zwei bis drei Töne tiefer spricht als der Nordländer. Das „wie beliebt" des Hamburgers, des Berliners, und das „was schoffens" des Wieners, des Linzers, wie hoch klingt jenes, mit der Zungenspitze gesprochen, bei dem Tiefdeutschen, wie tief dieses, aus der weithäutigen Kehle gesprochen, bei dem Hochdeutschen. Es ist eine Bosheit, wenn man hat behaupten wollen, an jenem wäre der Branntwein und Thee, an diesem der Wein und das Bier Schuld. Am augenscheinlichsten tritt der Unterschied im Thüringer Wald zu Tage, der eine ordentliche Sprechtonscheide bildet: der Südfuß desselben schlägt sofort ins Tiefe, der Nordfuß ins Hohe über. Nun, diese Differenz, von der freilich die Grammatik nichts lehrt und weiß, zumal die gedruckte, läßt sich auch in der Schule heraushören, in der Dorf- und Stadtschule, in der Mittel- und Hochschule. Zunächst natürlich nach dem Unterschied der Klassen und Alter, und Gesanglehrer wissen uns ein Langes und Breites zu erzählen von der Noth, die sie

haben, die Stimmen nach Höhe und Tiefe zu sichten und zu ordnen, und von der Sorge, die Stimmen, die sich mausern, zu hegen und zu wahren. Und so hängt sich denn diese Differenz auch an unsre geliebten Fürwörter. Das Wie? Wer? Was? Wo? Warum?*) wie klingt das hochtonige, feine so viel bescheidner, naiver, unschuldiger, leichter, freier, als dasselbe Wort in tiefem Tone aus der rauhen Kehle der heranwachsenden, heranreifenden Jugend. Aber es giebt Wandlungen, Uebergänge, auf die auch hier zu achten frommt, und das fragende Wort der Bitte oder des Wissenwollens, das von dem sich fühlenden Knaben und Mädchen (näher dem Jüngling, der Jungfrau) so keck, so selbstgewiß, so zuversichtlich, so stürmisch hervorklingt und andringt, wir thun wohl und recht daran, es in die Tonsphäre, um nicht zu sagen Tonart, gelinde herabzudrücken, die ihm gebührt von Natur und Rechtswegen. Und hinwiederum aus Lehrermund, welch ein Grimm, eine Härte, eine Herzlosigkeit, eine Leidenschaft kündigt sich da in dem tieftonig, kurz und rauh hervorgeschleuderten Wer? Wie? Was? Warum? etc., welch eine Scala von Nüancen und Variationen in Dur und Moll stellt sich dar bis herab zu dem weichen, süßen, gedehnten, einer verliebten oder nach Liebe geilenden Brust entquollenen, hochtonigen: wer? wie? wo so? etc. Wir setzen zum Schluß dieses Capitels noch dies hinzu: 1) omne nimium vertitur in vitium; 2) naturam expellas furca, tamen usque recurret; 3) non omnia possumus omnes; 4) medium tenuere beati; 5) und letztens Sum, es, est, es bleibt, wie es gewest. Und damit hat denn der liebe Leser zu all dem Ungereimten auch etwas Gereimtes.

Betrachten wir unsre verehrten Fürwörter nun drittens nach der Menge. Unter diesem Rubrum gedenken wir folgende höchst überflüssige Bemerkungen einzuschmuggeln. 1) Es giebt

---

*) Wenn hier und im Folgenden manchmal ein adv. interrog. mit unterläuft, so wird der geneigte grammatische Leser gebeten, einmal ein Auge zuzudrücken; wir glaubten kein Recht zu haben, einem guten Vetter den Zutritt zu verweigern.

Leute, — vornehmlich im Stande der Prediger — die wollen von vielem Fragen überhaupt nichts wissen. Wozu das viele Fragen? es ist ein vergebliches, thörichtes, schädliches Bemühen, durch eure wohlgesetzten oder übelverdrehten Fragen herausbringen zu wollen, was nun einmal nicht drin ist. Ihr fragt die kleinen Geister und Köpfe noch ganz zu Tode. Vortragen, vortragen! das ist das Wahre. Halt einen schönen Vortrag, und du bist mein Mann. So allgemein gefaßt, können wir der Einrede nun freilich nicht beifallen. Aber etwas Wahres und wohl zu Bedenkendes ist doch daran. Es giebt der Lehrer viele, — und die eifrigsten, lebendigsten, jüngere zumal, verfallen am ehesten darein — die lassen vor lauter Eifer und Ungestüm und Ueberfülle des Fragens die Kinder kaum einmal dazu kommen, sich ruhig zu besinnen und innerlich zu sammeln, schieben Frage auf und in Frage, gewähren dem Schüler nicht Zeit, eine ordentliche, reinliche, vollständige Antwort herauszubringen, sich auszusprechen nach Gebühr und Vermögen. Und solch Verfahren ist allerdings verwerflich und verderblich; es ist das auch darum, weil der Lehrer dabei unumgänglich in die Lage kommt, sich über den Erfolg seines Unterrichts zu täuschen. Sodann: mancher Unterricht, wie z. B. das Rechnen (auch die Mathematik, wenns was werden soll) fordert entschieden den steten Wechselverkehr in Frage und Antwort. Andre Gegenstände wiederum fordern ihn nicht, vertragen ihn auch wohl nicht. Und es ist in der That gar grausam — und doch so oft — anzuhören, wie mancher Mann in der Sprachstunde ein schönes Gedicht, lyrische zumal, mit äußerlichen, formellen Fragen zerpflückt, zerschindet, unter Wasser setzt. Das nennen sie dann erklären. Ja, es hat sich. Noch weniger dürfte diese Fragsucht angebracht sein in der Religionsstunde. Zum zusammenhängenden, predigenden Vortrag soll zwar, in der Elementarschule zumal, auch hier der Unterricht nicht werden. Aber wenn die ganze Stunde, die ganze Unterweisung in Frage und Antwort verläuft, wie doch so häufig, vielleicht allermeist, geschieht, und keine zusammenhängende Rede in Gleichniß, Exempel und Geschichte, keine paränetische Ansprache das Fragespiel unterbricht, so ist das ganz unzweifelhaft ein Fehler, ein Fehler darum vornehmlich, weil der Verstand

dabei besten Falls alle Hände voll zu thun hat, Herz und Gemüth aber leer ausgeht. Was sagt der alte Ritter Fouqué? „Dies ward schon oft gesprochen, doch sagt mans nicht zu oft.“ — 2) Es wird keinem Menschen (wenns nicht ein Taubstummenlehrer oder eine exoterische Pflanze ist) einfallen, zu bestreiten, daß eine Hauptaufgabe der Schule darin besteht, die Kinder recht reden und recht hören zu lehren. Aber es hapert daran nicht selten in großartigen Dimensionen, auch an den sogenannten hohen Schulen, und da erst recht, wenn sie gleich über dergleichen Quisquilien möchten „erhaben sind.“ Von dem Wissen zum Thun ist ein barbarisch weiter Schritt. Wie oft muß da der Lehrer sich unterbrechen mit Fragen: wie? was? was sagst du? was willst du? sprich doch laut, thu doch den Mund auf, ich verstehe von dem ganzen dummen Zeug kein Wort. Denn daß es dumm Zeug sei, glaubt er voraussetzen zu können, auch ohne es zu verstehen, womit freilich sein dringendes, fast stürmisches Verlangen es zu hören und zu verstehen, in einigen Widerspruch gestellt erscheinen dürfte. Und über dem vielen Fragen, womit die halbe Zeit hingeht, verliert er, wenn auch nicht den Faden, doch die Geduld, die Heiterkeit, das geistige Gleichgewicht. Und woher kommt das? Die Kinder haben nicht, noch nicht recht reden gelernt. Mit dem Reden steht aber das Hören in engem Zusammenhang. Und da begegnet uns ein Aehnliches. Der Lehrer hat gesprochen, nun gehts ans Fragen, ans Ab- und Einfragen. Aber was geschieht? Immer rennt eine Frage mit der andern zusammen, wie wenn zwei artige Herren einer Dame das Knäuel aufheben wollen und mit den Köpfen wie Kanonenkugeln wider einander fahren. Nämlich so: was? oder auch: wa? (cf. Herr Schmoll, des Dörfchens Prediger, seligen Andenkens) wie? wie meinen Sie? Und der Lehrer wiederholt seine Frage, im Anfang noch geduldig, aber je öfter die Wiederholung begehrt wird (ja, es giebt das eine köstliche Perlenschnur von Fragwörtern auf die Stunde und auf den Tag und auf die Woche), desto spitzer, schärfer, unwirscher wird sein Ton, und: so paßt doch auf, ich spreche ja sehr deutlich, Alles zwei, drei Mal sagen, das ist ja nicht auszuhalten! braust er heraus. Es ist aber kein Wunder, wenn der Mann verdrießlich

wird. Und woher kommt diesmal die endlose Fragerei? Die Schüler haben nicht, noch nicht recht hören gelernt. Und irre ich nicht, so fehlen wir alle in diesen beiden Stücken gar mannigfalt. Beiläufig an dieser Stelle ein Wort eines alten Lehrers meiner Jugend. Er hatte eine etwas heisere, belegte Stimme, und war in großem Raum und bei zahlreichen Klassen schwer verständlich. So hatte er auch einmal lange gesprochen und richtete nun an einen der Schüler eine Frage. Aber die Antwort lautete: wie meinen Sie? Da lächelte der Alte und sprach: O, o, wissen Sie wohl, daß dies „wie meinen Sie" eine Dummheit und eine Grobheit ist? — Haben wir nun bisher solche Fälle ins Auge gefaßt, wo der Uebermenge der Fragen zu steuern, so sei 3) noch eines Falles gedacht, wo mehr Fragen zu wünschen. Nämlich wir sollten, dünkt mich, unsere Schüler mehr anregen, selber mit Fragen sich an uns zu wenden. Da wird gelesen, da gebraucht der Lehrer einen Ausdruck, der den Kindern oder dem einen und andern neu und unverständlich ist, da wird eine Erklärung gegeben, die über die Köpfe geht und nicht klar macht, da wird im Religionsunterricht ein Capitel behandelt, bei welchem einem Schüler sich ein Bedenken aufdrängt u. s. w., so wäre es gewiß an bester Stelle und könnte dem regsamen, treuen Lehrer nur willkommen sein, wenn der Schüler sich zur Frage meldete und nicht erst die Frage abwartete: verstehst Du auch, was Du liesest, was Du hörest? Wie manches Mißverständniß, wie manche Unklarheit würde dadurch leicht und auf der Stelle erledigt, wie viel gewönne dadurch der Unterricht und der ganze Verkehr zwischen Schülern und Lehrer an Leben, Innigkeit, Traulichkeit. Es wäre durchaus nicht erforderlich, dies Verfahren auf obere Klassen und höhere Schulen zu beschränken. Nein, auch in unteren Ordnungen und niederen Schulen wäre es vollkommen am Orte und gewiß nicht ohne Segen. Aber freilich gehörte dazu eine völlige Meisterschaft des Lehrers in Beherrschung des so mannigfachen Stoffes, in Gegenwart des Geistes, in Einbiegung auch des etwas ferner abliegenden Einwurfes auf den Gang und das Ziel des Unterrichts, und vor Allem eine Freiheit des Sinnes und Wesens und Umgangs, eine ruhige, freundlich ernste, sichere

Haltung, eine Gabe, Vertrauen zu wecken und Leben anzuregen und die gebundenen Geister und Zungen zu lösen, wie sie, in Schulen zumal, nur überaus selten wird gefunden werden. —

So viel von den Fragewörtern und Fragen nach der Menge. Betrachten wir sie nun viertens, wozu schon das eben Vorangegangene uns führt, nach ihrem Rechte. Es ist unzweifelhaft, die Fürwörter in Rede und Frage haben im Organismus der Sprache ihr Recht des Daseins, ihre Nothwendigkeit des Gebrauchs, so gut wie personalia, demonstrativa, wie verba, adjectiva und andere ihrer Genossen. Mit Fragen, sagt das Sprüchwort, kommt man durch die Welt. Folgt daraus, man wird ohne Fragewörter nicht weit kommen.

Und in der Schule, wie soll man Pensa repetiren, die Aufmerksamkeit controliren, die trägen Geister animiren, einen Gedanken oder Gedankengang in mitthuender, selbsthelfender Gemeinschaft des Schülers ventiliren und deduciren, aus dem zerstreuenden Mancherlei der Anschauung und Erlebung abstrahiren, durch Dick und Dünn, durch Dornen und Disteln, über Stock und Stein, auf Richtewegen und Abwegen zum Ziele führen ohne unsre fürwörtlichen Genossen? Und welches Leben erzeugt dieses Hin- und Her-, dieses Auf- und Abwogen der Gedanken und der Geister, und wie erstarken sie in solchem Ringen nach dem Kleinod des sichern, klaren Gewinnes und Besitzes! Und wie viel näher tritt dadurch der Führer dem Jünger, als es der Fall ist und sein kann, wo der Docent, in unnahbarer Ferne und Höhe thronend, auf sein Publikum nur aus der Vogelperspective herabsieht, dem Grundsatz getreu: man fern von! Man muß Meister der katechetischen Kunst gehört haben (das Lesen thuts nicht so), um zu wissen, welch ein ungemeiner Genuß es ist, in dem Wechselspiel von Fragen und Antworten gleichsam den Pulsschlag des denkenden, suchenden, arbeitenden Geistes zu spüren. Und das, abgesehen von der Tiefe des philosophischen Gehalts, ist es vornehmlich, was uns die Dialoge Platos zu einer so überaus anziehenden, fesselnden und anregenden Lectüre macht, und ihnen die unvergängliche, lebensvolle Frische verleiht, die uns noch heute entzückt. Es ist einem eine Freude, wenn man ihm richtig antwortet, und

ein Wort zu seiner Zeit ist sehr lieblich, sagt Salomo (Spr. 15, 23); und an andrer Stelle (24, 26): eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß. Das ist ein schönes, sinniges Wort, das die Frage in ihr gutes Recht stellt, und das wird ihr bleiben und soll ihr nicht verkümmert werden.

Indeß sind wir, scheint es, mit dem Allem den Fragewörtern nach ihrem persönlichen Werth und Wesen noch immer nicht gerecht worden. Es wird daher Zeit, sie zum Fünften nach der Reihe zu betrachten. Wir wollen aber dabei weder der Fragereihe der Chrieformen, noch den Kategorien der Aristotelischen Logik, noch sonst solch einem verzwickten Schema folgen; auch wollen wir nicht darauf ausgehen, sie alle auf die Hechel zu nehmen. Nein, wir lieben die Praxis „der freien Hand," greifen ohne Bedenken in den vollen Wörtertopf und stellen vor uns hin, was uns eben in die freie Hand kommt.

Da ist das Erste: Wer? Dies Wörtlein hat sich über Zurücksetzung (über Hintansetzung wohl eher) gewiß nicht zu beklagen, bei denen am wenigsten, die den Kern und das Wesen des sprachlichen Unterrichts in nichts Anderem suchen, als in dem grammatischen Abfragen, in dem eifrigen Fahnden nach Subject und Prädicat und Copula u. a. dgl. gelehrten Wurstiaden mehr. Indeß besagt das Wer doch schon etwas Mehreres, es bleibt doch nicht an der äußerlich formellen Terminologie kleben, sondern wendet sich zu dem sachlichen Inhalt. Und darum eben wollen wirs nicht tadeln, auch in anderem als direct sprachlichem Unterricht nicht. Wir haben wohl manchmal bei dem Lesen der trefflichen Nissen'schen Religionsbücher über das ewig wiederkehrende parenthetische Wer? gelächelt. Aber der Altmeister hat Recht. Erfahrene wissen, daß man nicht zu oft zwischen seine Rede dieses Wer einschieben kann, um die vergeßlichen, über dem Zweiten und Dritten das Erste verlierenden, an Aeußerlichem, Einzelnen hängen bleibenden Kinderseelen brevi manu wieder herumzuholen, zu sammeln, zu „stellen." — Besonders häufig kommt dem pädagogischen Wanderer das Wer vor bei „Disciplinaruntersuchungen." Wer ist es gewesen? wer hat das Fenster zerbrochen? wer hat das Blatt herausgerissen? wer hat eingeholfen? wer hat den

Staub gemacht? Der Lehrer mag sich freuen und ist unsrer ganzen Achtung werth, der auf solche Fragen immer alsbald das zwar demüthige und bange, doch offen antwortende Geständniß erhält. Wo der rechte Geist und Ton in einer Schule nicht waltet und der Lehrer zu den Seinen ein fremdes, kaltes, hartes Verhältniß hat, da wird die Antwort Schweigen sein oder Leugnen. — Oft auch findet das Wort Anwendung, wenn es gilt, die kleinen Geister zum Wetteifer, zum Wettstreit aufzuregen. Wer weiß es? wer will es sagen? Und wohl der Schule, wo solche Frage nicht Unordnung hervorruft und Aergerniß giebt, wo der Aufforderung nicht ein mattes, träges, stummes und stumpfes Dreinschauen begegnet, sondern ein fröhliches Drängen zur Antwort entgegenkommt. Auch in diesem Stück bieten die Schulen unendlichen Unterschied. —

Wir greifen wieder in den Worttopf, was kommt heraus? Was? Fort damit. Ist nur ein Bruder vom Ersten, und noch dazu ein verschnittener. Greif noch einmal hinein, was hast du? Wo. Gut, das ist ein Wort zu seiner Zeit und giebt zu denken. Es gehört zu den ersten und bedeutendsten Aufgaben der Schule, den Ortssinn zu wecken, zu üben, zu schärfen. Es ist unglaublich, was in diesem Betracht ihr zu schaffen bleibt. Also fallen ihr solche Fragen zu: wo ist deine Heimath? sei es Stadt oder Dorf oder Nest, aber auch: wo liegt sie auf der Karte, unter welchen Graden geographischer Länge und Breite? und wie zu den und den Nachbarorten? Wo ist auf der Wandkarte die Elbe verzeichnet, wo entspringt, wo mündet sie? aber auch: wo ist ihr Lauf, ihre Richtung, Mündung zu suchen, von unserm Standpunkt, unserm Wohnort aus genommen? Wo geht die Sonne, der Mond auf und unter? aber auch: wo haben wir (oder hätten sollen) die Sonne heute aufgehen sehen und gestern und vor einem Vierteljahre, und wo sahen wir sie gestern untergehen und vor einem Vierteljahre? Unser Unterricht ist auch nach dieser Seite gar oft noch viel zu „buchig.“ Ferner sollen wir in der Geschichte das Wo nie vergessen uns vorzuhalten, nicht blos erzählen von Völkern und Königen und Helden, sondern auch des Wo gedenken, den Boden beschreiben, auf dem diese Stämme erwuchsen und diese

ein Wort zu seiner Zeit ist sehr lieblich, sagt Salomo (Spr. 15, 23); und an andrer Stelle (24, 26): eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß. Das ist ein schönes, sinniges Wort, das die Frage in ihr gutes Recht stellt, und das wird ihr bleiben und soll ihr nicht verkümmert werden.

Indeß sind wir, scheint es, mit dem Allem den Fragewörtern nach ihrem persönlichen Werth und Wesen noch immer nicht gerecht worden. Es wird daher Zeit, sie zum Fünften nach der Reihe zu betrachten. Wir wollen aber dabei weder der Fragereihe der Chrieformen, noch den Kategorien der Aristotelischen Logik, noch sonst solch einem verzwickten Schema folgen; auch wollen wir nicht darauf ausgehen, sie alle auf die Hechel zu nehmen. Nein, wir lieben die Praxis „der freien Hand," greifen ohne Bedenken in den vollen Wörtertopf und stellen vor uns hin, was uns eben in die freie Hand kommt.

Da ist das Erste: Wer? Dies Wörtlein hat sich über Zurücksetzung (über Hintansetzung wohl eher) gewiß nicht zu beklagen, bei denen am wenigsten, die den Kern und das Wesen des sprachlichen Unterrichts in nichts Anderem suchen, als in dem grammatischen Abfragen, in dem eifrigen Fahnden nach Subject und Prädicat und Copula u. a. dgl. gelehrten Wurstiaden mehr. Indeß besagt das Wer doch schon etwas Mehreres, es bleibt doch nicht an der äußerlich formellen Terminologie kleben, sondern wendet sich zu dem sachlichen Inhalt. Und darum eben wollen wirs nicht tadeln, auch in anderem als direct sprachlichem Unterricht nicht. Wir haben wohl manchmal bei dem Lesen der trefflichen Nissen'schen Religionsbücher über das ewig wiederkehrende parenthetische Wer? gelächelt. Aber der Altmeister hat Recht. Erfahrene wissen, daß man nicht zu oft zwischen seine Rede dieses Wer einschieben kann, um die vergeßlichen, über dem Zweiten und Dritten das Erste verlierenden, an Aeußerlichem, Einzelnen hängen bleibenden Kinderseelen brevi manu wieder herumzuholen, zu sammeln, zu „stellen." — Besonders häufig kommt dem pädagogischen Wanderer das Wer vor bei „Disciplinaruntersuchungen." Wer ist es gewesen? wer hat das Fenster zerbrochen? wer hat das Blatt herausgerissen? wer hat eingeholfen? wer hat den

Staub gemacht? Der Lehrer mag sich freuen und ist unsrer ganzen Achtung werth, der auf solche Fragen immer alsbald das zwar demüthige und bange, doch offen antwortende Geständniß erhält. Wo der rechte Geist und Ton in einer Schule nicht waltet und der Lehrer zu den Seinen ein fremdes, kaltes, hartes Verhältniß hat, da wird die Antwort Schweigen sein oder Leugnen. — Oft auch findet das Wort Anwendung, wenn es gilt, die kleinen Geister zum Wetteifer, zum Wettstreit aufzuregen. Wer weiß es? wer will es sagen? Und wohl der Schule, wo solche Frage nicht Unordnung hervorruft und Aergerniß giebt, wo der Aufforderung nicht ein mattes, träges, stummes und stumpfes Dreinschauen begegnet, sondern ein fröhliches Drängen zur Antwort entgegenkommt. Auch in diesem Stück bieten die Schulen unendlichen Unterschied. —

Wir greifen wieder in den Worttopf, was kommt heraus? Was? Fort damit. Ist nur ein Bruder vom Ersten, und noch dazu ein verschnittener. Greif noch einmal hinein, was hast du? Wo. Gut, das ist ein Wort zu seiner Zeit und giebt zu denken. Es gehört zu den ersten und bedeutendsten Aufgaben der Schule, den Ortssinn zu wecken, zu üben, zu schärfen. Es ist unglaublich, was in diesem Betracht ihr zu schaffen bleibt. Also fallen ihr solche Fragen zu: wo ist deine Heimath? sei es Stadt oder Dorf oder Nest, aber auch: wo liegt sie auf der Karte, unter welchen Graden geographischer Länge und Breite? und wie zu den und den Nachbarorten? Wo ist auf der Wandkarte die Elbe verzeichnet, wo entspringt, wo mündet sie? aber auch: wo ist ihr Lauf, ihre Richtung, Mündung zu suchen, von unserm Standpunkt, unserm Wohnort aus genommen? Wo geht die Sonne, der Mond auf und unter? aber auch: wo haben wir (oder hätten sollen) die Sonne heute aufgehen sehen und gestern und vor einem Vierteljahre, und wo sahen wir sie gestern untergehen und vor einem Vierteljahre? Unser Unterricht ist auch nach dieser Seite gar oft noch viel zu „buchig." Ferner sollen wir in der Geschichte das Wo nie vergessen uns vorzuhalten, nicht blos erzählen von Völkern und Königen und Helden, sondern auch des Wo gedenken, den Boden beschreiben, auf dem diese Stämme erwuchsen und diese

Blüthen trugen und diese Früchte reiften. Ferner hat die religiöse Unterweisung auf das Wo zu achten, auf den Ort, wo die beweisenden Stellen zu finden (Topik nennens die Gelehrten, wenn ich recht berichtet bin) und im Aufschlagen der angeführten Sprüche und Geschichten zu üben. U. s. w. Das ist die eine Seite der Sache.

Eine andre ist diese: die Schule hat die Schüler auch zu gewöhnen zur Ordnung, daß sie merken und achten lernen auf das Wo in Sachen und Reden und Gedanken, auf daß Alles stehe am rechten Ort, daß sie die Gedanken, die mündlich ausgesprochenen und die schriftlich dargelegten nicht willkürlich durch einander würfeln oder krautrübeln, sondern nach Gehalt und innerer Verbindung, nach Wichtigkeit und Verwandtschaft an einander fügen u. s. w. Darin liegt eine unendlich heilsame Zucht des Geistes — und Charakters; doch muß sie freilich der Lehrer an sich selbst geübt haben, ehe er sie an andern üben, andern zumuthen kann. — Auch das so beliebte Gruppiren, das Concentriren läuft am Ende auf nichts Anderes hinaus, als auf das Zusammenordnen des Gleichartigen, Verwandten; und das ist vornehmlich auch bei umfassenden Wiederholungen von Werth und Wichtigkeit. —

Eine dritte Bemerkung führt uns in des Herzens heilig stille Räume. Ja, wenn sie heilig still wären! Es herrscht in ihnen meistens eine große, unaufhörliche Unruhe — nicht die Unruhe, welche aus dem unermüdlichen Ringen des Geistes nach Wachsthum der Erkenntniß entsteht, nicht die Unruhe, welche die Arbeit des Berufes mit sich bringt, nein, die Unruhe, welche, eine schlimme Tochter einer bösen Mutter, in der Unzufriedenheit (verfolgen wir für diesmal das Gewässer nicht weiter bis zu seiner letzten Quelle) ihren Ursprung hat. Da sehnt sich der Eine von der Stadt aufs Land, der Andre vom Lande in die Stadt, der Eine von einer mehrgliedrigen Schule, einem vielhäuptigen Collegium in eine unabhängige Stellung (in Utopien etwa), wo er allein das Haupt ist, dem Niemand was zu sagen hat, ein Andrer hat das entgegengesetzte Verlangen, da wünscht sich der Eine von dieser in jene, der Andre von jener in diese Schule

und Stelle, eine solche etwa, wo es kein Küstermäntelchen zu tragen, kein Heu zu mähen giebt, und was der Wünsche und Sorgen mehr sind. Persius sagt: O curas hominum! o quantum in rebus inane! Und Karl Lappe (daß wir noch dieses Läppchen auf die wunde Stelle legen):

Stadt oder Land! Nur nicht zu eng die Räume!
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume,
Zum Schatten vor dem Sonnenbrand.
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden;
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land!
Was draußen liegt, ist Tand.

Wir thun einen vierten Griff und lesen: Warum? Das ist nun mancherlei und erhält danach verschiedene Antwort. Es giebt ein durstiges Warum, und den Durst soll man löschen. Fragt das Kind in der Schule (versteht sich, zu rechter Zeit und am rechten Orte) oder draußen im Freien nach Grund und Ursach von Dingen der Natur oder Verhältnissen des Lebens oder Lehren des Glaubens, so sollst du ihm das Weil nicht schuldig bleiben, dafern und soweit der schwache Geist es fassen kann und hören darf. Doch kann man des Guten auch zu viel thun. Ein Münchhausensches Pferd kann mehr (zumal Wasser) vertragen als ein einfacher kleiner Kindsmagen. Ja, sie fragen auch manchmal, um die Mühe des Redens, oder nein, des Denkens und Arbeitens von sich abzuwälzen und dem Lehrer zu thun zu geben, daß er sie in Ruhe lasse. Solche Warums, die leicht zu erkennen, sind nichts nutz und keiner Antwort werth. Ja, wir werden kaum Unrecht thun, wenn wir sie in die zweite Klasse setzen, in die Klasse der naseweisen Warums. Die soll man ablaufen lassen wie Regenschirme, und wenn nicht zum Esel, doch zum Schweigen verdammen. Wie Luther dem Klügling that, der fragte, was nun Gott die liebe lange Ewigkeit vor der Schöpfung der Welt gethan haben müsse. Der Doctor hatte auch für solche Rede und solchen Mund ein Pflaster, er gab zur Antwort: er saß in einem Birkenwald und machte Ruthen für unnütze Frager. Was St. Augustinus noch kräftiger so ausdrückte: er zimmerte die Hölle für die, so unnütze Fragen thun. Nun, so starker Dosis

bedürfen unsre kleinen Naseweise nicht. Aber Strafe muß sein, sagt Lehmann. Es thuts aber ohne Hölle, ja ohne Birke, oft schon ein strafender, ernst verweisender Blick, eine abwehrende Bewegung der Hand mit obligatem Schweigen. Das Meiste kommt dabei auf die ganze Haltung des Lehrers an. So besonders bei Fragen nach der Entstehung des Menschenkindes. Die richtigen Gesichtspunkte darüber giebt schon das Revisionswerk zu Rousseau's Emil (2, S. 243), wenn es sagt: das Kind kommt auf solche Fragen gar nicht, wenn man sie nicht veranlaßt, — Fragen, die man nicht gezwungen ist zu beantworten, nöthigen uns zu keiner Täuschung dessen, der sie thut; es ist besser, Stillschweigen auflegen als mit Lügen zu antworten; — wählt man das Antworten, so geschehe es mit aller Einfalt, ohne geheimnißvolles Wesen, ohne Verlegenheit, ohne Lächeln; es ist weit weniger Gefahr dabei, die Neugier eines Kindes zu befriedigen als sie zu reizen. — Nun giebt es aber noch eine dritte Art, das sind die lendenlahmen Warums, die setzen wir in die dritte Klasse. Man fragt und fragt, weil man nicht Lust hat zu thun, was man soll, (wa—rum—denn?) man überlegt, bedenkt, zaudert und kommt zu nichts. Das werden wohl die Geister sein, die Goethe in dem Spruche straft:

> Wie? wann? und wo? — die Götter bleiben stumm!
> Du halte dich ans Weil und frage nicht warum?

Dem Lehrer aber wirds Keiner verargen, wenn er solchen faulen Warums seine gemessene, steiflederne Autorität entgegenstemmt oder sie mit schupfender Hand bei Seite wirft: Ich wills! Vorwärts!

Der fünfte Griff in die Urne führt uns das Wie in die Hand. Das erinnert uns (von den Künsten der Methodik sehen wir für diesmal ab) an die Wichtigkeit der rechten Form und Weise, die wir nie vernachlässigen sollten. Wissen wir doch, daß derselbe Gedanke, so oder so ausgesprochen, in die oder jene Form gekleidet, einen ganz verschiedenen Eindruck macht, einmal mächtig erfaßt, ein andermal kaum gehört am Ohr vorübergleitet und das Herz nicht einmal berührt. Das Beste ist für Kinder gut genug,

hat vor langen Jahren ein Professor geschrieben; wir sollten dem Rathe folgen auch in der Wahl unsrer Worte, in der Form unserer Rede. Und Salomo, der mehr war als ein Professor in aller seiner Pracht, sagt (Spr. 25, 11): Ein Wort geredet zu seiner Zeit ist wie goldne Aepfel in silbernen Schaalen. Auf solche silberne Schaalen sollten wir halten in unserm pädagogischen Hausrath, die goldnen Aepfel brauchen wir nicht erst zu machen oder zu suchen, sie hängen uns über dem Kopfe und weichen nicht zurück, wenn wir nach ihnen die Hand ausstrecken. — Hinwiederum ist es ein Irrthum, der so verbreitet als verderblich ist, verderblich besonders für den schriftlichen Gedankenausdruck, daß das Wie, die Form, der Schmuck nur etwas Aeußerliches, Zufälliges, den Inhalt nicht Alterirendes, den Gedanken nicht Modificirendes sei. Oratio und ratio, sagt treffend ein erfahrner Pädagog *), gehen Hand in Hand, Denken und Sprechen ist identisch. Aller Schmuck liegt gleich im Gedanken selbst, oder es wäre ein Schmuck des grünen Esels.

Der sechste Griff nennt uns das Woher. Und das legt uns eine Gewissensfrage ans Herz, nämlich die: woher ist dir deine Kunst, dein Wissen gekommen, auf das du jetzt so selbstherrlich und siegesgewiß pochst, als verdanktest du sie allein deinem Fleiß und deiner Treue und deinen Gaben, die doch eben Gaben sind? Und woher nimmst du die Kraft zu dem, was du bist und was du schaffst? Und irre ich nicht, so haben wir alle Ursach, dieser Frage ab und zu das Ohr aufzuschließen und sie im Herzen zu bewegen. Für Manchen, ja für Manche gestaltet sich die Frage etwas häßlicher wohl auch so: woher hast du die Federn, mit denen du einherstolzirest, woher den Knochen, an dem du nagst? — Aber das Woher giebt auch noch sonst zu denken. Du wirst immer in Gefahr sein, ungerecht zu werden gegen das Kind und es unrecht anzufassen, wenn du nicht danach fragst und daran denkst, woher es gekommen, welches seine Heimath sei, seine Umgebung, sein Vater und Mutter, sein elterliches Haus. Denn

*) M. Axt, über den Zustand der heutigen Gymnasien (Wetzlar). S. 3.

danach gestaltet sich Leben, Sinn, Neigung, Character, Bildung unendlich mannigfaltig, zum Guten oder zum Bösen, aufwärts und abwärts, und wir können gar wenig dazu oder davon thun. Das erwäge — trage — hebe!

So kommen wir denn endlich zu dem sechsten unsrer vorgesetzten Paragraphen, der die Fragewörter und die Frage behandeln sollte nach der Regel. Wir können hier aber kürzer sein und müssen's, wollen wir nicht die Geduld unsrer Leser zur Ungebühr in Anspruch nehmen und ihrem Zorn verfallen. Das Fragewort, sagen die Herrn Methodici, soll an der rechten Stelle stehen; natürlich, Alles am rechten Orte, das ist die Ordnung; was hintenhin gehört, voranschieben, was vornhin gehört, anschwänzen, giebt nur unnatürliche Verrenkung der Glieder. Das Fragewort soll nicht zu viel Ballast mit sich zu schleppen haben, sagen die Methodiker. Wohl, der kleine Kopf kanns sonst nicht tragen, oft auch große nicht. Wie wenn Einer fragen wollte (aber's thut halt keiner): ein Merkmalswort hinsichtlich wessen in Bezug auf die Tafel ist das Wort schwarz? Wie versteckt sich da das Fragewort in dem urwäldlichen Gestrüpp so vieler Worte! Das Fragewort, sagen die Leute weiter, soll im Dienst der Frage auf ein Bestimmtes hinzielen, das gefunden werden kann. Also nicht, wie einer fragte: was ahneten die Alten nicht? Die Jungens zerbrachen sich den Kopf, riethen hin und her, sagten dies und das. Alles falsch! falsch! der Folgende! Endlich kam's heraus, aber aus des Lehrers eigenem Munde (aber diesmal kein Ei des Columbus, auch kein pythischer Spruch): daß es außer dem Bernstein noch andere electrische Körper gebe. Das Fragewort soll nicht, sagen die Methodiker ferner, durch seine Zusammengehörigkeit mit einer Redensart die Antwort errathen lassen. Wohl, das Rathen und Rathenlassen ist überhaupt keine Aufgabe, die der Schule zufällt. Also nicht soll man so fragen: worein setzten die 5 klugen Jungfrauen ihre Lampen? (in den Stand) worauf gingen die Eltern Jesu? (aufs Osterfest) bis zu jenem jocosen: wissen Sie, was Sie mir thun können? (leid können Sie mir thun) u. dgl.

Weiteres, das nicht in Zusammenhang steht mit unseren Fürwörtern, lassen wir für diesmal bei Seite — geben nach so langer Jagd den Vielgeplagten den Abschied und legen die Feder zur Ruhe. Sie hat lange genug Dinte lassen müssen. Und die Dinte wird nicht vergeblich vergossen und dieser zweite Gang nicht umsonst gethan sein, wenn es uns danach wie ein erneuter Vorsatz anwandelt: min vrage wil ich baz vueren.

## Gemischte Schulen.

Dieses Wort hört man als Klage von Berufenen und Unberufenen, Wissenden und Unwissenden, Vätern und Müttern, ja von Kindern und Erwachsenen so oft aussprechen, daß es wohl der Mühe werth erscheint, es einmal aufs Korn zu nehmen.

Meint man mit der Klage etwa — um in dem Gleichnißwort zu reden — die Mischung von Weizen und Unkraut, von guten und schlechten, wohlgezogenen und ungezogenen, wilden und gesitteten, bescheidenen und blasirten, klugen und dummen, fleißigen und faulen Kindern? O nein; wo in aller Welt wäre eine solche Musterschule, eine solche selecta zu finden, die diese Gegensätze nicht in sich bärge, wie die Schote Erbsen und Mädchen, wenn auch gewiß je nach dem Geist, der in der Schule wohnt und in sie kommt, das Uebergewicht hier auf der guten, dort auf der schlimmen Seite hervortreten wird.

Oder meint man mit der Klage die Mischung von Kindern christlicher, evangelischer, reformirter, katholischer, jüdischer, freigemeindlicher Eltern? O nein, auch das nicht. Um diese Unterschiede und Gegensätze macht sich in unsern aufgeklärten Tagen Niemand mehr Sorgen; es sind nur gar wenige exclusive Kreise, die daran ein Aergerniß nehmen; der „allgemeine“ und „allgemeinste“ Religionsunterricht dünkt noch immer vielen — und mehreren, als Mancher meint — das Ideal der Schule. Und überdies kann ja den besonderen religiösen Bedürfnissen, wenn welche da sind, und den besonderen kirchlichen Ansprüchen, wenn welche erhoben werden, in gesondertem Unterricht Genüge geschehen.

Oder wäre es vielleicht der Unterschied der Stände und des Besitzes, den jene Klage im Auge hätte? Ja, ja, das ist es und nichts weiter. Es ist dem Aristokraten von so und so viel Ahnen, dem Pascha von so und so viel Pferdeschwänzen ein unerträglicher Gedanke, daß sein Vollblut ohne Umstände neben dem schlichten Bürgerskinde seinen Platz haben solle, und wenn nun gar dieses eine höhere Stelle, ein besseres Lob erhielte, früher in eine höhere Klasse versetzt würde, als sein adliger Sprößling, (und der Fall liegt doch nicht absolut außer den Grenzen der Möglichkeit, da unser Herrgott bei Austheilung seiner Gaben auf den Stammbaum weniger Rücksicht zu nehmen pflegt als das sterbliche Geblüt, und die Erfahrung lehrt, daß adliges Blut und adlige Gesinnung und Gesittung, hohe Geburt und hohe Begabung so manches liebe Mal gar weit auseinander liegen), das wäre nun erst unausstehlich. Der Mann der sogenannten höheren Stände (es ist schwer hier die Grenzlinie zu ziehen, welche die Höher- und Höchststehenden möglichst hoch, die niedriger Gestellten möglichst tief zu legen pflegen) meint seinem Stande und seiner Ehre und seinem Kinde etwas zu vergeben, wenn er es in eine Schule schickt, wo auch, vielleicht in überwiegender Zahl, der Mittelstand vertreten ist und auch Schüler sich finden, deren Eltern man draußen im „feindlichen Leben" über die Nase, über die Achsel, mit Augenzwinken, von oben herab anzusehen für gut findet. Und nun gar die Frau, die Dame, die Gott Plutos in die des Schweißes und Neides der Edeln werthe Lage gebracht hat, daß sie im schwerseidnen Kleide einherrauschen, wohl gar in der Karosse einherfahren und sich im eignen Hause wie eine Tochter Albions einrichten kann, wie soll sie's über's Herz bringen, ihr Herzblatt einer Schule zu übergeben, wo der Mensch nicht nach dem Geldsack und nach der Affenjacke taxirt wird. Und man weiß es ja, die vor der Welt um so eifriger darauf aus sind, als reich zu gelten, je windiger es damit in Wirklichkeit aussieht, die parvenus und parvenues, die den Mangel tieferer Bildung durch keckes, prahlerisches, anspruchsvolles, hochfahrendes Auftreten zu verdecken suchen, die Hochgebornen, bei denen (mit Goethe zu reden, dem Herrn von Goethe) „die Verdienste der Vorfahren mit

deren Portraits zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich ihrer Zimmer und ihres Charakters zu tapeziren:" man weiß es, das sind in Prätensionen die stärksten und schlimmsten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die wunderlicher Weise sogenannten höheren Töchterschulen (denn wer spricht von höheren Söhneschulen) dergleichen Erscheinungen am häufigsten erleben. Man will exclusiv sein, um jeden Preis exclusiv, nur keine Vermischung mit dem Volk, dem dummen Volk, mit dem Gewerbe, mit dem Mittelstand, mit der subalternen Beamtenwelt, mit der bürgerlichen Canaille u. s. w. Ich will allein sein, sagt Wallenstein, und streicht sich seinen Knebelbart.

Nun, was sagt zu dem Allen der sogenannte gesunde Menschenverstand des — unbemittelten und bemittelten — Mittelstandes? Er sagt zunächst:

Dies ganze Trachten nach Abschließung und Absonderung ist ein Anachronismus. Wider den Geist der Zeiten (freilich auch wider die Dummheit) kämpfen Götter selbst vergebens. „Schaun's, die Völker sind halter jetzt auch was," sagte Kaiser Franz 1815 zu seinem Rath. Dies kaiserliche Wort ist leicht in unsern Zusammenhang zu übersetzen. Wer Augen hat zu sehen und Verstand zu verstehen, der muß sehen und einsehen, daß unsre Zeit auf Ausgleichung der Stände durchaus hinarbeitet. Es giebt keine besonderen Gesetze und Gerichte für Adel und Bürgerliche, in adlige Casinos dringen bürgerliche Elemente ungehindert und gern gesehen ein, bei Besetzung der höheren und höchsten Stellen im Staate wird nicht nach dem Stammbaum entschieden, auch der Officierstand, sofern er tüchtige, wissenschaftliche Bildung erheischt, ist nicht im Stande, sich lediglich oder auch nur vorwiegend aus dem Adelstande zu rekrutiren, und eine Anzeige, die sich an einen hohen Adel und ein hochverehrliches Publikum wendet, wäre in unsern Tagen eine Lächerlichkeit. Innerhalb dieses hochverehrlichen Publikums aber sehen wir immer mehr die Schranken schwinden, welche die Rücksicht äußerlicher Bevorzugung ohne innere Berechtigung und Ueberlegenheit aufgerichtet hat; und wo sie sich noch eindrängt und breit macht, wird sie eben nicht beachtet, nicht anerkannt, und ist dadurch so unschädlich für das Allgemeine als

unnütz für den Einzelnen. Und diese veränderte Anschauung der Verhältnisse, eine Frucht der in alle Schichten des Volkes vorgedrungenen Intelligenz und des Bewußtseins der berechtigten, gleichberechtigten Existenz, ist, sofern sie nur auf sittlichen Grundlagen ruht, zum Gedeihen des ganzen Volkskörpers so heilsam und wichtig, wie die Circulation des Blutes zum Bestehen und Gedeihen des menschlichen Leibes und Lebens. Dieser Erscheinung aber gegenüber, diesem Zuge der Zeit, können wir nicht umhin, jene für das Kindesalter und Schulleben festgehaltene Tendenz der Exclusivität als eine Zeitwidrigkeit zu bezeichnen.

Sie bringt es aber auch selten zu dem ersehnten Resultat. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß hier die Privatschulen hauptsächlich in Betracht kommen; denn öffentliche Schulen haben ohnehin kein Recht, aber auch keine Neigung zu der Aussonderung in dem angegebenen Sinne, und es findet sich in ihrem Bereich keine Rangordnung, wie etwa: Fräuleinschulen, Töchterschulen, Mädchenschulen, Volksschulen (für die Logik dieser Division mag ein Andrer die Verantwortung übernehmen) oder: höchste, höhere, hohe, mittlere, niedere Töchterschulen. Auch die öffentlichen Knabenschulen lassen jene Sonderung nicht zu: da muß der Geheimerathssohn sich gefallen lassen, neben dem Sohn des armen Handwerkers die Bank zu drücken und muß lernen und leiden wie der und hat keinen Anspruch auf Rücksicht, eher auf Berücksichtigung. Aber eben in j e n e n Schulen, was erleben wir da? Im Anfang geht Alles nach Wunsch, in reinster aristokratischer Atmosphäre, in einem haute-volée-Parfüm, das man ohne Uebertreibung als ambrosisch zu bezeichnen sich wird berechtigt halten dürfen: wie gedeihen da die lieben Kleinen, wie tänzeln da die Füßchen, wie schwänzeln da die Röckchen, wie steigen da die Näschen. So soll es sein, so ist es fein, d i e Luft ist rein! Der Anfang ein breiter Weg durch Auen. Allein sein Fortgang bringt Gefahr. Was Montecuculi vom Kriege sagt, gilt auch von der Schule: sie braucht dreierlei, Geld, Geld und — Geld. Die Schule hat Schüler, aber um zu bestehen, braucht sie mehr. Nun kommt heute ein Mütterlein mit ihrem Töchterlein, die kein Fräulein ist. Was soll man thun? soll man sie an der Thür

kurz abweisen: das ist keine Schule für Sie, gehen Sie hin, wo Sie hin gehören, Sie dummes, einfältiges, Zeit raubendes Geschöpf Sie? Das wäre grob geredet und nicht klüglich gehandelt. Man muß Leute mit schönen Kleidern nicht so vor den Kopf stoßen. Die Mutter hat Geld, viel Geld: eh bien, so ist sie ebenbürtig. Komm herein, komm herein, Du liebes Kind, komm herein und laß dich prüfen. — Aber morgen kommt schon eine Andere, sie ist aus dem sogenannten Nährstande, der sich sonst wohl zu nähren weiß, sie aber hat keinen Ueberfluß, und ihre Kleider und Hände sind kein sonderlicher Empfehlungsbrief. Der Zulaß der Nachbarin hat sie nicht schlafen lassen, sie will durchaus ihr Kind auch sitzen sehen, wo die hochgeborenen Spötter sitzen. Aber sie wills um die Hälfte. Das geht nicht, wo denken Sie hin? Sie läßt sich nicht abweisen. Es wird unser Einem so schwer bei den theuren Preisen, und wir haben ein Dutzend. Ist mir ganz eingal, ich kann nichts dafür. So nehmen Sie sie doch, es soll Ihr Schade nicht sein, ich habe viel Anhang in der Stadt. Ach was da, ich brauche Ihren Anhang und Ihren Schaden nicht. So geht es hin und her, wohl eine Stunde lang. Endlich Abschluß der Debatte — die Novize ist angenommen. Und so, nachdem die Schleuse einmal aufgezogen ist, kommen immer mehr, Krethi und Plethi, die Kinder Israel finden sich zahlreich ein — hier hilft kein Widerstreben — und kaum ist ein Jahr in den Strom der Ewigkeit hinabgesunken, um nie wieder umzukehren, siehe, so ist die reine Atmosphäre verschwunden, der Himmel benebelt, die Schule, wenn man sichs auch nicht eingestehen will, eine gemischte Schule, aus einer selecta eine collecta, ja mixta, mixta composita geworden. Da haben wir's liebe Gut.

Aber wäre das Endergebniß auch so niederschlagend nicht, und bliebe die Schule, was sie ursprünglich sein sollte, so begeht immerhin jenes Streben und Trachten ein großes, ein doppeltes Unrecht an den eignen Kindern und an denen andrer Stände und Kreise. Denn es wird nun nicht danach gefragt, wo der Unterricht gründlicher, gesunder, naturgemäßer, geordneter ist, man läßt sich maßlose Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten, sinnlose Ver-

nachlässigung des deutschen Unterrichts, modenmäßige, aber durchaus unberechtigte Bevorzugung der fremden Sprachen, damit man nur seiner Zeit mit angelernten Phrasen kokettiren könne, handgreifliche Fruchtlosigkeit des Unterrichts bei hohen, über die Köpfe hinweggehenden Vorträgen, alcäische und sapphische Oden zu Uebungen im deutschen Stil, man läßt sich Alles — ja noch mehr als Alles gefallen, wenn man nur sich trösten kann, es geht in der Schule möglichst sublim her, und nicht so gemischt, ach Gott, nein, nicht so gemischt, wie — bei andern Leuten. Dazu kommt, daß bei dieser hoffärtigen Abschließung, zumal wenn der Ton des Hauses, wie gewöhnlich, mit dem Ton, auf dem die Schule einherstolzirt, zusammenstimmt, in die jungen Seelen ein hochmüthiges Wesen eingepflanzt wird, das sie dann ihr Lebenlang nicht wieder los werden und mit dem sie auf all das andre Menschenvolk wie auf ein unwürdiges, dienstbares, nur von ihrem Gnadenblick lebendes Gesindel herabsehen und sich vor ihm wie Hindus vor Parias zurückziehn. Was sie in jenen ihren Kreisen eher finden und lernen, das beschränkt sich meist lediglich auf die äußere feine Tournüre; aber Reinheit des Sinnes, Bescheidenheit, sittliches Zartgefühl muß uns mehr gelten als solche feine äußerliche Zucht, und die wird bei jenen Tugenden auch nicht fehlen, vielmehr sich ganz von selber einfinden, wenn auch ohne den falschen, klappernden Schmuck gedrechselter Redensarten. Unarten aber finden sich, wie jeder, der auf diesem Gebiete Erfahrung hat, zugestehen wird, in solchen Hochkreisschulen durchaus nicht weniger als in andern, nur raffinirter, versteckter, glatter, übertünchter. Und wie kann es einer Jugend frommen, schon durch die Wahl und Art der Schule und ihrer Eindrücke und Einflüsse von dem Umgang mit den sogenannten *) mittleren Ständen abgeschlossen zu werden, die so treffliche Elemente an gesundem Sinn, tüchtiger Kraft, fröhlichem Streben, bieder wohlwollendem Wesen

*) Dies Wort hat in neuester Zeit eine solche classische Berühmtheit erlangt und ist so zum Modeartikel erhoben, daß es mir selber in Obigem mehr als einmal zudringlich und unabweislich wie ein dummer Hund zwischen die Zeilen gelaufen ist.

enthalten. Aber es wird so bleiben, wie es noch zu dieser unsrer Zeit ist, so lange es noch Eltern giebt, die sich zu der hohen Ehre drängen, ihr Kind neben dem, wenn auch übrigens schwachen oder nichtsnutzigen Kinde höherer Kreise auf der Schulbank sitzen zu sehen, so lange es noch Eltern giebt, die es für eine Unehre und Schande halten, mit Kindern bürgerlichen Stammes und mittlerer Stände zu verkehren und Schule und Unterricht zu theilen.

Inzwischen aber wird es an uns sein, den rechten, allein und endgültigen Adel in Gesittung und Gesinnung zu beweisen und unsern Zöglingen zu eigen zu machen und durch die Frucht unsrer Arbeit unser Recht zu begründen; in Hoffnung, daß, je mehr der rechte Geist in der Schule ist, der Geist echter Zucht und treuen Strebens und gründlichen Wissens und ernster Liebe, desto mehr auch die Unterschiede und Gegensätze und Widersprüche verschwinden werden, die das conventionelle Leben meist nur zu willkührlich aufgerichtet hat, und die so oft das kurze Dasein verbittern, die tüchtige Kraft beugen und das beste Streben an seiner vollen, ganzen, freudigen Entfaltung hindern.

# Zu Neujahr.

Es war ein heller, heiterer Wintermorgen. Eben hatten die kleinen Glocken des Kirchleins, die wie Kinderstimmen durch die stille, festlich weiße Sonntagsflur tönten, ausgeklungen. Die Leute gingen in ihrem Weihnachtsfestputz, dem heute auch Muff und Pelz nicht fehlen durften, weniger heiligen als eiligen Schrittes dem heimischen Heerde zu; denn es war kalt, und zu Hause gabs ein warmes Stüblein und was Warmes dazu. Zuletzt kamen mit heiter strahlendem Angesicht die Kinder, die Festsänger (Cantus firmi) und Glockenläuter und Thürschließer, die Levitchen des Tempels, herausgesprungen, den kleinen Kopf voll Gedanken des Schlittenfahrens und Schlittschuhlaufens und Schneeballens und Schneemannbauens. Endlich folgten — denn die Ersten werden die Letzten sein — der Pfarrer und der Lehrer. Nun wurde die Pforte zugeschlossen. Da war Alles aus.

Die beiden Männer, der geistliche Würdenträger und der pädagogische Bürdenträger (denn er trug den Chorrock in weißem Tuch unter dem Arme, und das ist eine schwere Bürde, weniger zwar durch das, was er an sich ist, als durch seine Idee, so zu sagen), sie gingen stillen, sanften Schrittes, wie es Friedensboten zukommt, dahin über das Feld der geliebten Mutter zu, nämlich der Mutterkirche. Und durch ihre Seelen tönte noch in der Stille wie ein Echo nach, was in der Kirche war gehört und gesungen worden.

Da nahm der Pfarrer das Wort — und ihm gebührte ja das erste, wie der Mutter vor der Tochter — und sprach in

einem Tone, dem man die innere Bewegung wohl anhörte: Gieb deinen milden Segen zu allen unsern Wegen, laß Großen und auch Kleinen die Gnadensonne scheinen. Was meint ihr, wendete er sich zu seinem Begleiter, das wäre auch einmal ein rechtschaffener Neujahrstext.

Warum nicht, erwiderte dieser. Es müßte ihn nur der rechte Mann in die Arbeit und unter die Walze nehmen. Wie z. B. Ew. Hochehrwürden, mit Respect zu vermelden. Und lächelte dazu.

Nu, nu, macht euch keine Umstände, Herr Amtsbruder. Ihr wißt, ich kann die Complimente nicht leiden, im Freien schon nicht, noch weniger auf einem Kirchgang, aber am wenigsten von euch, meines Vaters altem Freunde. Aber es sei. Drehen wir den Spieß herum. Wie nun, wenn ihr über das Verslein euch mit euren Kindern unterreden solltet, den jungen Seelen zu Nutz und Lehre und Erbauung, wie würdet ihr's anfangen?

Anfangen würd' ich von der dunklen Erde und dem trüben Himmel und der kalten Luft dieser unsrer Zeit, und wie die Knaben beständig klagen, daß sie so früh wieder heraufmüssen in das Stüblein und stille sitzen und die Mädchen so früh bei Licht nähen und sticken, daß ihnen gar die Augen weh thun.

Aber, Schulmeister, wo sollte denn das hinaus?

Nichts für ungut, Herr, aber das möcht' ein hochgelehrter Mann wohl leichtlich rathen. Auf die dunkle Erde und über den trüben Himmel ergießt sich eine Klarheit des Herrn, und so leuchtet noch immer in unser armes Leben und auf unsre kalte Erde seine Gnadensonne. Sonderlich in der seligen, fröhlichen Weihnachtszeit spüren wir das, vornehmlich die Kinder, dann die mit Kindern, und gerne, zu thun haben, wie unser eins, und die sich so was von Kindesherzenseinfalt und Kindesherzensfreude trotz der rauhen Weltluft und der wilden Weltlust in der Tiefe bewahrt haben, gleichwie das Meer in seiner stillen Tiefe die köstlichsten Perlen bewahrt.

Schulmeister, ihr sprecht heute wie ein Buch. Von wannen ist euch solch Zeug gekommen?

Sollt' euer Sermon von heute Morgen der Vater dazu sein? So könnte der Vater dieses Vaters wohl darum wissen. — Das wär' also der Anfang. Die Gnadensonne — wenn sie uns nur auf allen unsern Wegen leuchtet, so wird uns nichts mangeln. Und in seinem Reiche geht ja in Wahrheit die Sonne nicht unter. Freilich — hier stockte er und seine Stimme fing fast ein wenig an zu zittern.

Ich verstehe euch wohl, alter Freund, nahm der Pfarrer das Wort. Ihr habt viel auszustehn gehabt in eurem Leben und seid so manchen Monat und manches Jahr gewandert im finstern Thal, wo Schatten des Todes und Schrecken der Hölle euch umgaben. Aber ihr habt's ja auch erfahren: der Herr führet in die Hölle und wieder heraus. Ich, obwohl jünger, weiß auch ein Liedlein davon zu singen. Als im vorigen Herbst unser Kleinstes, das sich nun so herzinnig an den brennenden Lichtern und den bunten Sachen erfreut hat, vom Zahnen heruntergekommen war, daß man's nicht ohne Jammer ansehen konnte und jede Stunde sein Hinscheiden erwartete, und meine gute Frau legte sich und wurde von dem ewigen Sorgen und Trauern und Schaffen Tag und Nacht auch so krank, daß ihr Leben an einem Haar hing: ach, da war mir's wohl auch manchmal in dunkeln Stunden, als wäre Seine Gnadensonne uns untergegangen. Aber sie hatte sich nur auf eine Zeit hinter Wolken verborgen. Bald trat sie wieder hervor und heller und schöner als vorher, und nun haben wir eine so fröhliche, selige Weihnacht gefeiert und begrüßen das neue Jahr mit so heiterem hoffendem Herzen.

Da fiel der Lehrer ein (denn Liedverse waren seine Hauptstärke und er wußte sie immer gar paßlich anzubringen): Gelobt sei seine Treue, die alle Morgen neue. Lob sei den starken Händen, die alles Herzleid wenden. — Und: zwar haben wir auch in künftigen Tagen Licht ohne Aufhören nicht zu erwarten; setzte er seufzend hinzu. So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Tag und Nacht, Sommer und Winter. Bei ihm allein ist kein Wechsel

des Lichts und der Finsterniß. — Gebe uns Gott „ein Herz, das sich gedulde.“

Amen, sagte der Pfarrherr. Aber eure Schulstunde, Lieber, fuhr er nach einer Weile fort, was wird aus eurer Unterweisung über das fromme Verslein?

Es ist nicht meine Schuld, entgegnete der Schulherr, daß ich noch nicht über den Eingang hinausgekommen bin. Nun nähme ich die Großen und die Kleinen vor.

Was versteht ihr darunter?

Darunter verstehe ich zum Ersten die Aelteren unter meiner Schaar und die Jüngeren. An jenen schaut unser Auge schon manche gute, unter dem Sonnenschein der Gottesgnade gereifte Frucht. Doch ist auch auf dem Acker dieser Herzen noch gar Manches einzusäen und einzupflanzen, noch manches Unkrautpflänzchen auszureuten, das Ihn nicht sucht und Seine Ehr'. Und es fällt mir gar manchmal schwer auf's Herz, daß sie nun so bald aus meinem Kreise weggehen und in die Welt hinaustreten, die fremde, kalte, liebeleere. Aber eine größere, längere Arbeit liegt mir vor an den Kleinen. Darum trage ich sie beide auf betendem Herzen und vermahne die Großen, für die Kleinen, und die Kleinen, für die Großen mitzubeten: laß Großen und auch Kleinen die Gnadensonne scheinen.

Gut gesagt und wohlgethan, Meister. Und nun zum Andern?

Zum Andern verstehe ich unter Großen und Kleinen die an Geist, Gemüth, Verstand, Gedächtniß mit reicheren Gaben Bedachten und die Schwächeren, die Hülfsbedürftigeren. Diese fordern mehr tragende Geduld, mehr wartende, still fördernde Liebe, mehr Kunst und Sorgfalt, während jene mehr unmittelbare Freude machen. Aber ich soll und will diese nicht über jenen vergessen und vernachlässigen, wie Etliche thun, will Großen und auch Kleinen in gleicher Weise und mit gleichem Herzen angehören, daß sie beide ihre Frucht bringen unter dem Gnadensonnenschein, die Einen 30, die Andern 60 oder 100 fältig.

Gott gebe's, lieber Freund. Und nun seid ihr am Ende mit eurer Auslegung?

Noch nicht. Ich verstehe unter dem Worte zum Dritten die Alten, Vater und Mutter und Lehrer und euch, unsern lieben Pfarrherrn. Es ist ja unser aller herzlicher Wunsch, daß die Kinder zunehmen an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, und wir sorgen uns darum Tag um Tag, Jahr um Jahr. Aber was ist mit unsrer Macht gethan! Wie oft verzieht unsre Liebe, wie oft verbittert unsre Strenge, wie oft flößen wir, ohne es zu wissen und zu wollen, unser unheiliges Wesen in die weichen Herzen ein, wie oft gedachten wir's gut zu machen und haben es böse gemacht. Ja, wenn wir's meinten am besten gemacht zu haben, ist doch immer keine Frucht an dem Bäumlein zu finden oder sie ist hart und herbe. Da muß denn Gott mit seinem Geist in's Mittel treten, und den Großen helfen, daß sie die rechten Worte und Wege wählen und den Kleinen ein Vorbild zu sein sich allzeit befleißen und nicht müde werden, von ihnen zu lernen, Liebe und Geduld und Demuth und Einfalt des Glaubens und des Herzens.

Das war dem Pfarrer aus der Seele geredet. Ihr habt Recht, sprach er. Ich habe auch schon viel von den Kleinen gelernt, zu Haus und in eurer Schule, und hätte wohl noch viel mehr von ihnen lernen können und sollen. —

Aber, fiel der Lehrer ein, habt ihr meinen Worten nichts hinzuzuthun aus eurem Schatze? Denn ich bin am Ende.

Ihr habt das Sprüchlein ausgelegt trotz einem Pfarrer, Freund, war die Antwort. Doch wüßte ich wohl noch eine Anwendung, nämlich auf die Großen und Kleinen in der Welt, die Reichen und die Armen, die Angesehenen und die Verachteten, die Mächtigen und die Schwachen, vor Allem auf den König, daß der Herr seine Gnade groß werden lasse über ihn und sein Haus. Und für sie hätte ich dasselbige Gebet, denn sie bedürfens alle auch, daß Gott seine Gnadensonne ihnen scheinen lasse.

Unter solchem Gespräch waren sie nahe an das Dorf gekommen. Eben läutete es vom Thurme. Denn die Knaben hatten von da oben die beiden Männer daher kommen sehen. Die Pfarrfrau stand vor der Thür. Die Kinder sprangen dem Vater froh-

lockend in ihrem Sonntagsstaat entgegen. Auch das Hündlein bewillkommnete ihn.

Der Pfarrer wandte sich noch einmal zu seinem Begleiter um und reichte ihm die Hand. Das sei denn unser Wunsch zum neuen Jahre für einander, und darüber soll nun hier in unsrer Kirche meine Predigt sein:

Laß Großen und auch Kleinen
Die Gnadensonne scheinen.

---

## Entlassungsrede.

Stille stehen ist in manchen Stücken vom Uebel, z. B. stille stehen in der Heiligung des Herzens, in der Bildung des Geistes, in der Erkenntniß der ewigen Wahrheit. Nach anderen Seiten ist es recht und gut. So stehen wir heute stille und blicken, ehe wir zu mehrwöchentlicher Ruhe von einander gehen, noch einmal zurück auf die Zeit, die wir gemeinsam verlebt, auf das Feld, das wir durchwandert, auf die Früchte, die wir geerntet. Wer will den Wanderer tadeln, der, nach mühevoller Reise auf Bergeshöhen angelangt, eine Weile stille steht und sich freut der überstandenen belohnten Mühe und sich erquickt an der schönen Aussicht in die Ferne und in die Tiefe? — So freuen wir uns heute.

Aber es ist immer ein gemischtes Gefühl, mit dem wir von dem alten Jahre scheiden. Ich will in dieser Stunde schweigen von den Gedanken der Sorge, des Schmerzes, ja der Anklage, viel weniger der Anklage Anderer, als unser selber, die sich zwischen die Gedanken der Freude und Erhebung unwillkürlich, unaufhaltsam eindrängen. Nein, nur davon will ich reden, daß wir mit dem Scheiden des Jahres zugleich eine Anzahl lieber Schülerinnen von uns scheiden sehen. Und euch, den Scheidenden, gilt dies mein letztes Wort. —

Wenn nun ein Vater, eine Mutter einen Sohn oder eine Tochter aus ihrem Hause scheiden sehen, da geben sie ihnen gerne noch etwas mit auf den Weg und sprechen dazu: nehmet das hin als letzte Gabe treuer Elternliebe, die nimmer aufhöret, und gedenket dabei unser in eurem Herzen. Was sie dazu erwählen, ist nicht immer ein neues Kleinod von kostbarem, äußerem Werth;

viel öfter ist es ein altes Erbstück, das, äußerlich unscheinbar, seinen Werth erhält nur durch die Geschichte, die es hat, durch die Erinnerung, die es weckt.

Und so will ich es heute auch machen. Es ist nur ein Wort, das ich euch zum Andenken mitgebe und spreche: nehmet das hin als letzte Gabe treuer Lehrerliebe, die auch nimmer aufhöret, und gedenket, wenn und wo es euch wieder begegnet im Leben, dabei unser in eurem Herzen; auch ist es kein neues Wort von sonderlichem äußerem Glanze, es ist ein paar hundert Jahr alt und euch allen längst bekannt. Und wie das Wort lautet, das sollen euch diese sagen. (Die 1. Klasse sang:)

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu.
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Darin ist Alles enthalten, was ich euch heute noch sagen kann und will.

Singe — heißt die erste Mahnung. Ihr werdet sagen: nun, das ist ein leichtes, liebliches Gebot, das wollen wir wohl erfüllen. Aber das braucht uns ja Niemand erst zu befehlen, denn weß das Herz voll ist, geht der Mund über, und ist das Herz der Lust und Liebe voll und der Lasten und Leiden ledig, so geht der Mund von selber von fröhlichem Gesange über. Ja, das wissen wir wohl und freuen uns eurer Sangeslust. Im späteren Leben, ach da drückt auf das Herz gar manche Last der Sorge, der Pflicht, des Kummers, zu Zeiten der Krankheit, am Ende auch des Alters; da geht man still und ernst dahin, da vergeht einem das Singen aus leichtem, fröhlichem Herzen. Darum freuet euch eurer Jugend und singet aus Herzenslust.

Aber singet ihr auch gerne dem Herrn in eurem Herzen? in der Weihnacht: vom Himmel hoch da komm' ich her; in der Passionszeit: herzliebster Jesu, was hast du verbrochen; zu Ostern: ach wundergroßer Siegesheld; zu Pfingsten: o heil'ger Geist, kehr bei uns ein; in Trübsalen: was Gott thut, das ist wohlgethan; nach Errettungen: wer nur den lieben Gott läßt walten; und

allewege: ich will dich lieben, meine Stärke — singet ihr auch solche Lieder oft und gern, und werdet ihrs thun, auch wenn die Ordnung der Schule euch dazu nicht mehr anhält?

Daß ihr durch solches Singen euer Herz und Leben weihet, das ist es, wozu das Liedwort euch mahnen will — und ihr fühlet wohl, in diesem Sinne ist die Mahnung, wie für uns alle, auch für euch nicht überflüssig. —

Wie viel weniger die zweite: bete! — Ist schon das freundliche, herzliche, bescheidene Bitten vor Menschen nicht Jedermanns Ding, so ist es noch weniger das Beten zu Gott. Und wie Viele die es in ihrer Jugend gelernt in der Schule und zu Haus, haben's nur zu bald wieder verlernt. Werdet ihr zu denen auch einmal gehören? Ihr saget: nein, wir wollen bleiben in dem, das wir gelernet haben; wir werden's nicht vergessen. — Wohl. Aber es giebt der Gebete mancherlei. Ihr kennet und übet vielleicht das Gebet, wenn Noth euch beten lehrt; aber werdet ihr auch die Bitte um geistliche, ewige Güter und Gaben nicht vergessen? auch das Gebet des Dankes und Lobes? auch das Gebet der Buße? auch das Gebet für Andre nicht? Ist doch in allem solchen Gebet ein so reicher, tiefer, ein so gewisser Segen. O daß ihr doch nicht das Wort des Dichters vergäßet:

Was du Irdsches willst beginnen, heb' zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Himmlischen besteht. —

Und ist das Leben ein beständiges Gebet, so wird auch die dritte Mahnung an eurem Herzen nicht vergeblich sein: und geh' auf Gottes Wegen.

Zu irdischen Zielen kann man auf verschiedenen Wegen gelangen, zu dem Einen Ziele, zu der Liebe, zu dem Herzen Gottes, zum ewigen Leben gelangt man nur auf Einem Wege, auf Gottes Wegen. Der Weg führet nicht immer über blumenreiche Auen, öfter durch Dornen und über Felsen; er ist nicht der breite Weg der Lust und des Genusses, viel öfter legt er uns Dulden und Entsagen auf; er hat nicht immer über sich hellen Himmel und heitern Sonnenschein, öfter wohl trübe Wolken und

Ungewitter; er giebt uns nicht viele Gefährten und Genossen, viel mehr Einsamkeit und Feindschaft.

Aber so weit der Himmel höher ist, als die Erde, ist das himmlische Kleinod höher, als irdische Schätze, ist die Liebe Gottes höher, als Lust und Liebe der Welt. Und darum bitte und ermahne ich euch: wählet nicht den Weg, auf dem ihr viele wandeln seht ohne, — wider Gott; geht auf Gottes Wegen. —

Auf diesem Wege werdet ihr auch die Kraft und Lust finden zu dem vierten Gebot: verricht' das Deine nur getreu.

Das Deine — wie viel liegt in diesem einen kurzen Worte beschlossen. Das Deine, das ist was du hast, was du dein eigen nennst. So genommen, wie sind da die Menschen bedacht und besorgt, das Ihre zu wahren und zu mehren, wie oft mißgönnt da Einer dem Andern das Seine, das er ihm sollte helfen fördern und behüten. Das Deine, das ist aber auch, und so meint's unser Text, was dir zu thun obliegt. Das ist nun Mancherlei, nachdem der Kreis ist, in den dich Gott der Herr gestellt hat zu schaffen und zu wirken, und je größer der Kreis, je mehr der Pflichten. Aber ledig aller Pflicht ist Keiner; und Vater und Mutter zu gehorchen, ihrem Winke zu folgen, auch willig das Beschwerliche zu thun, gegen Geschwister und Gefreundte sich liebreich zu halten und neidlos und verträglich, dem nachzukommen, was die Schule fordert und fordern muß, wenn sie ihr Ziel an dir erreichen soll, und ihren Ordnungen dich unterzuthun, das ist dir, du Kind, du Schülerin, das Deine, das du thun, verrichten sollst.

Aber das Liedwort fügt hinzu: verricht' das Deine — getreu. Getreu über Weniges, gern und freudig, ohne Säumen, so viel du kannst, gewissenhaft und ganz. Es sagt: verricht' das Deine nur getreu, d. h. kümmere dich nicht um Andre und deren Pflichten und Thaten, rede nicht viel darum, sorge nicht um die Folgen.

Seid ihr, liebe Kinder, immer bedacht und bemüht gewesen, in diesem Sinn und Umfang zu Haus und in der Schule nur getreu das Eure zu verrichten? Das ist eine ernste Frage, die an der Schwelle dieses bedeutungsvollen Lebensab-

schnittes näher noch, als sonst, an euch herantritt. Wohl euch und uns, wenn ihr mit einem freien, freudigen Ja darauf antworten könnt; und es ist mir eine herzliche Freude, daß ich für die meisten von euch dieses Ja selber aussprechen kann. Aber die Pflichten hören mit dem Austritt aus der Schule nicht auf, nun nimmt das Leben euch in seine ernste Schule und das Elternhaus macht an euch vermehrte Ansprüche. Darum an dieser Stelle, in dieser Stunde noch einmal die Mahnung: verricht' das Deine nur getreu! —

Aber was ist alles Mühen und Sorgen, Schaffen und Wirken ohne den Segen von Oben und ohne den vertrauenden Aufblick auf den Herrn, deß gnadenreiche Hand alle Fülle des Segens hält und spendet. Und darum das letzte Wort: trau' des Himmels reichem Segen — und setze deine Zuversicht auf Gott.

Wenn die Schule Kinder aus ihrem Kreise entläßt, deren Loos mitten in des Lebens Noth und Sorge von Geburt an gestellt ist und von Menschengunst wenig zu erwarten hat, da, scheint es, hat sie mehr noch Grund zu ermahnen zu dem Vertrauen auf Gott und auf des Himmels Segen. Euch ist der Weg vor euren Augen geebnet, euch ist das Loos aufs Liebliche gefallen. Aber doch wird es auch auf euren Wegen an Heimsuchungen euch nicht fehlen, von Außen und von Innen; und wird euch nichts gelingen ohne des Himmels Gnade und Segen. O daß nimmer eurem Schifflein auf des Lebens Wogen der Ankergrund des Glaubens und der Hoffnung verloren gehen möchte! Dann werdet ihrs erfahren, daß der Segen des Herrn bei euch immer neu wird, und werdet, wenn auch Vater und Mutter einst euch verlassen, ja ob auch die ganze Welt euch verließe, nicht verlassen sein. —

Ja, das ist das Gebet für die Lieben, die wir heute aus unserem Kreise entlassen, zu dir, du Friedens- und Sieges- und Lebensfürst. Es werden auch über ihr Haupt und Herz Stürme kommen, die sie zu dieser Stunde noch kaum ahnen; hast du doch deine eigenen Jünger nicht damit verschont: gieb ihnen dann mitten in dem fried- und ruhelosen Leben den Frieden, den die

Welt nicht hat, den kein Wissen, den kein äußeres Glück verleiht. Es werden ihnen Anfechtungen und Kämpfe nicht erspart werden; welchem Herzen, das auf das Höhere, Heilige, Himmlische gerichtet ist, blieben sie erspart! und oft ist unter der ruhigsten Hülle der Kampf am heißesten, am härtesten: gieb ihnen, denen das Wort heute noch kaum mehr ist, als ein leerer Schall, den Sieg durch deine Kraft und Gnade. Und endlich wird auch der Feind des Lebens an sie herantreten, dessen sie jetzt, in der Fülle der Kraft und Gesundheit und Jugend noch spotten, er wird herantreten an das Lager ihrer Liebe und ihr Herz stille stehen heißen mit seiner kalten Hand, er wird herantreten an ihr eigenes Lager, früher oder später, wer weiß, wann: o gieb ihnen dann, den Trauernden Trost in der Hoffnung und den Scheidenden das Leben in deines Himmels lichten Höhen. Führe sie, führe uns alle an deiner Hand durch dieses Lebens oft dunkle, oft verworrene, oft dornenvolle und friedlose Pfade hinauf, hinaus in das ewige, schöne, freie Vaterland in deinem Reiche, an deinem Herzen. Amen.

## Die vier Buchstaben.

Es giebt viele Dinge in der Welt, im Himmel und auf Erden, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt, sagt Shakspeare und Jacobi. Das sollte wahr sein, denn es ist gedruckt, ja mit fetter Schrift gedruckt, ach wohl ein tausendmal. Und es ist doch nicht wahr. Die Schulweisheit läßt sich gar nichts träumen. Wenn sie davon was braucht, so träumt sie sich selber was, z. E. von goldenen Bergen der Zukunft, von blauen Bergen der Kindheit, von jenem Berg, auf dem die Weisheit wohnen soll, gegen Morgen auch wohl von goldnen Reichsfibeln. Doch wir gehen weiter und sagen: die Schulweisheit träumt überhaupt gar nicht; sie schaut mit wachem Blick und klaren Augen aus rückwärts und vorwärts und auswärts und einwärts, in Gegenwart und Zukunft und Vergangenheit und Ewigkeit, nach Morgen und Abend und Mittag und Mitternacht — es ist die Möglichkeit. Und wir gehen noch weiter, nur noch einen Schritt, einen salto mortale weiter und sprechen: es giebt gar keine Schulweisheit. Und wenn man davon redet, so ist es nur *κατ᾽ εἰρωνείαν* gesagt, wie ja auch der Dichter oben that. Es ist das gewiß ein erhabener, aber ein unhistorischer, ein verwegener, ein nihilistischer Standpunkt, ich weiß es wohl. Aber er ist es allein, auf dem ich vor den Blicken und Pfeilen der Mißgünstigen, der Griesgrämigen, der Weisheits- und Standesstolzen geborgen die folgenden Zeilen herauszuschütteln wagen darf. So sei es darum.

Ich schicke, um falschen Ansprüchen zu begegnen, meinen Worten das kurze Vorwort voraus, daß ich in, mit und unter

den vier Buchstaben nichts weniger als ein neues Princip der Pädagogik aufzustellen beabsichtige. Und wollte Jemand, um mir das Spiel zu verderben, die Urheberschaft des Themas auf jenen jungen Präceptor zurückführen, der einen Buben, der nichts herausbrachte, anfuhr: dummer Junge, setze dich auf deine vier Buchstaben! so müßte ich das als eine unwürdige Insinuation und Imputation mit Indignation zurückweisen. Nein, an etlichen Viergespannen von Buchstaben meine schulnärrischen Gedanken aufhängen, das will ich, und bitte um Nachsicht.

Die erste Quadriga heißt: F. F. F. F. Es ist keine Hexerei, die Hieroglyphe zu deuten. Wir haben Recht und Grund, dies Vierwort, das der alte Jahn seinen Turnern auf die Fahne geschrieben, uns allen anzuziehen. Denn so soll eines Lehrers Herz und Wesen sein, zweimal aus dem ff, denn: sau fluscht et bäter, rief bei Großbeeren die herrliche Landwehr. Mit dem pp kommt man nicht vom Flecke, und der alte Blücher, ders auch aus dem ff liebte, wußte wohl, was er sprach, als er zürnte: mögt ihr in des Teufels Namen pp sein, ich bin nicht pp, ich bin der Fürst Blücher. Des Lehrers Herz und Wesen soll sein: frisch, von hellem Auge, munterem Wort, raschem Fuß, frisch zur Arbeit, frisch zum Spiel. Es ist eine Freude, eine Herzerquickung, solch eine frische Lehrerpersönlichkeit vor Augen zu sehen. Und ich zweifle nicht, der Jüngling, von dem geschrieben steht: der Herr sahe ihn an und liebte ihn, er war gewiß — Anderes bei Seit — auch ein frischer Jüngling. Und ein Lehrer sollte, auch wenn er über die Grenze der ersten grünen Jugend und der ersten grünen Liebe hinaus ist, sich diese Tugend nicht abhanden kommen lassen. Schwer, meine ich, kann das nicht sein. Sitzt er doch nicht Tag für Tag und früh und spat an der Hobelbank, auf dem Schusterschemel, hinter dem Weberstuhl, im Schneiderloche, er hat vor Augen die frische, fröhliche Kinderschaar, und mit jedem neuen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirren — oder auch ein wenig später — sammelt sich unter seine Flügel eine neue Schaar, breitet sich vor seinen Blicken ein neuer Frühling aus mit Knospen und Blüthen und Sang und Klang und Hurre Hurre hopp hopp hopp. Da sollte Einem nicht das Herz

aufgehen und frisch werden? Und ist seine Sorge, daß auch im Unterricht für ihn und für sie Alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei. Ein Lehrer sollte sich die Hebe zur Gefährtin nehmen, die Göttin der ewigen Jugend; wenn sie ihm auch keinen Nectar einschenkt und auch keinen Wein. Aber es giebt — wer wollte das leugnen, wer nicht beklagen — Lehrer genug, die schon in jungen Jahren vergrämelt, verdrossen, vertrocknet, veraltert erscheinen — ein trauriger Anblick. Woher das komme, wie das zu bessern, dem denket nach.

Eines Lehrers Herz und Wesen sei ferner frei. Das hatte nun zwar noch einen andern Sinn in jenen Tagen, wo Jahn in der Blüthe stand, in jener Zeit, wo alles Volk mit brennendem Herzen sich sehnte, daß dem darniederliegenden Vaterlande die Sonne der Freiheit aufgehe, und alle Herzen und Hände bereit waren mitzuhelfen, daß das Land frei werde und der Morgen tage. Heutzutage ist das anders. Aber darum nicht besser. Der Feind hat sich ins Innere eingedrängt. Es gilt nun, ihn da zu fassen und unterzukriegen, das innere Düppel, das innere Schul-Düppel zu überwinden. Und wir werden, trotz auswendiger Freiheit, nimmer recht frei, wenn nicht die Wahrheit uns frei macht und die Liebe.

Eines Lehrers Herz und Wesen soll ferner froh sein. Der lachenden Jugend braucht man das nicht zu predigen. Aber das F gilt Allen. Ein froher Sinn das allerbest', hast du ihn schon, so halt ihn fest. Halt ihn fest trotz des Amtes Mühen und des Lebens Sorgen und des Alters Beschwerden; und er macht die Mühen und Sorgen und Beschwerden leicht, ein gut Theil spült und spielt er auch ganz mit hinweg, wie der fluthende Bergstrom die Steine und Klötze am Wege. Aber es giebt Naturen, die sind zu frohem Sinn, zu heiterer Lebensanschauung wie verschnitten, sie sehen nicht und hören nicht, sie sehen Alles schwarz und grau und hören Alles „trüb und feucht" und nehmen Alles schief und schwer und schmecken Alles gallenbitter und essigsauer. Denen ist freilich schlecht predigen. Du nicht so. Sei du ein Hans im Glücke. Suche die Quellen des Frohsinns auf, wo sie fließen, und sei darauf aus, sie zu genießen. Wähle dir den

Umgang danach. Und halte es mit dem weisen Brahmanen, der da spricht:

> Ich freue jeden Tag dem Abend mich entgegen,
> Und jede Nacht im Traum mich auf den Morgensegen.
> Ich freue still mich mit unungestümer Lust,
> Nicht ungeduldig ist die Freud' in meiner Brust.
> Ich freu' mich auf die Stund' und auf den Augenblick,
> Auf Groß und Kleines, mein und Anderer Geschick.
> Vom Herbst den Winter durch freu' ich dem Lenz mich zu,
> und aus dem Sommer durch den Herbst zur Winterruh'.
> Ich freu' mich durch des Jahrs und durch des Lebens Zeit
> Und aus der Zeit hinaus mich in die Ewigkeit.

Daß du aber die Sache nicht mißverstehst, nicht aus leichtem Sinn Leichtsinn, nicht aus Leichtigkeit Leichtfertigkeit machst, nicht über Spaß und Spiel und Scherz und Witz des Lebens tiefen Ernst vergessest und von dir werfest, wie einen schweren Mantel im Sonnenschein, dazu steht noch das vierte F dabei. Gedenke an deinen Gott in deiner Jugend und sorge, daß du noch im letzten Alter dieser allerhöchsten Freundschaft und Gemeinschaft dich freudig rühmen könnest. Lehre die Kleinen, die Deinen, beten, aber bete selber mit und vor und von deines Herzens Grunde. Diene in deinem Amt und durch dein Amt Gott dem Herrn und wolle weiter nichts, aber das auch ganz. Lebe was du lehrst, auf daß sie, Groß und Klein, an deinem Wandel sich erbauen. Denke nach und trachte nach, Allem, was eine Frucht des heiligen Geistes heißt. Sei ein f r o m m e r Lehrer.

Frisch, frei, froh, fromm! das war das erste Quartett.

Das zweite lautet: P. I. P. F. Soll ich dich rathen lassen? Es möchte wohl etwas lange dauern, ehe du dahinterkämst. Sag' ichs lieber gleich: Praesens Imperfectum Perfectum Futurum, das ist das Geheimniß. In Böhmen ist vor Jahren ein neues Gymnasium gegründet worden, dem haben sie die Inschrift gegeben. Was will die Inschrift sagen und für wen ist sie geschrieben? Für die Schüler zuerst und zunächst, für Groß und Klein, und will sagen: ihr lernet, ihr strebet, ihr wachset von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, und wenn ihr Jünglinge mit dem ersten Flaum, ihr Bürger von der ersten Klasse, ihr Muli

auf der schönen Grenze, mit dem kleinen Volke euch vergleicht, das noch tirocinirt und die regelmäßigen von den unregelmäßigen Verbis blos noch danach unterscheidet, daß es bei diesen noch mehr Hiebe setzt als bei jenen, so mögt ihr euch allerdings was Großes dünken, und man siehts manch' Einem von euch an, wie er sich was drauf zu Gute thut, daß ers zuletzt so herrlich weit gebracht. Gemach, es ist noch unendlich weit bis zum Ziele der Vollendung: Praesens imperfectum, perfectum futurum.

Das Wort ist zum Andern geschrieben für die Lehrer. Schritt um Schritt werden die Denkenden unter ihnen, und die es ernst nehmen mit ihrem Beruf, daran erinnert: unser Wissen — und unser Wirken ist Stückwerk, das Gegenwärtige ist noch eitel Unvollkommenheit: Praesens imperfectum. Und das soll (sollte) wohl den Sinn zur Demuth wenden. Zumal wenn man erwägt, daß das Vollkommene in unabsehbarer Ferne liegt und daß wirs mit all' unsrer Sorg' und Mühe nie erreichen werden, höchstens ihm näher und näher kommen, und daß die Jahre schnell dahinfliehen, in welchen diese Jugend unsrer Lehre und Leitung vertraut ist. Aber dies perfectum futurum soll zugleich unserm Muthe Kraft und Sporn und Flügel geben. Und was wäre alle Arbeit ohne sie! So ist das dictum wie eine Wage: das praesens imperfectum in der einen Schale zieht herab, das perfectum futurum in der andern zieht und hebt empor.

Das Wort ist zum Dritten geschrieben für Fremde, für Gäste mit Zweckbesuchen. Suchet nicht bei uns Vollkommenheit, will es sagen; nicht daß wirs schon ergriffen hätten oder vollkommen wären, wir jagen ihm aber nach, ob wirs ergreifen möchten. Wählet nicht zu schwere Gewichte, leget nicht zu große Maße an, wenn ihr wäget und urtheilt; wir nehmen noch immer gern Rath und Lehre an (von Räthen und Lehrern), denn wir sind uns wohl bewußt: perfectum futurum, praesens imperfectum.

Das war nun das Pipf.

Und nun die dritte Quadriga: Sie heißt: D. D. F. F. d. h. Dic, Duc, Fac, Fer. Auch darin liegt ein Stückchen Pädagogik, wie aus des seligen Dinter Biographie männiglich bekannt. Dic: sage klar und deutlich, was wir lernen sollen, sage kurz und fest,

Umgang danach. Und halte es mit dem weisen Brahmanen, der da spricht:

Ich freue jeden Tag dem Abend mich entgegen,
Und jede Nacht im Traum mich auf den Morgensegen.
Ich freue still mich mit unungestümer Lust,
Nicht ungeduldig ist die Freud' in meiner Brust.
Ich freu' mich auf die Stund' und auf den Augenblick,
Auf Groß und Kleines, mein und Anderer Geschick.
Vom Herbst den Winter durch freu' ich dem Lenz mich zu,
und aus dem Sommer durch den Herbst zur Winterruh'.
Ich freu' mich durch des Jahrs und durch des Lebens Zeit
Und aus der Zeit hinaus mich in die Ewigkeit.

Daß du aber die Sache nicht mißverstehst, nicht aus leichtem Sinn Leichtsinn, nicht aus Leichtigkeit Leichtfertigkeit machst, nicht über Spaß und Spiel und Scherz und Witz des Lebens tiefen Ernst vergessest und von dir werfest, wie einen schweren Mantel im Sonnenschein, dazu steht noch das vierte F dabei. Gedenke an deinen Gott in deiner Jugend und sorge, daß du noch im letzten Alter dieser allerhöchsten Freundschaft und Gemeinschaft dich freudig rühmen könnest. Lehre die Kleinen, die Deinen, beten, aber bete selber mit und vor und von deines Herzens Grunde. Diene in deinem Amt und durch dein Amt Gott dem Herrn und wolle weiter nichts, aber das auch ganz. Lebe was du lehrst, auf daß sie, Groß und Klein, an deinem Wandel sich erbauen. Denke nach und trachte nach, Allem, was eine Frucht des heiligen Geistes heißt. Sei ein frommer Lehrer.

Frisch, frei, froh, fromm! das war das erste Quartett.

Das zweite lautet: P. I. P. F. Soll ich dich rathen lassen? Es möchte wohl etwas lange dauern, ehe du dahinterkämst. Sag' ichs lieber gleich: Praesens Imperfectum Perfectum Futurum, das ist das Geheimniß. In Böhmen ist vor Jahren ein neues Gymnasium gegründet worden, dem haben sie die Inschrift gegeben. Was will die Inschrift sagen und für wen ist sie geschrieben? Für die Schüler zuerst und zunächst, für Groß und Klein, und will sagen: ihr lernet, ihr strebet, ihr wachset von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, und wenn ihr Jünglinge mit dem ersten Flaum, ihr Bürger von der ersten Klasse, ihr Muli

auf der schönen Grenze, mit dem kleinen Volke euch vergleicht, das noch tirocinirt und die regelmäßigen von den unregelmäßigen Verbis blos noch danach unterscheidet, daß es bei diesen noch mehr Hiebe setzt als bei jenen, so mögt ihr euch allerdings was Großes dünken, und man siehts manch' Einem von euch an, wie er sich was drauf zu Gute thut, daß ers zuletzt so herrlich weit gebracht. Gemach, es ist noch unendlich weit bis zum Ziele der Vollendung: Praesens imperfectum, perfectum futurum.

Das Wort ist zum Andern geschrieben für die Lehrer. Schritt um Schritt werden die Denkenden unter ihnen, und die es ernst nehmen mit ihrem Beruf, daran erinnert: unser Wissen — und unser Wirken ist Stückwerk, das Gegenwärtige ist noch eitel Unvollkommenheit: Praesens imperfectum. Und das soll (sollte) wohl den Sinn zur Demuth wenden. Zumal wenn man erwägt, daß das Vollkommene in unabsehbarer Ferne liegt und daß wirs mit all' unsrer Sorg' und Mühe nie erreichen werden, höchstens ihm näher und näher kommen, und daß die Jahre schnell dahinfliehen, in welchen diese Jugend unsrer Lehre und Leitung vertraut ist. Aber dies perfectum futurum soll zugleich unserm Muthe Kraft und Sporn und Flügel geben. Und was wäre alle Arbeit ohne sie! So ist das dictum wie eine Wage: das praesens imperfectum in der einen Schale zieht herab, das perfectum futurum in der andern zieht und hebt empor.

Das Wort ist zum Dritten geschrieben für Fremde, für Gäste mit Zweckbesuchen. Suchet nicht bei uns Vollkommenheit, will es sagen; nicht daß wirs schon ergriffen hätten oder vollkommen wären, wir jagen ihm aber nach, ob wirs ergreifen möchten. Wählet nicht zu schwere Gewichte, leget nicht zu große Maße an, wenn ihr wäget und urtheilt; wir nehmen noch immer gern Rath und Lehre an (von Räthen und Lehrern), denn wir sind uns wohl bewußt: perfectum futurum, praesens imperfectum.

Das war nun das Pipf.

Und nun die dritte Quadriga: Sie heißt: D. D. F. F. d. h. Dic, Duc, Fac, Fer. Auch darin liegt ein Stückchen Pädagogik, wie aus des seligen Dinter Biographie männiglich bekannt. Dic: sage klar und deutlich, was wir lernen sollen, sage kurz und fest,

was du von uns willst gehalten und gelassen haben, mühe dich nicht, aus den kleinen Geistern mit deiner großen Kunst herauszuholen, was nun einmal noch nicht darin ist, sage es uns, daß wirs hören und merken. Dazu bedarfs (auch das mag uns das dic andeuten) nicht langer, wohlberedter Vorträge, die mögen für gereiftere Geister taugen, wir können sie noch nicht tragen, uns sind sie keine Wege nütze. Vergiß auch nicht, keine Stunde, wozu wir hier versammelt sind, nämlich zu löblichem Thun, zu „der Jugend Lust und Lehre:“ dic, cur hic.

Duc. Führe uns an deiner Hand ruhig, stetig, in wohlerwogener Ordnung von einer Stufe zur andern. Aber laß uns nicht zu früh los und unsre eignen Wege gehen, wir würden ja doch ohne deine Hand in der Irre gehen und nicht zum Ziele kommen oder doch auf Umwegen nur und zu später Stunde. Und fasse uns, zumal die weichschäligen Naturen, nicht mit zu harter Hand an, wie der Götz von Berlichingen mit der eisernen Faust, und sind wir auf falschen Wegen oder gehen ungewissen, suchenden Schrittes, so hole uns herum mit deiner Hand, aber mit sanftmüthigem Geiste, reiß uns nicht um oder herum.

Fac. Thu, was du versprochen oder gedrohet; aber thu nicht blos so. Thu uns vor, was wir thun sollen. Mit dem Sagen und Leiten allein ists nicht gethan. Wir brauchen einen Vorgänger, dem wir nachgehen, ein Vorbild, zu dem wir aufschauen. Du verlangst von uns Ordnung: thu es uns darin zuvor in allen Stücken. Du verlangst von uns Fleiß: zeige ihn uns in deinem Wesen und Wandel. Du verlangst von uns ruhige Sammlung: gehe uns darin voran mit deinem Beispiel stetigen, gesammelten Thuns und Wirkens. Du verlangst von uns liebende Hingebung: laß sie zuvor uns nehmen aus deinem Herzen, daß wir sie dir zurückgeben aus unsern Herzen. Du verlangst von uns fort und fort mannigfaltige Leistung: so gieb uns zuvor das Muster, an dem unsre Kraft sich bilde und erstarke und emporwachse. — Und endlich, was das Meiste: fer. Habe Geduld mit uns. Vergiß nicht, welche geistige Kluft zwischen uns und dir befestigt ist durch die Jahre, durch die Erkenntniß. Schlage, — ja, aber schlage nicht drein, nein, schlage über diese große

Kluft die goldne Brücke der Geduld. So wird dir und uns der Weg leichter und die Arbeit lieber. Es steht geschrieben: Einer trage des Andern Last; nun wohl, so trage du denn unsre. Trage uns, ein guter Hirte, auf deiner stärkeren Schulter hinweg über die Steine des Anstoßes und die Felsen des Aergernisses. Wenn es wahr ist, daß die Liebe Alles trägt, so wird deine Liebe ja wohl stark genug sein, uns zu tragen mit all unsern Schwächen und Fehlern, zu tragen von der Erde Lust und Leid und Liebe und Haß hinauf an das treue Vaterherz der ewigen Liebe. —

Das waren nun drei Viergespanne, zur Lust oder zur Lehre oder meinethalben auch zu keinem von beiden bescheidentlich vorgeführt. Ich habe nun in meinem Stall noch eine ganze Anzahl von Quadrupeden, mit allerlei Plunder von überflüssigen Noten behangen. Da ist das Auge; lassen wir das für diesmal in Ruhe, denn es ist neulich erst (in einem andern Vortrag) hervorgeholt und trefflich hinters Licht geführt; da ist Kopf und Leib und Hals und Mund und Haar, auch die sollen drinnen bleiben mit sammt ihren gelehrten und verkehrten Anmerkungen. Nur auf dreien lasset noch auf einen Augenblick eurer Augen Blick in Hulden ruhen, auf Nase, Hand und Herz.

Die Nase. Es ist leider noch immer wahr, was Lichtenberg sagt, daß in Deutschland die Leute eher die Nase rümpfen lernen als putzen. Sorge du an deinem Theil dafür, daß sie dieses thun und jenes lassen, und sie einspannen und an der eignen Nase sich zupfen lernen, anstatt sie zu spitzen und zu fitzen und aufzublasen. Die Mittel dazu hast du in Händen. Strafe die Naseweisen nach Gebühr mit der Nähnadel des Spottes, mit der Stricknadel der Grobheit, mit der Stopfnadel der Maulstopfung. Leide nicht, daß sie die Nase hochtragen vor dir, wenn's auch ein niedliches Stumpfnäschen wäre, und wenn sie auch in ihrem „Daheim“ eine gute Schule dazu haben mögen. Die Nasenstüber sind aus der Mode. Aber ein geistiger Nasenstüber könnte auch heute noch manchem Männlein und Fräulein nicht schaden. Sodann führe dein Völklein nicht an der Nase herum, so oder so, wie die jungen Bären, aber laß dich auch von ihnen nicht nasführen, dir nicht auf der Nase herumtanzen, wovon man auch

Beispiele und Exempel hat. Ziehe sie so, daß sie dir's an der Nase ansehen, was du von ihnen willst und was sie lassen sollen.

Die Hand. Es ist erstaunlich, was mit gewissen bestimmten Bewegungen der Hand (ohne den Stab der Zucht) wackre Lehrer leisten zu gemeinsamem, geordnetem Thun, ohne viel Worte, ja ohne Worte überhaupt. Davon läßt sich lernen. An den munter emporgestreckten Händchen läßt sich die eifrige, lebendige, drängende Theilnahme der Kleinen leichtlich und mit Freuden ersehen. Diese kleinen Händchen aber zu üben zu festem Thun und ruhiger Haltung, bedarf es langer, unabläßiger, sorgfältiger Leitung, und sie in Zucht zu halten, ist eine wichtige Aufgabe des Lehrers, von der ein gut Theil der geistigen Sammlung abhängt. Vor Allem aber gewöhne bei Zeiten die Kleinen, die Hände zu falten zum Gebet.

Das Herz. Es ist schon oft gesagt, aber die Erfahrung lehrt, daß es noch immer nicht überflüssig ist zu sagen, daß wir über der Bildung des Kopfes, über der Uebung des Gedächtnisses, über der Aneignung äußerlicher Fertigkeiten, über der hastigen Einprägung allerlei nöthiger und unnöthiger Wissenschaft das Herz nicht sollen leer ausgehen lassen. Daß wir es doch keinen Tag und keine Stunde vergäßen. Dem Lehrer aber thut vor Allem noth, daß er den Kopf nicht mit dem Herzen durchgehen lasse und daß er nicht blos den Kopf, sondern auch das Herz auf dem rechten Flecke habe. Und es wird ihm zu bestem Lob und reichem Lohn gereichen, wenn er wie Pestalozzi von sich in der Wahrheit sagen kann: ich bin durch mein Herz, was ich bin.

## Ueber die Freude am Kleinen. *)

Es geht in dieser unsrer Zeit da draußen Großes vor. Hunderttausende stehen wider einander in furchtbarem, mörderischem Kampfe. Es wird um die Geschicke, um das Dasein von Völkern und Ländern, von Fürsten und Thronen gestritten. Und wir — wir nehmen an dem auf- und abfluthenden Wogen des Krieges den tiefsten, herzlichsten und schmerzlichsten Antheil. Wie könnten wir anders? Ist es doch unser liebes, theures Vaterland, dessen Loos, dessen Zukunft auf Schlesiens, auf Böhmens Fluren entschieden werden soll; sind es doch unsre Brüder, Freunde, Väter, die dort stehen und streiten und bluten, und wer weiß, wie viele ihrer schon gefallen und verblutet sind — auf fremdem Boden, unbeweint. Schande über den, der in solchen Zeiten sein könnte, wie in den Zeiten des stillen, gewohnten Tagewerkes, ruhig, kühl, der Außenwelt abgewendet, verschlossen, unbewegt im Herzen und unerschüttert. Aber es sind ihrer gewiß auch wenige, die also erfunden werden. Eher und häufiger wohl möchte die Klage laut werden, daß über der Unruhe draußen einem die ruhige Sammlung abhanden komme, die man doch braucht zu dem stillen, friedlichen Schultagewerk, daß alles Interesse aufgesogen, verschlungen werde von den „täglichen Nachrichten vom Kriegsschauplatze." Und doch wie kann unsre Arbeit bestehen und gedeihen ohne friedliche, hingebende Herzensstimmung? Wird auch ein Säemann hinausgehen und seinen Samen säen bei Sturm und Ungewitter? Der Sturm würde ja die Körnlein zerstreuen und keinen Boden finden lassen. Wird auch ein gutes Wort eine gute Statt finden,

*) Geschrieben am Tage nach dem Siege von Königgrätz, 4. Juli 1866.

wenn nicht das Herz dabei ist, das ganze Herz? Es müßte ja leer zurückkommen.

So hilft es denn nichts, wir müssen es darauf versuchen, einmal zween Herren zu dienen, und neben der brennenden Theilnahme an dem Großen die Freude an dem Kleinen uns im Herzen zu bewahren, wie sie Beruf und Amt von uns erheischt.

Ja gewiß, wir brauchen sie, diese Freude am Kleinen. Es wäre sonst nicht auszuhalten. Wir müssen uns oft — und nicht ohne einen Beisatz über Nase und Achsel herabblickenden Spottes — bedauern lassen, daß wir es Jahr aus, Jahr ein mit so niedrigen Dingen und mit so kleinen Dingern zu thun haben. Es sei doch ein gar kindisches, langweiliges Geschäft, meint man. Die gelehrten Herren Doctores und Professores an höheren und Hochschulen, ja die schätzt man anders, höher und glücklicher. Denn sie dienen den diis majorum gentium. Sie haben mehr mutatio rerum. Sie dürfen höher fliegen oder, wenn sie sich etwa die Flügel in der Jugend verbrannt haben, sich doch höher versteigen, oder, sollte ihnen das Zipperlein auch das etwa verwehren und erschweren, sich doch tiefer versenken und weiter ausbreiten. Aber dies arme Volk der Schulmeister, was hat das für eine leidige Arbeit zu treiben, und in Immerwiederkehr und mit der unaufhörlichen Parole: wieder von vorn anfangen! noch einmal von vorn!

Nun müssen wir zwar von diesem — wohl oder übel gemeinten — Urtheil einige Scrupel des Gewichtes abziehen. Auch für die höhere Schule ist die repetitio die mater studiorum und die mater institutionis, und auch der beste, beredteste „Vortrag" geht ohne dieses Mütterliche — in's Holz oder in die Wicken. Auch die höhere Schule steht mehr oder minder unter dem Bann der Wiederkehr der gleichen Stoffe und Wege. Auch die höhere Schule sieht ihren Gang — um nicht zu sagen ihren Flug — von Seiten der Schüler durch Schwäche, Mißverstand, Leichtsinn, Trägheit, Oberflächlichkeit, Mangel des Urtheils, Enge des Horizonts, Unbeholfenheit der Form und des Ausdrucks mannigfach gehemmt, eingeschränkt, niedergehalten; und das Alles durchaus nicht blos auf der Stufe der Elementargeister. Wenn

auch der Lehrer das nicht erfährt und erkennt, der nur docirt, nur sich selbst zu hören beflissen ist.

Dennoch steht so viel fest und ist so viel wahr, daß uns Lehrern der Volksschule die Arbeit unseres Berufes nur zu bald abständig und lästig werden wird (wie sie's denn vielen in der That ist), wenn uns die Freude am Kleinen verloren geht, die Freude an der kleinen Kraft, an der kleinen Frucht, an dem kleinen Dienst.

Was ist es denn, was wir an den Kleinen, die zu geistiger Pflege und Leitung uns vertrauet werden, im Anfang finden? Es ist in den meisten Fällen wenig genug, mag vielen dünken, zu wenig und nicht genug. Sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Lippen und öffnen sie nicht, sie haben Hände und rühren sie nicht, sie haben Verstand und verstehen nicht. Oder aber: sie hören wohl, aber der Schall hat sich in den Irrgängen des Ohres zehnfach gebrochen, ehe er bei der Trommel und in dem Hirnkasten ankommt; sie sehen wohl: aber das Bild, das sich von dem Object in die einfältige kleine Seele drückt, gleicht dem negativen Bilde photographischer Kunst; sie sprechen wohl: aber es ist schier unmöglich, den Flüchtling, der in hastigen „Sätzen," mit verrenkten, ja gebrochenen Gliedern über den Zaun der Zähne dahinfährt, einzufangen, um seine Identität zu constatiren; sie rühren wohl die Hände, doch nimmer der Arbeit der Schule zu Diensten, und geben sie sich und sie dazu endlich nach manchem künstlichen Vorspiel her, so gleichen ihre kühnen Züge den Sprüngen des Hundes über ein Stoppelfeld und geben gelehrten Franzosen willkommene Gelegenheit zu scharfsinnigen Hypothesen; sie verstehen wohl, aber auf ihre Art, nämlich miß, und verwandeln ohne Hexerei Weiß in Schwarz und Sinn in Unsinn.

Das ist nun der Anfang bei der großen Mehrzahl. Woher sollen wir da Muth und Lust und Geduld und Freude nehmen? Es heißt: Suchet, so werdet ihr finden. Suche, und du wirst unter der leichten, unscheinbaren Hülle hier und da ein Körnlein einer kleinen bildsamen Kraft, hier und da ein Fünklein eines naiven gesunden Gedankens, hier und da ein Brünnlein einer

guten Anlage und über das Alles bei den Meisten ohne Zweifel einen guten, fröhlichen Willen finden. Freue dich solches Fundes, wahre und pflege ihn. — Es ist dir zu wenig, zu klein? nicht des Anfangens werth? So gehe von dannen; die Schule ist dein Feld nicht.

Aber wenn man nun auch mit fröhlichem Muthe in Gottes Namen ans Werk geht, wie lange währt es, ehe das Bäumlein in Blüthe steht und gar ehe man von seinen Zweigen eine erkleckliche Frucht brechen kann. Nur eines berühre ich hier, den Aufsatz. Wie viel Zeit vergeht, ehe der Schüler vorgesprochene Worte und Sätze richtig niederschreiben kann, wie viel, ehe er in der Rechtschreibung, in der Setzung der Scheidezeichen halbwegs sicher wird; und wie viel weiter, ehe er Gehörtes klar und geordnet wiederzugeben, Angeschautes treffend und bündig zu beschreiben im Stande ist? Wie viel sodann, bis er ein Thema einigermaßen selbständig zu bearbeiten, Gedanken, die „des Schweißes der Edlen" oder nur des Namens werth, zu finden, in den rechten Ausdruck zu kleiden, in den rechten Zusammenhang zu stellen vermag? Wie viel Mühe und Arbeit Seitens des Lehrers gehört dazu, wie viel hoffende und tragende und helfende Geduld, wie vielseitige geordnete unabläßige Einwirkung zu schriftlicher und mündlicher Uebung, zur Schulung des Auffassens und Denkens, zur Leitung und Läuterung der Empfindung, zur Belebung und Bereicherung der Phantasie, zur Erklärung und Aneignung von Mustern der Darstellungskunst? Derer zu geschweigen, die zu der Fertigkeit gar nimmer gelangen. Und so in andern Stücken nicht anders. Da soll einem wohl die Zeit lang werden und der Muth ausgehen, wenn man nicht gelernt hat, auch die kleine, unter Laub verborgene Frucht zu finden und ihrer sich zu freuen. Nämlich auch des kleinen, schwachen, mangelhaften, kindlich unbeholfenen und ungeordneten Versuchs. — Du siehest scheel zu solcher kleinen Frucht? hältst sie nicht der Mühe, der Rede, der Freude werth? So gehe von dannen; die Schule ist dein Feld nicht.

Denn du wirst auch an dem kleinen Dienst kein Gefallen finden, den doch der Beruf unerläßlich von uns fordert. Auf

was Alles gilt es da zu achten, auf Kleidung, auf Haltung, auf Führung in der Schule und im Freien, auf die Ordnung des Schulbesuchs, der Schulhefte, der Schulbücher, auf Reinlichkeit der Räume, auf das Treiben in den Pausen, auf Andacht und Arbeit und Spiel, und all' die kleinen Pflichten des Kindes „des Schullebens! Was Alles ist da zu leisten! Eine einzige kurze biblische Geschichte fest dem Gedächtniß einzuprägen und erbaulich und erwecklich auszubeuten und dem Herzen lieb und werth zu machen und nach Maaß der Kraft und des Bedürfnisses auszulegen und ins Licht zu stellen und das klare, verständige Wiedererzählen in Fluß zu bringen, wie viel bedarf's dazu! Und doch was ist im Verhältniß des großen Ganzen eine solche kleine Geschichte! Den kleinen Kreis der Zahlen von 1 bis 10 völlig und nach allen Seiten durchzuarbeiten und mit den mannigfachen Mitteln der Veranschaulichung zu klarem Verständniß zu bringen und zu dem Namen immer die Vorstellung gegenwärtig zu erhalten, wie viel bedarf's dazu Zeit und Mühe und Geduld und Kunst! Und doch was ist im Verhältniß zu dem Endziel der Schule, zu geschweigen der höheren Aufgaben umfassender Wissenschaft, solche Arbeit mit den „ersten Zehn" u. s. w.! Es sind alles Kleinigkeiten, große Kleinigkeiten. Aber wir dürfen nicht vergessen, im Schuldienst, im Schulleben giebt es überhaupt keine Kleinigkeiten. Es hat Alles im Zusammenhang des geistigen und sittlichen Lebens seine Bedeutung, seinen Werth. — Du lächelst dazu? hast nicht Zeit, nicht Lust, hältst es unter deiner Manneswürde, um solche Kleinigkeiten dich zu kümmern? dies Reich ist für dich zu klein? So thue die Hand ab vom Pfluge, suche dir ein anderes Reich, auf Erden oder im Monde; die Schule ist dein Feld nicht.

---

So möget ihr's denn für bewiesen annehmen, — weiter verlange ich nichts — daß wir sie brauchen, die Freude am Kleinen, und daß der Dichter Recht hat, da er sagt:

> Wenn jemand sich wohl im Kleinen däucht,
> So denke, der hat ein Großes erreicht.

Ist nun die Frage: *wie wir sie lernen?*

Die erste Antwort ist: durch Demuth. Natürlich. Denn ein Sinn, der hoch daher fährt, den es ärgerlich oder lächerlich dünkt, „sich herunter zu halten zu den Niedrigen," der wird sich auch zu dem kleinen Dienst zu hoch halten und nicht bequemen wollen, der wird auch für die geringe Kraft und für die schwache Leistung kein Auge haben, das darauf mit Wohlgefallen ruhe, und kein Herz, das sich dessen mit Innigkeit freue, und kein freundlich anerkennend Wort, das wie ein Thau sich auf die Blume der kleinen Seele erquickend lege. Das Wort des Dichters, daß in der Beschränkung der Meister sich zeige, paßt auf keinen mehr als auf den Lehrer, in mehr als Einem Betracht. Aber zu dieser Meisterschaft der opferfreudigen, selbstverleugnenden Beschränkung wirst du nirgend anders die Kraft gewinnen als an der Quelle der Demuth.

Der Demuth aber muß sich die Liebe verbinden. Denn die Liebe allein weiß sich innig und von Herzen zu freuen, auch des Kleinen sich zu freuen, für das das kalte, harte, selbstsüchtige Herz nichts als ein stummes, mitleidiges Lächeln, ein gleichgültiges Hinnehmen ohne Hingebung hat. Das kann uns am besten die Mutterliebe lehren. Ueber was Alles freut sich eine Mutter an dem Kinde ihres Herzens, über sein Lächeln und Schreien und Strampeln, über sein Beinchen und Händchen und Zähnchen, über die Erstlinge seines Laufens und Kletterns und Sprechens. Ein fremdes Auge, das zu dem Kinde und für Kinder kein Herz hat, sieht gleichgültig drein und wundert sich wohl über das seltsame Gebahren der zärtlichen, glücklichen Mutter. Ohne die Liebe keine Freude am Kleinen. Mach dir's zu eigen.

Und an und in der Liebe wird auch der Geist die Kraft und die Lust und den Antrieb gewinnen, sich in den Inhalt des Kleinen, denkend und empfindend, zu vertiefen. Und wenn er das nun thut und sieht und findet in der Tiefe manch ungeahnte Spur naiver Sinnigkeit, rührender Liebe, treuen Willens, unermüdlichen Strebens; wenn ihm über der Betrachtung des stillen, unscheinbaren Wachsthums der kleinen Geister das Verständniß aufgeht von des Menschengeistes Art und Kraft und mannigfalten Aeußerungen und Unterschieden und Einflüssen des Lebens

und Webens und Seins; wenn nach Monden freundliche, reichliche Ernten die lange Mühe und Sorge köstlich belohnen; wenn unter seiner treuen Pflege und Wartung manch Unkrautpflänzchen verschwindet, manch Blümlein des Guten den gestärkten, erhobenen, gewöhnten Willen bekundet; und andrerseits: wenn du einen Spruch der Bibel wie einen köstlichen Edelstein (was er ja ist) von allen Seiten betrachtest oder dich der Anschauung eines kleinen Gräschens und Blümchens und der Betrachtung seines inneren Lebens, seines Baues, seiner Theile liebend hingiebst, oder ein Gedicht dem eindringenden Blicke die Tiefen seiner Wahrheit und Schönheit erschließt, dir und den Deinen zu Labe und Letze: — es ist ja das Alles nichts als Kleines an Kleinem; aber das sollte dir nicht zu der Freude an dem Kleinen verhelfen? Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen. Nicht der kleine Kreis, nicht der kleine Gegenstand ist darum der minder ergiebige. Nein, es kommt auf die Pflege an.

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

Und wie willst du auch dahin gelangen, das Große, das Ganze zu verstehen und dich daran zu erfreuen, wenn du nicht vorher das Kleine und Kleinste mit Seele und Gemüth aufgefaßt, durchdrungen, das ja in seiner Gesammtheit und Zusammenordnung erst das Ganze zu dem macht, was es ist; wenn dir nicht das Kleine ein Mikrokosmus, ein Bild ist, in dem du das Ganze schaust, gleichwie das kleine Auge das Bild aufnimmt von all dem tausendfach Größeren, das ihm entgegentritt, und hat das Größere damit selber und in Wahrheit?

Willst du dich am Ganzen erquicken,
Mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Und ist es nicht so, daß das Gemüth von der Arbeit im Allgemeinen und von dem Streben in das Allgemeine sich erholt und ausruht und zu sich selber kommt, indem es dem Kleinen sich zuwendet?

Wohl lebt des Mannes Geist im großen Allgemeinen,
Doch leben will auch sein Gemüth im eignen Kleinen.
Wohl will er für die Welt des Schön' und Guten warten,
Doch es auch blühen sehn in seinem Haus und Garten. —

Und nun noch Eins. Willst du die Freude gewinnen am Kleinen, lerne sie von Kleinen und Großen.

Von Kleinen. Wer Augen hat zu sehen, der sehe und staune, wie leicht Kinder sich freuen und an wie wenigem, und je kleiner noch, je mehr. Ein kleiner Lappen, ein bunter Lumpen ist ihnen Stunden lang genug zur Kurzweil und zur Freude; sie binden ihn sich oder dem Geschwister, dem Gespielen um den Hals, um die Hand, um den Arm, an den Fuß, um einen Stecken, sie machen kunstvolle Verschlingungen damit, um sie mühsam wieder aufzulösen, sie binden ihn der aufrechten Fußbank um ein Bein, nun ists eine Puppe, mit der sie plaudern, die sie tragen, schelten, schlagen, nach Art der Großen. Dort hockt eine kleine Schaar von Kindern am Boden in fröhlichem Geplauder und Getändel: was haben sie Schönes zum Spiel? Nichts als ein paar kleine Steinchen, nicht bunt, nicht einmal glatt, von der Straße aufgelesen ohne Wahl und Qual; die werden nun zu allerhand wunderlichen Combinationen verwendet, zu Figuren, Gruppen, Bällen, Märschen, wohl gar zu Schlachten in großem Maßstab, wie weiland Napoleon that in dem Schulgarten von Brienne. Und wenn sie statt der Steinchen bunte Bohnen haben können: ei dann ist das Spiel noch viel lustiger und schöner. Dort kauert ein kleiner Knabe im Grase, was hat er vor sich? Ei nichts als ein paar alte Scherben, ein paar Topfhenkel aus Gräben hinter der Mauer aufgelesen; das sind seine Kühe, sie werden bald so, bald so gestellt, getränkt, gefüttert, in guter Ordnung auf gute Weide geführt. Dort steht ein andrer Knabe, eine ganz ordinäre Gerte in der Hand, vor sich ein Trupp seines Volks, das ihm andächtig, respectvoll zuhört; die Gerte ist ihm nicht weniger als Alles, Stab, Flinte, Deichsel, Fuchtel, Commandostab, Seitengewehr, Pferd, Peitsche, Klopfstock. Es hat geregnet; da sitzen etliche vor einem Lehmhaufen, durch den sie das rieselnde Wässerlein geleitet, und nun arbeiten die kleinen Hände mit einem Eifer, der mit dem Zweck und Stoff in bedenklichem Mißverhältniß steht, an einem Damm, einer Mauer, einer Kirche oder deß etwas. U. s. w. Dagegen sind Puppe und Bilderbuch und Kränzewinden und Hottowagen wahrhaft raffinirte Genüsse und Freudenspender.

So wissen Kinder sich am Kleinen und Kleinsten zu freuen. Laß uns von ihnen lernen. Die Wurzeln unsrer Freude am Kleinen sind doch noch ein gut Theil andre als dort bei den kleinen unschuldigen Unschuligen.

Du sagst: aber wer will mir zumuthen, in diesem Sinn und in solcher Weise zu werden wie die Kinder, in meinem Alter, bei meiner Bildung, in meinem Stande? Meinetwegen denn, wenn auch die Meinung nicht, so lerne die Freude an dem Kleinen von den Großen. Z. B. (ich denke, die Beispiele werden dir besser anstehn) von einem Karl dem Großen, dessen weltumspannender Geist es nicht für einen Raub hielt, sich um Buttermachen und Eierpreise zu kümmern, und es nicht unter seiner Würde fand, in die Schulen zu gehen, um die Faulheit des adligen Dünkels zu strafen und des Fleißes der Andern sich zu freuen. Und ist es nicht höchster Bewunderung werth, daß Martin Luther, dessen Geist und Kraft eine Welt in neue Bahnen gelenkt hat, und auf dem eine Welt von Sorgen lag, daß derselbe Mann Briefe voll so kindlicher rührender Heiterkeit schreiben kann, wie den an sein Söhnchen Hänschen von dem lustigen Garten und an seine Rippe Käthe von der Wiedertäuferin bei Halle und an seine Freunde in Augsburg von dem Reichstag der Spazen und Dohlen vor seinem Fenster? Und nimmt es etwa dem Bilde Friedrichs des Großen etwas von seinem Glanze, wenn wir lesen, daß der Mann mit den riesengroßen Gedanken, während eine Welt gegen ihn im Kampfe steht, sich abmüßigt, ein paar gute Dorfschulmeister aus Kursachsen und Altenburg zu verschreiben, daß er die Jungens von Berlin sich keck um sein Pferd und seine Steigbügel drängen läßt und am Mittwoch Nachmittag sie mit seinem Krückstock in die Schule treiben will, daß er für jeden Lump Zeit und Ohr und für jede Lumperei (nämlich für die Sortirung der Lumpen zum Papier) Theilnahme und Interesse hat? — groß im Kleinen, wie im Großen.

Jacob Grimm pflegte über allerlei Erlebtes sich Aufzeichnungen zu machen. So fand sich unter seinem Nachlaß in einer Brieftasche ein gefaltetes Papier mit wenig kleinen schwarzen

Samenkörnern und darauf geschrieben: Samen eines armen Unkrautpflänzchen, das ich im Sommer **1821** von dem Verderben und Verdörren rettete, daß es hernach so fortkam und wucherte, daß es eine ganze Scherbe deckte. Es ist rankicht und trägt kleine Sternblüthen und hatte unzählig viel Samenkapseln, in deren jeder **16—18** verhältnißmäßig großer Körnchen waren. Aus einer Pflanze sind also sicher **500** neue, junge zu ziehen.

In dem neusten Bande von D. Strauß kleinen Schriften befindet sich ein Aufsatz: zur Erinnerung an meine liebe Mutter. Darin heißt es (Seite 264): Noch in ihren letzten Jahren, als ich schon mit der halben Welt im Kriege lag, erinnere ich mich mit Vergnügen, ihr die kleinen Wege getreten zu haben zwischen ihren Beeten. Ach wer dich auch jetzt besitzen mag, du liebes Fleckchen Erde, sei mir gesegnet für den Trost und die Erquickung, die du so oft meiner Mutter gespendet hast.

Möge diesem Beispiele noch ein Dichterwort sich anschließen, das uns auf das höchste Vorbild hinweist.

Thu', was der Größte that in seinem größten Kreise,
In deinem kleinen nach, so ist's zu Gottes Preise.
Ein menschlich Vorbild ist in allem dir, was that
Gott, als in menschlicher Gestalt er selbst auftrat.

Wohlan denn, freuen wir uns, und auch zu dieser unsrer Zeit, da wir über Großes uns mit bebendem, betendem Danke zu freuen Ursache haben, auch über das Kleine, das dem Lehrer in seinem engen Wirkens- und Lebenskreise beschieden ist; lassen wir die herzliche, frohe Theilnahme, wie ein helles, ruhiges Licht, auch vor den Kindern offenbar werden, daß sie uns nicht blos streng und ernst, mit langsam abgemessnem Schritte unter sich daher wandeln sehen; trachten wir allewege nach der natürlichen Frucht dieser Freude, der Treue im Kleinen, und vergessen wir nicht, daß der Herr keine Treue im Großen kennt ohne die Treue im Kleinen (Luc. 16, 10.), und daß er (Mt. 25, 21) nur die seine frommen und getreuen Knechte nennt und droben über Vieles zu setzen verheißt, welche als solche erfunden worden, die über Weniges, die im Geringsten getreu gewesen.

---

# Theodosius Abs.

Pestalozzi sagt einmal (in Lienhard und Gertrud): Selig ist der Mensch, wenn hinter ihm, wenn er todt ist, niemand viel von ihm spricht. Nun, Pestalozzi ist diese Seligkeit nicht zu Theil geworden; es ist hinter ihm drein, zumal 1845 und 46, erstaunlich viel geredet und geschrieben worden. Anders der Mann, den die Ueberschrift nennt. Er hat jene von Pestalozzi ersehnte Seligkeit bis jetzt genossen. Ich aber möchte sie ihm nehmen. Er war seiner Zeit eine pädagogische Persönlichkeit von Bedeutung und verdient es, daß einer einmal wieder von ihm redet.

Joseph Theodosius Abs war geboren am 26. August 1781 zu Wipperfürth im Großherzogthum Berg. Seine Eltern waren katholisch. Die Mutter, die schon das kaum geborene Kind zum geistlichen Stande bestimmt hatte, starb drei Tage nach seiner Geburt, sein Vater aus Gram über den Tod der Gattin drei Jahre danach. So kam die arme Waise zu der Großmutter, die ihn, nach des Mannes späterem eigenen Zeugniß, nicht bloß streng, sondern hart erzog. Denn sie meinte an dem frühen Tode ihres Sohnes durch verweichlichende Erziehung Schuld zu sein, worüber sie sich Zeitlebens grämte; und es mag wohl sein, daß sie, in der wohlmeinenden Absicht, in der Erziehung des Enkels nicht denselben Fehler zu begehen, dessen sie sich bei dem eignen Sohne zieh, nach der andern Seite zu weit ging. Vom achten Jahre an besuchte er mit den Kindern der Reichen die Schule, daneben hütete er mit armen Kindern das Vieh. Er zeigte schon früh ein außerordentlich leichtes Gedächtniß: ganze Bogen konnte er in einem Tage auswendig lernen, wovon er freilich schon den andern Tag nichts mehr wußte.

Im elften Jahre wurde er confirmirt und kam im zwölften auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo Klostergeistliche des Franziscanerordens seine Lehrer waren. Von dem Unterricht, den

er hier genossen, weiß der gereifte Mann nicht viel zu rühmen. Jahre lang trug er sich mit dem Gedanken, sich dem Militärstande zu widmen. Aber die Schrecken des Krieges (seine Vaterstadt brannte ganz ab), die Sittenlosigkeit der Soldaten, das Elend und der Jammer und die Noth in der Welt, die ihm unter jeder Gestalt vor Augen traten und dem gefühlvollen Knaben tief zu Herzen gingen, brachten ihn davon ab; er beschloß die Welt ganz zu verlassen und ins Kloster zu gehen. **1798** wurde er in Hamm in den Franziscanerorden aufgenommen und **1804** als Priester in Münster ordinirt.

Die Vertretung eines kranken Klosterpredigers im Confirmandenunterricht gab ihm zuerst den Gedanken ein, eine Schule anzunehmen, und die Eltern der Stadt betrieben's auch. Aber diesmal brachte der Provincial in Münster ihn noch davon ab; er machte ihm Vorwürfe: Schule zu halten, dazu könnte doch jeder gebraucht werden, der zu nichts Anderem mehr fähig wäre *). Man machte ihn zum Pfarrer an einer großen Landgemeinde. Und hier, durch Sehen und Hören und Beobachten und Nachdenken, wuchs er immer mehr in die Erkenntniß hinein, daß die Schule die Stätte sei, von wo aus den Schäden und Leiden des Volkes und der Zeit, zumal des armen, beizukommen und abzuhelfen; und in den Entschluß, in die Erziehung der Jugend die Aufgabe seines Lebens zu stellen. Mit Freuden folgte er daher **1806** der Aufforderung der königl. Regierung, welche ihm eine Lehrerstelle an der Franziscanerklosterschule in Halberstadt anbot.

Die Hindernisse und Aergernisse, welche ihm hier durch den Provincial, der durch eine königl. Verordnung zu seiner Anstellung gezwungen worden, und durch den Orden, der ihn sich aufgedrungen glaubte und vielleicht schon den künftigen Abtrünnigen in ihm ahnte, bereitet sind, wurden weit aufgewogen durch das bald sichtbare und von der ganzen Stadt anerkannte innere und äußere Wachsthum der Schule. Was ihm in Folge seiner bisherigen Bildungswege an eigner wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich an

---

*) Das Cölibat im Widerspruch mit Bibel, Kirche und Staat, von Th. Abs. Halberstadt und Heiligenstadt, 1813. p. XIII.

Kenntniß pädagogischer und methodischer Schriften noch mangelte, holte er mit unermüdlichem Fleiße nach, er forschte in der Natur des Menschengeistes, in dem Wesen des Kindes nach den Forderungen der Erziehung und des Unterrichts, und was das Höchste und Wichtigste war, er gab sich seinem Berufe hin mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe und aus allen seinen Kräften. So blühte die bisher „gewissenlos vernachlässigte" Schule in erfreulichster Weise auf und „das dunkle, von allen Seiten von Gebäuden umgebene Schulzimmer wurde gar bald der Lieblingsort für Lehrer und Kinder."

Im Jahre 1808 am 4. September verband der König Jerome von Westphalen mit der Stelle, die er vom 21. Juni 1806 bis dahin ohne alles Gehalt versehen hatte, die Einkünfte einer Domvicarie, und die Stadt räumte ihm provisorisch ein größeres Gebäude, erst (1809) das ehemalige Garnisonschulhaus auf der Woort, später die Dechanei auf dem Paulsplan (wo gegenwärtig das Lazareth steht) ein. Er verließ das Kloster, nahm arme Kinder zu sich ins Haus, theilte mit ihnen sein Brod und erzog sie sich zu Gehülfen. Seit 1810 verband er mit der Schule eine Pensionsanstalt für Knaben und Mädchen. Die umfassenden wirthschaftlichen Sorgen und Geschäfte aber, die ein solches Hauswesen und dessen Einrichtung und Verwaltung erforderte, ließen es ihm als nothwendig erscheinen, daß er sich verehelichte. Und so beschloß er *), aus der katholischen Kirche, der er bisher noch in äußerlichem Verband angehört hatte, auszuscheiden, und reichte einer Lehrgehülfin, der er schon in einem früheren Berichte (vom J. 1808) das Lob ertheilt, daß sie eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Schülerin seiner Klasse sei, Friederike Stump, seine Hand. Sie hatte im 3. Jahre ihren Vater, im 13. ihre Mutter verloren. Es war zu erwarten, daß seine Widersacher dazu nicht schweigen würden. Er verfaßte deshalb die oben angeführte sehr eingehende Schrift über das Cölibat, worin er im Vorwort den Gang seines äußern und inneren Lebens ausführlich

*) Eine alte Jungfer, sagt er in obiger Schrift p. XVII., schien mir das gefährlichste Geschöpf für die Kinder meiner Anstalt.

beschreibt. Die westphälische Polizei confiscirte diese Schrift und noch im J. 1815 hatte er Veranlassung, sich gegen das Consistorium über die Motive dieses Schrittes zu verantworten und vor Mißdeutungen zu wahren.

Inzwischen wuchs seine Anstalt immer mehr, und nach dem Bericht von 1814 (er gab deren jährlich einen heraus) bestand sie aus fünf Theilen: 1) einer Pflegeanstalt für Kinder des ersten zartesten Alters, die ihre Mutter verloren; 2) einer Warte- und Vorbereitungsschule für Kinder, die des ernsten Unterrichts noch nicht fähig, mit geordnetem, fröhlichem Spiel und leichter, unbefangener Unterhaltung für die Schule vorgebildet und theils in der Stube, theils im Garten beschäftigt wurden; 3) einer Schule, die aus der ihm 1806 übertragenen Klosterschule sich herausgebildet; 4) einer Erziehungsanstalt für Kinder, deren Eltern gehindert waren, ihnen selbst zu geben, was sie zu wahrer Bildung bedurften *); endlich 5) aus einer Bildungsanstalt für den Lehrstand, die Männern und Jünglingen, Frauen und Jungfrauen ohne Unterschied offen stand. Und mit der Zunahme seiner Schöpfungen wuchs auch, durch sie selber und deren Zöglinge wie durch seine zahlreichen Schriften, der Ruhm seines Namens. Er wurde Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft und Ehrenmitglied der Hülfsgesellschaft zu Zürich und der schweizerischen Gesellschaft für Erziehung; auswärtige Regierungen sandten Jünglinge und Männer zu ihm, damit sie seine Methode kennen lernten und in ihren Landen verbreiteten; er konnte sich rühmen, daß Besuche aus dem In- und Auslande nicht zu den Seltenheiten an seiner Anstalt gehörten; Pestalozzi, sein Vorbild, trat mit ihm in Correspondenz und schrieb ihm Briefe voll herzlicher, freudiger Anerkennung; Johannes von Müller war unter seinen Gönnern, und seine Vorgesetzten, der Präfect des Saal-Departements, dann der Präsident des damals

*) Die Zöglinge dieser Schule standen in verschiedenem Verhältniß: die einen erhielten außer der Kleidung Alles aus seiner Hand, andre waren ihm nur vom Morgen bis zum Abend übergeben, andre nahmen nur an allem Unterricht Theil, einzelne nur an einigen öffentlichen Privatstunden.

in Halberstadt befindlichen Consistoriums, Nachtigall, der geheime Staatsrath und Oberpräsident der Provinz Sachsen, Freiherr von Bülow in Magdeburg, Consistorialrath Grahn und der Geheime Staatsrath und Civilgouverneur von Kleewitz in Halberstadt wollten ihm überaus wohl, förderten seine Intentionen wie sie konnten und hoben ihn über manche Schwierigkeiten des Rechnungswesens (das nicht seine Stärke war, denn die Liebe rechnet nicht) mit freundlicher Nachsicht hinweg. Und mit alledem erweiterte sich sein Gesichtskreis und erhöhte sich sein Muth und sein Strebeziel. War es ihm im Anfang nur darum zu thun, eine verkommene Schule zu heben und zu bessern, so ist er später sich bewußt, daß das Vaterland auf ihn sieht, und sagt, er wolle über seine Bestrebungen „Deutschlands Stimme vernehmen;" er veröffentlicht einen Bericht, um „dem deutschen Volke Rechenschaft zu geben;" er stellt sich neben A. H. Francke und unterwirft dessen Wirken und Verdienst einer kritischen Beurtheilung; er schreibt an den oben genannten Herrn v. Kleewitz: „Ich müßte mich an der Menschheit, für welche, und an dem Zeitalter, auf welches ich wirke, sehr geirrt haben, wenn es mir nicht gelingen sollte, das Waisenhaus (s. u.) zu einem Nationalerziehungshause zu erheben."

Er hat sich nicht geirrt. Der Geist seiner Schulen hatte sich, als er diese Worte schrieb, nach einer Seite schon bewährt. Denn als Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen rief, da fehlten auch des Theodosius junge Gehülfen nicht, Vetter, Mölle, die beiden Bosse, Robolsky, Tannenberg*) u. a.

*) Christian Vetter, gegenwärtig durch den mit Preuß in Gemeinschaft herausgegebenen, vor einigen Jahren in der 99. Auflage erschienenen „preußischen Kinderfreund" allbekannt, war von Theodosius als armer Waisenknabe aufgenommen und zum Lehrer auferzogen worden. In einem Briefe vom 26. Januar 1809 schrieb er: Das Arbeitslohn für Vetters Rock und Weste nebst den Zuthaten des Meisters ist 1 Thlr. 21 Sgr. Er lebt noch in gesegnetem Wirken als Seminaroberlehrer und Waisenhausdirector in Königsberg. Heinrich Bosse wurde Lehrer einer Privatschule in Seehausen, später Rector einer Mädchenschule zu Neuhaldensleben. Christian Bosse war bis zu seinem 24. Jahre Oeconom in Schwanebeck, seinem Geburtsorte, dann einige Jahre bei Theodosius, darauf Lehrer in Sommereschenburg, dann Oberdomküster in Halberstadt. Wilhelm Mölle hatte

In einem fliegenden Blatte vom 5. Juli 1815, worin er dem Publikum das ungestörte Fortbestehen seiner Anstalt anzeigt, ruft der treue Meister seinen lieben Jüngern zu: „Gott sei mit euch! bleibe es euer Wahlspruch: lieber ein Grab in freier Erde als ein Leben auf unterjochtem Boden.“ Als sie 1815 zurückkamen aus dem heiligen Kampfe — das war für Theodosius und sein Haus (das weit über 200 Schüler zählte) ein Festtag ohne Gleichen! Und die gehobene Stimmung, die sie mit heimbrachten, und die Lieder, die sie sangen, und die Geschichten, die sie erzählten von jenen großen, unvergeßlichen Tagen, weckten auch in den Herzen der großen Schaar von Kindern und Jünglingen der Schule die Flamme der Begeisterung.

Einen Monat später stellte Theodosius den Antrag, daß auch die Führung des Waisenhauses, das zur Zeit in einem überaus traurigen Zustande war, ihm anvertraut und mit seinem bisherigen Wirkungskreis verbunden werden möchte. Die Behörde willfahrte ihm gern, und so wurde ihm zu Michaelis 1815 das Inspectorat des Waisenhauses übertragen, nachdem er zuvor ein schriftliches Glaubensbekenntniß abgegeben und durch eine bestimmt formulirte Erklärung sich als Protestant ausgewiesen. Seine Schule, sein Seminar wurden alsbald ebenfalls in das Waisenhaus verlegt. Indessen war dies Verhältniß nur ein interimistisches und schleppte sich so unter beständigen Petitionen von der einen und Vertröstungen von der andern Seite zwei volle Jahre hin. Er kam darüber in die größte Bedrängniß. Fonds hatte die Anstalt sehr wenig, an Geschenke, Vermächtnisse war in der bösen Zeit nicht viel zu denken, er gab Alles hin, was er besaß und gewinnen konnte, er schrieb sich bald die Finger ab. Alles vergebens. Noch am 28. Mai 1817 mußte er in einem Schrei-

---

zuerst eine Privatschule in Egeln und wurde dann Lehrer in Aschersleben. Diese vier kehrten als Lieutenants mit Orden geschmückt aus dem Kriege zurück. Robolsky wurde nachmals Lehrer in Neuhaldensleben, in Halberstadt lebt noch sein Bruder, ein Steindrucker. Adam Tannenberg, der Vater des Organisten T. in Halberstadt, wurde Lehrer in Seehausen, dann in Dittfurt.

ben an das Consistorium klagen: „Meine Vorschüsse, die ich nun seit 20 Monaten dem Waisenhause gethan habe, sind so bedeutend, daß es mir in dieser Zeit allfacher Theurung fast unmöglich wird, den Waisen Brod zu schaffen. Es thut mir sehr weh, daß ich mich ängstigen und kümmern muß, wie ich den Waisen die nöthigsten Bedürfnisse befriedigen soll, da das Geld unnütz in der Waisenhauskasse liegt. Meine Wirksamkeit für die gute Sache, der ich so Vieles geopfert habe, ist dadurch allseitig gelähmt." Und am 21. August 1817: ich habe viel harte Zeit in meinem Leben gehabt, aber unglücklicher war ich noch nie. Und noch in einem Schreiben vom 7. Februar 1818 sagt er im Rückblick auf diese schlimme Zeit: Anderthalb Jahr, zur Zeit der größten Theurung, lebte ich als der Verlassenste unter den Waisen.

Endlich im September 1817 wurde die Angelegenheit regulirt. Der dritte Jahresbericht, datirt vom 12. Januar 1818 als an Pestalozzis Geburtstag, athmet nun wieder freier. Er ist übrigens trefflich geschrieben und von reichem Gehalt und giebt auch eine interessante Darstellung von der Methode seines ersten Sprachunterrichts. Daß er aber der Mithülfe noch nicht entrathen konnte, beweist das Verzeichniß der wohlthätigen Beiträge des Jahres *), sowie der Schluß des Berichtes, der so lautet: „Männer des Vaterlandes! helft mit That und Rath! Wir sammeln nicht, um Armenhäuser aufzubauen, sondern um sie künftig nicht weiter zu bedürfen. Freunde und Freundinnen der Menschheit! helft mir die alte schöne Zeit wieder herbeiführen, wo Glaube und Liebe, Gottfurcht und Frömmigkeit, Einfalt in Sitte, Treue in Wort und Wandel, Sinnigkeit und Betriebsamkeit im Hause, strenge Gesetzlichkeit im öffentlichen Leben, von den Enkeln wieder als das heiligste Erbe unserer Väter erkannt, geliebt und über Alles hochgeschätzt werde." —

---

*) Worunter auch zu lesen: eine Sparlampe von Herrn Holthoff, ehemaligem Polizeidirector zu Halberstadt, 1/2 Stein Flachs von Herrn Wolf Ettinger zu H., 1 Korb Kartoffeln und 1 Korb Kohlrüben von Herrn Deconom Siehe in H., 1 Sack Mohrrüben von Gastwirth Köthe zu Schwanebeck, 6 Scheffel Gerste von Herrn Kaufmann Bertog zu H., 6 Obstbäumchen von Herrn Lehrer Schade zu Langenstein 2c.

Thun wir nun, ehe wir die Beschreibung des äußeren Ganges seines Lebens weiter führen, an dieser Stelle einen Schritt und Blick in seine Schule.

Was sehen wir da? In dem Bericht über seine erste Schule (beim Franziskanerkloster in Halberstadt) vom J. 1807 rechtfertigt er sich zunächst über die Aufnahme der Bibelstunde *), der Gesundheitslehre, der Singstunde **), der Anleitung zu Ausmessungen ***), endlich über die Vergnügenstunden. Der Rechenunterricht wurde ein Gegenstand besonderer Pflege, und Pestalozzis Einheitstabelle wurde mit großer Freude begrüßt und mit bestem Erfolg angewendet, wie denn überhaupt sich die Methode den Ideen Pestalozzis mehr und mehr unterthat. Was die Religion betrifft, so wird der Unterricht nach einer Seite dadurch charakterisirt, daß er Kinder in die Anstalt aufnahm ohne Unterschied der Confession. Denn, sagt er, wenn die Kinder jeglicher Confession in friedlicher Arbeit zusammenleben, streben und wirken, dann sind Religionshaß und Sectengeist in ihrer Wurzel zernichtet und unmöglich gemacht. Und so besuchten seine Schule, auch die erste schon, Kinder katholischer, reformirter, lutherischer und israelitischer Eltern. Daß aber der Unterricht an das Gemüth

---

*) Worin das neue Testament nach der Ordnung gelesen und erklärt wurde. Ueber das alte Testament sagt er beiläufig einmal: Das alte Testament der Bibel ist nach meiner Ueberzeugung in Elementarschulen nie nützlich, aber allzu oft schädlich. Es enthält den Lehrbegriff einer National- und Elementarreligion, er kann also weder so allgemein, noch so vollständig und rein, als jener des Christenthums sein.

**) Worin er den Kindern Anleitung gab zu einem erbaulichen Kirchengesange und daneben manche moralische Gesellschaftslieder beibrachte, um die der Jugend so gefährlichen Straßenlieder zu verdrängen. Mein Grundsatz war es immer, sagt er, gieb dem Menschen erst etwas Besseres in die Hand, ehe du ihm das Schlechtere herausreißen willst.

***) Hier behandelte er, nachdem die Kinder mit den vier Grundrechnungen bekannt geworden, die übrigen Rechnungsarten nach den Grundsätzen der Gleichungen und Verhältnisse, ohne die Regel von Dreien oder Fünfen, und übte praktische Messungen. Erfahrung, sagt er, hat mich gelehrt, daß in meinem Vortrag (auch die an sich beste Methode ist nicht die beste für jeden Lehrer) diese Rechnungsart ihrem Zweck am nächsten kam.

in herzlichster Weise sich wendete und die Wege Gottes auch im Kindesleben überall aufzeigte und sich nicht in leeren Wortschällen und eitlem Gedächtnißkram und todter Verstandesübung verfing und verlor, das wird, wenn es dessen noch bedarf, von denen bezeugt, die seine Schule besucht. Der Unterricht in den Realien war im Anfang noch dürftig genug, es blieb keine Zeit dazu. Für die Naturgeschichte hielt er keine Stunde übrig, und gab diesen Unterricht im Sommer Mittwochs den Mädchen, Sonnabends den Knaben auf einem Spaziergang, wo ihn aber nur die ausgezeichneten Kinder (s. u.) begleiten durften. Doch änderte sich auch das mit der Zeit, und in späteren Berichten kommen auch über Geschichte, Geographie, Naturgeschichte treffliche Andeutungen vor, wie sie den bezüglichen Unterricht leiteten. In seiner Pensionsanstalt und erweiterten Schule wurde auch das Zeichnen mit großer Liebe getrieben; es ging mit der Maß- und Größenlehre, die nebenbei auch Arbeiten in Thon und Pappe übte, Hand in Hand. Es wurden keine Zeichnungen nachgezeichnet, sondern Formen gezeichnet nach eigenen Ideen, Erfindungen des Zöglings. Die Früchte, wie dem Ref. deren viele vor Augen gewesen, sind im hohen Grade eigenthümlich und erfreulich und nachahmenswerth. Und die Kinder zeichneten alle sehr gern und die Erfolge beschränkten sich nicht auf einzelne vorzüglich begabte. Dem Gesang, wie der Musik überhaupt, gab er eine hohe Stelle in der Schule und erkannte ihm eine entschiedene Macht zu, „die sinnliche Neigung von dem irdischen Genusse dieses Lebens loszureißen und das, was man in heiligen Stunden empfunden, festzuhalten, um das Göttliche zu genießen.“ Doch ging er auch hier seine eigenen Wege. Der Gesang, sagt er, muß in einer solchen lückenlosen Folge geführt werden, daß der Zögling beständig auf dem Punkte stehe, auf welchem er seine gewonnene Kraft erkennt und sie mit Lust und Liebe zu üben sucht. Es kam ihm darauf an, „die Gymnastik der Tonkunst allseitig zu sichern,“ und er stellt dem Unterricht als Hauptaufgaben das Singen vorgelegter Tonstücke, das Bezeichnen vorgesungener, das Uebertragen aus einer Tonart in die andre. Er hat seine Methode in einer besondern Schrift dargelegt und eine Lie-

dersammlung herausgegeben, die aber erst im Jahre 1823 im Druck erschien *). Auch das Turnen fehlte einer Schule selbstverständlich nicht, die dem Zögling eine gesunde, frohe, frische, fromme, freie, gemüthreiche, willenskräftige Seele in einem gesunden Leibe sichern oder schaffen, ihn allseitig bilden, „für die höhere Menschheit erziehen" wollte. Die Handarbeiten wollten und sollten nicht mit künstlicher Geschicklichkeit prunken und nie die Bedürfnisse des praktischen Lebens aus dem Auge lassen.

Mit den Vergnügenstunden hatte es dieses Bewenden. Ich glaubte immer, sagt Theodosius, daß nicht Vielwissen, sondern die eigentliche Herzensbildung der Hauptzweck jeder Elementarschule sein sollte, die aber selten oder wohl gar nicht durch Zwang, sondern nur durch das heilige Band der Liebe gegründet oder befördert werden kann. Diese Liebe hat die Mutter zu dem Kinde. Der Lehrer aber soll Mutterstelle vertreten, aber er muß auch dem Kinde zu werden suchen, was ihm die Mutter war. Auf diesen Grundsatz gestützt glaubte ich es meinen Kindern schuldig zu sein, mich auf alle mögliche Art zu bemühen, ihnen die Schule zu ihrem angenehmsten Aufenthalt zu machen und Alles zu verdrängen, was mir die Liebe und das Zutrauen des Kindes entreißen könnte. — Darum suchte er, mehr als durch Strafen, durch Belohnungen, durch sinnliche Vergnügen, durch Weckung des Ehrgefühls auf das Kind zu wirken. Zu diesem Zwecke traf er folgende Einrichtung. Er hatte für die ursprüngliche Schule vier Kenntnißklassen. Nun theilte er die Nachmittagsschule noch in 3 Nebenabtheilungen. Diejenigen Kinder, welche sich durch Stille und Aufmerksamkeit auszeichneten, erhielten ein Ehrenzeichen, welches sie nur durch Unarten verloren. Diese Klasse hieß die rothe Klasse. Die sich durch Unarten auszeichneten, gehörten zur schwarzen Klasse; diese durften an

*) 300 Lieder und Gesänge aus den besten Dichtern Deutschlands gewählt und mit ein=, zwei=, drei= und vierstimmigen Sangweisen besetzt, nebst hundert Denksprüchen als Canons. Ein Lese=, Sprach= und Gesangbuch für die liebe deutsche Jugend. Halberstadt, Dölle, 1823. Die Melodien sind in Ziffern geschrieben.

keinem Spiele Theil nehmen. Alle übrigen der Nachmittagsschule gehörten zur weißen Klasse.

Alle Kinder der Nachmittagsschule brachten den letzten Tag des Monats eine Anzeige mit nach Haus, wie viel rothe oder schwarze Striche sie hatten. Ebenso zerfiel die Morgenschule in vier Sittenklassen. Alle, die sich durch Unarten auszeichneten, gehörten zur ungesitteten Klasse; sie war von allen Spielen und Vergnügen ausgeschlossen und von allen Kindern der Morgenschule, ihrer Fehler wegen (setzt Theodosius ausdrücklich sich verwahrend hinzu) verachtet. Die sich weder an Unarten noch an Schultugenden auszeichneten, gehörten zur Sittenklasse, aus welcher die, welche sich besonders durch Ordnungsliebe auszeichneten, eine grüne Medaille in der Schule und in der Kirche trugen und Mitglieder der Verdienstklasse waren. Diese Verdienstklasse hatte wöchentlich zwei Vergnügenstunden, in denen aber auch manches Nützliche vorgenommen wurde. Brachte sich ein Mitglied dieser Klasse so weit, daß es zur ersten Kenntnißklasse kam, einen kleinen Aufsatz mitarbeitete und sich in jeder Schultugend auszeichnete, so wurde es feierlich in die Ehrenklasse aufgenommen. Die Mitglieder dieser Klasse, heißt es, haben den Zweck, weise und tugendhafte Menschen zu werden. Um sich dieses Zweckes beständig zu erinnern, trugen die Mitglieder derselben eine siegelrothe Medaille (man findet in dem Allen den Ordensmann wieder); sie hatten wöchentlich drei Spielstunden und Sonnabends von 10 bis 11 mit der Verdienstklasse Sittengericht, worin die in der Woche begangenen Fehler vorgelesen, die bösen Folgen derselben gezeigt und ihnen Mittel gegeben wurden, wie sie dieselben bessern und ablegen könnten *). So,

---

*) Er hielt dieses Sittengericht selber für seine wichtigste Religionsstunde. Ausführlich beschreibt er es in einem Bogen vom Jahre 1809. Die Kinder kommen, in mehrere kleine Abtheilungen getheilt, zu mir ins Versammlungszimmer. Die Art, wie ich mich mit jeder Abtheilung unterhalte, richtet sich nach dem, was in der Woche vorgefallen ist. Die Kleineren frage ich z. B. welcher Unterricht ihnen am besten gefallen und bei welchem ihnen die Zeit lang geworden sei. Eine andre Abtheilung frage ich, ob sie wohl auch bis-

heißt es dann weiter, strebt die schwarze Klasse zur weißen, die weiße zur rothen, diese arbeitet mit der ungesitteten zur Sittenklasse, welche zur Verdienstklasse aufsteigt, und endlich bestrebt sich Alles, Mitglied der Ehrenklasse zu werden.

Wir mögen über diese Formen und Erfindungen lächeln und kaum möchte es uns zustehen, sie heute buchstäblich nachzubilden. Aber genug, sie haben zu ihrer Zeit ihre herrlichen Früchte getragen, und am Ende ist es ja überall der Geist, der lebendig, und das Herz, das fruchtbar macht. Wenn er aber hinzufügt, daß es ihm auf diesem Wege und blos durch Strafversetzung ohne alle körperlichen Züchtigungen *) gelungen sei, eine Anzahl von **200** Kindern allein zu unterrichten, ohne ihren muntern, spielenden Geist zu unterdrücken; wenn er ein andermal versichert, er habe noch nie den Fall gehabt, daß er durch eine im Sittengericht zuerkannte Strafe die Liebe und das Zutrauen des Kindes verloren, so muß uns das doch, denk' ich, einigen Respekt einflößen. Welche feste Ordnung aber in dem Ganzen waltete, das mag uns ein Zug beschreiben, den er gelegentlich einer Weihnachtsbescheerung mittheilt. Als die Glocke zehn schlug, erzählt er, setzte sich Alt und Jung um den Tisch. Ernste Stille trat ein und die Kinder statteten nach täglicher Sitte Bericht ab. Der älteste Knabe: die Thüren des Hauses sind verschlossen. Ein anderer:

---

weilen darüber nachgedacht hätten, wie viel ihr Unterhalt den Eltern täglich koste, ob sie auch ihren Dank dafür durch ein gutes Betragen ausgesprochen und wodurch sie ihren Eltern Freude gemacht hätten. Einer andern Abtheilung lege ich die Frage vor, wie sie mit sich selbst zufrieden gewesen, wenn sie des Abends ihr Betragen mit ihren Pflichten verglichen hätten, ob sie auch wohl des Morgens nicht zu mir gekommen wären, ohne an Gott gedacht zu haben; an welche Fehler sie sich dabei erinnert hätten und welche Mittel sie angewandt, um dieselben zu bessern. Die das Ganze beherrschende Liebe und der durch diese erzeugte offene Sinn meiner Kinder giebt mir dann Gelegenheit, ihnen Manches zu sagen, was Jedem und Allen Noth thut.

*) 1808. S. 6: Am 21. Juni 1806 trat ich das erste Mal in meinem Leben als Lehrer in eine Schule. Ich fragte die Kinder, worin und wie bisher unterrichtet worden wäre. Ich blieb beim Alten; nur Ruthen und Stecken wurden gleich den ersten Tag vernichtet. Ich lernte nun selbst die erste Kunst eines Lehrers: sich selbst zu verleugnen.

der Schlafsaal ist rein. Ein anderer: die Fenster sind zugemacht. Ein anderer: die Gartengeräthe sind heut nicht gebraucht. Ein Mädchen: Schüssel, Teller, Löffel, Messer und Gabeln sind rein, und der Schlüssel hängt an seiner Stelle. Ein anderes: das Feuer in der Küche ist aus, die Thüren vor dem Heerde sind zugemacht. Ein anderes: ich habe dafür gesorgt, daß das Haus rein ist u.s.w. u.s.w. Nach diesem wurde, wie gewöhnlich, das Abendgebet verrichtet, und die Kinder legten sich zur Ruhe. —

Soll ich nun noch mit einem Worte den Geist bezeichnen, der in dem Allen herrschte und aus dem Allen sprach, so sage ich: es war ein Geist der innigsten Liebes-, Lebens-, Lernens- und Strebensgemeinschaft. Gemeinsam war eben Alles. Von der herzlichsten Liebe wurde das Ganze an Haupt und Gliedern getragen, gehoben zu gegenseitiger Erquickung und Auferbauung. Die Waisen schliefen zwischen den Lehrgehülfen, arbeiteten an ihrer Seite und aßen mit ihnen und Abs Familie an Einem Tische *). Und was auf den Tisch kam, war zum größten Theil von der Hand der Kinder und Lehrer im Garten selber gebaut. Fremde, die zum Besuch hinkamen, setzten sich an denselben Tisch und aßen, was die andern. Gemeinsame Andachten, Spiele, Unterhaltungen, Arbeiten in Haus und Garten, Spaziergänge, Schulfeste stärkten das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. — Was eben gelehrt war, wurde unmittelbar darauf von den älteren Zöglingen als Lehrern an die Kleinen gebracht. Mit

*) Auf diesen Punkt legt er ein großes Gewicht und erwähnt ihn häufig. Ich fand bald, heißt es an einer Stelle, daß das Kind außer den Unterrichtsstunden mehr für seine Bildung gewinnen müsse und gewinne, als in denselben. Auch war mir der Einfluß einiger Kinder, die Tag und Nacht in meinem Hause lebten, für meine Schulkinder höchst wichtig. (Daher dann der Plan zur Gründung einer Pensionsanstalt.) — Nicht in dem bloßen Beisammenleben mehrerer Menschen, heißt es ein andermal, sondern in der Wechselwirkung der Besorgung der Einzelnen und der Sorge der Einzelnen für ein gemeinschaftliches Gut und Ziel besteht ein menschliches Zusammenleben. Und dann: die Zöglinge, Waisen und Nicht-Waisen, und meine Gehülfen bilden mit mir Eine Familie. Es ist unter uns Ein Haushalt, Ein Haussinn, Eine Hausfreude, ein häusliches Leben.

jenen hatte er häufige und ständige Unterhaltungen über Kindererziehung und Schulunterricht, mit den größeren Mädchen insbesondere über Wartung und Beschäftigung kleiner Kinder, er besprach sich mit den Gehülfen von Zeit zu Zeit über den Zustand der Anstalt und berieth mit allen, wenn es die Aufnahme eines neuen armen Kindes galt. Er nahm von Anfang an die Kinder auf, wie ohne Unterschied der Confession, so ohne Unterschied des Alters und Geschlechts und ohne Unterschied des Standes. Denn „das wirkliche Leben sollte sich in der ihm anvertrauten Schule im Kleinen darstellen; und nur die möglichst gleiche Elementarbildung kann Bürger eines Staates für Gemeinwohl wahrhaft erheben" *). Bei dem Sittengericht unterhielt er sich mit den Kindern über die bösen Folgen der vorgefallenen und angezeigten Fehler, sie suchten gemeinschaftlich die Mittel auf, um den begangenen Fehler zu bessern, und fanden sie eine Strafe unvermeidlich, so wurde auf die eigne Gemüthsart und die häusliche Erziehung Rücksicht genommen. Er sagt an einer Stelle: das Sittengericht besteht in einer Rechenschaft, welche die Kinder mir und ich den Kindern über die verflossene Woche geben. Und im Unterricht wandelte sich, um seine eignen Worte zu brauchen, ein jede Tugendkraft einschläfernder Mechanismus um in unterrichtendes Spiel, in Worte, verbunden mit That, deren Gesammtkraft mächtig geweckt wurde durch belebenden Ton und kunstlosen Tact. —

Es ist nun noch übrig, den letzten Abschnitt seines Lebens zu erzählen. Anfang October **1818** wurde er zum Director des Waisenhauses in Königsberg ernannt. Am **1.** November **1818** langte er mit den Seinen daselbst an **) und wurde mit großer Liebe und herzlichem Vertrauen aufgenommen, das that seinem fast müden Herzen unendlich wohl. Jetzt erst, schreibt er

*) Schulen für Kinder der Vornehmen und Reichen, sagt er einmal treffend, heben die Achtung der menschlichen Würde im Kinde auf.

**) Seine Schule in Halberstadt (außer dem Waisenhaus, das, Stadt- und Landwaisenhaus verbunden, die städtischen Behörden in andre Hände legten) übertrug er einem seiner treusten und tüchtigsten Schüler, Carl Schade, der sie noch lange Jahre mit großem Segen geleitet hat.

an einen Freund, sehe ich, wie drückend meine Lage in Halberstadt war. Du kannst Dir gar nicht denken, wie es mir vorkam, als die Regierung hier mich Alles einrichten ließ, wie ich es wünschte, da ich ja in Halberstadt gewöhnt war, Alles auch für das Waisenhaus noch so Nöthige immer aus meiner Tasche zu besorgen. Sein Waisenhaus, seine Dienstwohnung war schön, das Gehalt 1200 Thaler, seine Kinder, seine Frau wohl, die Waisen und Lehrer der Anstalt hatten ihn — wie konnte es anders sein? — von Herzen lieb und werth; was fehlte noch? Aber mitten hinein in dieses späte ruhige Glück des Lebens und Wirkens trat auf einmal ein Gast, ein unerwarteter, ungeladener Gast, das war der Tod. O es ist überaus schmerzlich, eine edle, wackere Seele, die nach unabläſsigem Streiten und Ringen und Mühen nun endlich zu ruhigem Genuß des Erntesegens hätte kommen mögen, alsbald der Erde entrückt zu sehen. Das Klima, die Seeluft mochte ihm nicht zuträglich sein, wer weiß es. Er kränkelte, bekam wiederholte Krampfanfälle, und an einem, zu dem ein Lungenschlag trat, verschied er — es war im Jahre 1823, am 15. April. Er hat es kaum bis zu 43 Jahren gebracht *). Der Brief, in dem die Gattin dem Freunde des Verewigten, Dr. Körte in Halberstadt, seinen letzten Tag und seinen letzten Kampf beschreibt, man kann ihn nicht ohne tiefe Rührung lesen. —

Der Domherr von Rochow, hochverdient um das Schulwesen seiner Zeit, hatte unter den Lehrern auf seinen Gütern einen, den er besonders liebte und ehrte, Bruns in Rekahn. Als der starb, ließ ihn Rochow in seinem Garten begraben und auf den Hügel eine Urne stellen, daran die Worte geschrieben waren: J. H. Bruns. Er war ein Lehrer. So gehen wir im Geiste auf den Friedhof in Königsberg und suchen den Hügel, unter welchem seine Hülle ruht, und auf den Grabstein, der darüber sich erhebt, schreiben wir diese Worte:

Joseph Theodosius Abs.
Er war ein Lehrer.

---

*) Er hinterließ vier Kinder, die zweite Tochter starb als Gattin des jetzigen Gymnasialdirectors Beneke in Elbing.

## Entlassungsrede.

Und nun noch ein letztes Wort an diejenigen unter euch, die mit diesem Tag und dieser Stunde von uns und von der Schule Abschied nehmen. Die Stimmung, in der sie das thun, wird — ich täusche mich darüber nicht — nicht bei allen die gleiche sein. Denn es sind unter den Abgehenden welche, die nur kurze Zeit unsre Schule besucht haben. Die Jahre der Schule sind wohl schöne, froher Erinnerung reiche Jahre. Aber die nur so kurze Zeit unter uns geweilt, die nehmen deren wenig mit hinweg und gehen von dannen, ehe noch ein festes Band sie mit der Schule, mit treuen Lehrern und lieben Mitschülerinnen verbunden. Ihnen wird der Abschied nicht schwer, kaum daß sie ihn als eine Trennung empfinden. Aber es sind unter den Abgehenden auch andere, die längere Jahre die Schule besucht haben und sind doch darin nicht recht glücklich und heimisch geworden; und ist ihnen nun der heutige Tag ein Tag der Erlösung. Woran das liegt, wer davon die Schuld trägt — verbittern wir uns nicht mit dieser Frage diese letzte Stunde. Betrübend genug, daß wir nicht leugnen können, daß es so ist. — Doch hinweg mit so niederschlagender Erwähnung und Erwägung, ist sie doch ohnehin nunmehr vergeblich. Und derer, die mit herzlicher Liebe der Schule und ihren treuen Lehrern und Lehrerinnen angehört haben und heute nicht ohne schmerzliche Bewegung aus dieser gewohnten, trauten Gemeinschaft, aus dieser freundlichen Gewohnheit des Daseins, der Lust und der Arbeit, ausscheiden, ihrer — wir dürfen es hoffen — wird doch immer die Mehrzahl sein.

Und so lasset mich denn nun euch — euch insgesammt — ein doppeltes Wort mit auf den Abschiedsweg geben, nämlich das erste Wort des Herrn Jesu, und das letzte Wort der Maria, der Mutter des Herrn.

Das erste Wort aus Jesu Munde — wie lautet das? Als Jesus 12 Jahr alt war, gingen seine Eltern nach Jerusalem zum

Osterfest, der Knabe mit ihnen. Und da die sieben Tage des Festes vollendet waren, machten sie sich auf den Heimweg. Erst eine Tagereise von der Stadt entfernt, merken sie, daß er nicht bei ihnen, auch unter den Gefährten nicht ist. Sie fragen, sie suchen nach ihm; vergebens. Da kehren sie zurück, bis nach Jerusalem, und hier finden sie ihn endlich, im Tempel. Er sitzt mitten unter den Lehrern, den Rabbinern, hört ihnen zu, fragt sie, unterredet sich mit ihnen. Sie sind erschrocken, verwundert. Und Maria spricht im Ton des Vorwurfs zu ihm: Warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und was sagt er darauf? Es mag wohl eben vorher von dem Messias die Rede gewesen sein, nach dem damals alles Volk mit brennendem Verlangen ausschaute, es mögen Stellen des alten Testaments gelesen und besprochen worden sein, die von seinem nahen Kommen handelten. Darüber bricht denn in diesem Augenblick die ahnungsvolle Gluth seiner Seele in die helle Flamme des Bewußtseins seiner Gottheit aus. Und so spricht er: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Das ist das erste Wort, das uns die evangelische Geschichte von Jesu (und das einzige, das sie aus seiner Kindheit) berichtet. Und dies ist mein erstes Wort an und für euch.

Ihr habt, so lange ihr hier waret, gar Mancherlei gehört und gelernt und gelesen. Und ihr werdet mir zutrauen, daß ich den Werth von alledem nicht unterschätze, was ihr gelesen habt zu Lust und Lehre, was ihr gehört und gelernt habt von den Geschicken der Völker und den Ländern der Erde und den Erscheinungen der Natur und den Gesetzen der Zahl und den Sprachen der Fremde. Aber das Höchste und Wichtigste ist und bleibt doch, was ihr gehört habt von dem Reiche Gottes und gelernt habt von dem Willen Gottes und gelesen habt in dem Worte Gottes. So bitte und ermahne ich euch nun: bleibet in dem, das ihr gelernt habt von Kindheit an; höret nicht auf, es hoch und heilig zu halten. Und wenn Andere — ach es giebt deren nur zu viele, die, sobald sie der Schule den Rücken gewendet, tausenderlei Anderes gerne

hören und willig lernen und eifrig lesen, nur das Eine nicht hören und lesen und lernen mögen, was Noth ist — wenn sie euch betreffen über dem Lesen in Gottes Wort und habens ihren Spott: lasset euch nicht irren, sondern sprechet: muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist? Denn in dem heiligen Wort ist Gott der Herr, und von ihm ergießen sich in das Herz Licht und Liebe und Leben. —

Es hat euch, so lange ihr hier waret, nicht gefehlt an fröhlicher Gesellschaft und herzlicher Freundschaft. Und ihr werdet mir zutrauen, daß ich solcher eurer glücklichen Gemeinschaft mich von Herzen gefreut und sie von Herzen euch gegönnt habe. Bin ich doch selber so gerne fröhlich mit den Fröhlichen. (Ach daß mans immer sein könnte!) Nun ihr die Schule verlasset, wirds euch an Freundinnen und an Freuden erst recht nicht fehlen: der Kreis von beiden wird sich erweitern. Da giebt es Feste, Gesellschaften, Bälle, Concerte, Reisen u. s. w. Ich sage: freuet euch in eurer Jugend, die Jahre der ungetrübten, harmlosen Lust und Freude gehen ohnehin nur gar zu bald vorüber, als flögen sie davon. Aber ich bitte und ermahne euch: vergesset, verlernet darüber nicht den Weg zum Hause des Herrn, lasset von der Glocke des Sonn- und Feiertags nicht umsonst euch laden und rufen. Den Knaben Jesus nahmen seine Eltern mit hinauf in die heilige Stadt zum heiligen Feste. Wohl den Kindern, die ihre Eltern auch also anhalten zur Gewohnheit der heiligen Feier. Aber es giebt der Mädchen, der Jungfrauen gar viele, denen all' ihr Leben und Dichten und Denken aufgeht in Spiel und Putz und Tanz und Tand. Wenn euch nun deren eine, da ihr euren Fuß richtet zum Hause Gottes, begegnet und hat es ihren Spott: lasset euch nicht irren, sondern sprechet: muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist? Denn in dem Gotteshause wohnet die Herrlichkeit des Herrn, und da blühen die lieblichen, duftigen Blüthen andächtigen Gefühls und frommer Gedanken und heiliger Gelübde, da rauschen die heiligen Bronnen des Lichtes und Trostes und Lebens und Segens. Wer da den Herrn suchet, wie Maria und Joseph thaten, der findet ihn gewiß, und gewisser, als in der Herrlichkeit der schönen Frühlingsnatur oder in der zerstreuenden Lust der Welt.

Und zum Dritten ist der Herr zu finden und lässet sich finden im heiligen Sacrament. Ihr werdet in den nächsten Tagen zum ersten Mal hinzutreten zu dem Tisch des Herrn. Lasset es nicht auch das letzte Mal sein. Es steht geschrieben: solches thut, so oft ihrs thut. So thut es auch oft und feiert mit andächtigem Gemüth das heilige Abendmahl zu seinem Gedächtniß, zum Gedächtniß seiner Leiden und seiner Liebe. Und solchen, denen die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi eine Thorheit ist oder ein Aergerniß und wollen auch euch eure heilige Liebe ausreden, denen tretet entgegen mit demselbigen Worte: muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist? Dieses Muß, dieses Muß einer heiligen Nothwendigkeit, vor dem muß jede Stimme leichtsinnigen, gottvergessenen, in der Welt verlorenen Wesens verstummen und verschwinden. —

Das war das erste Wort, dies erste aus Jesu Munde. Und nun zum Andern das zweite, das letzte Wort aus Mariens Munde, der Mutter Jesu. Wie lautet das? Der Herr war einmal mit seinen Jüngern — er hatte damals erst vier gewonnen — zu einer Hochzeit geladen zu Cana in Galiläa. Und er ging hin, denn er weilt ja gern unter fröhlichen Menschen, doch verklärt er die Freude und heiligt sie. Hochzeiten aber pflegten nach jüdischem Brauch 7 Tage zu dauern. Da gebrach es am Ende an Wein für die Gäste. Spricht die Mutter Jesu zu ihm: sie haben nicht Wein. Denn sie ahnte die Macht, die ihm gegeben, und kannte die Liebe, die ihn erfüllte. Er aber antwortet, ihre drängende Ungeduld verweisend: Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen? meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da war sie stille, doch spricht sie zu den Dienern: was er euch sagt, das thut. Das ist das letzte Wort der Maria. Sie wird ja noch viel mehr geredet haben, in Freude und Liebe und Sorge und Schmerz, da zumal, als sie ihn am Kreuzesstamme hängen sah, und danach, als sie den von den Todten Auferstandenen schaute. Aber die heilige Geschichte berichtet weiter keines, und dies hier ist das letzte, das wir lesen. Nehmet es zu Herzen. Es ist ein tief bedeutsames Wort: was er euch sagt, das thut.

Ihr habt ja hier in diesen Räumen und Jahren gar mancherlei gelernt. Aber Eines schlag' ich höher an, als alles Wissen und Können, und wäre mir das Liebste, wenn ich wüßte, ihr hättet alle dies Eine aus dem Grunde gelernt, nämlich: gehorchen, willig, ganz und immer und ohne Warum gehorchen, so daß ihr sprechen könntet wie jene herrliche Heldenjungfrau: gehorsam fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei. Nun bisher ist euch das Gehorchen leicht gemacht worden, weil euch keine Wahl gelassen war, weil euch die Liebe und die weise Erfahrung des Alters gebot durch den Mund des Vaters, der Mutter, des Lehrers, der Lehrerin. Und so dauert es wohl noch eine Weile. Aber im späteren Leben wird das anders, und da drängt sich dem halt- und rathlosen Herzen gar manchmal die Frage auf: was soll ich thun? soll ich schweigen oder reden, dulden oder handeln, mitgehn oder abseits wandeln? wie ist es wohlgethan? wie wird mirs am besten glücken? Da ist denn der beste Rath: besprecht euch nicht mit Fleisch und Blut: was er euch sagt, das thut.

Ihr steht am Kreuzweg. Ihr sehet zwei Pfade vor euch, den Weg des Heils und den Weg der Welt; jener oft dornig, hart, beschwerlich, dieser eben, weich, anmuthig; dieser bietet viele und sichtbare und immer bereite Genüsse und Freudenkränze und Ehrenkronen, jener hat ach gar oft statt der Ehren-Dornenkronen, statt des Weines und Honigs bittern Gallentrank. Ihr steht und schwankt und fragt: wohin soll ich gehen? soll ich mit Jesu ziehen? oder mit der Welt wandern? Fraget, wählet nicht lange, bedenket euch nicht: was er euch sagt, das thut.

Aber möget ihr einen Weg wählen, welchen ihr wollt, ihr werdet nicht immer auf Rosen wandeln, wie in der rosigen Kindheit und Jugend. Es kommen auch Leiden- und Kummertage, und die älteren, die ernsteren unter euch haben davon schon heute eine Ahnung, manche wohl auch eine Erfahrung. Wie wird es dann euch sein, wie wird es dann stehen um den Frieden, um die Kraft eurer Seele? Ich weiß keinen besseren Rath als den: nehmt das Leid an als das vom Herrn kommt, haltet ihm in Demuth still, fraget ihn, was er mit der Last, die er euch auflegt, mit dem

Schmerz, der euch heimsucht, von euch will, und dann: was er euch sagt, das thut.

Und endlich, wenns zum Ende geht, wenn das Licht des Erdenlebens euch untergeht — und wer kann sagen, ob nicht die Eine oder Andre von euch frühe dahin gehen muß, von wo keine Wiederkehr ist; weht doch der Sturm auch manche liebliche Blüthe vom Baume herab — getrost, es ist der Herr, der euch ruft und spricht: kommt herzu in meines Himmels ewiges Licht, ewige Ruhe, ewigen Frieden. In Gottes Namen denn: was er euch sagt, das thut.

So lasset uns leben, wandeln, leiden, scheiden — so gehen unsre Wege gewiß zum Himmel ein. Und du, o Herr, bereite du zu solchem Sinn und Wandel bei Zeiten unsre Herzen, begleite mit deinem Gnadensegen die Scheidenden und uns allzumal und führe uns, wenn die Welt uns verläßt mit ihrer Lust und ihrem Licht, an deiner treuen Vaterhand hinauf ins ewge Vaterland.

---

## Der verlorene Sohn. (Luc. 15).

1. Das schöne Gleichniß zerfällt in drei Theile, deren erster (v. 11—16) den Weg der Sünde darstellt, während der zweite (v. 17—24) den Weg der Buße beschreibt (a. v. 17—19, was der Sohn, b. v. 20—24, was der Vater thut), und der dritte (v. 25—32) die Selbstgerechten straft.

2. (I.) Ein Mensch hatte zween Söhne. Das sind unter dem Bilde des jüngsten die Zöllner und Sünder, unter dem Bilde des ältesten die Pharisäer und Schriftgelehrten (s. u.). v. 12. Und der jüngste unter ihnen — warum eben der jüngste? Die Jugend ist leichter zu verführen, schwächer an Willenskraft und Festigkeit — sprach zum Vater: gieb mir das Theil der Güter, das mir gehört. Es ist seine eigne, freie Willensbestimmung, die ihn in Sünde und Verderben führt, Gott hat nicht Schuld daran und nicht die Ursache dazu gegeben.

Und er theilte ihnen das Gut. Der Erstgeborne wird, nach dem jüdischen Gesetz (5. Mos. 21, 17), das Doppelte bekommen haben von dem vorhandenen Vermögen. Gott weigert dem Sohne nicht sein Begehr, er muß dem Freien die Wahl lassen zwischen Gut und Böse, zwischen dem Wege zur Linken und zur Rechten, zwischen dem Leben in seiner Gemeinschaft und in Geschiedenheit. Er läßt auch dem, der sich von ihm gewendet, noch seiner Gaben und Güter die Fülle, seine Güte will ihn dadurch zur Buße leiten (Röm. 2, 4). Jede irdische Freude und Gabe weist uns hinauf zu dem himmlischen Geber, den wir verlassen und verleugnet, und mahnt uns, da deren keine uns im tiefsten Innern befriedigen kann und keine eine unaufhörliche Dauer hat, zu ihm zurückzukehren, dem Ewigen, in dem Leben und Seligkeit ist ohne Wandel. — v. 13. Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn Alles zusammen und zog ferne über Land. Fern weg von dem Angesicht seines Vaters: das ist die Sünde, nämlich die Sonderung, Trennung von Gott. Nun, denkt er in seinem Herzen, nun soll erst ein freies, lustiges Leben angehen, denn draußen in der Fremde brauche ich nicht mehr des Vaters Nähe und sein zürnendes Angesicht und seine strafende Rede zu fürchten, kann machen, was ich will, Leben und Jugend genießen. Und wie genießt er sie? Er brachte sein Gut um mit Prassen — in schwelgerischem, liederlichem Leben. — Wie viele Knaben und Jünglinge denken auch, wie dieser Jüngling, und treiben's danach. Zu Haus ist ihnen des Vaters und der Mutter Gegenwart, die sie von manchem Bösen zurück hält und um manche leichtfertige Rede und üble That straft, drückend; in der Schule ist ihnen des Lehrers ernstes Angesicht und mahnendes Wort und zurückhaltende Gegenwart und gemessene Unterweisung lästig; in der Werkstatt ist ihnen des Meisters Strenge und Aufsicht und Sorgfalt ein Aergerniß. Da klagen sie ohn' Unterlaß; aber wenn sie der Eltern Haus verlassen oder aus der Schule kommen oder von dem Meister entlassen werden und in die Fremde wandern, da ist ihr Herz voll Jauchzen und Freude und sprechen: ei, nun soll einmal ein lustiges, fröhliches Leben angehen, denn nun sind wir unsre eignen Herren und brauchen

nach Niemand zu fragen und fragt Niemand nach uns, denn wer kennt uns da draußen? Und so gehen sie hin, verprassen, was sie haben, in Sünden, und werden — verlorene Söhne. Und erst, wenn die Sünde und der Sünder Gemeinschaft sie in Elend und Verderben gezogen, lernen sie einsehen, was sie verloren und was sie gehabt haben an Vater und Mutter und Lehrer und Meister daheim. Ja, wenn nur immer auch der verlorene Sohn sich wieder finden ließe und der gestorbene Sohn wieder lebendig würde! —

Das war nun der Weg der Sünde: sich losmachen von Gott (Gott — los werden) und die Lust herrschen lassen über sein Herz und in seinem Leben. Nun kommt alsbald die Noth, diese Hand des erbarmenden Gottes, die aus den Wolken sich herniederstreckt zu dem Verlorenen, um ihn wieder emporzuziehen an das Vaterherz. Diese Noth wird beschrieben v. 14—16. Er hat — gewiß schnell genug — alles das Seine verzehret; dazu kommt eine Theurung in das Land — er fängt an zu darben. Wie sauer wird ihm dieser Mangel gefallen sein, ihm, der sich so gewöhnt hatte an ein üppiges, schwelgerisches Leben in Saus und Braus! Aber es muß Hülfe geschafft werden, denn der Hunger ist ein mächtiger Treiber, der keine Ruhe läßt. Wo wird er aber die Hülfe gesucht haben? Er ist gewiß zuerst an die Thüren seiner Freunde von ehedem gegangen. Aber die sind nunmehr für ihn, den Darbenden, verschlossen gewesen, und wenn auch der eine und der andere die Thür ihm aufgethan hat, Hülfe haben sie für ihn nicht gehabt, nicht mit Rath, noch mit That, und haben gesorgt, des lästigen Bitters und Klagers bald los zu werden. Verlasse sich nur einer auf die Welt! Ja, so lange du im Glücke bist, alles vollauf hast, in Saus und Braus lebst, da hast du Freunde ohne Zahl. Aber mit den gelben Vöglein, die sie an dich fesseln, fliegen sie auch davon. Denn die Welt sucht nur das Ihre. „Freunde im Glück, tausend Stück; Freunde in der Noth, vier und zwanzig auf ein Loth." — So muß er denn endlich in der äußersten Noth sich entschließen, sich zu verdingen. Aber auch das hält schwer in der theuren Zeit. Auch die Güter hatten und Diener brauchten, beschränkten der Diener Zahl auf wenige, und

den Jüngling, den man kannte als einen arbeitsunlustigen, liederlichen Menschen, wer mochte den gerne zu seinem Knechte oder Diener nehmen! Er muß an manches Haus anklopfen und wird mit harten, auch wohl mit höhnenden Worten abgewiesen. So muß er denn noch froh sein, bei einem Bürger anzukommen, der ihn als Schweinehirten dingt. Schweine zu hüten — welch ein niedriges und widriges Geschäft, und für einen Juden zumal! Denn das Gesetz zählte die Schweine unter die unreinen Thiere, von deren Fleische man nicht essen, deren Aas man nicht anrühren durfte. (5. Mos. 14, 8. vgl. 2. Maccab. 6, 18 ff.) Dazu war der Bürger ein Heide. Und dem muß er sich noch aufdrängen. (Er „hängte sich an ihn.") Und wenn er nun am Abend nach Haus kommt, müde und hungrig, was wird ihm für seine Arbeit? Die Schweine erhalten ihr Futter (Träbern — eine Hülsenfrucht ist damit gemeint, das Johannisbrod, das im Morgenland wild wächst und zur Stallfütterung dient, in Zeiten der Noth aber, wie der gegenwärtigen, von armen Leuten auch gegessen wird); der Knecht begehrt auch solche Speise, aber er bekommt sie nicht einmal. Die Schweine sind in solcher theuren Zeit dem Herrn wichtiger, als der Hirt. Aber so ist die Welt. Fröhlich sein mit den Fröhlichen, das ist nach ihrem Sinn; aber weinen mit den Weinenden, dem Darbenden Brod zu brechen, wohlzuthun und mitzutheilen, das kommt ihr nicht in den Sinn. Welches Elend! Wie kurz ist der Lustweg gewesen, und wie lang und schwer ist nun dieser Leidensweg!

3. (II. a.) Da schlug er in sich und sprach (v. 17). Mit diesen Worten beginnt der zweite Theil und Weg, der Weg der Reue und Buße, der Weg wieder heimwärts, aufwärts. Das hat die Noth gethan, die Gott gesendet, der verlornen Seele zu Heil und Erweckung. Nicht immer bringt die Noth solche Frucht. Habt ihr noch nicht Menschen gesehen, die der Arm der weltlichen Obrigkeit ergriff und strafte, weil sie in der Noth ihre Hand nach fremdem Eigenthum ausgestreckt? habt ihr noch nicht Menschen in der Noth fluchen und lästern hören? habt ihr noch nicht gehört von Menschen, die mit selbstmörderischer Hand dem eignen Leben ein Ende gemacht? Es heißt wohl: Noth lehrt beten,

und wir können dazu setzen: Noth lehrt glauben, arbeiten, lieben. Aber das gemeine Sprichwort setzt dagegen: Noth kennt kein Gebot, Noth bricht Eisen, man muß aus der Noth eine Tugend machen, und wer nach solchen Worten lebt und geht, den lehrt die Noth nichts Gutes. Es kommt eben immer aufs Herz an. Nun hier bei dem verlorenen Sohne that sie ihre Wirkung zum Segen. Er schlug in sich — bis dahin war seine Seele mit allen ihren Sinnen und Gedanken und Gelüsten nur nach Außen gewendet, nach der Fremde, nach der Gemeinschaft lustiger Gesellen, nach Zerstreuung und Genuß der Sinne; nun wendet er sich nach Innen, er besinnt sich auf sich selber (kommt zu sich), er gelangt dazu, zu betrachten und zu bedenken, was er einst gewesen und was er jetzt ist und was er sein soll. Zu solcher innern Sammlung des Gemüths bedarf es der Stille, der Abkehr von der zerstreuenden Lust der Welt, der Einkehr in sich selber. Wie viele Tagelöhner, spricht er zu sich, hat mein Vater, die Brod die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Die Leute, die um Tagelohn arbeiten, also nur in einem ganz äußerlichen Verhältniß zu dem Vater stehen, haben solche Fülle der Nahrung, und des Vaters eigen Kind leidet solchen bittern Mangel. Aber das macht, sie stehen und arbeiten in seinem Dienst, leben in seiner Gemeinschaft; denen, die in Gottes Gemeinschaft stehen, mangelt nichts, „sie haben Alles." Und mit dem einen wird sich in des Sohnes Seele auch der andre Gedanke verbunden haben: solche Fülle hattest du vor Zeiten auch, ja noch vielmehr, als die um Tagelohn bei dem Vater arbeiten; du saßest an seinem Tische, wohntest in seinem Hause, gingest an seiner Seite, hattest Theil an seiner Ehre, lagst an seiner Brust — und jetzt! nicht der bittre Mangel allein ist's, durch den du leidest, nein, daß du so in der Fremde, so verlassen, als ein Knecht, in eines harten Herrn Dienst stehst, der nicht einmal die Kost der Schweine dir gönnt, das ist's, was in die Seele schneidet! Aber wodurch bin ich dahin gekommen? allein durch meine Schuld, und es wird nicht anders, es sei denn, daß ich umkehre. Wohlan denn, ich will mich aufmachen. Ich will: o es liegt gar eine große Bedeutung in diesen zwei Worten, bei wie

vielen können durch die harte Schaale der Gewohnheit, der Trägheit, der Eitelkeit, des Stolzes, des Leichtsinnes, der Sinnenlust, der Lieblosigkeit nicht die beiden kleinen Wörtlein hindurchdringen: ich will! nämlich: ich will ein andrer Mensch werden — ich will das Böse abthun — ich will andre Wege wandeln — ich will andere Genossen wählen — ich will einem andern Ziele nachstreben. Meine Lieben, habt ihr's nicht schon an eurem eignen Leben erfahren, wie schwer es dem thörichten, schwachen, trotzigen Herzen wird, mit festem, freiem Entschluß das Wort auszusprechen: ich will — mich bessern, ich will — es nicht wieder thun? — Ich will mich aufmachen, sagt der Sohn. Nun ja, er lag in der Tiefe, im Elend der Sünde und Noth, es galt sich empor zu raffen, sich zu erheben, sich aufzumachen. Ich will zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt. Daß der Sünder seine Sünden erkannt, das wissen wir schon aus dem: er schlug in sich ꝛc. Mit diesem letzten Wort bekennt er's auch. Und das gehört beides wesentlich und nothwendig zusammen. Das Bekenntniß muß hervorgehen aus aufrichtiger, wahrhaftiger, völliger Erkenntniß, und wo die Erkenntniß eine solche ist, da wird sie von selber das Bekenntniß hervortreiben und auf die Lippen legen. Darum im Kirchengebet: wir erkennen und bekennen vor dir. Er sagt: ich will gehen zu meinem Vater und zu ihm sagen: Vater; welche lange, verhängnißvolle Zeit lag zwischem dem Tage, da er Haus und Heimath verließ, und diesem Tage, da er wieder zu seinem Vater nahen wird, was wird der Vater zu dem zerlumpten, bettelhaften, verkommenen, verlorenen Sohne sagen? wird er ihn nicht von sich stoßen und sprechen: gehe hinaus von mir, du bist mein nicht werth, du hast's nicht besser haben wollen, siehe, das kommt von den Herrengedanken und dem Sündenleben, nun, du hast vordem nichts nach mir gefragt, so frage ich nun auch nichts nach dir? Und was werden die Knechte des Vaters, was wird der Bruder sagen? werden sie nicht mit Fingern auf ihn weisen, seiner spotten und sprechen: sehet, da kommt der Prasser, der sonst uns kaum kannte und der so stolzen Muthes aus diesem Hofe hinausfuhr, als könnt's ihm nimmer fehlen?

Alle solche Gedanken vertreibt, wie den Nebel der lichte Sonnenschein, der Eine Gedanke: es ist dein Vater, zu dem du gehst, du kannst noch immer vor ihn treten und ihn Vater nennen, er wird sich des Verlaßnen und Verlornen gewißlich erbarmen und dich nicht verlassen und verleugnen. Sehet, meine Lieben, das ist der Glaube. Und daß wir solchen Glauben auch haben können zu unserem himmlischen Vater und in solcher Zuversicht ihm uns nahen dürfen, die sündigen Menschenkinder dem heiligen Gott, das verdanken wir Jesu Christo, unserem Herrn. Wie geschrieben steht: Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ, durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darin wir stehen und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll. Röm. 5, 1. 2. vgl. Ephs. 2, 18. 3, 12. — Ich will zu ihm gehen und sprechen: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Das ist ein kurzes, aber ganzes, volles Bekenntniß, so soll unseres auch sein. Die meisten Christen, auch unter den Kindern, wenn sie dazu kommen, ihr schuldbeladenes Herz vor Gott auszuschütten und ihre Sünden zu bekennen, machen viel mehr Worte. Aber nicht so, daß sie ihre Wege und Worte und Werke bedenken und sprechen bei sich und vor Gott: Hier habe ich mich versündigt an meinem Bruder, da ich ihn weinen sah und half ihm nicht, oder da ich ihn weinen machte durch meinen Muthwillen, oder da ich ihm einen Schaden zufügte aus bösem Willen, dort habe ich mich versündigt wider Vater und Mutter, da ich mich nicht fügen wollte ihrem Willen und Gebot und sie erzürnte und betrübte, dort habe ich mich versündigt gegen meinen Lehrer, da ich ihm nicht die Wahrheit oder nicht die volle Wahrheit sagte auf sein Erfragen und nicht willig war zu thun, was er mir aufgegeben und die Ruhe störte durch loses Reden und Wesen, dort habe ich mich — wie in dem andern zuvor — versündigt wider Gott, indem ich seinen Namen unnützlich führte, indem ich beim Gebet am Morgen oder Mittag oder Abend nicht mit ganzer Seele seiner gedachte oder es ganz vergaß 2c. Solch ausführliches

Bekenntniß ist uns ja gar heilsam und nütze. Aber die meisten haben für ihr Bekenntniß, und wenn es auch ins Einzelne ginge, immer ein Gegengewicht bei der Hand, eine Entschuldigung, eine Hinterthür, einen Rückhalt, und sprechen bald: da haben die andern mich verführt, dort haben's andere noch schlimmer getrieben, es liegt einmal so in meiner Natur, in meinem Blute, wer kann wider seine Natur, es ist so bös nicht gemeint, oder, wenn ich älter werde, wird's schon von selber besser werden. M. L., es ist nicht recht und wohlgethan, so zu sprechen; ein ganzes, volles Bekenntniß, ohne Rückhalt und Entschuldigung, das ist dem Vater lieb und thut uns sein Herz in Gnaden und Erbarmen auf; — wie es hier geschah im Gleichniß. Ich habe gesündigt im Himmel — er sagt nicht: vor Gott, weil der Vater in der Geschichte ein Bild des himmlischen Vaters ist und das Du in der Anwendung auf Gott den Vater selber geht, sodaß vor Gott und vor dir dann zweimal dasselbe ausdrückte. Und bin hinfort nicht werth, daß ich dein Sohn heiße — darin spricht sich die Reue und Demuth des Herzens aus, ohne welche jedes Bekenntniß nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ist. Mache mich als einen deiner Tagelöhner; wieder als Sohn aufgenommen zu werden in dein Haus und Herz, das bin ich nicht werth, das weiß ich gar zu wohl; aber laß mich nur wieder in deiner Nähe wohnen, in deinem Dienste leben, sonst mache mit mir, was du willst. Darin liegt das Gelöbniß angedeutet, daß der Verlorene sein Leben bessern, in einem neuen Leben wandeln will *).

4. (II, b.) v. 20: — sah ihn sein Vater und jammerte ihn sein, lief und fiel ihm um den Hals und küssete ihn. Wie tief mußte solch Begegnen den verlorenen Sohn beschämen und rühren! Solche Aufnahme, solch Uebermaaß der Güte und Erbarmung hatte er gewiß nimmer erwartet. Wie oft wird der Vater hinausgegangen sein auf die Höhe und ausgeschaut haben in die Ferne, ob er noch immer nicht

*) Eine weitere Anwendung und Auslegung dieser Worte (v. 18—20) findet sich in einem Büchlein, auf das es verstattet sei hier zu verweisen: Kriebitzsch, Simon Johanna, hast du mich lieb? Schulreden über Bibel- und Liedertexte. Leipzig, J. H. Fritzsche, 1857. S. 89—96.

wiederkehre. Nun läuft er ihm entgegen. Also ist der himmlische Vater der sündigen, der in Sünden verlornen Welt entgegengekommen, indem er seinen eingebornen Sohn gab; und also kommt er noch immer und täglich dem Verlorenen, der sich aufmacht und umkehrt, aus weiter Ferne, lange ehe noch sein Herz geheiligt und fest geworden ist in der himmlischen Gemeinschaft, entgegen, und trägt und ziehet und leitet ihn recht als ein Vater oder als ein guter Hirte weiter zum Ziele der Vollendung. Der Sohn aber — das Bewußtsein seiner Schuld und Unwürdigkeit und das Gefühl des Schmerzes und der Reue war zu tief und mächtig in seiner Seele, als daß des Vaters überströmende Liebe und freundlicher Empfang es hätte alsogleich verdrängen können. Er sagt aber dem Vater nicht alles, was er sich vorgenommen. Hat er etwa in der kurzen Zeit der Wanderung seinen Sinn geändert? oder will ihm, da er nun dem Vater gegenüber steht, das schwerste Wort nicht über die Lippen, das Wort: mache mich als &c.? O nein, das würde mit dem Zusammenhang der Geschichte nicht in Einklang stehn; der Vater fällt ihm vielmehr ins Wort, seine Liebe kommt ihm zuvor und nimmt ihm das weitere demüthigende Bekenntniß ab. Und welch' eine Liebe erweist er ihm! Er läßt ihm das beste Kleid herbringen und anlegen, einen Fingerreif an seine Hand geben, Schuhe an seine Füße ziehen und ein festliches, fröhliches Mahl bereiten ihm zu Ehren. Der Fingerreif (oder Siegelring, wie es hier eigentlich heißt) war von Alters her im Morgenlande Zeichen und Zierde des freien Mannes. That nicht Pharao, da ihm Joseph die weisen Rathschläge gegeben, auch also, that seinen Ring von seiner Hand und gab ihn Joseph, der bis dahin ein Sclave und Gefangener gewesen, an seine Hand? 1. Mos. 41, 42. vgl. Esther 3, 10. 8, 2. Schuhe (eig. Sandalen) an den Füßen waren ebenfalls Zeichen des freien Mannes, die Sclaven gingen barfuß. Wer nun will, kann auch noch weiter gehen und sagen: das neue, beste Kleid ist das Bild des neuen Menschen, den der Sohn angezogen (Eph. 4, 22—24. Col. 3, 9. 10) oder der neuen Gerechtigkeit (Rechtfertigung, vgl. Eph. 6, 14. Jes. 59, 17. Offb. 3, 18. 7, 13. 19, 8), der Fingerring das Zeichen der neuen Ver-

bindung und Gemeinschaft mit Gott oder das Siegel des Geistes; die Schuhe das Zeichen des neuen Wandels (Eph. 6, 15), das reiche, festliche Mahl ein Zeichen der himmlischen Güter, mit welchen, die in Gott leben, gesättigt werden (Jes. 25, 6. Mt. 22, 2 f. Lc. 14, 16 f.). Dieser mein Sohn war todt, sagt der Vater; dieses Wort kann in dem nächsten Sinne der Geschichte nichts anderes heißen als: wir hielten ihn für todt und haben ihn lebend wieder. Vgl. v. 27. In der Anwendung ist es auf den geistlichen Tod zu beziehen, wie das folgende Wort auf das geistliche Leben; des von Gott abgewendeten Menschen Seele ist todt, denn außer der Gemeinschaft mit Gott giebt es kein wahres Leben, und ist verloren, denn wer sein Leben in andern Dienst giebt, als in den Gottes, der verliert es. Vgl. Mt. 16, 25. Luc. 17, 33. Mt. 8, 22. Röm. 6, 13. Eph. 2, 1. 5. 5, 14.

5. (III.) Die eigentliche Geschichte von dem Wege der Sünde und Buße, von dem verlorenen und wiedergefundenen Menschen ist hiermit zu Ende. Was nun noch folgt, ist gleichsam ein Anhang zu dem Gleichniß, aber ein sehr bedeutungsvoller. Er geht auf den selbstgerechten Tugendstolz. Der älteste Sohn war auf dem Felde — also in Arbeit, im Dienste des Vaters; das ist ja gut und löblich. Er sagt auch nachher zum Vater selber: so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten (v. 29). Aeußerlich also hat er sich gehalten nach dem Gesetz, und nie wider seines Vaters Willen und Gebot gethan. Der reiche Jüngling sagte auch zu dem Herrn, da er ihm die Gebote vorhielt: das hab' ich alles gehalten von meiner Jugend auf (Mt. 19, 20). Aber wie war es um sein Herz bestellt? Es giebt Blumen, die sind auswendig gar fein und lieblich anzuschauen, aber ihr Inwendiges oder ihre Wurzel ist voll Giftes. Des Aeltesten Herz ist voll Hochmuth — wie selbstvermessen rühmt er sich seiner Treue und Arbeit im Dienst des Vaters! Und wo in einem Herzen der Hochmuth wohnet, da kann die Liebe nicht aufkommen; denn die Liebe suchet nicht das Ihre. Es ist dem Erstgebornen ärgerlich, daß der Vater um diesen Sohn, der doch ein solches Sündenleben in der Fremde geführt, all' das Seine durchgebracht, keinerlei Dienste dem Vater in so langer Zeit gethan hat

und nun in solch elendem Zustand heimgekehrt ist, daß um den der Vater solch ein Wesen macht und ein Fest anstellt. Er wird zornig und will nicht hineingehen (v. 28). Das ist die Art der Mißgunst; nicht genug, daß sie selber Alles vollauf hat — und hatte nicht der Erstgeborene schon jetzt und als einstiger Erbe des väterlichen Gutes Alles vollauf? (v. 31.) — er gönnt darum doch dem Andern, dem Unglücklichen nicht, daß ihm der Güter ein Theil zukomme. Und wie häßlich und verabscheuungswürdig zeigt sich diese Lieblosigkeit und Mißgunst in den Worten: nun aber dieser dein Sohn — er mag ihn nicht einmal seinen Bruder nennen — gekommen ist, da hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet; mir nicht einmal einen Bock, diesem ein gemästet Kalb: also etwas viel Besseres und Werthvolleres (daher die wiederholte Hervorhebung v. 23. 27. 30). Und war denn wirklich der ältere Sohn so schlimm daran gewesen und so übel weggekommen? O nein, gewiß nicht, aber der Hochmuth, die Lieblosigkeit, die Mißgunst hat ja nimmer genug, auch mitten in der Fülle der Güter nicht. — Wie liebreich offenbart sich diesem harten, lieblosen Herzen gegenüber der Vater! Er mag nicht, daß eines der Seinen, sein Sohn zumal, in Zorn und Verstimmung draußen weile, während die Andern drinnen fröhlich sind; wie er dem Verlornen entgegen ging, so geht er auch zu dem Gerechten hinaus und bittet ihn, daß er hereinkomme und der allgemeinen Freude sich nicht entziehe. Und auch nachdem der Sohn die harten Worte gesprochen v. 29. 30., ist seine Geduld nicht zu Ende — ein Anderer, auch mancher andere Vater wohl hätte solch einem Sohne auf solche Rede den Rücken gewendet und sich selbst überlassen und seinem thörichten, vermessenen, hab- und lohnsüchtigen Sinne; aber der Vater redet noch immer liebreich zu ihm: mein Sohn, und stellt ihm vor, daß er ja von Anfang an viel besser daran gewesen als sein Bruder, der zwar eine kurze Weile in schwelgerischem Genuß gelebt, danach aber und bis daher in Elend und Noth geschmachtet hatte. Auch erinnert er ihn nachdrücklich, daß es ja sein Bruder sei, dem die Freude und das Singen und Tanzen gelte, denn er sagt nicht, nach der Weise des Aeltesten: (V. 30) dieser mein jüngerer Sohn, sondern: dieser dein

Bruder. — Auch unter uns giebt es Menschen genug, die sich, weil sie äußerlich im Wege des Gesetzes gewandelt und keine Strafe von weltlicher Obrigkeit erfahren haben und in der Welt Gunst und gutem Ansehen stehen als ehrbare, rechtschaffene Leute, vermessen, als wären sie damit etwas Großes und verachten die Andern und wollen keine Gemeinschaft haben mit Sündern, die zwar die Wege Gottes einmal eine Zeit verlassen, aber wieder umgekehrt sind und Buße gethan haben. Und doch sind solche umkehrenden, reuigen Sünder, die nun mit ganzem Herzen und in dem tief demüthigen Bewußtsein Gott dienen, daß sie mit all ihren Werken des Gesetzes nichts seien vor dem heiligen Gott, dem himmlischen Vater hundertmal lieber, als jene Gesetzesgerechten, die da meinen, der Himmel müsse ihnen werden, sie hätten sich ihn verdient und der gerechte Gott könne den Gerechten ihren Lohn nicht versagen. Paulus, der Apostel, sagt: von Gottes Gnade bin ich, was ich bin; und wir wollen dazufügen: von Gottes Gnade werde ich sein, was ich sein werde. —

6. Das herrliche Gleichniß steht Luc. 15, 11 — 32. Ihm voraus gehen zwei andre kürzere, verwandte Gleichnisse: vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen. Die Veranlassung zu allen dreien geben die beiden ersten Verse des Kapitels an: Es nahten sich zu ihm Zöllner und Sünder, daß sie ihn höreten, und die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Daraus erhellt, welche nähere Beziehung zu der unmittelbaren Umgebung des Herrn diese Gleichnisse und vornehmlich das unsere habe. Der jüngste Sohn, wie oben bemerkt, ist das Bild der Zöllner und Sünder; der älteste, der gesetzesstolzen, äußerlich gerechten Pharisäer. Die Zöllner als lästige, oft wohl auch um des Amtes willen harte Diener der heidnischen Obrigkeit waren bei dem Volke verachtet und verhaßt und von aller Welt gemieden; man sagte ihnen alles Schlechte nach und Zöllner und Sünder war ein sprichwörtlicher Ausdruck. Darum machte man Jesu einen bittern Vorwurf daraus, daß er mit ihnen ging, verkehrte, zu Tische saß, sich ihrer annahm. Zumal die Pharisäer, die es vollends ganz unter ihrer Würde hielten, mit solchem Volke zu ver-

kehren. Für sie war die Lehre des Gleichnisses: So thut der himmlische Vater mit dem verlorenen, aber reuig heimkehrenden und Buße thuenden Sünder, und wie thut ihr? der älteste Sohn ward um all seinen äußerlichen Gesetzesdienst, nicht besser erfunden vor den Augen seines Vaters, als der jüngere, was wollet ihr für Vorrecht haben vor den Zöllnern und Sündern? der Sinn und die Rede des ältesten war nicht nach dem Herzen des Vaters, meinet ihr, daß ihr mit eurem Wesen und Reden und Thun könnet Gott gefallen, ob ihr gleich das erstgeborne Volk seid im Reiche Gottes? der himmlische Vater ist der verlorenen Welt — denn verlorene Söhne waren wir ohnedem alle — entgegengekommen wie der Vater im Gleichniß, da sie sich nach ihm sehnte und umwandte, er beweist es euch jetzt durch mich, wie ihn der verlorenen Welt erbarmt, denn durch meinen Mund bittet er euch hereinzukommen und Theil zu nehmen an dem großen Abendmahl und mit den andern allen, auch den Zöllnern und Sündern, zu Tische zu sitzen — wie lange wollet ihr ihn vergeblich bitten und euch nöthigen lassen? —

7. In der Sprachstunde können im Anschluß an das erläuterte Gleichniß zwei schöne Parabeln von Krummacher gelesen und besprochen werden: der trübsinnige Sohn; und: die beiden Wege. (1. Bd. S. 112. 153.)

---

## Wo die Gemüthlichkeit aufhört.

Die Gemüthlichkeit ist eine von jenen Tugenden mit doppeltem Gesicht, eine virtus anceps, so zu sagen. Während den Einen das Höchste und Beste, was sie von Menschen, Büchern, Gesellschaften, Familien, Gegenden, Musiken, Poesien und Gott weiß von was allem zu sagen und zu rühmen wissen, ist, daß sie doch gar zu gemüthlich seien, empfinden Andere vor der Gemüthlichkeit und ihrem Lobe jenen horror des großen Galilei, den horror vacui. Wie erklärt sich dieser Gegensatz? Ist er in der Sache, dem

Begriff an sich zu suchen oder liegt er in der subjectiven Stellung, die der Einzelne sich zu dem Begriff und zu dem Gegenstande giebt?

Nehmen wir, um der Sache auf den Grund zu kommen, von den genannten Beispielen eines heraus: das gesellige Leben. Da sitzt eine Anzahl von Leuten „fröhlich beisammen und haben einander so lieb." Und sie haben sich nicht blos lieb mit Mienen und Blicken, sie unterhalten sich auch, und das Gespräch ist munter und lebhaft. Und um was dreht sich die Unterhaltung, wie um den Spieß der Braten über dem Feuer? Nun, um Tages- und Stadtneuigkeiten, die wie eine Citrone bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt werden, um Witze und Anecdoten, die vielleicht zum hundertsten Male aufgewärmt werden (Aufgewärmtes soll ja besser schmecken als Frisches), um Abwesende, deren Personalien nach allen Seiten und aus allen Kräften durchgehechelt werden. O wie ist das so gemüthlich! Die Gesellschaft, man siehts ihr an, befindet sich bene, perbene. Aber was geschieht? Da fährt so ein dummer oder schlimmer Teufel dazwischen mit einer oppositionellen Ansicht, die er entschieden ausspricht und par force vertritt, oder er bringt Fragen der Religion oder der Politik aufs Tapet (und an denen reiben sich bekanntlich die Geister am leichtesten heiß), oder er kommt mit einem Gegenstand ernster Wissenschaft hervor, oder er greift Einen aus der Gesellschaft bei seiner schwachen, empfindlichen Seite an und sticht ihn mit Spottnadeln — und ehe man sichs versieht, ist der Genius der Gemüthlichkeit entwichen, wohin er flog, man weiß es kaum. Und die Leute gehen nach Haus, ziehen sich den Mantel der Resignation über die Ohren und klagen: heute wars recht ungemüthlich!

Wir werden hiernach nicht falsch gehen, wenn wir als das Wesen der Gemüthlichkeit die I n d i f f e r e n z bezeichnen, die Indifferenz des Gefühls, des Urtheils, des Willens. Die Indifferenz aber ist an sich nicht Indolenz, nicht Apathie; ihre Eigenthümlichkeit besteht vielmehr, wie bei dem phlegmatischen Temperament, bei dem wir ja die Gemüthlichkeit auch vorherrschend finden, eben darin, sich nach allen Seiten hin aufschließen zu können. Aber sie flieht alles, was man Erregtheit des Gefühls,

was man energische entschiedene Anstrengung des Geistes und Willens nennt, und indem sie diese, wie sie sie selber nicht hat, auch andern nicht zumuthet oder auferlegt, indem sie an Allem und Jedem eine temperirte, lauwarme — Theilnahme zeigt, erzeugt sie jenen mittleren Stimmungszustand, den wir Behaglichkeit nennen. Hieraus erklärt sich nun, einerseits, warum als der Grundton des geselligen Zusammenseins von den Leuten die Gemüthlichkeit begehrt wird und wie dieselbe durch ein dazwischentretendes leidenschaftliches, rechthaberisches, hartes, ungefüges, herrschsüchtiges, exaltirtes Element alterirt werden muß, und andrerseits, wie das, was wir von Vielen als liebenswürdigste Tugend preisen sehen, bei Andern unter dem Namen that- und mark- und ziel- und grund- und geistloser Empfindelei und schlechter sentimentaler Zustände in übelstem Geruche stehen kann.

Nehmen wir hiernach nun die Frage der Ueberschrift auf: wo die Gemüthlichkeit aufhört, so ist die nächste Antwort die bekannte, die als geflügeltes Wort seiner Zeit durch ganz Deutschland geflogen ist und sich wie ein Sprüchwort im Volke eingenistet hat: in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Der erfahrene Staats- und Finanzmann hat damit ein wahres, ein großes Wort gesprochen; auch der beschränkte Unterthanenverstand muß das einsehen und zugeben. Ja, wo wäre der Lehrer, dem bei den Worten: Zulage — Gratification — Naturalien, Ablösung — Aufbesserung des Gehalts — auskömmliches Gehalt — sorgenfreie Zukunft — Dotationsgesetz — nicht die Pulse höher schlügen, nicht das Herz aus jenem ruhigen, behaglichen, kummerlosen Gleichgewicht fiele, das wir eben Gemüthlichkeit nennen! Und mag dem leichten Sinn des jüngeren Alters das eigne Bedürfen und Haben und Nichthaben und Können und Nichtkönnen und der freie, heitre Genuß der Lebensgegenwart eben keine Sorge machen: wem unter den Aelteren läge nicht der Gedanke: wer weiß, ob nicht der Herr dich vor den Deinen von hinnen ruft, und: was wird dann aus Waisen und Wittwe werden? wie ein centnerschwerer Stein auf dem Herzen! Sehen wir's doch mit unsern Augen, wie so manche Wittwe mit Nähen und Sticken und Stricken und Waschen und fremder Kinder Auferziehung und

Kleinkinderschule und Strickschule und Musikstunden sich abquält vom frühen Morgen bis zur späten Nacht und von Jahr zu Jahr, und kommt doch nicht vorwärts und aus den Nahrungssorgen heraus und muß den Sohn, der, wohlbegabt und fleißig, zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, von der höheren Schule der Stadt hinwegnehmen, weil sie's nicht aufbringen kann. Es ist wahr, Mancher, besonders auf dem Lande und in größeren Städten, ist besser und glücklicher daran; aber wir müßten den verachten, der darum gegen das Loos der darbenden, leidenden Brüder das Herz verschließen und ihm die Theilnahme versagen könnte, die wir ihm von einsichtigen, wohlwollenden Stimmen auch außerhalb des Kreises der Genossen geschenkt sehen. Es ist wahr, dem Suchenden und Glücklichen fließen neben der harten Heerstraße des Berufes manche gute Quellen des Erwerbes und Gewinnes; aber es ist schon zum Oefteren höheren Ortes darauf hingewiesen worden, wie durch Uebermenge von Privatunterricht, durch Uebernahme von Agenturen u. dgl. nur zu leicht und oft die Zeit, die dem Berufe zunächst und zumeist gehört, ihm entzogen, die Kraft vor der Zeit aufgerieben, die Thätigkeit zersplittert, das Interesse getheilt, die Arbeitsfreudigkeit herabgedrückt und die Stellung des Standes verschoben wird. All' diesen Klagen und Sorgen und Bedenken und Gefahren gegenüber, die das Gemüth in seiner Tiefe erfassen und erregen, ja, da — hört die Gemüthlichkeit auf. Lassen wir indessen den Muth nicht sinken. Die Zeit drängt zur Hülfe, die Stimmung ist ihr günstig, so dürfen wir hoffen, daß wir bei dem guten, ernsten Willen der Regierenden, der auf andern Gebieten so große Mittel aufzuwenden gehabt, über Anträge, Ansätze und Anfänge endlich auch zu dem langersehnten Ziele kommen.

Wir wenden uns, nachdem uns bei der Frage nach der äußeren Lebensstellung und Lage der Athem der Gemüthlichkeit ausgegangen, auf das innere Gebiet des Schullebens. Wir treten in die Klasse. Die Tagesarbeit beginnt mit Gebet, von Rechtswegen. Nun das ist denn doch unzweifelhaft ein gemüthlicher Act? Was wäre ein Gebet ohne Gemüthlichkeit? Doch nicht. Denn das Gebet kommt wohl aus dem Gemüth und erfüllt es,

aber es ist nicht bloß Gefühl, nicht blos Stimmung, es ist Andacht, es erfordert eine ernste Erhebung des Gemüths, eine Sammlung der Gedanken, eine Verbannung aller fremden, zerstreuenden, sinnlichen, selbstischen Regungen, (daher wir ja beim Gebet die Hände falten, die Augen schließen oder niederschlagen), eine Zusammengenommenheit des ganzen inneren Wesens. Zu dem Allem aber bringt es die Gemüthlichkeit für sich nicht.

Der Gegenstände des Unterrichts in der Schule sind gar mancherlei, zu viele, sagen Viele, und streichen nach der Möglichkeit und Schwierigkeit, lassen die überflüssigen Gase durch ein Ventil, an dem geschrieben steht: quod supra nos, non ad nos; non multa, sed multum; wenig mit Liebe; entweichen, oder brauen aus einem Allerlei von Resten, die sie zusammenschütten und schütteln, mit dem Recept der Concentration ein Ragout, an dem sich keiner den Magen verderben soll. Bei dem hastigen Hin- und Herrennen und Treiben von einer Sache zur andern kommt die Schule und die Jugend um all' ihr Bischen Gemüthlichkeit, sagen sie. Lassen wir das fürs Erste auf sich beruhen, gehen auch der Frage nicht nach, ob jene Erscheinung, der es ja freilich an Beispielen nicht fehlt, in der Sache ihre Ursache hat und Erklärung findet oder in der Person, in der Stellung, welche sie dazu nimmt. Denn darauf wird es ankommen.

Man theilt die Lehrobjecte verschiedentlich ein, in reale, formale, materiale und mechanische, oder in reale und ideale, logische und technische, oder wie sonst. Wir wollen diese u. a. Eintheilungen einmal bei Seite lassen und anstatt dessen sie eintheilen in gemüthliche und ungemüthliche. Welche haben wir zu diesen, welche zu jenen zu rechnen? Billig kommt da zuvörderst der Religionsunterricht in Betracht. Und wenn irgend einem, so kommt eben diesem der Character der Gemüthlichkeit zu. Gewiß wäre das ein trauriger Religionsunterricht, der sich nur an den Verstand wendete, nur das Gedächtniß übte, und nicht die Kraft und Wirkung hätte, das Gemüth zu bewegen, zu erheben, zu stärken, zu trösten, zu reinigen, mit einem lebensvollen, bedeutenden Inhalt zu erfüllen. Aber wie? Ist es denn das, was der Sprachgebrauch mit dem Worte Gemüthlichkeit meint? Wir

müssen sagen nein. Sobald es die Arbeit des Lernens gilt, der völligen Hingebung an die Sache und der ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf die Rede, des Gewinnens einer klaren, deutlichen Erkenntniß, des festen Aneignens einer biblischen Historie, eines Spruches, eines Katechismusstückes, eines geistlichen Liedes — und wie könnte ein Religionsunterricht (wenn er nicht noch allgemeiner ist als „der allgemeinste") ohne solche straffe, geistige Arbeit bestehen und gedeihen? — da hört ihm die Gemüthlichkeit auf.

Verhält es sich aber so mit dem Religionsunterricht, was sollen wir dann noch von den andern Lehrgegenständen sagen? Oder sollte etwa der Unterricht in Grammatik und Aufsatz, in Mathematik und Rechnen gemüthlich sein? Es kann es keiner sein, so wenig als einer darauf verzichten kann, eine Zucht des Geistes und des Willens zu üben, dem Schüler eine Arbeit, eine Anstrengung zuzumuthen.

In dem Object an und in sich kann also die Gemüthlichkeit nicht liegen; das ist dagegen indifferent. So muß sie denn in dem Subject liegen, in der Stellung und Stimmung, die der Schüler nimmt zu dem Gegenstand, oder die der Lehrer sich zu dem Schüler und zu dem Object und dem Schüler zu dem Objecte giebt. Und so verhält sichs in der That. Wer wüßte nicht, wie verschieden das Interesse an den einzelnen Lehrobjecten ist, zumal bei den Schülern der oberen Klassen, wo sich schon die Geister mehr scheiden und selbstständig entscheiden. Während der Eine über einem mathematischen Satze, über einer algebraischen Berechnung Stunden, Tage lang sitzen und brüten kann und Essen und Trinken (des Rauchens zu geschweigen, das an gewissen Orten hinter der Orgel und auf dem Turnplatz erlaubt ist) darüber vergißt und sogar im Schlafe davon träumt, kann ein Anderer über einer Variante im Text, über einer Construction, über einem Jota subscriptum oder Dagesch forte sich selber ganz vergessen und verlieren, daß er nicht Sonnenschein und Waldesgrün und Blumenfarbenpracht sieht und nicht Morgenfrische reucht und nicht Lerchenwirbel hört, sondern nur Buchstaben sieht, nur Conjecturen düftelt, nur Worte fremder Zungen, todter Sprachen übt und hört; einem Dritten geht sein ganzes Interesse

und Herz auf in der Lectüre oder dem Studium deutscher Literatur; einem Vierten ist gar Alles, ist die ganze Schule ungemüthlich, er klagt (man verzeihe diese kleine anticipatio): in diesen Mauern, diesen Hallen will es mir keineswegs gefallen, es ist ein gar beschränkter Raum, man sieht nichts Grünes, keinen Baum, und in den Sälen, auf den Bänken vergeht mir Hören, Sehn und Denken; er jauchzt: weg corpus juris, weg Pandecten, weg mit den theolog'schen Secten, weg mit der Medicinerei, vor solchen Musen hab ich Scheu; ihm ist erst wohl ums Herz ferne von der Schule, von den Büchern, er nimmt schon das Wort gelehrt für touche und läßt, so viel an ihm ist, kein Gespräch von Wissenschaft aufkommen. Und das, wie bekannt, sind den Meisten grade die liebenswürdigsten, echten und rechten gemüthlichen Leute, die urgemüthlichen, wie sie sagen.

Es kann aber zum Andern die Wirkung der Vergemüthlichung (Verzeihung dieser Vergewaltigung) auch vom Lehrer ausgehen und in dessen Persönlichkeit ihre Wurzel haben. Während jener rauh und stürmisch daherfährt, für jedes Vergehen und Versehen immer gleich die schärfsten und härtesten Worte hat, auch wohl zum Stab Wehe greift und sich auf den Ehrennamen des „Bären" etwas zu Gute thut, gehet der andere mit lindem und mildem Wort und Wesen daher, führt den Stab Sanft, hat mit den Schwachen und Blöden Geduld, fähret säuberlich nicht blos mit den Mädchen, sondern auch mit den Knaben, auch mit einem Absalom und lässet sich schwerlich und selten aus dem Gleichgewicht, dem Gleichmuth bringen. Während jener im Sturme säen will, in ruheloser Hast von Stufe zu Stufe dringt und drängt, die armen kleinen Geisterchen jagt und hetzt und nur darauf aus ist, möglichst viel Stoffe in möglichst kurzer Zeit in sie hineinzustopfen: gehet und leitet der andre stetig und mählich (doch ohne träges Säumen) von Station zu Station, betritt keine zweite, ohne die erste erledigt und durch sie die zweite wohl vorbereitet zu haben, und macht sich weniger um die Masse Sorge, als um die Uebung der Kraft an dem kleinen Inhalt von geringem Umfang. Während jener noch nicht an dem: Du sollst! genug hat, sondern es zu dem absoluten: Du mußt! steigert, sucht

und weiß der andre den jungen Geist in das Interesse zu ziehen, durch die Freudigkeit, mit der er dem Gegenstand sich hingiebt und mit der er des Schülers Fortschritt begrüßt, ihn zu erheben und zu beleben, durch die Theilung der Arbeit, indem er mit ihm sucht und denkt und lernt und übt, ihn für die Arbeit und für die Sache zu gewinnen. Während jener Alles wie Schafe und Böcke über Einen Kamm scheert und wie Recruten mit Einem Maße mißt, nimmt dieser der individuellen Besonderheit des Schülers in Anlagen, Kräften, Neigungen wahr und bemüht sich, sie (doch ohne Schaden der Gesammtheit) zu pflegen, zu schonen, zu bilden. Und das ist — wer wollte es leugnen — das ist auch eine Tugend, eine Lehrertugend, alles Lobes und wohl des Schweißes der Edlen werth. Doch gilt auch hier das schwere Wort: wer da hat, dem wird gegeben. Wie weit ab liegt aber diese herzliche, fröhliche Hingebung, die nur κατὰ μείωσιν Gemüthlichkeit heißen könnte, von jener schlechten Gemüthlichkeit, die in Schlaffheit und Schwachheit steht, die im Sichgehenlassen sich gefällt, die in Phrasen und Witzen, in gemüthlicher Unterhaltung den Ernst, die Straffheit, die sittliche Kraft der Unterweisung zergehen, untergehen läßt.

Es bleibt nun nur wenig noch zu sagen über die erziehliche Thätigkeit des Lehrers. Ist sie doch zum guten, ja größten Theile in dem Unterricht mit inbegriffen. Denn was wäre ein Unterricht, der nicht zugleich einen erziehlichen Character und Endzweck hätte? oder warum nennen wir die Lehrobjecte Disciplinen? Voraus aber müssen wir hier daran erinnern, daß die Gemüthlichkeit mit der Gemüthsbildung *), diesem oft mißbrauchten, öfter mißverstandenen Modewort der heutigen Pädagogik, nichts zu thun hat, und daß wir über die Grenzen des Begriffes, wie wir ihn oben auf Grund des herrschenden Sprachgebrauchs festgestellt,

*) Von der sehr treffend F. Löw (pädagog. Monatsschr. 6. B. 4. H. S. 304) bemerkt: Würden die Lehrer die Vorschläge der Gemüthspädagogen befolgen, so würde man anfänglich eine Menge Phantasten und Schwärmer erziehen, von denen darauf die Meisten in das gerade Gegentheil, der frivolsten Scepsis, umschlagen würden, sobald sie mit ihrer Gemüthsbildung in das practische Leben eingetreten wären.

hinausgehen würden, wollten wir die Gemüthlichkeit, wie ein neueres Lehrbuch der Pädagogik thut *), zu einem Princip der Erziehung machen und darunter die Gerechtigkeit, die Uneigennützigkeit, die Freundlichkeit, die Langmüthigkeit, die Sorgfältigkeit, die Sparsamkeit, die Wachsamkeit, die Rechtzeitigkeit, die Häuslichkeit und Stille der Erziehung, kurz alle persönlichen Grundsätze sympathetischer Art begreifen.

Wo hört in der Erziehung die Gemüthlichkeit auf? Der Schüler antwortet: wo das Strafen anfängt. Und wir werden ihm nicht Unrecht geben können. Am wenigsten freilich, wenn die Strafe aus persönlich verletzter, erregter, erbitterter Stimmung hervorgeht, wenn sie eine Aufhebung des ursprünglichen, natürlichen, wohlwollenden Verhältnisses des Lehrers zum Schüler einschließt. Aber, fragen wir, soll denn die Strafe das bedeuten? Warum straft man überhaupt? Warum anders als um zu bessern, zu heilen? Und kann die Strafe diese Wirkung haben, wenn jene Stimmung wirklich im Gemüth des Lehrers überwiegt oder vom Schüler angenommen wird? Es ist nicht zu sagen, wie oft darin, auch von besonnenen, treuen Lehrern, in dunkeln Stunden trüber Laune, leidenschaftlicher Erregung, unverständigen Eiferns gefehlt wird. Die Alten gaben den Rath, man solle, ehe man zur Strafe die Hand erhübe, ein stilles Vaterunser beten. Wir wollen sagen: bete nur im Stillen die fünfte Bitte, denke an die eigene Kindheit, denke an die eignen Kinder. Wahr ist es, die Gemüthlichkeit hört beim Strafen auf mit dem ruhigen, harmonischen Gleichgewicht der Seele, mit der Störung des innigen, innerlichen Verhältnisses zwischen Schüler und Lehrer, ja sie hört schon darum auf, weil es hier eine sittliche Aufgabe, ein ernstes, strenges, gerechtes Richten gilt. Aber aufhören, verstummen soll darum nicht, auch im Zorne nicht, das Gemüth, ohne das die Strafe ihre heilende Kraft, ihren tieferen Segen verliert.

Kaum ist es nöthig hinzuzufügen, daß auch bei Censurbestimmungen, bei Versetzungen, Versetzungsberathungen, beim Cer-

---

*) Schwarz „Curtmann, 6. Aufl. I. Theil. S. 177.

tiren u. s. w. die Gemüthlichkeit aufhört. Dem Kundigen liegt die Erfahrung davon nahe genug, und den Lehrer möchte ich sehen, der jene Acte des Schullebens und Schaffens zu den gemüthlichen zu rechnen sich gemüßigt fände. Beim Spiele der Kinder, bei den Festen der Schule, beim Verkehr außer der Schule, in der Theilnahme an den Ereignissen des Hauses, an den Erlebnissen, frohen und traurigen, des einzelnen Kindes, in der freundlichen, hingebenden, leichten Unterhaltung, die mit den Kleinsten und Jüngsten gepflogen wird, um sie durch kleine Geschichten, Verslein und Liedlein allmählich erst für die Schule und für den Lehrer zu gewinnen, — wohl, da mag die Gemüthlichkeit walten, da gehört sie hin, da ist sie in ihrem guten Rechte. Sonst aber — sei es gesagt trotz derer, die, weil sie so geartet sind, (und der Schreiber dieser Zeilen gesteht offen, selber von Herzensgrund zu ihnen zu gehören) die Gemüthlichkeit gern zur Lehrertugend machen möchten, — sonst hat sie in der Schule ein Heimathrecht nicht, so gewiß nicht, als die Kinder diesen Ton als Grundton „jetzt noch nicht tragen können," so gewiß nicht, als es hier gilt, in ernster, straffer Denkarbeit den Geist, in fester, strenger Zucht den Character zu bilden.

Im Uebrigen soll das Wort des weisen Altmeisters unvergessen bleiben:

Die Welt ist nicht aus Mus und Brei geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen.
Harte Bissen giebt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

# Der 31. Januar (1867).

*Zum dritten Mal sehn wir uns heut versammelt
Zu frohem Fest nach mancher sauren Woche,
Und heißen in des Saales weitem Raum
Mit Herzensgruß manch trauten Gast willkommen.
Ihr wißt, es war der ein und dreißigste
Des wonn'- und blüthereichen Monat Mai,
Der uns zum ersten Mal zusammenrief
Zu festlicher Erinnerung und Lust.
Dann hieß der 26. August
Uns edler Helden, Sänger, treuer Lehrer
Aus Näh' und Fern' im lieben Vaterland
Gedenken und mit Wort und Lied sie feiern,
Wie es der Dankbarkeit, der Treue ziemt.
Denn nimmer soll die Gegenwart vergessen,
Des Segens froh, der aus der edlen Saat
Der theuern Todten sprießt, ihr Bild, ihr Werk
In liebendem Gedächtniß zu erneuen
Und ihrem Grab des Dankes Kranz zu weihen. —

Und nun in frohgewohnter Arbeit ging
Der Monde Lauf, des Jahres Kreis zu Ende,
Und mancher Tag, den die Erinnerung
Glorreicher Thaten der Vergangenheit
Mit einem ew'gen Strahlenkranz umwebt,
Ging mit dahin und in dem stillen Strom
Des Tagewerks und seiner Sorgen unter,
Bedacht von Wen'gen, Vielen ungeahnt.

So stieg das neue Jahr herauf. Es sollte,
So hofften wir, uns neue Feste bringen
In unsrer Schule still begrenzten Bann.
Doch es kam anders. Dunkle Wetterwolken,
Verderben drohend, stiegen auf am Himmel,
Und zogen nah' und näher, sanken tief
Und tiefer. Und ach, bald entlud das Heer
Der Wolken sich in tausend jähen Blitzen
Und tausend Donnern, daß die Erd' erbebte
Und alle Herzen bang erzitterten.

---

*) Deklamation.

Zwar unsre Fluren hat ein gnädiges
Geschick bewahret vor den blutgen Schrecken
Des Krieges. Doch mit banger Sorge hat
Der Krieger Schaaren unser Blick und Herz
Begleitet Tag für Tag und früh und spät,
Durch Schlesiens Berge und durch Böheims Land,
Und bis in Mährens ferne, öde Grenzen,
Auf ihrer Züge drangsalsvolle Wege,
In ihrer Lagerstätten kurze Rast,
In ihre Noth und in der Schlachten Graus,
Wo blutger Tod aus tausend Schlünden droht.

Und als darauf nach banger Nacht zu uns
Herüberdrang die Botschaft großer Siege,
Womit der Preußen tapfres Heldenheer
Ein neues, goldnes, strahlend Ruhmesblatt
In seines Volks Geschichte eingefügt,
Wie jauchzte da in Freud' und Dankgebet
Das Vaterland, wie schlug so froh und frei
Und hoch das Herz dem Freund des Vaterlands!
Das ist der Segen solcher großen Zeit,
Daß sie versöhnt und einet, was entzweit,
Daß sie durchströmt die Herzen voll und ganz
Mit Frohgefühl des theuren Vaterlands. —
So sei es denn vergönnt, heut' noch einmal
Von jenem letzten, schwersten, größten Sieg
Bei Königgrätz am 3. Juli des
Vergangnen Jahrs, so reich an Ruhm und Ehren,
Des Dichters frohbegeistert Lied zu hören.

---

*Der Königssieg bei Königgrätz, von G. Hesekiel.

---

*Nun ist es wieder Fried', es ruhn die Waffen,
Es ruht der blutge Streit, und heimgekehrt
Ist, was nicht draußen schläft in fremder Erde,
Zu seiner Stadt, zum trauten, heim'schen Heerde.
In jenen Tagen fand das Herz nicht Zeit,
An festlich frohen Wechselspieles Lust
Sich zu ergötzen; in dem Würfelspiel,
Dem blutigen, des Krieges war der hellen,
Der unbefangnen Freude Laut verstummt.
Heut' — Gott sei Dank — ists anders; heute kann
Das Herz zu kleinem, leichten Festesthun
Sich wieder regen. Und so sammelt euch,

In Huld und Nachsicht hörend Sang und Spruch,
Um diesen Tag, den ein und dreißigsten
Des Januar, mit uns, und seht, was er
In seinem Schooße von Erinnrung beut
Aus Näh' und Ferne der Vergangenheit.

---

Und in die Ferne führt uns die Erinnerung zuerst. Griechenland, das schöne, ruhmreiche, aber durch die eiserne Hand despotischer Gewalt, wie durch innere Zerklüftung seit Jahrhunderten so gedrückte als gelähmte Griechenland, das ist die Stätte, wohin wir zunächst unsre Schritte und Blicke wenden. Tausende des tapfern Volkes sind dem Schwerte zum Opfer gefallen, Tausende in entsetzenvolle Sclaverei verkauft. Geschmäht, geschändet liegt das Kreuz im Staube, und von den Kuppeln der Moscheen glänzt der Halbmond siegesstolz. Das ganze Land seufzt unter der blutigen Geissel seiner Dränger. Aber mit der Schmach und dem Druck wächst die brennende Sehnsucht nach Freiheit und die Hoffnung ihres Sieges. Es fallen große, mächtige Provinzen im offnen Aufstand von der Pforte ab, die nicht die Kraft hat, sie wieder zu unterwerfen. Da scheint die Stunde gekommen, das türkische Joch zu zerbrechen. Schaaren tapfrer Griechen sammeln sich um den Fürsten Alexander Ypsilanti, einen edlen, kühngemuthen Helden, der unter Katharina II. in russischem Dienst gegen Napoleon gestritten und bei Dresden einen Arm verloren, dann als Kaiser Alexanders General und Adjutant zur Zeit des europäischen Congresses mit in Wien gewesen, nun aber mit glühendem Eifer die Erhebung seines Vaterlandes betrieb und leitete. Aber er sollte nur zu bald erfahren, daß die Stunde noch nicht gekommen. Weder in der Moldau, noch in der Wallachei, noch in Serbien fand er das Volk in Masse bereit, seinem Ruf zu folgen. Was vermochte er da mit seinen Wenigen gegen der Türken ungeheure Uebermacht! Er verlor nach tapferstem Kampfe eine Schlacht und floh nach der österreichischen Grenze; aber hier wurde er verhaftet und als Gefangner nach der ungarischen Festung Munkacz gebracht. Zwar drang noch durch das Gitter seines Kerkers ein Strahl der Freude und Hoffnung durch die

Botschaft eines großen Sieges der Seinen. Aber den vollen, letzten Sieg sollte er nicht erleben, den Tag der Freiheit zu sehen war ihm nicht beschieden. Er starb nach 6 Jahren im Gefängniß, 1828 an dem heutigen Tage, dem 31. Januar. Dem Gedächtniß des edlen Märtyrers der Freiheit seines Volkes hat W. Müller, der Dichter so vieler begeisterter Griechenlieder, ein schönes, tief ergreifendes Lied gesungen. Das wollen wir hören.

* Alexander Ypsilanti auf Munkacz.

---

Wenden wir uns nun wieder den vaterländischen Geschichten zu, so finden wir zunächst auf den Blättern der preußischen Geschichte unter diesem Tage verzeichnet: den Erlaß der revidirten Verfassung. Es würde zu dem Zwecke dieses Festes und zu dem Kreise meiner kleinen und großen Zuhörer gar übel passen, auf die Wirren und Stürme der Jahre 1848 u. 49 des Weiteren einzugehen, jene Stürme, die den herrlichen, durch Geschicke ohne Gleichen in Jahrhunderten geschaffenen Bau des preußischen Staates in seinem tiefsten Grunde erschütterten, jene Kämpfe der Stämme und Parteien, der Häupter und Glieder, unter deren überwältigender, blendender Macht auch mancher Besonnene der dunklen Leidenschaft erlag, und auch mancher Muthige in hoffnungsloser Ergebung das Haupt sinken ließ. Liegen doch diese Tage weit hinter eurem (nicht Erinnern, sondern) Leben; hat es doch die Schule, wenn sie Geschichte lehrt, überhaupt nicht mit Werdendem, sondern mit Gewordenem, Abgeschlossenem zu thun. Genüge darum die Erwähnung, daß König Friedrich Wilhelm IV. im Decb. 1848 nach Auflösung der Nationalversammlung Preußen eine octroyirte Verfassung gegeben, welche, nachdem die wilde Sturmfluth sich gelegt, von den beiden Kammern revidirt und dann am 31. Januar 1850 angenommen und als zu Recht bestehend publicirt wurde. Sie ist im Wesentlichen noch die Grundlage unserer gegenwärtigen Verfassung. — Es giebt aber ein Höheres über den Fragen, die die Zeit bewegen und in jenen Jahren zumal fieberisch bewegten, das ist die Treue, die Treue gegen den König, unsern Herrn, die

Treue gegen das liebe, theure Vaterland. Und daran wollen wir, unbeirrt und unbefangen von der Parteien Kampf und Krieg, uns halten, und uns sammeln um das Gelübde: Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand dir, Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland.

---

Ich hab' mich ergeben. V. 1—3. (Gesang).

---

Wir treten endlich auf das Feld der Literatur, und hier haben wir drei Namen zu nennen. Zwar bei Gottlieb Theodor von Hippel, der am 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren wurde, verweilen wir heute nicht, und gedenken nur des Umstandes, daß der Verfasser des herrlichen „Aufrufs an mein Volk," am 17. März 1813 von Friedrich Wilhelm III. erlassen, der Neffe jenes durch seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" u. a. berühmten Schriftstellers war. Auch erwähnen wir nur vorübergehend, daß am 31. Januar 1863 der Freiherr Johann Georg von Cotta, 66 Jahr alt, in Stuttgart gestorben ist, der Chef jener weltberühmten Buchhandlung, welche unbestritten das Verdienst hat, an den Schöpfungen unserer Geistesheroën, Goethe, Schiller, Uhland, Lenau, Pyrker, Platen — viel verdient zu haben. Länger aber gebührt uns zu verweilen bei einem Dichter, der heute vor dem Jahre zur ewigen Ruhe eingegangen ist, bei Friedrich Rückert.

Geben wir zunächst einen kurzen Abriß seines äußeren Lebens. Friedrich Rückert ist am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt in Baiern geboren. Das ist ein ziemlich unpoetischer Name; aber der kunstreiche Dichter hat ihn doch besungen und in Reime gezwungen. Er singt in den „Erinnerungen eines Dorfamtmannssohnes" (einer mit Unrecht fast vergessenen Dichtung v. J. 1829):

Ueber deiner Rathhaus-Einfurt
Steht gehaun in Stein
Das Geschöpf, von dem du Schweinfurt
Sollst benamet sein.

Kann man eine Stadt erbauen,
Um den Namen dann
Ihr zu geben, den mit Grauen
Man nur singen kann?

Hättest Mainfurt, hättest Weinfurt,
Weil du führest Wein,
Heißen können, aber Schweinfurt,
Schweinfurt sollt' es sein!

Doch die Schuld nicht des Erbauers
Brachte dir die Schand'.
Ach! nur eines Steinbildhauers
Ungeschickte Hand.

Die ungeschickte Hand sollte nämlich ein Lamm meißeln, aber das gelang so schlecht, daß das Thier einem Schwein ähnlicher aussah; das Bild steht noch über dem Rathhausthor.

War aber der Name der Geburtsstadt unpoetisch, so war der Geburtsmonat desto poetischer. Und er erzählt uns *), als er geboren worden, habe seine Mutter gelächelt und gesprochen:

Dein Leben sei
von Kummerfrösten frei stets ein sechszehnter Mai.

Auf dem Gymnasium der Vaterstadt gründlich vorgebildet, ging er, fast noch ein Knabe, nach Jena, um Jura zu studiren, doch wendete er sich bald ausschließlich den Sprachen und der Literatur, aber im weitesten Umfang, zu. 1809 verließ er die Heimath, um in das östreichische Heer einzutreten, aber als er nach Dresden kam, wurde der Friede verkündet. Auch beim Wiederausbruch des Krieges hielten ihn die Vorstellungen und Bitten seiner Eltern und die Rücksicht auf seine durch das Studium geschwächte Gesundheit zurück. So ward ihm der Lorbeer auf dem Schlachtfelde versagt. Aber einen andern unverwelklichen Lorbeer hat er gewonnen durch seine patriotischen Lieder, den „Kranz der Zeit,“ die von aristophaneischem Geiste getragene politische Comödie „Napoleon,“ und vor allem durch die „geharnischten Sonette.“ Eines derselben wollen wir hören.

* Der alte Fritz saß drunten.

---

Im Jahr 1811 kehrte er nach Jena zurück, um sich als Privatdocent zu habilitiren. Das ist nämlich die erste Stufe für Gelehrte, die ein Lehramt, eine Professur an einer Universität erstreben. Den Eintritt aber in den geweihten Kreis der Großwürdenträger der Wissenschaft müssen sie sich durch eine gelehrte Disputation mit diesen über einen Gegenstand ihres Faches erkäm-

*) Weish. d. Brahmanen. S. 685.

pfen. So denn auch unser Dichter. Er war azu durch die unermeßliche Fülle gelehrten, besonders sprachlichen Wissens, durch die geniale Originalität seines Geistes, durch die Weite und Tiefe seines Blickes, endlich durch seine außerordentliche Sprachgewandtheit und Schlagfertigkeit in Ernst und Humor, vor Tausenden gerüstet. Die alten Herren wußten dem jungen Manne (er zählte erst 22 Jahr) mit dem kühnen, geistsprühenden Auge und dem langen Haar und dem kecken Auftreten nichts Anderes entgegenzusetzen, als vornehme Verachtung, stolzen Hohn. Aber die Studenten verstanden sich besser auf das Erkennen oder Ahnen des Genius. Sie brachten dem jugendfrischen Privatdocenten am Abend jubelnde Vivats und warfen den alten Herren die Fenster ein.

Indeß hielt es unsern Dichter in diesem Bann nur einige Jahre. 1817 reiste er nach Italien, in den folgenden Jahren lebte er bald bei seinen Eltern, bald in Nürnberg, Coburg u. s. w. 1826 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen und Literatur nach Erlangen berufen. 1840 berief ihn König Friedrich Wilhelm IV. als Professor mit dem Titel eines Geheimen Regierungs-Raths nach Berlin. Doch gefiel er sich hier gar wenig, und bald suchte er wieder die friedliche, einsame Stille auf, wie sie sein sinnig beschauliches Gemüth allein ansprach. Er ging nach Neuseß bei Coburg, das schon seit Jahren sein Lieblingsaufenthalt gewesen. Denn wo, sagt er *), wo blüthe mir ein Glück, wie das dein Schooß mir trug? beschränkt, mir aussichtreich, klein, eng, mir groß genug, ansprechend, anspruchslos, lieb, weil vorlieb ich nehme, behaglich und bequem, weil ich mich still bequeme.

Wer ihn doch dort hätte einmal besuchen können, den herrlichen, liebenswürdigen Greis mit den scharfen Zügen, den tiefsinnig und wohlwollend leuchtenden Augen, den langen silbernen Locken; wer ihn hätte hören können, aus dem aller Weisheit Fülle sprach, deß Geist ein wahres Universum des Wissens umfaßte und

*) Weish. des Brahmanen. S. 290.

der doch all' die Geister der fernsten Zonen und Zeiten so leicht, so spielend hervorrief, wie der Zauberer, der Meister; wer ihn hätte durch den Garten begleiten können auf seinen Goldberg! Und er nahm ja jeden Gast so gerne auf und sprach so freundlich mit jedem. Der Goldberg ist ein Hügel nahebei mit einer Hütte darauf, da war er täglich ein paar Stunden und erquickte sich in der einsamen Stille an dem warmen Sonnenschein, an Gethal und Gebirg, an Blumen und Bäumen und Vögeln und an seinen lieben Büchern, von denen er bis zu seinem letzten Tage nicht gelassen hat. Die goldigsten Stimmungen kamen da über ihn, darum nannte ers seinen Goldberg. Wenn er da hinaufging, berührte er unterwegs oft, wie liebkosend, bald diesen, bald jenen Strauch oder Baum. Sie kennen mich alle, sagte er, und wissen, daß sie der Alte vielleicht zum letzten Male gestreichelt hat. Unermüdlich war er in der Arbeit. Unendliche Schätze seiner Studien in den Sprachen und Literaturen aller Völker, vornehmlich aber des Orients, birgt seine Hinterlassenschaft. — Wie beschämend ist solch ein Lebensbild für die, welche das kostbare Leben in Spiel und Tand vergeuden, wie beschämend auch für das jüngere Alter, das die geistige Sammlung flieht und die Arbeit sich nur und unwilligen Sinnes aufdringen läßt! — Auch der Poesie ist er bis ans Ende getreu geblieben. Es verging kein Tag ohne ein paar Gedichte. Aber er barg sie, kaum auf das einzelne Blatt hingeworfen, schleunig in den Taschen des Schlafrocks; die Welt sollte davon nichts erfahren. Doch sind sie darum nicht verloren gegangen. Seine Tochter, wenn sie den Vater schlafend wußte, schlich sie sich in die Kammer und nahm die Papierstreifchen heraus, um sie in ihrem Schrein zu bewahren. Und so hat sie im Lauf der Jahre einen unendlichen Vorrath gesammelt. —

Das war das reiche und reich gesegnete Stillleben unseres Dichters. Und so ist er am 31. Januar, am heutigen Tage des vorigen Jahres, 77 Jahr alt, zum höheren Lichte eingegangen. Wie einst ganz Griechenland der Schmerz ergriff über den Tod seines Sängers, so ergriff das ganze Deutschland der Schmerz über das Abscheiden dieses theuren Sängers, des letzten aus der großen klassischen Zeit unsrer Literatur, ob ihm gleich der Herr

ein langes, sonnenreiches Leben beschieden hatte. Und heute werden an vielen Orten in deutschen Landen Feste gefeiert zu seinem Ehrengedächtniß, und bald wird an dem Orte seiner letzten Erdenheimath ihm ein würdiges Denkmal erstehen.

---

Suchen wir nun innerhalb der uns gezogenen Grenzen ein Bild von dem dichterischen Character Rückerts zu gewinnen. Es bedarf an diesem Orte kaum einer Rechtfertigung, wenn wir dabei von den Kinderliedern ausgehen. Wer kennte sie nicht, diese lieblichen Lieder, die, gleich ansprechend durch spielende Leichtigkeit der Sprache und des Reims, wie durch naive Sinnigkeit und schalkhafte Heiterkeit, durch Einfachheit, Anschaulichkeit und Klarheit, schon lange ein Schatz der Kinderwelt, der Schulen und der Lesebücher geworden sind, und es bleiben werden, so lange der Garten der Dichtung dem Auge und Herzen der Kinder in Haus und Schule offen steht. Ich erinnere nur an die Geschichten: von dem Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt; vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen; vom Bäumlein, das spazieren ging. Ein viertes wollen wir hören.

*Das Männlein in der Gans.

---

All' diese und andere Liedchen hat der junge Dichter seinem kleinen trauten Schwesterlein zu Lieb' und Lust geschrieben und sich an ihrer Freude darüber erquickt. Das liebe Kind ist aber früh gestorben, dem Bruder zu tiefem Schmerze, den das Lied ausspricht:

*An das gestorbene Schwesterlein.

---

Auch in älteren Jahren hat der Dichter der Kinder nicht vergessen und ihnen zwischen den Aehren einer reiferen Kunst und tieferen Erfahrung noch manches liebliche Blümlein gespendet. Auch davon wollen wir einige hören.

*Die Räthsel der Elfen.
*Kleiner Haushalt.
*Des fremden Kindes heilger Christ.
*Von den grünen Sommervögeln (Gesang).

---

Der Ton, der uns aus diesen Liedern entgegenklingt, ist dem Character des Volksliedes nahe verwandt, ja im Grunde derselbe, und daß er auch darin Meister ist, beweist die große Zahl der Lieder, die wirklich in des Volkes Mund und Herz übergegangen.

Indeß ist hiermit nur eine, und nur eine untergeordnete Seite seines dichterischen Characters ausgesprochen. Wesentlich ist nicht die Volkspoesie, das Volkslied sein Element, sondern die Kunstpoesie, und manche wollen behaupten, wo er seine Lyra zum Volkston herabstimme, da fühle man ihm die Mühe und Arbeit an, die ihm dieser Ton und diese Form mache. Aber auch wo er einen höheren Aufschwung nimmt und eine strengere Form wählt, welche Innigkeit und Sinnigkeit, welche edle, ungesuchte Simplicität weht uns überall, wie linder Frühlingshauch, erquickend an. So, um unter Hunderten nur zwei zu nennen, in dem Sonett:

*Der Himmel. Und in dem:

*Abendlied.

---

Wenn ich eben seine Poesie im Wesentlichen als Kunstpoesie bezeichnete, so ist dies Wort auch insofern im Recht, als er alle Formen des Reimes, des Rhythmus, der Strophe mit gleicher Meisterschaft beherrscht und im Besondern mit dem Reim in so wahrhaft wunderbarer, frei schöpferischer Leichtigkeit spielt, daß er in diesem Betracht gradezu eine einzige Erscheinung in der deutschen Literatur ist und von keinem der Aelteren und Neueren darin erreicht, geschweige übertroffen wird. Ein kleines Beispiel aus einer größeren Dichtung auch dazu.

*Die beiden Gulden.

Und dies Beispiel mag uns auf eine andere, hervorragende Charaktereigenschaft führen, nämlich auf seine Universalität. Er sammelt Blumen, Blüthen und Früchte in Italien, Griechenland, Arabien (das eben gehörte Bruchstück gehört einer arabischen Dichtung an), Persien, Indien, China, und auch die schwierigsten Dichtungen fremder und fremdester Zungen überträgt er mit einer so tief innerlichen Treue und einer so schrankenlosen Herrschaft über Form und Sprache, daß sie sich lesen wie eigne, originale Poesien. — Und wovon singt er? nun, von Allem

Süßen, was Menschenbrust durchbebt, von allem Hohen, was Menschenherz erhebt; von Liebe und Natur, von Gott und Vaterland. Die Liebe ist ihm des Lebens Kern, der Dichtung Stern, das Vaterland hält er fest mit seinem ganzen Herzen und hofft, daß einst der alte Barbarossa wiederkommen werde, des Reiches Herrlichkeit wieder aufzurichten; und die Natur ist ihm ein großes Buch, darin auf jedem Blatt geschrieben steht: Gott ist die Liebe! In Wahrheit, es ist kein Gegenstand in dem weiten Kreise menschlichen Erlebens und kein Ton in der Tiefe menschlichen Empfindens, dem er nicht schönen, edlen, wahren Ausdruck gegeben. Er ist ein „Dichter von Gottes Gnaden," und so treffend als geistvoll sagt ein Kritiker der Gegenwart: „Rückerts Lyrik gleicht der mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, denn sie schlägt Töne an, die unbewußt einen Widerklang in unsrer Seele erwecken, weil sie aus den Tiefen des Naturlebens hervorquellen."

Rückert dichtete mit einer unendlichen Leichtigkeit. Alles, was er las, sann, empfand, erlebte, gestaltete sich ihm ganz von selber zum Reim, zum Lied; und „was ihm nicht gesungen ist, ist ihm nicht gelebet." Daraus erklärt sich denn, daß seine überaus zahlreichen Dichtungen nicht alle von gleichem Gehalt und Werthe sind; und nicht mit Unrecht hat man, was er von der Poesie überhaupt sagt, auf die seinige angewendet: „die Fluth der Poesie wirft an den Strand viel bunte Steinchen, Kies und Sand, darunter echte Perlen liegen." Aber immerhin sind der Perlen unendlich mehr als des Sandes; und hat man ihm die Zersplitterung seiner schöpferischen Kraft zum Vorwurf wenden wollen, so antwortet er darauf selber: ein Teppich scheinet mir mein Leben und immer sticket meine Hand; an welcher Stell' ich auch mag weben, am obern oder untern Rand; zuletzt, wo so viel Kleinstes sich still verband, entstand ein Großes, Allgemeinstes.

Soll ich nun noch von dem frommen Sinn des Dichters reden? Er ist auf jedem Blatt seiner Dichtungen zu finden, und sein Adventslied: dein König kommt in stiller Größe, hat ja auch in die Gesangbücher Eingang gefunden. Oder von dem patriotischen Charakter? Von dem Dichter der geharnischten Sonette wäre das mehr als überflüssig. Mit tiefster Theilnahme hat seine

Muse die Tage der Knechtschaft, wie die Zeiten der Freiheitskriege und Siege in Klage und Mahnung und Jubel und Preis begleitet und ihren Märtyrern und Helden manch schönen Kranz gewunden. So u. A. in dem Liede, das eine Johanna besingt.

* Johanna Steegen.

Und redet nicht auch aus dem Liede auf Kaiser Barbarossa das vaterländische Herz?

* Barbarossa.

---

Und noch 2 Jahr vor seinem Tode hat der alte Sänger, der allbekannte und allverehrte Freimund Reimar ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein geschrieben und dem Vaterlande dargebracht, mit dem einleitenden Worte: Verlodert ist die Jugendgluth, die **1813** glühte, doch ist's dem Herzen heut zu Muth, als ob es noch ein Fünkchen hüte. Dies Opfer sei nicht vorenthalten dem Weihaltar des Vaterlandes; nun, Junge, kommt, beschämt die Alten im Schüren des geweihten Brandes.

Aber noch ist eins übrig, und nicht das Geringste, das ist die neben der Fülle der Bilder und dem Reichthum der Ideen und der Tiefe der Empfindung und dem heitern, kunstreichen Spiel mit Scherz und Reim hergehende Richtung seines Genius zur betrachtenden, beschaulichen, in den allgemeinen Gedanken sich versenkenden Poesie. Proben davon finden sich wohl auch bei andern Dichtern in größerer oder minderer Zahl. Aber keiner hat eine so unendliche Fülle von Erfahrungen und Anschauungen und Gedanken aus dem Quell eines so reichen als tiefen Gemüths, einer so ernsten als gesunden Weisheit, einer so sinnigen als erhabenen Natur- und Lebensbetrachtung im edelsten, schönsten Gewande hervor- und dargebracht, als Fr. Rückert. In der That eine unendliche Perlenschnur goldner Sprüche, ein unerschöpflicher Schatz von köstlichen Edelsteinen. Wer erinnerte sich nicht jener sinnigen Vierzeilen, wie: Nicht der ist auf der Welt verwaist, dessen Vater und Mutter gestorben, sondern der für Herz und Geist keine Lieb' und kein Wissen erworben. Oder: Auf das, was dir nicht werden kann, sollst du den Blick nicht kehren; oder

ja, sieh recht es an, so siehst du gewiß, du kannsts entbehren. Oder: Was du Irdsches willst beginnen, heb zuvor deine Seele im Gebet zu Gott empor; einen Prüfstein wirst du finden im Gebet, ob dein Irdsches vor dem Göttlichen besteht. Oder: Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt, so will ich mich anstatt des Kranzes schmücken mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken. — Am reinsten und reichsten und glänzendsten hat sich diese Seite seines Wesens ausgebreitet und entfaltet in dem Lehrgedicht: die Weisheit des Brahmanen, einem tagebuchartig entstandenen Gedicht, das so viel des Reizenden und Duftigen, des Tiefsinnigen und Erhabenen, des Frischen und plastisch Anschaulichen enthält, daß wir keine andre Dichtung in der deutschen Literatur ihr an die Seite zu stellen haben. Nur eine Probe wollen wir aus dem unendlichen Schatze hören:

*Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen.

---

Wohl, diesen Spruch lasset uns mit hinwegnehmen von diesem Tage und dieser Stunde in das weitere Leben und Streben und Handeln und Wandeln, und ihn bewahren und bewegen in unserem Herzen, allzumal. Denn die Mahnung gilt allen und ist jedem Alter und Stande gesagt, uns wie euch. Gar viele Menschen wollen den Weg der Erde nur auf der Erde lernen; denn sie kennen und suchen in Freud' und Lust und Sorg' und Arbeit und jungen und alten Tagen keinen andern Weg und kein anderes Ziel, als die Erde. Wir aber wollen den Weg der Erdenwallfahrt und das Ziel der Herzensrichtung und das Verständniß der Lebensgeschicke nicht anders als „am Himmel lernen;" denn vom Himmel allein kommt uns Licht und Heil und Segen, der Himmel ist aller Wege Ziel, und am Ziele sind wir zu Hause.

---

28*

# Der 2. Juli.

Die Schrift sagt: das Leben fähret schnell dahin, als flögen wir davon. Das ist nur zu wahr, und je länger wir schon gelebt haben, je weniger der uns zugemessenen Tage und Kräfte werden, desto schneller scheint es uns, Tag um Tag und Jahr um Jahr, dahinzufahren. Und wir können die Zeit, die flüchtige, nicht aufhalten, so wenig als wir dem rauschenden Strome gebieten können, daß er zurückkehre zu seiner Quelle, oder dem brausenden Sturmwind, daß er sich zurückwende zu dem Orte, von dannen er gekommen. Doch können wir den einen und andern Tag gleichsam stille stehen und verweilen heißen vor dem betrachtenden Auge, indem wir seinen Inhalt uns mit Bedacht vergegenwärtigen und zurückblicken auf das, was ihn, sei es uns, sei es unserem Volk und Vaterlande werth und wichtig gemacht hat.

So haben wir schon mit manchem Tage im Lauf der Jahre, die uns Gott in dieser Gemeinschaft hat zusammen verleben lassen, gethan. Und so wollen wir denn auch mit dem heutigen Tage, dem zweiten Juli thun, auf daß er uns sei nicht blos ein Tag der Freude und der Freiheit, sondern auch werde ein Tag von Bedeutung und ernstem Inhalt. —

## I.

Die Hand der Geschichte führt uns zuvörderst zeitlich in weite Ferne, über 9 Jahrhunderte zurück, aber räumlich ganz in die Nähe, nämlich in unsre Nachbarstadt Quedlinburg. Dort ist in der Schloßkirche Kaiser Heinrich I. begraben, jener große, ruhmreiche Kaiser, von dem ein berühmter Geschichtsschreiber urtheilt: „Griechenland würde ihn unter die Götter versetzt haben." Eine geborstene Marmorplatte deckt seine Grabstätte. Gestorben aber ist er im Kloster zu Memleben, jenem freundlichen Orte an der Unstrut in der schönen goldnen Aue. Seine treue Gattin

Mathilde und seine drei Söhne umstanden sein Schmerzenslager. Es fehlte ihm nicht an Trost auf seinem letzten Wege. Oder sollte ihm nicht das eben ein Trost gewesen sein, daß seine Lieben bei ihm waren? hatte nicht seine starke Hand, sein weises Herz in den 17 Jahren, daß er das Scepter führte, dem Reiche Ordnung wieder geschenkt und Frieden und Wohlstand? hatte nicht der herrliche Sieg über die Ungarn, diesen Schrecken und Geissel Deutschlands, sein Haupt mit einer unvergänglichen Glorie umgeben? hatte er nicht all seines Volkes verehrende Liebe? hatten nicht zu Erfurt in feierlicher Versammlung die Großen des Reiches seinen ältesten Sohn Otto ihm zum Nachfolger erwählt? Und auch das pries er in der letzten Stunde als ein gnädiges Geschick, daß ihn der Herr vor seiner Gattin aus dem Leben rief. So starb er, im 60. Jahre seines Alters. Der Tag aber seines Sterbens ist der heutige Tag, der 2. Juli des Jahres 936. — Hören wir nun ein Gedicht, das in sinniger Weise den Tod des Königs besingt.

*Heinrichs Tod. (Weiß S. 101.)

## II.

Von dem Sterbelager eines deutschen Kaisers treten wir an die Wiege eines Prinzen eines kleinen deutschen Fürstenhauses. Am 2. Juli 1676 wurde Leopold v. Dessau geboren, jener Fürst, der noch heute im Munde des Volkes als der alte Dessauer lebt. Zu seiner Zeit hieß er bei den Soldaten der alte Schwerenöther, der alte Brummkater, am Hofe der alte Fuhrmann von Dessau; Prinz Eugen pflegte ihn den Bullenbeißer zu nennen. Seine Eltern gedachten ihn im Anfang für den Civilstand zu bestimmen. Aber der Knabe zeigte einen so gründlichen Widerwillen gegen Alles, was Kunst und Wissenschaft hieß, und eine so unüberwindliche Neigung zum Soldatenstande, und dabei einen so harten, unbeugsamen Willen, daß man ihm endlich nachgeben mußte, und als er 12 Jahr alt war, schenkte ihm Kaiser Leopold I. ein Regiment, und im 16. Jahre erhielt er das Regiment seines Vaters, der preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin war. Danach hat der löwenmuthige Held und umsichtige Feldherr an den glänzenden Erfolgen der

preußischen Waffen am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, in Sachsen, Schlesien, Böhmen seinen ruhmreichen, unsterblichen Antheil genommen. Seine glänzendste That war der denkwürdige Sieg bei Kesselsdorf, den er am 15. Dec. 1745 über Sachsen und Oesterreicher gewann. Zwei Jahre danach schied er aus dem Leben. In Dessau, seiner Stadt, auf dem Markte steht sein Bildniß in Erz, in Riesengröße; und seinen Marsch, den Dessauer Marsch — den er bei der Parade nach der Schlacht von Cassano (1705) zum ersten Male hörte und seitdem sich nicht wieder abhanden kommen ließ — den kann man dort noch jede Woche hören. — Wir aber wollen den wunderlichen, doch immerhin von einer energischen, tüchtigen Kraft getragenen und getriebenen Helden nicht verlassen, ohne der naiven Stellung zu gedenken, die er zu seinem Herrgott nahm. Davon sollen zwei Gedichte uns erzählen.

* Der seltene Beter. (Sallet.)
* Bei Kesselsdorf. (Gruppe.)

## III.

Nun ist — wie könnten wir das übergehen und übersehen! — der Geburtstag unseres Helden umgeben von einem frischen Kranze herrlicher Erinnerungen des Sieges und des Ruhmes: am 26. Juni des vorigen Jahres die Siege bei Liebenau, Turnau, Podol, am 27. bei Nachod, bei Hünerwasser, bei Langensalza, am 28. bei Skalitz, Münchengrätz, am 29. bei Königshof, bei Jaromirz, bei Gitschin, und dann am 4. Juli bei Dermbach, und am 3. (also morgen) der Königssieg bei Königsgrätz. Diesen schönen Kranz wollen wir dem alten Helden, der selber ein so hohes Ehrenverdienst um Preußens Größe hat, — o wie hoch würde ihm das Herz geschlagen haben, hätte er diese Zeiten miterleben und, das Schwerdt in der Hand, mitfeiern können! — zu Füßen seines Denkmals legen, zu künden, daß die Söhne wohl werth sind der Väter aus des großen Friedrichs hell leuchtenden Tagen. Und haben wir am vorigen Feste über den Tag von Königsgrätz ein begeistertes prächtiges Lied von G. Hesekiel vernommen, so wollen wir diesmal mit einem anderen bedeutenden

patriotischen Dichter der Gegenwart, C. Scherenberg, auf die Thaten und Früchte jener Tage zurückschauen.

* Scherenberg: das waren Tage ohne Gleichen.

## IV.

Eines Volkes Ruhm und Bedeutung stehet nicht blos in gewonnenen Schlachten und eroberten Provinzen. In dem unermeßlichen Reiche des Gedankens giebt es auch Schlachten zu schlagen und Provinzen zu erobern, und jene unermüdlichen Streiter für die Wahrheit, jene Märtyrer der Wissenschaft, jene Jünger und Meister der Kunst, jene großen Geister, die, auf hohen, leuchtenden Bahnen wandelnd, in stetem, saurem Kampfe ringend, ihr Geschlecht durch ihre Schöpfungen und Entdeckungen förderten, begeisterten, veredelten: sie sind des Heldennamens nicht minder werth, als jene, deren Haupt des Kriegers Lorbeer schmückt. Am 2. Juli 1724 ist auch Friedrich Gottlieb Klopstock geboren. Und das ist wieder eine liebe heimathliche Erinnerung. Bewahret nicht der „Freundschaftstempel" hier sein und seiner Mutter Bildniß und zahlreiche köstliche Briefe von seiner Hand an den alten Vater Gleim? zeigt man uns dort nicht einen alten breitkrämpigen Hut, den er getragen, und eine Feder, mit der er geschrieben? ist nicht in Aspenstedt an einem Bache die von Gleim verfaßte Inschrift zu lesen: Aus dieser Quelle hat Klopstock getrunken? steht nicht in Quedlinburg auf dem Schloßplatz am Finkenheerd das ehrwürdige, alterthümliche Haus seiner Geburt, und im Brühl zwischen Weimuthskiefern und ehernen Vasen seine Büste? Das Denkmal trägt zur Inschrift ein Wort aus des Dichters Ode: „mein Wäldchen:"

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide:
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

Des Dichters Vater, ein biederer, herzhafter Mann und eigenartiger Geist, der an Ahnungen und Gespenster glaubte und sich viel mit dem Teufel zu schaffen machte, war Commissionsrath und pachtete später das Amt Friedeberg an der Saale im Mans-

feldischen. Hier verlebte in ländlicher Stille der Knabe seine Kindheit, an deren Entwicklung eine fromme Großmutter einen wesentlichen Antheil hatte. Mit dem 13. Jahre kam er auf das Gymnasium nach Quedlinburg, 2 Jahre danach auf die Schulpforte bei Naumburg, eine berühmte, altbewährte Pflanzstätte ernster classischer Studien und gediegener wissenschaftlicher Bildung; und das ist sie auch unserem Dichter geworden. 21 Jahr alt bezog er, um Theologie zu studiren, die Universität, erst Jena, dann Leipzig. Schon in Pforte hatte er, durch des englischen Dichters Milton große Dichtung: das verlorene Paradies, angeregt, den Plan gefaßt zu einem Epos, das den Messias besänge und der sündigen Menschheit Erlösung, im Jahre 1748 erschienen davon — in den Bremer Beiträgen — die ersten drei Gesänge. Die Wirkung war eine ungeheure. Denn ganz Deutschland erkannte und fühlte, daß hier ein Genius von Gottes Gnaden, ein wahrer, großer Dichter von deutschem Sinn, von christlichem Geiste zu ihm sprach. Von Leipzig ging er als Hauslehrer nach Langensalza, wo er eine tiefe Neigung zu der Schwester seines Leipziger Stubengenossen und seiner Cousine faßte, Maria Sophia Schmidt, die er in seinen Oden Fanny nennt. Aber seine Liebe fand — ihm zu tiefem Kummer — keine Erwiderung, und auch die Oden vermochten nicht, das stolze, fremde Herz zu überwinden und ihm zu gewinnen. Da kam ihm denn eine Einladung Bodmers nach Zürich hochwillkommen, und in dem gastfreien Hause, in täglich wechselnder heiterer Geselligkeit, der auch „die Damen in schönem Kranz" nicht fehlten, in einer mit verehrender Begeistrung zu dem Sänger des Messias aufblickenden Umgebung, im Genuß der großen, schönen Natur lebte er wieder auf. Wie wohl und leicht ihm bei alledem ums Herz wurde, das bezeugt die schöne Ode: der Zürcher See. Auf eine Empfehlung des dem Dichter innig zugethanen Ministers Bernstorff berief ihn 1751 der König von Dänemark Friedrich V. mit einem Jahrgehalt von 400 Thlr. nach Kopenhagen, und hier in stillem, sorgenfreiem, durch kein öffentliches Amt beengtem Frieden hat der Meister seinen Messias vollendet. Die letzten Gesänge erschienen 1773, 25 Jahre nach den ersten. Nun ist zwar gewiß

„die Zeit von einem großen Werke nicht das Maaß;“ aber hier hat entschieden die Länge der Zeit dem ersten Feuer der Begeistrung Eintrag und Abbruch gethan; und was man an der Dichtung überhaupt bedenklich gefunden, das gilt vornehmlich von der zweiten Hälfte, von den Gesängen der späteren Jahre. Dennoch bleibt die Messiade eine große, erhabene Dichtung voll tiefster Empfindung und hohen Schwunges und großer Schönheiten, die den echten Genius bekunden, eine That von epochemachender Bedeutung. Wir wollen nur eine Stelle daraus hören, eine Stelle, an der noch in seinen letzten Stunden der Dichter selber sich erbaut und erhoben hat: den Tod von Maria, der Schwester des Lazarus, im 12. Gesange. Lazarus, Lebbäus, Nathanael, der Engel Chebar kommen zu ihrer Hütte, Lazarus sagt ihr, daß der Herr am Kreuze gestorben sei, „mit Muth und Geduld der Engel am Kreuze gestorben.“

*Messias, S. 409—414. (gekürzt).

Im Jahre 1754 wurde er mit seiner Meta (Moller), der „Cidli“ seiner Oden, getraut. Aber nach 4 Jahren schon schied die Geliebte aus dem Leben. Wir werden kaum irren, wenn wir die schöne Ode „die frühen Gräber,“ über die wie ein Schleier stiller Wehmuth gebreitet ist, vornehmlich auf die theure Abgeschiedene beziehen.

*Klopstock, die frühen Gräber.

Und dem 70jährigen Greis erhebt sich das Herz von dem schmerzlichen Verlangen der Sehnsucht zu der freudigen Hoffnung baldigen Wiedersehens.

*Klopstock, Wiedersehn.

Im Jahre 1770 siedelte, nach Bernstorffs Fall, der Dichter nach Hamburg über, wo er denn, bis auf ein Jahr, das er, vom Markgrafen von Baden gerufen, in Karlsruhe verlebte, bis ans Ende seiner Tage geblieben ist. Ein Jahrgehalt aber bezog er von Kopenhagen sowohl als von Baden, und von jenem trug er den Titel eines Legationsraths, von diesem den eines Hofraths mit davon. So war er gut „berathen.“ Im J. 1791 verheirathete

preußischen Waffen am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, in Sachsen, Schlesien, Böhmen seinen ruhmreichen, unsterblichen Antheil genommen. Seine glänzendste That war der denkwürdige Sieg bei Kesselsdorf, den er am 15. Dec. 1745 über Sachsen und Oesterreicher gewann. Zwei Jahre danach schied er aus dem Leben. In Dessau, seiner Stadt, auf dem Markte steht sein Bildniß in Erz, in Riesengröße; und seinen Marsch, den Dessauer Marsch — den er bei der Parade nach der Schlacht von Cassano (1705) zum ersten Male hörte und seitdem sich nicht wieder abhanden kommen ließ — den kann man dort noch jede Woche hören. — Wir aber wollen den wunderlichen, doch immerhin von einer energischen, tüchtigen Kraft getragenen und getriebenen Helden nicht verlassen, ohne der naiven Stellung zu gedenken, die er zu seinem Herrgott nahm. Davon sollen zwei Gedichte uns erzählen.

* Der seltene Beter. (Sallet.)
* Bei Kesselsdorf. (Gruppe.)

## III.

Nun ist — wie könnten wir das übergehen und übersehen! — der Geburtstag unseres Helden umgeben von einem frischen Kranze herrlicher Erinnerungen des Sieges und des Ruhmes: am 26. Juni des vorigen Jahres die Siege bei Liebenau, Turnau, Podol, am 27. bei Nachod, bei Hünerwasser, bei Langensalza, am 28. bei Skalitz, Münchengrätz, am 29. bei Königshof, bei Jaromirz, bei Gitschin, und dann am 4. Juli bei Dermbach, und am 3. (also morgen) der Königssieg bei Königsgrätz. Diesen schönen Kranz wollen wir dem alten Helden, der selber ein so hohes Ehrenverdienst um Preußens Größe hat, — o wie hoch würde ihm das Herz geschlagen haben, hätte er diese Zeiten miterleben und, das Schwerdt in der Hand, mitfeiern können! — zu Füßen seines Denkmals legen, zu künden, daß die Söhne wohl werth sind der Väter aus des großen Friedrichs hell leuchtenden Tagen. Und haben wir am vorigen Feste über den Tag von Königsgrätz ein begeistertes prächtiges Lied von G. Hesekiel vernommen, so wollen wir diesmal mit einem anderen bedeutenden

patriotischen Dichter der Gegenwart, C. Scherenberg, auf die Thaten und Früchte jener Tage zurückschauen.

* Scherenberg: das waren Tage ohne Gleichen.

## IV.

Eines Volkes Ruhm und Bedeutung stehet nicht blos in gewonnenen Schlachten und eroberten Provinzen. In dem unermeßlichen Reiche des Gedankens giebt es auch Schlachten zu schlagen und Provinzen zu erobern, und jene unermüdlichen Streiter für die Wahrheit, jene Märtyrer der Wissenschaft, jene Jünger und Meister der Kunst, jene großen Geister, die, auf hohen, leuchtenden Bahnen wandelnd, in stetem, saurem Kampfe ringend, ihr Geschlecht durch ihre Schöpfungen und Entdeckungen förderten, begeisterten, veredelten: sie sind des Heldennamens nicht minder werth, als jene, deren Haupt des Kriegers Lorbeer schmückt. Am 2. Juli 1724 ist auch Friedrich Gottlieb Klopstock geboren. Und das ist wieder eine liebe heimathliche Erinnerung. Bewahret nicht der „Freundschaftstempel" hier sein und seiner Mutter Bildniß und zahlreiche köstliche Briefe von seiner Hand an den alten Vater Gleim? zeigt man uns dort nicht einen alten breitkrämpigen Hut, den er getragen, und eine Feder, mit der er geschrieben? ist nicht in Aspenstedt an einem Bache die von Gleim verfaßte Inschrift zu lesen: Aus dieser Quelle hat Klopstock getrunken? steht nicht in Quedlinburg auf dem Schloßplatz am Finkenheerd das ehrwürdige, alterthümliche Haus seiner Geburt, und im Brühl zwischen Weimuthskiefern und ehernen Vasen seine Büste? Das Denkmal trägt zur Inschrift ein Wort aus des Dichters Ode: „mein Wäldchen:"

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide:
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

Des Dichters Vater, ein biederer, herzhafter Mann und eigenartiger Geist, der an Ahnungen und Gespenster glaubte und sich viel mit dem Teufel zu schaffen machte, war Commissionsrath und pachtete später das Amt Friedeberg an der Saale im Mans-

preußischen Waffen am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, in Sachsen, Schlesien, Böhmen seinen ruhmreichen, unsterblichen Antheil genommen. Seine glänzendste That war der denkwürdige Sieg bei Kesselsdorf, den er am 15. Dec. 1745 über Sachsen und Oesterreicher gewann. Zwei Jahre danach schied er aus dem Leben. In Dessau, seiner Stadt, auf dem Markte steht sein Bildniß in Erz, in Riesengröße; und seinen Marsch, den Dessauer Marsch — den er bei der Parade nach der Schlacht von Cassano (1705) zum ersten Male hörte und seitdem sich nicht wieder abhanden kommen ließ — den kann man dort noch jede Woche hören. — Wir aber wollen den wunderlichen, doch immerhin von einer energischen, tüchtigen Kraft getragenen und getriebenen Helden nicht verlassen, ohne der naiven Stellung zu gedenken, die er zu seinem Herrgott nahm. Davon sollen zwei Gedichte uns erzählen.

* Der seltene Beter. (Sallet.)
* Bei Kesselsdorf. (Gruppe.)

## III.

Nun ist — wie könnten wir das übergehen und übersehen! — der Geburtstag unseres Helden umgeben von einem frischen Kranze herrlicher Erinnerungen des Sieges und des Ruhmes: am 26. Juni des vorigen Jahres die Siege bei Liebenau, Turnau, Podol, am 27. bei Nachod, bei Hünerwasser, bei Langensalza, am 28. bei Skalitz, Münchengrätz, am 29. bei Königshof, bei Jaromirz, bei Gitschin, und dann am 4. Juli bei Dermbach, und am 3. (also morgen) der Königssieg bei Königsgrätz. Diesen schönen Kranz wollen wir dem alten Helden, der selber ein so hohes Ehrenverdienst um Preußens Größe hat, — o wie hoch würde ihm das Herz geschlagen haben, hätte er diese Zeiten miterleben und, das Schwerdt in der Hand, mitfeiern können! — zu Füßen seines Denkmals legen, zu künden, daß die Söhne wohl werth sind der Väter aus des großen Friedrichs hell leuchtenden Tagen. Und haben wir am vorigen Feste über den Tag von Königsgrätz ein begeistertes prächtiges Lied von G. Hesekiel vernommen, so wollen wir diesmal mit einem anderen bedeutenden

patriotischen Dichter der Gegenwart, C. Scherenberg, auf die Thaten und Früchte jener Tage zurückschauen.

* Scherenberg: das waren Tage ohne Gleichen.

## IV.

Eines Volkes Ruhm und Bedeutung stehet nicht blos in gewonnenen Schlachten und eroberten Provinzen. In dem unermeßlichen Reiche des Gedankens giebt es auch Schlachten zu schlagen und Provinzen zu erobern, und jene unermüdlichen Streiter für die Wahrheit, jene Märtyrer der Wissenschaft, jene Jünger und Meister der Kunst, jene großen Geister, die, auf hohen, leuchtenden Bahnen wandelnd, in stetem, saurem Kampfe ringend, ihr Geschlecht durch ihre Schöpfungen und Entdeckungen förderten, begeisterten, veredelten: sie sind des Heldennamens nicht minder werth, als jene, deren Haupt des Kriegers Lorbeer schmückt. Am 2. Juli 1724 ist auch Friedrich Gottlieb Klopstock geboren. Und das ist wieder eine liebe heimathliche Erinnerung. Bewahret nicht der „Freundschaftstempel" hier sein und seiner Mutter Bildniß und zahlreiche köstliche Briefe von seiner Hand an den alten Vater Gleim? zeigt man uns dort nicht einen alten breitkrämpigen Hut, den er getragen, und eine Feder, mit der er geschrieben? ist nicht in Aspenstedt an einem Bache die von Gleim verfaßte Inschrift zu lesen: Aus dieser Quelle hat Klopstock getrunken? steht nicht in Quedlinburg auf dem Schloßplatz am Finkenheerd das ehrwürdige, alterthümliche Haus seiner Geburt, und im Brühl zwischen Weimuthskiefern und ehernen Vasen seine Büste? Das Denkmal trägt zur Inschrift ein Wort aus des Dichters Ode: „mein Wäldchen:"

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide:
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

Des Dichters Vater, ein biederer, herzhafter Mann und eigenartiger Geist, der an Ahnungen und Gespenster glaubte und sich viel mit dem Teufel zu schaffen machte, war Commissionsrath und pachtete später das Amt Friedeberg an der Saale im Mans-

feldischen. Hier verlebte in ländlicher Stille der Knabe seine Kindheit, an deren Entwicklung eine fromme Großmutter einen wesentlichen Antheil hatte. Mit dem 13. Jahre kam er auf das Gymnasium nach Quedlinburg, 2 Jahre danach auf die Schulpforte bei Naumburg, eine berühmte, altbewährte Pflanzstätte ernster classischer Studien und gediegener wissenschaftlicher Bildung; und das ist sie auch unserem Dichter geworden. 21 Jahr alt bezog er, um Theologie zu studiren, die Universität, erst Jena, dann Leipzig. Schon in Pforte hatte er, durch des englischen Dichters Milton große Dichtung: das verlorene Paradies, angeregt, den Plan gefaßt zu einem Epos, das den Messias besänge und der sündigen Menschheit Erlösung, im Jahre 1748 erschienen davon — in den Bremer Beiträgen — die ersten drei Gesänge. Die Wirkung war eine ungeheure. Denn ganz Deutschland erkannte und fühlte, daß hier ein Genius von Gottes Gnaden, ein wahrer, großer Dichter von deutschem Sinn, von christlichem Geiste zu ihm sprach. Von Leipzig ging er als Hauslehrer nach Langensalza, wo er eine tiefe Neigung zu der Schwester seines Leipziger Stubengenossen und seiner Cousine faßte, Maria Sophia Schmidt, die er in seinen Oden Fanny nennt. Aber seine Liebe fand — ihm zu tiefem Kummer — keine Erwiderung, und auch die Oden vermochten nicht, das stolze, fremde Herz zu überwinden und ihm zu gewinnen. Da kam ihm denn eine Einladung Bodmers nach Zürich hochwillkommen, und in dem gastfreien Hause, in täglich wechselnder heiterer Geselligkeit, der auch „die Damen in schönem Kranz" nicht fehlten, in einer mit verehrender Begeistrung zu dem Sänger des Messias aufblickenden Umgebung, im Genuß der großen, schönen Natur lebte er wieder auf. Wie wohl und leicht ihm bei alledem ums Herz wurde, das bezeugt die schöne Ode: der Zürcher See. Auf eine Empfehlung des dem Dichter innig zugethanen Ministers Bernstorff berief ihn 1751 der König von Dänemark Friedrich V. mit einem Jahrgehalt von 400 Thlr. nach Kopenhagen, und hier in stillem, sorgenfreiem, durch kein öffentliches Amt beengtem Frieden hat der Meister seinen Messias vollendet. Die letzten Gesänge erschienen 1773, 25 Jahre nach den ersten. Nun ist zwar gewiß

„die Zeit von einem großen Werke nicht das Maaß;“ aber hier hat entschieden die Länge der Zeit dem ersten Feuer der Begeistrung Eintrag und Abbruch gethan; und was man an der Dichtung überhaupt bedenklich gefunden, das gilt vornehmlich von der zweiten Hälfte, von den Gesängen der späteren Jahre. Dennoch bleibt die Messiade eine große, erhabene Dichtung voll tiefster Empfindung und hohen Schwunges und großer Schönheiten, die den echten Genius bekunden, eine That von epochemachender Bedeutung. Wir wollen nur eine Stelle daraus hören, eine Stelle, an der noch in seinen letzten Stunden der Dichter selber sich erbaut und erhoben hat: den Tod von Maria, der Schwester des Lazarus, im 12. Gesange. Lazarus, Lebbäus, Nathanael, der Engel Chebar kommen zu ihrer Hütte, Lazarus sagt ihr, daß der Herr am Kreuze gestorben sei, „mit Muth und Geduld der Engel am Kreuze gestorben.“

*Messias, S. 409—414. (gekürzt).

Im Jahre 1754 wurde er mit seiner Meta (Moller), der „Cidli“ seiner Oden, getraut. Aber nach 4 Jahren schon schied die Geliebte aus dem Leben. Wir werden kaum irren, wenn wir die schöne Ode „die frühen Gräber,“ über die wie ein Schleier stiller Wehmuth gebreitet ist, vornehmlich auf die theure Abgeschiedene beziehen.

*Klopstock, die frühen Gräber.

Und dem 70jährigen Greis erhebt sich das Herz von dem schmerzlichen Verlangen der Sehnsucht zu der freudigen Hoffnung baldigen Wiedersehens.

*Klopstock, Wiedersehn.

Im Jahre 1770 siedelte, nach Bernstorffs Fall, der Dichter nach Hamburg über, wo er denn, bis auf ein Jahr, das er, vom Markgrafen von Baden gerufen, in Karlsruhe verlebte, bis ans Ende seiner Tage geblieben ist. Ein Jahrgehalt aber bezog er von Kopenhagen sowohl als von Baden, und von jenem trug er den Titel eines Legationsraths, von diesem den eines Hofraths mit davon. So war er gut „berathen.“ Im J. 1791 verheirathete

er sich zum andern Male, mit seiner Nichte, Johanna von Windheim, die ihm bis ans Ende eine treue Freundin und Pflegerin gewesen ist. Die Straße, die er in Hamburg bewohnte, hat den Namen die Klopstockstraße, und sein Haus trägt auf einer Tafel die Inschrift: Die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke. Hier starb er am 14. März 1803. „Ja, wir sind alle in Gottes Hand gezeichnet:“ das waren seine letzten Worte. — Mit königlichen Ehren, wie sie wohl keinem Dichter je sonst zu Theil geworden, wurde die Leiche des frommen Sängers zur Ruhe bestattet. In 76 Wagen und unendlichem Zuge folgten dem Sarge die Behörden und Bürger Hamburgs, denen sich unaufgefordert die Gesandten von Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Oestreich, Preußen und Rußland angeschlossen. Mit einer militärischen Ehrenbegleitung von 100 Mann zu Fuß und zu Roß und unter dem volltönenden großen Geläute der sechs Hauptthürme bewegte sich der Zug, dem unterwegs noch viele Tausende zuströmten, durch die Hauptstraßen nach Altona, wo sich noch 48 Trauerwagen anschlossen und die Hamburgische Escorte von Dänischen Husaren abgelöst wurde. In Altona läuteten alle Glocken und im Hafen wehten von allen Schiffen Trauerflaggen. Als der Zug sich der Hauptwache näherte, trat dieselbe ins Gewehr und eine Trauermusik von gedämpften Hörnern ertönte, bis er vorüber war. So ging der Zug nach Ottensen, wo Klopstock sich selbst auf dem Gottesacker unter einer breitästigen Linde ein Grab neben seiner Meta hatte bereiten lassen. Der Sarg wurde in der Kirche vor dem Altar niedergesetzt, die Messiade, die vorangetragen worden, aufgeschlagen auf den Deckel niedergelegt und von eines Jünglings Hand mit Lorbeerzweigen bedeckt, Jungfrauen hefteten ihre Kränze an den Sarg. Weinende Chöre sangen Klopstocksche Lieder, Domherr Meyer las jene Stelle aus der Messiade vor, die wir eben gehört, dann wurde der Sarg unter dem Liede: Auferstehn, ja auferstehn, unter die Linde draußen getragen und in die Gruft gesenkt.

* Auferstehn, ja auferstehn. (Gesang.)

Männer und Jungfrauen überschütteten den frischen Hügel mit den ersten Blumen des Frühlings. Hier ruht nun, neben seiner Meta, des Dichters sterbliche Hülle; ein weißer Marmorstein zeigt ein abwärts geneigtes Garbenbündel und trägt die Inschrift: Saat von Gott gesäet, dem Tag der Garben zu reifen.

Der Kirchhof zu Ottensen ist seitdem von zahllosen Fremden aus aller Welt besucht worden, vornehmlich um dieses Einen Grabes willen. Thun wir's auch, und folgen einem andern Dichter aus späteren Tagen.

* Mahlmann, die Gräber zu Ottensen.

Klopstock hat (von prosaischen Schriften über Theorie der Sprache und Dichtkunst abzusehen) Dramen, geistliche und vaterländische, Kirchenlieder (wie das: wenn ich einst von jenem Schlummer, womit wir heute begannen), und jenes große Epos „der Messias" gedichtet, und überall bewährt er sich, in Tiefe und Ernst und Kraft, in Naturgefühl und Familiensinn und Vaterlandsliebe, in Wahrheit und Frömmigkeit und Schwermuth als der ganze echte deutsche Character und Dichter. Aber am größten, am unsterblichsten ist er doch in seinen lyrischen Poesien, seinen Oden. Hören wir darum, ehe wir ihn verlassen, noch eine seiner tiefsinnigen, begeistrungsvollen, inhaltreichen Oden: Die Frühlingsfeier.

* Klopstock, die Frühlingsfeier.

## V.

Der 2. Juli ist auch in der französischen Geschichte ein Tag von Bedeutung. An diesem Tage starb 1778 Jean Jacques Rousseau, ein Mann, der für uns, eure Lehrer, eine historische Bedeutung hat; sodann ist heute vor 15 Jahren der berühmte französische General Gourgaud gestorben, und vor 13 Jahren (1854) in Paris die Wittwe des Marschalls Ney. Doch lassen wir heute diese Todten der Fremde ruhen, um noch

## VI.

mit einem Worte an jenen hochberühmten, geistbegabten, unerschrocknen, mit schneidenden Waffen des Ernstes und mit blinkenden Waffen des Witzes gegen Wahn und Lüge und Sünde uner-

mündlich kämpfenden Hofprediger in Wien zu erinnern, Abraham a Sancta Clara, der am 2. Juli 1644 zu Kreenheinstetten in Schwaben (im Krug „zur Traube") geboren wurde; und um schließlich

## VII.

noch mit zwei Worten eines andern berühmten und beliebten Mannes zu gedenken, der sich durch seine überaus zahlreichen leichtflüssigen Erzählungen für das Volk und die Jugend einen Namen gemacht hat und auch euch allen wohlbekannt ist. Der Mann heißt Gustav Nieritz. Wer von euch kennte nicht seine Geschichten: die Wunderpfeife, der junge Trommelschläger, der Rattenfänger, der Johannistopf, das Schaf des Armen, der kleine Eskimo, Pilger und Lindwurm, Riesenstiefel, die beiden Schwestern, Kinderkreuzzug, und wie viele andre mehr! Es sind ihrer nahe an hundert. Nun, dieser anmuthige Geschichtenerzähler ist geboren am 2. Juli 1795, zu Neustadt-Dresden. Sein Vater war Lehrer einer Armenschule, und diese besuchte auch der Knabe. Mit dem 13. Jahre kam er in die Kreuzschule, doch mußte er sie schon nach 3 Jahren auf seines Vaters Wunsch mit dem Schullehrer-Seminar in Neustadt-Dresden vertauschen. Der Vater, schwerhörig und leidend, begehrte Gustav als Beistand in seinem Amt, und der Sohn, an strengen Gehorsam gewöhnt, fügte sich, wenn auch ohne freudigen Willen und mit Widerstreben. Und so wurde er, nachdem er das Examen bestanden, 1814 mit 100 Thlr. Gehalt seinem Vater substituirt. Dies Gehalt reichte natürlich, zumal er sich nach einigen Jahren auch verheirathete, nicht zu, so daß er — die leidige Hülfe der vielen Lehrer mit unauskömmlichem Gehalt — vom frühen Morgen bis zum späten Abend Privatunterricht ertheilen mußte. Und nachdem er 14 Jahre lang die Stelle seines Vaters treulich vertreten und dieser 1828 starb, erhielt er zwar eine kleine Gehaltszulage, aber die Stelle seines Vaters, auf die er gerechnet, bekam er nicht. Er war genöthigt, in dem „alten Brauhaus" sich einzumiethen, wo er ein ärmliches Dachstübchen bezog. Und hier war es, wo er, um sich und den Seinen etwas aufzuhelfen, seine erste Erzählung: „das Pomeran-

zenbäumchen" schrieb. An einem kleinen Holzbänkchen stehend, das er anstatt des Schreibtisches auf eine Pfeilerkommode stellte, daneben ein Drahtleuchter mit brennendem Lichte, von seinen Kindern umtobt, so hat er das kleine Pomeranzenbäumchen emporwachsen lassen. Nos besoins sont nos forces. Das Werkchen brachte ihm 12 Thlr. ein. Das war etwas. Aber mehr als das Geld war die Gunst werth, die er sich dadurch in weiteren Kreisen erwarb. Bereits im Jahre 1831 wurde ihm, auf Fürsprache der Bürger, die inzwischen wieder erledigte Stelle seines Vaters nun doch verliehen, die er dann 10 Jahre verwaltet hat. Und als 1841 diese seine Schule mit noch 2 andern zu einer Bezirksschule vereinigt wurde, ernannte ihn die Stadt Nieritz zu deren Director. Und dies Amt hat er wohl noch 13 Jahre lang mit Treue und Segen verwaltet. 1854 trat er in den Ruhestand. Seitdem wohnt er in einem freundlichen einstöckigen Hause mit Erkern in Neustadt-Dresden, und es ist eine Freude, den vom Alter ungebeugten Greis mit der gedankenvollen, hohen Stirn und dem grauen, doch vollen Haar und dem wohlwollenden Auge, in dem hübschen Gärtchen neben dem Hause an der Seite von Gattin und Tochter dahin wandeln zu sehen, der lieblichen stillen Blumen, die er gepflanzt und gepflegt, sich freuend, oder in traulicher Zwiesprach vergangener Tage gedenkend. — Glück und Freude, aber auch Sorge und Noth des Familienlebens — er hat beides, wie er's so oft und so rührend in seinen Erzählungen schildert, von Herzen und reichlich in seinem Kreise erlebt. Von 8 Kindern hat er 5 in den Tod sinken sehen, darunter den einzigen Sohn. Aber die ruhige Heiterkeit des Gemüths ist ihm darum — denn sein Leben ruhte auf dem Felsengrunde frommen Gottvertrauens — nicht verloren gegangen. Und diese Gesinnung tritt — vor andern — erbaulich und erfreulich in der aus dem Leben und mit dem Herzen geschriebenen Erzählung: Georg Neumark und die Gambe, hervor; von welcher wir, als Probe und Beispiel, zum Schlusse noch den Ausgang hören wollen. Georg Neumark (der Dichter jenes allbekannten schönen Liedes: wer nur den lieben Gott läßt walten, das sich in seinen einzelnen Versen durch die ganze Geschichte durchzieht) ist auf

falsche Anklage ins Gefängniß gebracht, nun zwar wieder frei geworden, aber von Neuem in drückende Noth gerathen, daß er auch seine lieben Bücher hat verkaufen, seine noch liebere Gambe versetzen müssen, jene an einen ihm sonst unbekannten Schweden, diese an seine ehemalige Wirthin, Frau Pimpel. Der Schluß der Erzählung versetzt uns in das kleine Zimmer des Poeten, wo ein kleiner Knabe (Bernhard), sein Pflegekind, fieberkrank liegt, sein eignes Kindchen Sylvius und seine beiden Nichten Clara und Brigitte herumstehen und spielen. Während des Dichters Frau, Amaryllis, sorglich um den Kranken beschäftigt, ist Neumark mit einer Schrift, die er im Auftrage des schwedischen Gesandten abgefaßt, davon gegangen. Eben kommt er wieder zurück.

*Nieritz, Georg Neumark, S. 131—138.

*Wer nur den lieben Gott 2c. V. 1. dreistimmig.

---

Möge denn dieser Christenhort des Gottvertrauens uns in der Hochfluth des Erdenlebens und seiner wechselnden Schickungen nimmer untersinken, und möge die Mahnung des letzten Verses dieses Liedes, mit dem wir die heutige Morgenfeier schließen, wie wir sie alle im Gedächtniß tragen, auch uns allen zu Herzen gehen und das Gemüth befreiend erheben, das Leben erleuchtend verklären.

(Gesang: Sing', bet' und geh' 2c. — Chor.)

# Sprüche mit Glossen.

## 1.

### Man soll die Menschen nehmen, wie sie sind.

Und tragen. Die Menschen sind unendlich verschieden geartet in Begabung und Neigung, in Charakter und Sinn. Das ist von dem weisen Gott also geordnet, daß sie sich bedürfen und ergänzen, und wenn du die Berechtigung der fremden, vielleicht entgegengesetzten Individualität zu erkennen und anzuerkennen gelernt hast, wenn du bedenkst, wie viel die Andern von dir und an dir zu tragen haben und tragen, dann wird dir's auch nicht schwer werden, die fremde Individualität zu leiden und zu tragen und wirst du die harten, schweren Urtheile verlernen, mit denen die Menschen, besonders jüngere, über Andere herzufahren pflegen. Göthe sagt irgendwo: „Es ist eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmoniren sollen. Ich habe es nie gethan; ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, von dem ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntniß mannigfaltiger Charaktere, so wie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht." Und Schiller in einem Briefe: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich

gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch."

Aber um die Menschen zu nehmen, wie sie sind, prüfe auch, damit du erkennest, wie sie sind. Der äußere Schein trügt oft: hinter dem freundlichen Gesicht liegt oft ein harter, liebloser Sinn, unter der rauhen Schale oft ein guter, edler Kern, und du würdest oft irren und bitter zu bereuen haben, wenn du die Menschen nähmest, wie sie dir erscheinen, bei der ersten Begegnung im Leben erscheinen. Hast du sie aber geprüft und erkannt, dann sollst du sie nicht blos nehmen, wie sie sind, sondern auch und vielmehr

helfen und fördern. Das ist vor Allem dem Lehrer gesagt. Er soll nicht dabei stehen bleiben, die Seele, die ihm zur Pflege und Zucht übergeben worden, mit allen ihren falschen Neigungen, verkehrten Anschauungen, verführerischen Unarten zu nehmen, wie sie sind und darin beruhen zu lassen, er soll darauf denken, dafür sorgen, daß sie anders werden, das Alte, Böse ablegen und den neuen Menschen anziehen, ob's auch schweren Kampf kostet mit der eignen Trägheit oder dem starren Sinne und der tiefen Wurzel des Uebels. Aber das Alles soll in Liebe geschehen und Geduld, unvergessen, wie Viel von dem, was den älteren, reiferen Menschen ärgert und verletzt, auf Rechnung der häuslichen Erziehung und früherer Eindrücke kommt, denen das Kind unbewußt anheim gegeben war, oder des kindlichen Leichtsinns oder Muthwillens, der an sich noch nicht Bosheit ist und Sünde, oder der Neigungen, die nur der weisen, verständig leitenden Hand warten, um zum Lichte zu gelangen. Also steht das Wort wiederum in seinem Rechte. Endlich aber sollst du nie darauf ausgehen, eine Kraft zu schwächen, vielmehr ihren Gegenmuskel zu stärken, sollst auch im Kinde die Individualität schonen und nicht dem Vorwurfe verfallen, den Göthe an einem Orte ausspricht, da er sagt: „Jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbilde erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen, deren sich das Schicksal annimmt, das Jeden nach seiner Weise erzieht."

## 2.

## Horror vacui.

Galilei wurde einmal um Bescheid gefragt, warum — aber das ist ja eine alte Geschichte, cetera quis nescit? Nun gut. Er erklärte also, die Natur habe einen horror vacui. Damit war freilich die Sache nicht abgethan und das Räthsel nicht gelöst. Es geht uns nicht anders. Man kommt z. B. früh am Morgen um 6 Uhr oder später, nachdem die Jahreszeit ist und die Schulordnung, in seine Klasse; die Bänke sind noch fast leer, es ist, wie das Evangelium sagt und die Kirche oft klagt, es ist noch viel Raum da, da ergreift uns auch, man weiß nicht wie, der bewußte horror vacui. Aber damit ist's auch hier nicht abgethan; es muß geholfen werden. Suche also in verständiger, gelinder Weise auf die häusliche Ordnung einzuwirken, nimm dir dazu deinen Pastor als dux oder comes, laß nicht heute die Unordnung ungerügt durchgehen, die du gestern gestraft hast, sei du selber streng und pünktlich in aller Ordnung, vor Allem aber mache den Kindern die Schule lieb, daß nicht auch sie darin der horror vacui ergreife und das Verlangen hinaus in die frische, reiche, schöne Natur oder in das stille, freundliche, liebreiche Elternhaus. Oder du kommst in eine fremde Schule: du findest überall eine Leere an Geist, an Leben, an Liebe, in den Kindern kein Wissen, keine Lust zu hören und zu reden, keine Entfaltung des Gemüths, so ergreift dich wieder der horror vacui und du fragst dich: Was muß ich thun, daß ich nicht auch zu solchem Ausgang gelange? Und eine innere Stimme spricht: treu sein im Kleinen wie im Großen, in Liebe und in Demuth. Oder es wird dir ein Kind gebracht, ein verlorner Sohn eines verlornen Vaters; du schauest, noch ehe du Worte vernimmst, in die Augen und das Angesicht und die entsetzliche Leere und Oede der Seele und des Herzens, und es jammert dich des Knäbleins und sprichst: Herr, was muß ich thun, daß ich diesen verlornen Sohn zurückbringe zu dir und zu seinem Vater und in seine Heimath? Und der Herr spricht: meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.

Aber endlich in der Stunde des Ausgangs aus dem Leben, wie wird es da sein? Es ist wohl schlimm, wenn ein armer Lazarus vor des Reichen Thür stehen oder liegen muß und hat Nichts auf Erden, nicht einmal der Menschen Erbarmen; es ist schlimm, wenn ein Spieler, ein Verschwender am Morgen oder am Abend in Tasche und Truhe sucht, und findet Nichts, nicht einmal einen Trost in der Seele. Aber wenn in dem Buche deines Lebens, da der Herr dich ruft, mehr leere Blätter sind als volle? wenn dein ganzes Leben nur ein unbeschriebenes, leeres Blatt ist? —

3.

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren,
Mußt gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

Dem Fuchse die flache Schüssel und die Tauben und Trauben, dem Kraniche die langhalsige Flasche und die Fischlein. So lehrt's die Fabel. Die Moral ist auch für uns. Gefäß und Speise, wie's Jeder braucht. Das Gefäß der Lehre ist das Wort. Es soll gewählt sein „nach des Kindes Schnabel." Die Sprache, die dem Manne natürlich und geläufig ist, ist's darum nicht dem Kinde. Man täuscht sich darin oft und ruft schlimme Mißverständnisse hervor. Man sollte die Kinder mehr ausreden lassen, damit man ihre Sprache lernt, bei der Wiederholung, bei den schriftlichen Arbeiten mehr darauf Acht haben, welche Form sie wählen anstatt der gegebenen, beim Lesen sie anregen, für das gedruckte Wort ein anderes, ihnen mundrechtes zu setzen und die Unterschiede zu begreifen. Sonderlich hat hier der Lehrer der Volksschule zu wachen und zu sorgen, weil seine Kinder aus dem Hause eine ganz fremde Ausdrucksweise und Mundart mitbringen, der er anfänglich sich anbequemen muß. Anfänglich: denn es soll auch hierin ein Fortschritt sein. Was du heute noch dem Kinde in seiner Weise sagen mußtest, kannst du ihm in Jahr und Tag bei wachsender Erkenntiß in anderer, gesteigerter Form darreichen.

Und mit dem Gefäße ändert sich auch die Nahrung. Christus hatte seinen Jüngern, da er von ihnen ging, noch Viel zu sagen, aber sie konnten's jetzt nicht tragen (Joh. 16, 12). Paulus konnte mit den Corinthern nicht reden als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen, wie mit jungen Kindern in Christo, und hat ihnen im Anfang Milch zu trinken gegeben und nicht Speise (1. Cor. 3, 1. 2). Milch im Anfang dem Kinde: denn es kann die starke, harte Speise noch nicht beißen, vertragen, verdauen, d. h. innerlich verarbeiten, daß sie in Saft und Blut übergehe. Also dem kleinen Kinde die kleine Geschichte aus dem engsten Kreise des elterlichen Hauses, des Schullebens, die biblischen Geschichten, die wieder in diesen Kreis führen, die Beschreibungen, die der eigenen Anschauung des Kindesauges angehören, das Märchen, die Fabel, das Sprüchlein und kleine Lied. Aber der Schnabel wird mit den Jahren stärker und härter, nun soll er die Schale selber zerbrechen, um zu dem süßen Kerne zu gelangen, die Zähne werden mit der Zeit mehr und stärker, nun sollen sie die stärkere Speise selber kauen, (klar machen), und soll's ihnen nicht mehr vorgekaut und eingelöffelt werden, daß sie's nur zu schlucken brauchen. Nun kommt der zusammenhängende Unterricht, nun die Ausschau auch in weitere Fernen, nun die härtere Arbeit des Denkens und Suchens. Es geschieht dem Kindesgeiste zu großem Schaden, wenn ihm nicht im Anfang und eine lange Zeit Milch gegeben wird und nicht Speise; aber es ist ihm zu nicht minderem Schaden, wenn ihm die starke Speise zu lange vorenthalten wird. Ohne diese Ordnung im Haushalt ist Salz und Schmalz und Oel und Schweiß verloren.

## 4.

## Hunc diem perdidi.

So klagte sich Kaiser Titus an, wenn er einen Tag hatte vorübergehen lassen, ohne einem Menschen wohlzuthun. Und so mag ein Schulmeister klagen am Abend eines Tages, der ihm durch zufällige äußere Hemmnisse oder aus inneren Gründen ohne Frucht, oder doch ohne die rechte erhebliche Frucht vorübergegangen ist für sich oder für seine Schule. Es giebt so Viele, die das

kostbare, kurze Leben vergeuden in nichtigen Zerstreuungen; aber ein Lehrer, der die stetige, wachsende Entwickelung der Seele zu beobachten und zu leiten berufen ist, sollte nie solchem Treiben verfallen, sollte nie am Abend nach des Tages Arbeit die prüfende Frage von sich abweisen: Habe ich an diesem Tage gewonnen für mich und für meine Zöglinge? Ist's nicht genug, an wem liegt die größere Schuld? Habe ich die Schuld, was soll ich thun, daß es besser wird? Liegt's daran, daß ich mich zu leicht Stimmungen, augenblicklichen Eindrücken überlasse? Kommts daher, daß ich, was mein Ungeschick oder meine Leidenschaft verdorben, den Kindern zum Vorwurf und zur Strafe wende? Ist dadurch der Tag verloren, daß ich, im Bewußtsein der Schulmeisterschaft, zu wenig meine Gedanken und Stoffe für den Unterricht vorbereitet habe? Kommt's daher, daß ich zu wenig mich beherrsche, unstät und flüchtig daher fahre, und die Kinder mit mir fortreiße und keinen Gedanken, keine Anschauung, keine Empfindung zu klarem, festem Eindrucke gelangen lasse? Ist aber der Grund gefunden, so wird sich auch die Hülfe finden. Wenn du aber in Freundes Kreis nach des Tages Mühen zu heiterer, unbefangener Unterhaltung weilst, wenn du ein gutes Buch, sei es auch nicht für's Fach geschrieben, liesest zu Erquickung und Anregung für Geist und Gemüth, wenn du eine Reise machst in Freundes Begleitung, um auf Bergen und in Thälern Aug' und Herz zu erfrischen: so sind solches Alles auch nicht verlorene Stunden und Tage. Man kann auch geizen mit der Zeit, sich zum Schaden, wo nicht zur Sünde.

Hunc diem perdidi, eine Selbstanklage, die schwer auf's Herz fällt. Wenn aber ein ganzes, langes Jahr des Schullebens verflossen ist, und es stellt sich, auch ohne eine öffentliche Prüfung, auch ohne das gestrenge Urtheil eines Obern oder Hörers, auf die Schwelle des alten und neuen Schuljahres das Zeugniß: So hast du es nicht wohl gemacht, du hast dein Ziel nicht erreicht, die Schuld liegt an dir, du bist nicht treu genug gewesen, oder nicht kinderfreundlich genug, oder nicht fest genug, du hast falsche Wege gewählt und darum das Ziel verfehlt, und siehe, nun ist ein ganzes Jahr dahin und kehrt nicht wieder, nicht dir, nicht deinen Kindern; so mag im Angesicht solchen Zeugnisses die

schwerere Klage laut werden: Hunc annum perdidi! Wenn aber das junge, zarte Bäumlein, das unserer Pflege anvertraut ist, unter unserer Hand verkrüppelt oder verkümmert, also daß es traurig anzusehen ist, und wir können uns nicht verbergen: das ist geschehen durch deine Schuld, du hast es nicht genugsam bewacht, mit zu rauher Hand angefaßt, oder zu sehr sich selber überlassen, und zu wenig den Stab der Zucht dazu gebracht und das ernste Wort und das treue Vorbild, du hast es nicht geschützt vor dem verderbenden Hauche des Bösen, und siehe, nun ist Alles dahin; so klagt wohl ein treues Lehrerherz im stillen Kämmerlein unter Gebet und Thränen: Hanc animam perdidi! Wer soll da helfen? Nun, die Gnade Gottes kann auch sie wieder gewinnen und erretten.

## 5.
## Variatio delectat.

Freilich haben andere Stände in ihrem Beruf mehr Abwechslung, z. E. der Arzt, dem es in der guten Zeit nie an „interessanten Fällen" fehlt, der Richter, vor dessen Stuhl alle Stände und aus allerlei Ursach kommen. Dagegen der arme Schulmeister! Das ganze Jahr hindurch dieselben Stoffe und Pensen, dasselbe leidige Lautiren und Corrigiren und Ueberhören und Verhören und was Alles, und wenn eine Variation in das Einerlei der Arbeit kommt, ist's die Schwingung des Stabes der Zucht oder die Ferien. Und das 10, 20, 30 Jahr — kein Wunder, wenn da der Geist vertrocknet und das Gemüth erstirbt und die Lust entflieht. Und doch kann's und soll's anders sein. Freilich bleiben die Gegenstände des Unterrichts dieselben. Aber schon der Wechsel der Kinder mit jedem neuen Jahre, welch' reiche Quelle der Belebung und Anfrischung für Geist und Gemüth! Dazu der Wechsel der Gegenstände an Einem Tage und in Einer Woche. Und bleiben die Sachen dieselben, kann nicht durch die Form und Weise und Ordnung der Mittheilung ein belebender, erfreuender Wechsel gewonnen werden? Als zum Exempel: du unterrichtest in der Geschichte, du schließest den Stoff einmal an die biblische Geschichte an, legst ein andermal ihn Sprüchen der Bibel oder

gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch."

Aber um die Menschen zu nehmen, wie sie sind, prüfe auch, damit du erkennest, wie sie sind. Der äußere Schein trügt oft: hinter dem freundlichen Gesicht liegt oft ein harter, liebloser Sinn, unter der rauhen Schale oft ein guter, edler Kern, und du würdest oft irren und bitter zu bereuen haben, wenn du die Menschen nähmest, wie sie dir erscheinen, bei der ersten Begegnung im Leben erscheinen. Hast du sie aber geprüft und erkannt, dann sollst du sie nicht blos nehmen, wie sie sind, sondern auch und vielmehr

helfen und fördern. Das ist vor Allem dem Lehrer gesagt. Er soll nicht dabei stehen bleiben, die Seele, die ihm zur Pflege und Zucht übergeben worden, mit allen ihren falschen Neigungen, verkehrten Anschauungen, verführerischen Unarten zu nehmen, wie sie sind und darin beruhen zu lassen, er soll darauf denken, dafür sorgen, daß sie anders werden, das Alte, Böse ablegen und den neuen Menschen anziehen, ob's auch schweren Kampf kostet mit der eignen Trägheit oder dem starren Sinne und der tiefen Wurzel des Uebels. Aber das Alles soll in Liebe geschehen und Geduld, unvergessen, wie Viel von dem, was den älteren, reiferen Menschen ärgert und verletzt, auf Rechnung der häuslichen Erziehung und früherer Eindrücke kommt, denen das Kind unbewußt anheim gegeben war, oder des kindlichen Leichtsinns oder Muthwillens, der an sich noch nicht Bosheit ist und Sünde, oder der Neigungen, die nur der weisen, verständig leitenden Hand warten, um zum Lichte zu gelangen. Also steht das Wort wiederum in seinem Rechte. Endlich aber sollst du nie darauf ausgehen, eine Kraft zu schwächen, vielmehr ihren Gegenmuskel zu stärken, sollst auch im Kinde die Individualität schonen und nicht dem Vorwurfe verfallen, den Göthe an einem Orte ausspricht, da er sagt: „Jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbilde erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen, deren sich das Schicksal annimmt, das Jeden nach seiner Weise erzieht."

## 2.

## Horror vacui.

Galilei wurde einmal um Bescheid gefragt, warum — aber das ist ja eine alte Geschichte, cetera quis nescit? Nun gut. Er erklärte also, die Natur habe einen horror vacui. Damit war freilich die Sache nicht abgethan und das Räthsel nicht gelöst. Es geht uns nicht anders. Man kommt z. B. früh am Morgen um 6 Uhr oder später, nachdem die Jahreszeit ist und die Schulordnung, in seine Klasse; die Bänke sind noch fast leer, es ist, wie das Evangelium sagt und die Kirche oft klagt, es ist noch viel Raum da, da ergreift uns auch, man weiß nicht wie, der bewußte horror vacui. Aber damit ist's auch hier nicht abgethan; es muß geholfen werden. Suche also in verständiger, gelinder Weise auf die häusliche Ordnung einzuwirken, nimm dir dazu deinen Pastor als dux oder comes, laß nicht heute die Unordnung ungerügt durchgehen, die du gestern gestraft hast, sei du selber streng und pünktlich in aller Ordnung, vor Allem aber mache den Kindern die Schule lieb, daß nicht auch sie darin der horror vacui ergreife und das Verlangen hinaus in die frische, reiche, schöne Natur oder in das stille, freundliche, liebreiche Elternhaus. Oder du kommst in eine fremde Schule: du findest überall eine Leere an Geist, an Leben, an Liebe, in den Kindern kein Wissen, keine Lust zu hören und zu reden, keine Entfaltung des Gemüths, so ergreift dich wieder der horror vacui und du fragst dich: Was muß ich thun, daß ich nicht auch zu solchem Ausgang gelange? Und eine innere Stimme spricht: treu sein im Kleinen wie im Großen, in Liebe und in Demuth. Oder es wird dir ein Kind gebracht, ein verlorner Sohn eines verlornen Vaters; du schauest, noch ehe du Worte vernimmst, in die Augen und das Angesicht und die entsetzliche Leere und Oede der Seele und des Herzens, und es jammert dich des Knäbleins und sprichst: Herr, was muß ich thun, daß ich diesen verlornen Sohn zurückbringe zu dir und zu seinem Vater und in seine Heimath? Und der Herr spricht: meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.

Aber endlich in der Stunde des Ausgangs aus dem Leben, wie wird es da sein? Es ist wohl schlimm, wenn ein armer Lazarus vor des Reichen Thür stehen oder liegen muß und hat Nichts auf Erden, nicht einmal der Menschen Erbarmen; es ist schlimm, wenn ein Spieler, ein Verschwender am Morgen oder am Abend in Tasche und Truhe sucht, und findet Nichts, nicht einmal einen Trost in der Seele. Aber wenn in dem Buche deines Lebens, da der Herr dich ruft, mehr leere Blätter sind als volle? wenn dein ganzes Leben nur ein unbeschriebenes, leeres Blatt ist? —

3.

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren,
Mußt gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

Dem Fuchse die flache Schüssel und die Tauben und Trauben, dem Kraniche die langhalsige Flasche und die Fischlein. So lehrt's die Fabel. Die Moral ist auch für uns. Gefäß und Speise, wie's Jeder braucht. Das Gefäß der Lehre ist das Wort. Es soll gewählt sein „nach des Kindes Schnabel." Die Sprache, die dem Manne natürlich und geläufig ist, ist's darum nicht dem Kinde. Man täuscht sich darin oft und ruft schlimme Mißverständnisse hervor. Man sollte die Kinder mehr ausreden lassen, damit man ihre Sprache lernt, bei der Wiederholung, bei den schriftlichen Arbeiten mehr darauf Acht haben, welche Form sie wählen anstatt der gegebenen, beim Lesen sie anregen, für das gedruckte Wort ein anderes, ihnen mundrechtes zu setzen und die Unterschiede zu begreifen. Sonderlich hat hier der Lehrer der Volksschule zu wachen und zu sorgen, weil seine Kinder aus dem Hause eine ganz fremde Ausdrucksweise und Mundart mitbringen, der er anfänglich sich anbequemen muß. Anfänglich: denn es soll auch hierin ein Fortschritt sein. Was du heute noch dem Kinde in seiner Weise sagen mußtest, kannst du ihm in Jahr und Tag bei wachsender Erkenntiß in anderer, gesteigerter Form darreichen.

Und mit dem Gefäße ändert sich auch die Nahrung. Christus hatte seinen Jüngern, da er von ihnen ging, noch Viel zu sagen, aber sie konnten's jetzt nicht tragen (Joh. 16, 12). Paulus konnte mit den Corinthern nicht reden als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen, wie mit jungen Kindern in Christo, und hat ihnen im Anfang Milch zu trinken gegeben und nicht Speise (1. Cor. 3, 1. 2). Milch im Anfang dem Kinde: denn es kann die starke, harte Speise noch nicht beißen, vertragen, verdauen, d. h. innerlich verarbeiten, daß sie in Saft und Blut übergehe. Also dem kleinen Kinde die kleine Geschichte aus dem engsten Kreise des elterlichen Hauses, des Schullebens, die biblischen Geschichten, die wieder in diesen Kreis führen, die Beschreibungen, die der eigenen Anschauung des Kindesauges angehören, das Märchen, die Fabel, das Sprüchlein und kleine Lied. Aber der Schnabel wird mit den Jahren stärker und härter, nun soll er die Schale selber zerbrechen, um zu dem süßen Kerne zu gelangen, die Zähne werden mit der Zeit mehr und stärker, nun sollen sie die stärkere Speise selber kauen, (klar machen), und soll's ihnen nicht mehr vorgekaut und eingelöffelt werden, daß sie's nur zu schlucken brauchen. Nun kommt der zusammenhängende Unterricht, nun die Ausschau auch in weitere Fernen, nun die härtere Arbeit des Denkens und Suchens. Es geschieht dem Kindesgeiste zu großem Schaden, wenn ihm nicht im Anfang und eine lange Zeit Milch gegeben wird und nicht Speise; aber es ist ihm zu nicht minderem Schaden, wenn ihm die starke Speise zu lange vorenthalten wird. Ohne diese Ordnung im Haushalt ist Salz und Schmalz und Oel und Schweiß verloren.

## 4.

## Hunc diem perdidi.

So klagte sich Kaiser Titus an, wenn er einen Tag hatte vorübergehen lassen, ohne einem Menschen wohlzuthun. Und so mag ein Schulmeister klagen am Abend eines Tages, der ihm durch zufällige äußere Hemmnisse oder aus inneren Gründen ohne Frucht, oder doch ohne die rechte erhebliche Frucht vorübergegangen ist für sich oder für seine Schule. Es giebt so Viele, die das

kostbare, kurze Leben vergeuden in nichtigen Zerstreuungen; aber ein Lehrer, der die stetige, wachsende Entwickelung der Seele zu beobachten und zu leiten berufen ist, sollte nie solchem Treiben verfallen, sollte nie am Abend nach des Tages Arbeit die prüfende Frage von sich abweisen: Habe ich an diesem Tage gewonnen für mich und für meine Zöglinge? Ist's nicht genug, an wem liegt die größere Schuld? Habe ich die Schuld, was soll ich thun, daß es besser wird? Liegt's daran, daß ich mich zu leicht Stimmungen, augenblicklichen Eindrücken überlasse? Kommts daher, daß ich, was mein Ungeschick oder meine Leidenschaft verdorben, den Kindern zum Vorwurf und zur Strafe wende? Ist dadurch der Tag verloren, daß ich, im Bewußtsein der Schulmeisterschaft, zu wenig meine Gedanken und Stoffe für den Unterricht vorbereitet habe? Kommt's daher, daß ich zu wenig mich beherrsche, unstät und flüchtig daher fahre, und die Kinder mit mir fortreiße und keinen Gedanken, keine Anschauung, keine Empfindung zu klarem, festem Eindrucke gelangen lasse? Ist aber der Grund gefunden, so wird sich auch die Hülfe finden. Wenn du aber in Freundes Kreis nach des Tages Mühen zu heiterer, unbefangener Unterhaltung weilst, wenn du ein gutes Buch, sei es auch nicht für's Fach geschrieben, liesest zu Erquickung und Anregung für Geist und Gemüth, wenn du eine Reise machst in Freundes Begleitung, um auf Bergen und in Thälern Aug' und Herz zu erfrischen: so sind solches Alles auch nicht verlorene Stunden und Tage. Man kann auch geizen mit der Zeit, sich zum Schaden, wo nicht zur Sünde.

Hunc diem perdidi, eine Selbstanklage, die schwer auf's Herz fällt. Wenn aber ein ganzes, langes Jahr des Schullebens verflossen ist, und es stellt sich, auch ohne eine öffentliche Prüfung, auch ohne das gestrenge Urtheil eines Obern oder Hörers, auf die Schwelle des alten und neuen Schuljahres das Zeugniß: So hast du es nicht wohl gemacht, du hast dein Ziel nicht erreicht, die Schuld liegt an dir, du bist nicht treu genug gewesen, oder nicht kinderfreundlich genug, oder nicht fest genug, du hast falsche Wege gewählt und darum das Ziel verfehlt, und siehe, nun ist ein ganzes Jahr dahin und kehrt nicht wieder, nicht dir, nicht deinen Kindern; so mag im Angesicht solchen Zeugnisses die

schwerere Klage laut werden: Hunc annum perdidi! Wenn aber das junge, zarte Bäumlein, das unserer Pflege anvertraut ist, unter unserer Hand verkrüppelt oder verkümmert, also daß es traurig anzusehen ist, und wir können uns nicht verbergen: das ist geschehen durch deine Schuld, du hast es nicht genugsam bewacht, mit zu rauher Hand angefaßt, oder zu sehr sich selber überlassen, und zu wenig den Stab der Zucht dazu gebracht und das ernste Wort und das treue Vorbild, du hast es nicht geschützt vor dem verderbenden Hauche des Bösen, und siehe, nun ist Alles dahin; so klagt wohl ein treues Lehrerherz im stillen Kämmerlein unter Gebet und Thränen: Hanc animam perdidi! Wer soll da helfen? Nun, die Gnade Gottes kann auch sie wieder gewinnen und erretten.

## 5.

## Variatio delectat.

Freilich haben andere Stände in ihrem Beruf mehr Abwechslung, z. E. der Arzt, dem es in der guten Zeit nie an „interessanten Fällen" fehlt, der Richter, vor dessen Stuhl alle Stände und aus allerlei Ursach kommen. Dagegen der arme Schulmeister! Das ganze Jahr hindurch dieselben Stoffe und Pensen, dasselbe leidige Lautiren und Corrigiren und Ueberhören und Verhören und was Alles, und wenn eine Variation in das Einerlei der Arbeit kommt, ist's die Schwingung des Stabes der Zucht oder die Ferien. Und das 10, 20, 30 Jahr — kein Wunder, wenn da der Geist vertrocknet und das Gemüth erstirbt und die Lust entflieht. Und doch kann's und soll's anders sein. Freilich bleiben die Gegenstände des Unterrichts dieselben. Aber schon der Wechsel der Kinder mit jedem neuen Jahre, welch' reiche Quelle der Belebung und Anfrischung für Geist und Gemüth! Dazu der Wechsel der Gegenstände an Einem Tage und in Einer Woche. Und bleiben die Sachen dieselben, kann nicht durch die Form und Weise und Ordnung der Mittheilung ein belebender, erfreuender Wechsel gewonnen werden? Als zum Exempel: du unterrichtest in der Geschichte, du schließest den Stoff einmal an die biblische Geschichte an, legst ein andermal ihn Sprüchen der Bibel oder

der Volksweisheit unter, giebst dazu poetische Bearbeitungen, streuest überall lebendige Schilderungen und lehrreiche characteristische Züge ein, ordnest, was dies Mal in synchronistischer Weise behandelt worden, ethnographisch zusammen, stellst Männer verwandten Wesens aus verschiedenen Zeiten zusammen, nimmst einmal die Ordnung rückwärts, von der Gegenwart aus, bringst, wo es geht, historische Bilder zur Anschauung — so ist das schon Variation genug, Lehrende und Lernende zu erfreuen. Oder im geographischen Unterricht: Du zeichnest diesmal die Karte vom Vaterlande in rohen Umrissen an die Wandtafel und rollst erst, nachdem du sie allmälig mit den wesentlichsten Namen ausgefüllt und durch die nothwendigsten Notizen erläutert hast, die vollständigere Wandkarte auf; du schließest ein andermal den Unterricht an eine erfundene Reise an, die der Lehrer allein oder mit Schülern gemacht haben soll, oder theilest Reisebeschreibungen oder Reiseerfahrungen zwischenein mit; du beginnest das eine Mal mit der Heimath, und ziehest den Kreis immer weiter und schließest mit den Elementen der mathematischen Geographie, und nimmst ein andermal den umgekehrten Weg, oder fügst ein anderes Jahr das weltkundliche Material in einander, oder bringst dazu gute Abbildungen von Städten und Menschen und Gegenden zur Anschauung. Oder in der biblischen Geschichte: Hier ist allerdings die Sprache der Bibel wesentlich und soll eingeprägt werden, aber nachdem dies geschehen, sind kurze Erläuterungen an der Stelle, Veränderung der erzählenden Person (Martha erzählt die Auferweckung ihres Bruders Lazarus, die Mutter zu Nain die Auferweckung ihres Sohnes), erweiterte Ausführung der in der Erzählung nur angedeuteten Momente, oder Anschließung der Geschichte oder mehrerer Geschichten an einen Spruch der Bibel oder des Gesangbuchs, schließlich Mittheilung von poetischen Bearbeitungen und biblischen Bildern. Und so in andern Fächern mehr. Das Thema bleibt dabei dasselbe, wie die Harmonien und ihr Zusammenhang, aber die Variationen in der formellen Behandlung geben immer neue Freude am Gegenstand, am Beruf, an den Kindern, und das ist nichts Geringes.

## 6.

## Suum cuique.

Das heißt zum Ersten: Er giebt Jedem das Seine, Gott, der Welt Schöpfer, jedem Blümlein und Vöglein, jedem Land und Volk, jedem Jahrhundert und jedem Weltkörper. Also auch dir, o Mensch. Sei getrost, der treue Gott und Herr giebt dir das Deine, d. i. was du bedarfst, was dir ersprießlich und heilsam ist, was du verdienst! Nun, was hättest du denn von dem heiligen und gerechten Gotte verdient? es ist ja Alles gegeben aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn' all' unser Verdienst und Würdigkeit. Er giebt dir das Deine, d. h. was du bedarfst, um, was du sollst, zu wirken in dem Lebenskreise, in den du gesetzt bist. Also quäle dich nicht mit Sorgen, daß dir nicht mehr gegeben ist an irdischem Gut oder an geistigen Gaben. Sei nur über das Wenige getreu, wuchere nur mit dem Einen Pfunde, und der Segen deß, der dir das Wenige, der das Eine Pfund gab, wird dir nicht mangeln.

Suum cuique, das heißt zum Andern: Gieb Jedem das Seine, dem schwachen Kinde nicht die schwere Aufgabe wie dem begabten, dem fleißigen und langsamer fortschreitenden ein anderes Lob, als dem besser begabten aber leichtfertigen, dem rohen, harten Gemüth eine andere Behandlung, als dem weichen, zarten, dem verführten, dem das erste Mal in diese Schuld gekommenen, ein anderes Wort der Strafe, als dem Verführenden, dem Verschuldeten, der Sünde der Bosheit eine andere Strafe, als der Sünde des Leichtsinns und der Unwissenheit, der lang geleugneten That eine andere Strafe, als der gleich und offen gestandenen, aber nicht dem Kinde reicher Eltern eine andere Behandlung, als dem armen, nicht dem Kinde deines Vorgesetzten, dem Kinde aus höherem Stande, dem eignen Kinde eine Bevorzugung vor den andern, nicht parteiische Sympathien oder Rücksichten in den Censuren: gerecht in Allem und gegen Alle.

Suum cuique, das heißt zum Dritten: Laß, gönne Jedem das Seine. Dein Amtsgenosse hat vor dir Vorzüge der Begabung und Leistungen und wird darum dir vorgezogen, er hat, sagt man, mehr Glück als du: gönne ihm das Eine, wie das Andere; er ist in dem einen oder andern Stücke dir überlegen, beneide es ihm nicht, trachte nicht, es vor Andern herabzusetzen, zu verkleinern, zu verkümmern. Du kannst bei weniger Gaben und in engerem Kreise mit eben so viel Segen wirken, als dein Mitbruder bei größeren Gaben und in weiterem Kreise. Es kommt ja vor Gottes Angesicht, welcher auch in der zukünftigen Welt einem Jeglichen das Seine geben wird, auf den reinen Willen an und auf das sittliche Leben und Streben. Aber in dieser Bedeutung gilt schon nicht mehr das Gesetz blos, das Gesetz der Gerechtigkeit, sondern das Gesetz der Liebe, und dazu giebt das schöne Wort des Dichters den weitern Blick:

Das Recht sagt: Jedem das Seine,
Die Liebe: Jedem das Deine!

## 7.

## Semper aliquid haeret.

Das ist gewißlich wahr und uns geschrieben zu Trost und Warnung. Stunden, Tage, Wochen gehen hin, es ist allzuwenig oder keine Frucht zu sehen, und steht's um das Ganze so nicht, ist doch bei dem und dem und dem Nichts gewonnen und gefördert, Zeit und Wort und Fleiß verschwendet. Getrost, mein Freund, Etwas bleibt immer hängen, es wird auch hier nicht anders sein, wenn du auch im Augenblick keine Kunde davon hast. Freilich ist wohl bei dem leichtsinnigen und flatterhaften oder gedankenlosen Schüler Vieles ins Bodenlose gefallen, aber manches Wort ist doch an einer Klippe hängen geblieben. Und merkwürdig, gerade das unbedeutendste, zufälligste, ganz beiläufige, ganz nebenher und ohne allen Anspruch der Bewahrung gesprochene Wort hat dieses Loos am häufigsten, und hängt noch nach langen Jahren in der Seele fest, ja es verwächst vollständig mit den Jugenderinnerungen. Aber was ist damit gewonnen? und wie oft ist das Gehörte ohne Verständniß, ja geradezu ins Wider-

sinnige verkehrt, aufgenommen, und dann ist es ja doch nur ganz äußerlich aufgenommen, es hängt eben nur von Außen an der Seele und ein Windstoß kann es schon in der nächsten Stunde auch hinabtreiben ins Bodenlose, seinen Brüdern nach. Groß also ist der Trost nicht, daß immer Etwas hängen bleibt, und nicht sonderlich erbaulich, und kann man nicht viel darauf bauen oder sich einbilden.

Aber die Sache ist nach anderer Seite noch weniger tröstlich. Leicht entflieht den Lippen das unbedachte Wort, das leichtfertige, frevle, oder das harte, leidenschaftliche, oder das bittere, vernichtende. Der Schall ist im Augenblick verweht, verklungen, aber das Wort hängt sich an das Herz an und drückt sich so tief in ihm ein und umrankt es so fest, daß keine Zeit es wieder von ihm nehmen kann. So kann Ein leichtfertiges, frevles Wort in die Seele einschlagen, ihr zum Verderben, so kann Eine harte, vernichtende, lieblose Aeußerung die Seele mit unauslöschlichem Haß und Widerwillen gegen die Schule und die Person des Lehrers erfüllen — welch ernste, dringende Aufforderung an den Lehrer, bedacht zu sein in seinen Reden und Worten und nie sich gehen zu lassen! — Aber auf der andern Seite bleibt auch die Erinnerung an Ein freundliches oder ermuthigendes oder tröstendes oder scharf treffendes, scharfsinniges Wort dem offenen, unverdorbenen Kindesgemüth unverloren, und es gehört zu den Freuden des Lehrerberufs, sich nach langen Jahren einmal wieder an ein solches Wort erinnern zu hören, das eine Wirkung gehabt hat zu liebender Erinnerung und zu bleibendem Segen weit hinaus über dessen, der es sprach, Gedächtniß und Erwartung.

## 8.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt
Wenn er die goldnen Märchen singt.

Kinderfänger sollen wir ja sein. Jesus berief Petrum, Menschen zu fahen; der Lehrer ist berufen, Kinder zu fahen. Aber wie? Vater oder Mutter bringen sie ihm, Zuckerdüten in

der Tasche; aber damit sind sie noch nicht fein, zumal wenn neben der Zuckerdüte das Birkenreis liegt, und auf das freundliche: „Du liebes Kind, komm, geh mit mir," das grimmige Wort folgt: „und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." So wirst du keine Kinder fahen. Und nun das ewige Herumhetzen der kleinen, scheuen Seelen in Fibel, Sprüchen, Einmaleins und andern Exercitien! Nein, willst du Kinder fahen, so mußt du dem poetischen Sinne in der Kindesnatur „Rechnung tragen." Dazu gehört das Liedlein, die Fabel, vor Allem aber das Märchen, weil die Wunder- und Zauberwelt, in die es uns versetzt, dem kindlichen Auge offen steht und eine Wahrheit ist; die Wunder der natürlichen Welt gehören dem reiferen Geiste. Wenn aber Kinder auf solche Geschichten gleich die verständige Frage haben: ist's aber auch wahr, was du mir erzählst? Das ist schon ein Zeichen der Verziehung, der Unnatur. Dem gesunden kindlichen Ohr und Sinne sind sie eine Lust, eine Erquickung, besser als die Zuckerdüte, und halten auch länger wider; wenn diese längst geleert ist, klingen sie noch in der Seele fort, und bleiben auch dem Manne eine freundliche, liebe Erinnerung nicht blos, sondern ein Genuß. Wenigstens ist der gewiß kein Lehrer, der für die Märchen von Musäus, Andersen, Ludwig, Grimm, Rückert, statt heiterer Theilnahme nur ein verächtliches Lächeln hat!

Die Schule ist ein Ort der Arbeit, nicht des Spieles, das Kind soll hier das Lernen lernen, aber es soll auf der andern Seite nicht gewaltsam der Wunderwelt entrissen werden, der seine Seele noch zugewendet ist, und zwischenein soll („mitunter") ein Märchen aus den kahlen Wänden und der trockenen Luft der Schulstube es wieder hinaus, empor tragen in dieses Zauberreich, in dem es heimisch ist und so gerne weilt. Soll's ihm aber eine Lust und Erquickung sein, so muß der Sänger gut gelaunt sein, heiter, unbefangen, ein Kind unter Kindern, so muß er goldene Märchen wählen, denn es ist nicht Alles Gold, was glänzt; so muß er nicht alle Tage auf Neues denken, denn es geht damit wie mit dem Spielzeug: die Kinder hören dieselbe Geschichte je öfter, je lieber, und bitten: „o sing' uns ein Mär-

chen, o sing' es uns oft, daß ich und der Bruder es lernen;" so muß er endlich nur das Märchen erzählen und nicht durch altkluge Moral den frischen Duft der Dichtung zerstören. So ergeben sich z. B. aus dem Märchen vom „Tischchen decke dich" leicht und ungesucht diese allgemeinen Gedanken: wie die Sehnsucht nach Genuß ohne Arbeit dem natürlichen Menschen eigen ist — das Unscheinbare ist oft das Beste — List und Trug hat nie genug und kommt dadurch zu Falle. Aber dieses Allgemeine gehört dem reflectirenden Geiste, dem kindlichen die reine, einfache Geschichte; jenes würde ihm diese stören oder zerstören. Wie Jean Paul schön sagt: „Kinder sind kleine Morgenländer. Blendet sie mit einem weiten Morgenlande, mit Thaublitzen und Blumenfarben. Euer erstes Wunder sei bei euch, wie bei Christus das erste, die Verwandlung des Wassers in Wein, der Wirklichkeit in Dichtung. Daher sargt nicht jedes Wesen, das ihr vor ihnen auftreten laßt, in eine Kanzel ein, aus welcher dasselbe die Kinder anpredigt. Jede gute Erzählung umgiebt sich von selber mit Lehren."

## 9.

## Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.

Der Mensch denkt immer eher und öfter an seine Schuldiger, als an seine Schuld. Sollen wir hier auch so thun und das Wort zur Klage wenden wider Andere? Wohl ist dazu oft genug Grund. Wir erleben's ja immer und immer wieder, wir reden uns immer von Neuem ein, bei diesem Schüler, in diesem Falle werde es anders, besser werden, und doch kehrt dieselbe traurige Erfahrung hundertfach wieder, daß die erste, frische Hingebung, Offenheit, Freudigkeit, Liebe aus dem Herzen des Jüngers mit den Jahren mehr und mehr weicht und zuletzt in völlige Kälte und Entfremdung sich verliert. Wenn das schon geschieht in den letzten Jahren der Schule, wie viel mehr und öfter in den Jahren nach der Schule. Und wenn diese Erfahrung der Lehrer der Volksschule macht, der es doch immer mit Kindern zu thun hat, wie wird sie sich mehren und steigern in Schulen, die den Jüng-

der Tasche; aber damit sind sie noch nicht fein, zumal wenn neben der Zuckerdüte das Birkenreis liegt, und auf das freundliche: „Du liebes Kind, komm, geh mit mir," das grimmige Wort folgt: „und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." So wirst du keine Kinder fahen. Und nun das ewige Herumhetzen der kleinen, scheuen Seelen in Fibel, Sprüchen, Einmaleins und andern Exercitien! Nein, willst du Kinder fahen, so mußt du dem poetischen Sinne in der Kindesnatur „Rechnung tragen." Dazu gehört das Liedlein, die Fabel, vor Allem aber das Märchen, weil die Wunder- und Zauberwelt, in die es uns versetzt, dem kindlichen Auge offen steht und eine Wahrheit ist; die Wunder der natürlichen Welt gehören dem reiferen Geiste. Wenn aber Kinder auf solche Geschichten gleich die verständige Frage haben: ist's aber auch wahr, was du mir erzählst? Das ist schon ein Zeichen der Verziehung, der Unnatur. Dem gesunden kindlichen Ohr und Sinne sind sie eine Lust, eine Erquickung, besser als die Zuckerdüte, und halten auch länger wider; wenn diese längst geleert ist, klingen sie noch in der Seele fort, und bleiben auch dem Manne eine freundliche, liebe Erinnerung nicht blos, sondern ein Genuß. Wenigstens ist der gewiß kein Lehrer, der für die Märchen von Musäus, Andersen, Ludwig, Grimm, Rückert, statt heiterer Theilnahme nur ein verächtliches Lächeln hat!

Die Schule ist ein Ort der Arbeit, nicht des Spieles, das Kind soll hier das Lernen lernen, aber es soll auf der andern Seite nicht gewaltsam der Wunderwelt entrissen werden, der seine Seele noch zugewendet ist, und zwischenein soll („mitunter") ein Märchen aus den kahlen Wänden und der trockenen Luft der Schulstube es wieder hinaus, empor tragen in dieses Zauberreich, in dem es heimisch ist und so gerne weilt. Soll's ihm aber eine Lust und Erquickung sein, so muß der Sänger gut gelaunt sein, heiter, unbefangen, ein Kind unter Kindern, so muß er goldene Märchen wählen, denn es ist nicht Alles Gold, was glänzt; so muß er nicht alle Tage auf Neues denken, denn es geht damit wie mit dem Spielzeug: die Kinder hören dieselbe Geschichte je öfter, je lieber, und bitten: „o sing' uns ein Mär-

chen, o sing' es uns oft, daß ich und der Bruder es lernen;" so muß er endlich nur das Märchen erzählen und nicht durch altkluge Moral den frischen Duft der Dichtung zerstören. So ergeben sich z. B. aus dem Märchen vom „Tischchen decke dich" leicht und ungesucht diese allgemeinen Gedanken: wie die Sehnsucht nach Genuß ohne Arbeit dem natürlichen Menschen eigen ist — das Unscheinbare ist oft das Beste — List und Trug hat nie genug und kommt dadurch zu Falle. Aber dieses Allgemeine gehört dem reflectirenden Geiste, dem kindlichen die reine, einfache Geschichte; jenes würde ihm diese stören oder zerstören. Wie Jean Paul schön sagt: „Kinder sind kleine Morgenländer. Blendet sie mit einem weiten Morgenlande, mit Thaublitzen und Blumenfarben. Euer erstes Wunder sei bei euch, wie bei Christus das erste, die Verwandlung des Wassers in Wein, der Wirklichkeit in Dichtung. Daher sargt nicht jedes Wesen, das ihr vor ihnen auftreten laßt, in eine Kanzel ein, aus welcher dasselbe die Kinder anpredigt. Jede gute Erzählung umgiebt sich von selber mit Lehren."

## 9.

## Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.

Der Mensch denkt immer eher und öfter an seine Schuldiger, als an seine Schuld. Sollen wir hier auch so thun und das Wort zur Klage wenden wider Andere? Wohl ist dazu oft genug Grund. Wir erleben's ja immer und immer wieder, wir reden uns immer von Neuem ein, bei diesem Schüler, in diesem Falle werde es anders, besser werden, und doch kehrt dieselbe traurige Erfahrung hundertfach wieder, daß die erste, frische Hingebung, Offenheit, Freudigkeit, Liebe aus dem Herzen des Jüngers mit den Jahren mehr und mehr weicht und zuletzt in völlige Kälte und Entfremdung sich verliert. Wenn das schon geschieht in den letzten Jahren der Schule, wie viel mehr und öfter in den Jahren nach der Schule. Und wenn diese Erfahrung der Lehrer der Volksschule macht, der es doch immer mit Kindern zu thun hat, wie wird sie sich mehren und steigern in Schulen, die den Jüng-

ling bis in das zwanzigste Jahr und drüber behalten und begleiten! Ist da von Anfang eine Spur der Pietät vorhanden gewesen, so weicht sie nur zu bald dem Hochmuth, der Selbstüberhebung, die Alles sich selber verdanken will und zu verdanken meint, und der Schule und dem Lehrer so bald als möglich den Rücken wendet. Da ist Grund genug zu der Klage: ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.

Aber nun wende dich von diesen äußern Erfahrungen einmal mit mir ab in dein Inneres: wieviel hast du daran Schuld, daß so viele die erste Liebe, die sie mitbrachten zu dir und der Schule, verlassen haben? — und hast du noch die erste Liebe, die völlige, begeisterte, entschiedene, zu deinen Schülern und deinem Berufe, wie du sie in der Seele trugst, als du zu dem Berufe dich vorbereitetest und als du in ihn eintratest? O, es ist wohl ein Glück und eine Freude, unter Jünglingen zu weilen und zu wirken, die mit treuem Fleiße arbeiten für den Beruf, den die Begeisterung sie wählen hieß, und nach dem sie mit frischen Hoffnungen sich sehnen. Aber wie bald ist das Alles dahin! Siehe nach Jahren wieder zu — nur äußerliche Treue, kein ganzes Herz mehr für den Beruf, keine liebende Hingebung mehr an die Kleinen, nur noch ein äußerliches, gleichgültiges Verhältniß, kein Blick mehr in die pädagogische und allgemeine Literatur, keine Strebekraft und Strebelust, nur noch Interesse an Wirthschaft und Lebensgenuß, nur Bewegung in den gewohnten, ausgefahrenen Gleisen. Wie war das Alles sonst so anders! ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. — —

Das Erste aber und Hauptsächlichste, ohne welches das Andere nicht kommt und nicht frommt, ist die Liebe zu dem Herrn, der jenes Wort redet, und du hast ihn verleugnet und deine erste Liebe zu ihm verlassen, seit du in deinem Berufe lau geworden und deine erste Liebe zu den Kindlein verloren hast. Von dieser ersten Liebe zu dem Herrn lasset einen Gottesmann zu euch reden, der vor etlichen Jahren heimgegangen ist. „Die erste Liebe ist eine entschiedene, eine ungetheilte, eine inbrünstige, eine begeisterte, eine heldenmüthige, eine himmlisch" selige. Die hattest du vormals, die hast du nicht mehr. Nicht zwar hast du mir den

Rücken gewandt, geradezu. Du nennest noch meinen Namen. Du feierst noch meine Feste. Du hörest noch mein Wort. Du kommest noch an meinen Tisch. Du weihest mir noch deine Kinder. Du nimmst noch meinen Bund in deinen Mund. Aber die Richtung deines Herzens auf mich ist nicht mehr so bestimmt, und die Hingebung deines Wesens an mich ist nicht mehr so ausschließend, und die Natur deines Gefühls für mich ist nicht mehr so feurig, und die Art deines Wirkens mit mir ist nicht mehr so ernstlich, und du bist nicht mehr so bereit, mir Opfer zu bringen, und du findest nicht mehr solche Befriedigung in meiner Gemeinschaft, daß du lebtest und webtest in dem Bekenntnisse: Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." So war es sonst. So ist es nicht mehr. „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassen."

## 10.

## Asmus omnia sua secum portans.

Ein solcher Asmus sollst du sein, der Alles, was sein ist, bei sich trägt. Nicht unter dem Arme in Büchern, denn im Unterricht soll der Lehrer sich selber geben und das lebendige Wort der Anrede oder Zwiesprach. Nicht in der Tasche, als Geld, denn das Beste, was ein Mensch haben kann, ist um Geld nicht feil, und darum, daß du's bei dir trägst, bist du des Besitzes nicht sichrer und des Lebens nicht froher. Nein, im Kopfe und Herzen, wie Bias der Weise, im Gedächtniß, daß du's zu jeder Zeit hervorrufen und hineinstellen kannst in den Zusammenhang deiner Gedanken, in die Ordnung deiner Rede, im Denken, sei es, daß du's Andern nachgedacht oder selbständig gewonnen hast, im Herzen, daß du es lebendig gefühlt und empfunden hast und also nicht bloß bei dir trägst, sondern in dir. Denn was du nicht denkend und fühlend durchdrungen, was du nicht durch Fleiß, Studium, Nachdenken erworben und gewonnen, was du blos äußerlich, auswendig im Gedächtniß dir angeeignet hast, das ist nicht dein, das ist nur erborgtes oder gestohlenes Gut, das ist wie ein neuer Lappen auf ein altes Kleid oder wie ein

neues Kleid zu einem Leib, zu dem's nicht paßt. Was aber innerlich dein ist, das trägst du auch völlig und immer bei und in dir, dessen kannst du immer dich erinnern, darüber übst du Herrschaft, daran hast du einen Schatz.

Also laß auch deine Kleinen solche Asmi werden. Sie sollen nicht immer des Buches, der Tafel, des Lehrers bedürfen, sie sollen, was sie haben, den Spruch, das Lied, die Sangweise, die Geschichte, bewahren in treuem Gedächtniß, und sie werden's, wenn sie's in rechter Weise empfangen haben; daß es ihnen nicht angelernt ist, wie ein Kunststück, nicht nachgesprochen wird nach Papageien-Art, nicht abgesehen ist den Affen gleich, sondern nachgedacht, nachempfunden, nacherworben. So haben sie, was sie haben, nicht für die Schulzeit und, wenn's hoch kommt, etliche Jahre danach in trockenen Brosamen und losen Bruchstücken, sondern im Ganzen, in Lebenskraft, für's ganze Leben.

## 11.

## In verbis simus faciles.

Wie man's nimmt. Leichtigkeit im Reden ist Anmuth (Facilitas), man erlangt sie nur durch Klarheit des Gedankens und Einfachheit der Form und durch die Herrschaft über beides. Schwätzer haben sie nicht. Man kann sie sich zum Theil zu eigen machen, das Meiste ist Gabe des Himmels. Und wer da hat, dem wird gegeben. Der Gegensatz liegt in denen, welchen Alles hart abgeht, was sie sagen wollen, den Rednern von schwerfälliger Bewegung, nicht der Hände und Füße, sondern der Zunge und des Geistes. In diesem Sinne mag sich ein Lehrer darum mühen, facilis zu sein in verbis.

In manchem Andern nicht. Denn wenn man als Gegensatz dazu denkt — und das ist eigentlich des Wortes Sinn und Bedeutung — in Sachen und Handlungen wollen wir streng, sorgfältig sein, mit den Worten wollen wir's so ernst, so genau nicht nehmen: so mag danach leben, wer will und kann, einem Lehrer steht es nicht zu. Er soll's nicht leicht nehmen im Ausdruck, weder sich, noch seinen Büblein und Mägdlein, denn die Form

des Ausdrucks bedingt, ich möchte sagen, die Farbe des Inhalts, und die saloppe, incorrecte Redeweise (oratio obliqua) lernt sich viel schneller ab, als ihr Gegentheil; er soll's nicht leicht nehmen im Urtheil, denn er soll dem Epheu die Eiche sein, und Ein leichtfertig hingesprochenes und leicht wieder aufgehobenes oder in sein Gegentheil verwandeltes Urtheil über Sachen oder Personen kann ihn leicht um allen Credit bei dem kleinen Volke bringen; er soll's nicht leicht nehmen im Gebieten und Verbieten, denn von der Entschiedenheit des Befehles hängt hauptsächlich der Glaube an des Befehlenden Grund und Recht, wie die Willigkeit und Sicherheit des Gehorsams ab, und ein Gebot, das heute gegeben, morgen ungestraft übertreten, in acht Tagen aufgehoben, wohl gar auf den Kopf gestellt ist, schändet den Lehrer und verdirbt die Schule; er soll's endlich nicht leicht nehmen im Versprechen und Drohen, denn er bringt sich um Achtung und Liebe, wenn er mehr verspricht oder androhet, als er halten kann oder hält, es muß da auch von ihm heißen, wie geschrieben steht: was er zusagt, das hält er gewiß. Und als die Hohenpriester der Juden zu Pilato sprachen: schreibe nicht: der Juden König, sondern daß er gesagt hat: ich bin der Juden König, das heißt in der Schulsprache: da die Kindlein zu ihm kamen und sprachen: erlaß uns diese Strafe und so — antwortete Pilatus: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben (Joh. 19, 22), das heißt wiederum in der Schulsprache: was ich gesagt habe, dabei bleibts, auf daß alle Gerechtigkeit erfüllet werde. Und damit Punktum.

Also mag ein Lehrer leicht sein in Worten und soll's wieder nicht, nachdem man's versteht.

## 12.

## Verstehest du auch, was du liesest? (Ac. 8, 30.)

Zunächst dem Schüler diese Frage. Es kann und soll freilich nicht Alles und immer bis in seine letzten Enden erklärt werden, es muß auch der Ahnung und dem Gefühl ein Raum gelassen werden, und wenn sich das Kind des Goldstücks freut,

das ihm geschenkt ist, oder der Blume, die es blühen sieht, so brauch' ich ihm nicht mit meiner Erklärung zu Hülfe zu kommen, was Alles es sich für dieses Goldstück kaufen kann, oder wie die Theile der Blume heißen, die ich zerpflücke. Die Grenzen sind hier nicht im Allgemeinen zu bestimmen, aber gewiß ist, daß von Vielen viel mehr gefehlt und geschadet wird durch das Zuwenig als durch das Zuviel. Schon die ersten elementarischen Leseübungen bieten mannigfache Gelegenheit, über den allernächsten Inhalt in Form der Sprech- und Sprachübungen hinauszugehen. In der Folgezeit soll zu den Lese- und Sprachstunden kein Buch, kein Stück gewählt werden, das nicht einen Inhalt hat, der der Arbeit des Suchens, des Durchdenkens, des Verstehenlernens und Erklärens werth ist. Aber diese Arbeit soll dann dem Schüler auch nicht, sei es aus Eilfertigkeit oder aus eigner Unlust am Denken erspart werden, und wenn man, was für die Volksschule zumal nur unter Einschränkungen zuläßig ist, etwas vorliest oder vorlesen läßet, so soll den Schülern die Aufgabe zufallen, während des Anhörens sich die Hauptpunkte, die Hauptgedanken zu notiren, oder soll doch zwischenein immer die Frage zu Garantie und Anregung und Leitung der Aufmerksamkeit gestellt werden: Verstehest du auch was du liesest?

Sodann gilt das Wort auch dem Lehrer allein. Denen freilich nicht, die außer dem, was sie in und mit der Schule lesen müssen, überhaupt Nichts lesen; aber es giebt ihrer genug, die da lesen und doch nicht lesen. Lesen heißt denken, und es giebt nach Lichtenberg wirklich sehr viele Menschen, die blos lesen, damit sie nicht denken dürfen. O daß jeder solcher Mohr seinen Philippus fände, der ihn weiß wüsche.

Es giebt freilich Bücher genug, die einem Nichts zu denken geben, höchstens unnütz aufregen oder zerstreuen. Solche soll man sich fern halten. Was man zu seiner Lektüre auswählt, soll der Zeit und Mühe werth, soll was Ordentliches sein. Es ist wohl gut und schön, daß ein Lehrer auch bisweilen ein Buch lieset, das nicht unmittelbar in das Fach schlägt, z. B. eine Poesie, ein historisches Werk, eine Reisebeschreibung, einen Roman. Aber: zum Ersten soll nicht, wie so häufig, sonderlich von jüngeren Lehrern

geschieht, die Privatlectüre auf solche Bücher beschränkt bleiben; man entfremdet sich dadurch seinem Beruf. Zum Andern soll darunter nichts Mittelmäßiges, Gemeines sein, und es ist nicht schwer, darin das Rechte auszufinden, wenn man sich an verbürgte Namen hält. Zum Dritten soll die Frage auf jeder Seite uns begleiten: Verstehst du auch, was du liesest? und der Grundsatz uns leiten: quod supra nos, non ad nos. Zum Vierten soll man nicht lesen ohne die Feder, um das Merkenswerthe (was nicht immer die sogenannten „schönen Stellen" sind, jene Spatzen, auf welche die lieben Backfische mit ihren mit sentimentalem Wind geladenen Büchsen Jagd zu machen lieben) sich dauernd zu erhalten. Zum Fünften endlich soll eine Ordnung sein in solcher Lesung und nicht zu viel, besonders nicht zu vielerlei gelesen werden, weil das den Geist zersplittert, statt ihn zu bereichern. „Viel Bücher machen nicht gelehrt," sagt Luther, „vieles Lesen auch nicht, sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht gelehrt." Und Johannes von Müller: „Lesen ist nichts, Lesen und Denken etwas; Denken und Fühlen die Vollkommenheit."

## 13.

## Keine Nuß ohne Schaale.

Leben ist Arbeit, und Arbeit ist Kampf. Der natürliche Mensch hat freilich die Sehnsucht nach Genuß ohne Arbeit, aber er findet's so nur in dem Märlein vom Tischchen decke dich und von den Heinzelmännchen und vom Schlaraffenland, in der Wirklichkeit ist's gar anders. Das sollst du nicht beklagen: in der Arbeit stählt sich die Kraft, gewinnt das Leben einen Inhalt, gelangt der Mensch zur Erkenntniß seiner selbst.

Darum sollst du auch dem Kinde, dem Schüler die Arbeit nicht ersparen, nicht die Nuß, den Kern ihm darreichen entschält, er soll sich's was kosten lassen, ein Nußknacker soll er sein; wie schmeckt ihm dann der Kern viel süßer. Aber du sollst ihm keine Nuß bieten, davon du weißt, daß sie leer ist und seine Mühe vergeblich sein wird. Das spätere Leben zwingt ihn so noch genug, mit Träbern und hohlen Nüssen vorlieb zu nehmen. Auch

sollst du ihn Klugheit lehren, daß er den rechten Fleck trifft, wo die Nuß am leichtesten zu öffnen ist, denn es kommt viel darauf an, von wo man ausgeht und anfängt, und die Arbeit erleichtern heißt nicht sie ersparen, und den kürzeren Weg zeigen heißt nicht, ihn selber gehen.

Dann lehre ihn auch Vorsicht und Geduld, daß er nicht in der Hast, zum Genuß zu gelangen, den Kern mit der Schaale zerbricht und sich den Genuß verzögert oder verdirbt: gut Ding will Weile haben, und Uebereilung straft sich durch längeres Warten oder fruchtloses Mühen. Auch darfst du ihm nicht die Nuß darreichen, ehe der Kern reif ist zum Genuß; heißt ohne Bild: ehe eine Sache reif, fertig ist für dich in deiner Seele. Und wenn du ihm helfen kannst, die Schaale zu brechen oder zu öffnen, so ist das wohl gut, aber thue nicht deine Hand daran, gieb ihm lieber in seine eine andere harte Nuß, daß er mit ihr die erste zerbreche; denn wo das Kind sich selber helfen kann, ist's immer ihm zum Heil, wenn man sich's überläßt. —

In Allem aber, was du selber thust und beginnst, wenn du eine harte Schaale findest, z. B. einen harten Kopf, der sich nicht fügen und Nichts fassen will, oder eine harte Rinde über dem Herzen, habe Geduld und laß dich Mühe und Arbeit nicht verdrießen; vielleicht schlummert in der Seele doch noch ein Keim guter Anlagen, der nur des Sonnenstrahls wartet, der ihn erwecken und entwickeln soll, vielleicht ist der Kern des Herzens, das dir jetzt so hart widerstrebt, doch gut und gesund, wenn du nur erst das Zauberwort gefunden hast, den Kern zu lösen. Durch Kampf zum Sieg, zum Genießen, zum Glauben, zum Himmel.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen sein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter erst erpreßt den Wein.
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.

## 14.

## Aller guten Dinge sind drei.

Das findet Anwendung überall, in Natur und Kunst, in Wissenschaft und Religion, und bedeutet, daß in Anfang, Entwicklung und Vollendung, oder in Satz, Gegensatz und Vermittelung u. s. w. ein Ganzes beschlossen ist. Auch im Schulleben findet sich diese Dreiheit oft und ungesucht. Haus, Schule und Leben sind die drei wichtigsten Factoren der Bildung von Erkenntniß und Charakter: erwarte von dem einen Factor nicht zu viel, nicht Alles, er ist kein Factotum, und seine Wirkung wird durch die beiden andern nur zu oft gehemmt und beeinträchtigt. — Pastor, Lehrer und Gemeinde sind eine Gemeinschaft, ein Ganzes; wohl ihnen, wenn sie einander dienen und vertrauen, und mit einander sind und nicht wider einander. Des Menschen Leben ist beschlossen in diesen drei Dingen: Genießen, Lernen und Wirken, und das letzte ist die Krone des Manneslebens und nimmt die beiden andern in sich auf. — Drei sind genug zu einer Gemeinschaft geistigen Zusammenlebens. — Beruf, Vaterland, Himmelreich sind die drei Gebiete, für welche das Kind herangebildet; Natur, Mensch und Gott die drei Objecte, mit welchen es vertraut werden soll: wohl dem Lehrer, der das als seine Aufgabe erkennt und festhält nicht als ein dreitheiliges, sondern als sein dreieiniges Ziel. — Glaube, Liebe und Hoffnung sind die drei Genien, welche des Lehrers Herz erfüllen müssen, wenn sein Tagewerk gesegnet sein soll, die Liebe aber ist die größte unter ihnen. Sie ist auch geduldig und stellet sich nicht ungeberdig, sie spricht aber: der Anfang ist schwer, zum Zweiten wird's schon besser, zum Dritten wird es wohl gut und recht, und Alles hat seine Zeit, Knospe und Blüthe und Frucht. — Daß aber eine Frucht sich entwickle und gedeihe, dazu muß eine Ordnung walten in der Schule und Lehre, da wechselt Frage und Antwort und freie Rede, da kommt auf die Vorbereitung die Lehre und auf die Lehre die Anwendung, da sind drei Ordnungen oder Stufen, und Anderes und anders wird gelehrt auf der untern, auf der mittlern

und auf der oberen Stufe; da wird das Kind, das den natürlichen Menschen mitbringt, und das Gewissen und die Gedanken, die sich unter einander anklagen und entschuldigen, geführt auf den Standpunkt des Gesetzes und von da zu dem Gesetz der Freiheit, vom Sinai zum Golgatha.

So ist auch hier die Drei uns heilig und ein mahnendes Zeichen.

## 15.

## Durch böse Gerüchte und gute Gerüchte. 2. Cor. 6, 8.

Bist du vielleicht eben, da du dies liesest, durch ein solch bös Gerücht hindurchgegangen und hast auf eine Zeit das Gleichgewicht der Seele verloren? Lieber, es werden keinem Menschen solche Erfahrungen erspart, und die am entschiedensten und feurigsten sich hingeben, streben und dienen, entgehen ihnen am wenigsten. Mußte nicht Christus, unser aller Herr und Meister, solches Alles auch leiden, und ist nicht Paulus durch böse und durch gute Gerüchte, und durch böse Gerüchte mehr als durch gute, gegangen sein Leben lang, unerschüttert und unbeirrt, ein rechter Fels und Held?

Die böse, die lieblose Welt, die nur das Ihre sucht, kann einmal ein reines Streben nicht begreifen und ein reines Glück nicht gönnen: sie muß es begeifern und vergällen. Und wo das innere Sein und Wesen ihr lauerndes Auge nicht erreichen kann, da hängt sie sich an das Unschuldigste, Aeußerlichste, Gleichgültigste, und weiß auch von da aus das Herz zu treffen und zu verwunden. Es gilt eben auch hier, daß man lernen muß sich innerlich überwinden, das Böse überwinden mit Gutem.

Du sprichst: das ist leicht gesagt und ist ein leidiger Trost, daß es überall so ist und immer so gewesen. Freilich wohl, aber es muß dabei bleiben, wenn du nicht in Haß der Welt dich verschließen und dein Lebensziel dir zerstören, deine Lebensfreudigkeit dir rauben lassen willst. Denke, es muß uns ja wohl gut sein also, und wäre es nur darum, daß wir nicht schlafen, sondern wachen, und daß wir uns nicht überheben der hohen Offenbarung. Verweile nicht zu lange, nicht geflissentlich bei dem Gedanken an

der Menschen Bosheit, rufe lieber und öfter die Bilder von Wohlwollen und Liebe wach, die ein Leben dir gebracht; glaube nicht Alles, was böse Zungen dir zuzischeln als wider dich geredet, denn hier heißt's; die Liebe glaubt **nicht** Alles: prüfe dich vor Gott, ob etwas Wahres sei an dem bösen Gerüchte, das wider dich ergangen, und kannst du vor deinem Gott dir das Zeugniß geben, daß du's redlich gemeint, daß du nicht dir, sondern Gott und der Wahrheit mit dem hast dienen wollen, was man heute **gegen** dich wendet, bist du auf rechter Straße und deiner Sache gewiß: so gehe ruhig und getrost deines Weges weiter und befiehl Gott dein Werk und deine Seele, er wird schon weiter helfen und dir Herzen in Liebe und Treue zuwenden — um das Andere aber sei unbekümmert.

Lasset uns aber **in allen Dingen** beweisen als die Diener Gottes.

## 16.

## Und Etliches fiel auf gutes Land.

Nur Etliches? Freilich wohl. So lange man im Vorhof steht, macht man sich darüber wohl allerlei Illusionen: man vertraut auf seine jugendliche Kraft, auch wohl auf seine sonderliche Wissenschaft, man blickt geringschätzig auf die alte Zeit und die alten Herren. Aber je länger man an dem Werke steht, desto mehr neigt sich Sinn und Ton zur Demuth und Ergebung. Wie viel Samen des Wortes wird ausgestreut von treuen Händen in den Frühlingsboden; aber wie viel davon fällt unter die Dornen, wie viel an den Weg und auf den Fels, wie viele Halme bricht, wie viele Blüthen weht herab der Sturm des Lebens, der Leidenschaft, wie viele reifende Früchte zerstört der Wurm des Todes und der Sünde! Nur Etliches fällt auf gutes Land. Kein Lehrer, der klar ist über sich und seines Wirkens Früchte, kann sich dieser Erfahrung und diesem Bekenntniß entziehen.

Was sollen wir dazu sagen? Zum Ersten gestehen: es lag wohl an dir mit. Mag einen Theil der Schuld die Natur des Wortes tragen, die Flüchtigkeit, die Geistigkeit, zumal des gesprochenen;

mag noch mehr Grund in der Art der Hörer liegen, die da Ohren haben und nicht hören oder doch nicht vernehmen und bewahren und sichs nicht in die Gedanken kommen, viel weniger zu Herzen gehen lassen. Einen Theil der Schuld trägst du gewiß mit: war das Wort auch rein von Eitelkeit und frei von Leidenschaft und klar und ruhig und sicher und geordnet? kam es von ganzem Herzen? war es getragen und erfüllt von Glauben und Liebe?

Was sollen wir sagen? Zum Anderen: es geht ja Gott nicht anders. Wie viel Boten seines Willens und seiner Gnade hat er gesendet zu den Menschenkindern, sie haben sie von sich hinausgestoßen, den letzten ans Kreuz geschlagen und der Sünden sind noch nicht weniger geworden auf Erden. Und doch geht noch immer die Sonne seiner Gnade und Erbarmung über dem gottentfremdeten Geschlecht auf. Du aber, o Mensch, wolltest verzweifeln und Liebe und Lust darangeben, weil mancher, weil vieler Same deines schwachen Wortes nicht auf gutes Land gefallen?

Und dann zum Dritten: die Früchte des Geistes reifen nur langsam und allmählich, dem flüchtigen Blick, dem natürlichen Sinne unerkennbar, du siehsts nicht immer, das Beste entzieht sich dem suchenden Auge, nach Jahren noch und in weite Fernen hat vielleicht dein Wort eine Wirkung, die du heute nicht ahnest, und bringt eine Frucht, sei es hundert- oder sechzig- oder dreißigfältig. Was in dem Herrn gethan ist, bleibt auch nicht ohne des Herrn Segen.

## 17.

## Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen. Mt. 13, 25.

Unkraut ist unter dem Weizen überall, auf dem Acker, in eines Menschen Seele, in der Menschen Gemeinschaft. Also auch in meiner Seele, auch in meiner Schule. Wider beides zu streben und zu streiten, dazu bin ich berufen, darum lebe ich. Wenn ich eine Zeitlang des Kampfes vergesse und meiner Lebensaufgabe, wie bald ist nur noch Weizen unter dem Unkraut, und bedeckt am Ende Unkraut den ganzen Acker. Welches aber das Unkraut sei

in deinem Herzen? Prüfe dich selber und verhehle dir Nichts, Gottes Auge siehts doch. Ists die Habsucht? oder die Heuchelei, die Augendienerei, der Dienst vor Augen? oder die Trägheit? oder der Hochmuth? oder die Lieblosigkeit? oder die Untreue? Frage dich vor dem Herrn, der alle Dinge weiß und auch dich kennt. Und welches das Unkraut sei in deiner Schule? Die tägliche Erfahrung lehrt dich's bald. Es sind — nicht die schwachen, die minderbegabten Kinder unter den andern, denn es sind mancherlei Gaben, Gott aber ist der Geber — sondern die böswilligen, die leichtfertigen, die harten, die rohen, die verschlossenen, die unfreudigen Herzen, es sind die bösen Gewohnheiten, des Ungehorsams und des Widerspruchs, der Flüchtigkeit und des Leichtsinns, der Stumpfheit und der Zerstreuung, die in der Schule eingerissen sind und bleiben.

Und wie ist das Unkraut dorthin gekommen und hierher? Durch den Feind — da die Leute schliefen. Der Feind Gottes und des Guten schläft nicht, er ist immer geschäftig, die gute Aussaat zu verderben, das Unkraut zu säen unter den Weizen. Er schlüpft dir ins Herz als sündliche Regung, als loser, entschuldigender Gedanke, er geht dir zur Seite in der trügerischen Gestalt eines Freundes, er lugt hervor zwischen den Zeilen eines unreinen Buches, das du liesest, er hüllt dir das Herz in Trägheit, das Auge in Blindheit, daß du der Kinder Fehler nicht siehest oder ihnen nicht wehrest, er treibt von deines Herzens Thür die Engel der Gottesfurcht und der Gottesliebe. Und wenn du erwachst und die Augen aufthust, hat das Unkraut schon weiten Raum gewonnen, dir zum Schrecken und bittern Vorwurf. Wache und bete. Hüte dich aber, daß du nicht, da du hingehest das Unkraut auszugäten, den Weizen mit ausraufst, mit dem Unkraut des Leichtsinns den Weizen der kindlichen Heiterkeit, mit dem Unkraut der Lüge den Weizen der Unbefangenheit und Offenheit. Was du thust, sei weise, und habe Geduld, wie der Herr sie hat mit uns.

## 18.

## Undank ist der Welt Lohn.

So klagt die ganze Welt, und kann's Niemand leugnen. Die Menschen haben viel zu sehr mit sich zu thun und mit dem allernächsten Gegenwärtigen an Bedürfniß und Genuß, als daß sie für empfangene Wohlthat ein Andenken bewahren sollten. Sonderlich erfährt das der Lehrer. Wenn er den ganzen Tag, das ganze Jahr im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hat, ist an seinem Zögling etwas gefördert und gewonnen, so wird's dessen Talent oder Fleiß oder der häuslichen Aufsicht zugeschrieben, an des Lehrers Mühe und Verdienst denkt man zuletzt — oder noch etwas später! Bleibt aber das Kind hinter anderen seines Alters zurück, so weiß man den Lehrer wohl zu finden. Es geht ihm, wie dem Arzt. Und wenn der Schüler erst in das Leben entlassen ist, wie viel sind ihrer, die noch ein Gedächtniß haben für den Lehrer ihrer Jugend? Und wie viel erfährt er Zurücksetzung und Nichtachtung von andern Ständen! Undank ist der Welt Lohn.

Traurig genug, daß es so ist. Aber es erfährts Jeder in seinem Leben. Laß dich dadurch nicht irren, noch niederschlagen, noch deinem Werke oder der Menschenliebe abwendig machen.

Wen Falschheit kränkt und Undank quält,
Der geh bei Zeiten aus der Welt.

Wenn nur unter zehn Geheilten einer umkehrt, dem Arzt zu danken: es sei dir genug, dich mit den Menschen und deinem Berufe zu versöhnen. Ist aber unter den Zehn nicht Einer, der einen Dank, dein Andenken für dich hätte, dann ist es Zeit, ich zu fragen: wie viel Schuld liegt davon in dir? Es ist wahr, die Menschen sind gleich dem Manne, der sich im Spiegel beschaute, gehen davon und vergessen, wie sie vordem gestaltet waren. Aber darfst du Liebe und Dank erwarten, wenn du in fremdem, kalten Wesen oder in harter, liebloser Weise dich zu den deinen gestellt hast, oder wenn sie bezeugen müssen, daß sie durch dich, durch eine Schuld allzuwenig mit hinausnehmen und du nicht getreu gewesen bist in deinem Beruf?

Zudem soll man ja nicht um Dank Gutes thun, und ist der That und der Arbeit aller Werth geraubt, wenn sie auf den Dank berechnet ist: solche That und Arbeit hat ihren Lohn dahin und verdient keinen Dank. Wenn du einmal, sagt Lessing, von einem Undank hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandfleck brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet, ja ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern.

## 19.

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

So klagt der Zauberlehrling in dem schönen Gedicht. Und wem wäre es nicht schon begegnet, daß er sich im Stillen dieselbe Klage wiederholt und den Meister herbeigesehnt hätte, der den Bannspruch kennt. Welches sind aber die Geister, die, erst gerufen, einen nun angst machen, weil sie nicht weichen wollen? Nun zum Exempel! Man hört wohl viel und mancherlei reden, daß in Schulen zu wenig freie Bewegung und Leben walte, der Lehrer müsse weniger fragen und lehren, viel mehr zu Fragen die Anregung geben und selber in den Hintergrund treten, und die Schule sei die beste, in welcher der Lehrer am wenigsten rede, eine Maxime, die bekanntlich eine sehr bedingte Wahrheit enthält. Aber genug, man hört sie oft aussprechen und sie blendet. Man versuchts darauf, man fordert zum Fragen auf, man gewährt und veranlaßt freiere Bewegung. Aber o Himmel! was wird daraus? Es geht Alles durch einander, es kommt keine Ordnung in die Entwicklung, es kommt kein Gedanke zu bestimmter Geltung und klarer Ausführung, es redet einer dem andern ins Wort, die Stelle der Wißbegierde übernimmt die Schalkheit und der Muthwille. Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los. — Wir haben einen Meister in Pädagogik und Methodik, der diese freiere Bewegung seinen Schülern, den großen und kleinen, verstattete,

und eben weil er ein Meister war und kein Lehrling, auch das Zauberwort immer zur rechten Zeit bereit hatte, die Geister in ihren Bann zurückzuweisen. Der hatte auch einen kindlichen, nie versiegenden Humor und ließ den in Witz und Scherz liebenswürdig und anmuthig fließen in Mitten seiner Schüler. Und das ist fürwahr eine herrliche Gabe, die man ihm beneiden mag, denn das Element der Jugend und der Kindheit ist die Fröhlichkeit, die unbefangene Heiterkeit, und wer sie sich bewahrt, der steht den Kindern um so viel näher. Aber freilich, der Humor läßt sich nicht vorschreiben und nicht nachmachen: non omnia possumus omnes. Laß den Lehrling im Lehren, oder überhaupt den nicht so gearteten oder nicht so begabten Lehrer den Weg ein- und den Ton anschlagen: so siehe zu, wohin das führt. Des Witzelns ist kein Ende, der Ernst verschwindet aus dem Unterricht, die Achtung vor des Lehrers Persönlichkeit und der Eindruck und Erfolg der Unterweisung damit zugleich, die Schüler wachsen dem Lehrer über den Kopf, er erfährt an sich das: wehe, wenn sie losgelassen, und zu spät klagt er: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los. So rächt sich die verleugnete Natur. — Nun laßt mich auf die entgegengesetzte Seite treten. Auch der herbe Ernst, der sich kein Lächeln verstattet den Schülern gegenüber und sie nur unter dem Banne der Furcht hält, hat sein einseitiges Recht und wird überall da sein Ziel erreichen, wo eine freiere geistige Entfaltung, wo eine Einwirkung auf das Gemüth oder eine Aeußerung des Gemüths nicht von dem Gegenstand der Unterweisung mit Nothwendigkeit gefordert wird. Aber eben da ist seine Schranke. Die Geister werden niedergehalten, wagen nicht das freie Wort des Gefühls oder des Urtheils, bleiben dem Lehrer fern und fremd. Und wenn es dann einmal gilt, zum Herzen zu reden oder das Gemüth zu erfassen in den Schulräumen oder im Alleinverkehr: dann ist über die Herzen derselbe Geist der Furcht, der schüchternen Befangenheit und gemüthlosen Zurückhaltung gelagert, den du erst in den Kreis hereingerufen, und es bleibt dabei: die du riefst, die Geister, wirst du nun nicht los. — Nicht anders ist es, wenn die Trägheit oder die Rohheit durch des Lehrers Schuld einer Schule sich bemächtigt hat.

Was folgt aber aus dem Allen? Zum Ersten: man soll nur gute Geister rufen, nur die bringen Segen und Freude, die bösen nimmer; zum Andern: man soll Gewalt haben über die Geister, sie wieder in ihren Bann zurückzuweisen, und wer sie nicht hat, soll die Geister unge—rufen lassen.

20.

Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Ein echtes Schulwort und für eine Preußenseele von absonderlichem Werth! Das geschriebene Wort hat freilich auch seinen Vorzug vor dem gesprochenen: während dieses schnell am Ohr vorüberwallt und nur unter besonders günstigen Umständen einen nachhaltigen Eindruck in dem Geist zurückläßt, erhält uns die Schrift den flüchtigen, einmal gehörten oder gedachten Gedanken, und wir können ihn, so oft wir wollen, wieder heraus und aufnehmen. Litera scripta manet. Aber das schriftliche Wort ist auch das todte Wort, und der Geist ists, der den Buchstaben wieder lebendig macht. Wo aber der Geist nicht ist, bleibt auch das Wort, auch das eigenhändig geschriebene, im Buche todt und begraben. Und hierin liegt die Gefahr und der Schade des Dictirens und des Nachschreibens. Indem man mechanisch in Beschäftigung, vielleicht in Anstrengung ist, versinkt gern der Geist in Unthätigkeit, und indem man das geschriebene Wort hat, überredet man sich leicht, man habe etwas, man habe genug daran. Ja, man hat das Vorgedachte, und hat es doch nicht. Man muß es erwerben, um es zu besitzen. Nach Hause kann mans tragen, unterm Arm, im Hefte, schwarz auf weiß, aber im Kopfe hat mans nicht, nicht einmal a u s w e n d i g. Nun soll man den Gedanken verstehen, dem Gedankenzusammenhang nachgehen, über den Inhalt denken, weiter, darüber hinaus denken, ihn verarbeiten und ihn sich zum innern, und darum bleibenden Eigenthum machen. Das Alles geschieht mit dem nachgeschriebenen, mit dem dictirten Wort in der Regel nicht: man ist „getrost" und befriedigt, daß mans geschrieben hat; zumal wenn von Seiten des Lehrers diese

Aufgaben an den Schreibenden nicht gestellt werden. Und was wird später aus dem zusammengeschriebenen Heft? Es verstäubt, wird verloren und vergessen, weil es nur zu bald aufhört, für den Besitzer ein Lebendiges zu sein, wenn es das je gewesen ist. Und das hat wiederum seinen Grund wesentlich in der Art, wie nachgeschrieben wird. In der Volksschule nie ohne orthographische Freiheiten und Mißverständnisse, zumal wenn nicht vorher oder zugleich die Hauptsachen weiß auf schwarz, auf der Schultafel gegeben sind; in höheren Lehranstalten meistentheils ohne Erfassung des innern Zusammenhangs, des Kernes und Geistes, nur in vereinzelten dürren Notizen. Die Volksschule aber hat bei der Mannigfaltigkeit ihrer Stoffe und bei der Kürze der Schuljahre auch auf den Zeitverlust Rücksicht zu nehmen, der ihr durch jenes Verfahren entsteht, und muß es unter allen Umständen vorziehen, die so zahlreich vorhandenen Leitfäden und Stoff- und Uebungssammlungen in Gebrauch zu nehmen und den Schülern in die Hand zu geben, zu Wiederholung und Einübung. Da haben sie dann auch schwarz auf weiß, aber nicht blos, um es zur Schule und nach Haus zu tragen.

## 21.

Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.

Es scheint, als läge in der Umkehrung dieses Satzes die Wahrheit und müsse der Gehorsam erst kommen aus der Liebe, und sind Viele, die's danach treiben in Schule und Haus, sich und Andern zu keinerlei Gewinn. Es ist damit, wie mit der Erziehung des Menschengeschlechts: das Gesetzeswort vom Sinai ging der Botschaft vorher, die Gottes Gnade verkündigt und Liebe fordert als des Gesetzes Erfüllung. Erst mußte an dem unbedingten Gehorsam gegen das starre Gesetz der Wille sich beugen lernen, der Egoismus vernichtet werden, ehe der Liebe freies, göttliches Gefühl walten konnte. Im Einzelleben und in der Einzelerziehung verhält sich das nicht anders. Nur durch absoluten Gehorsam gedeiht die Zucht und kommt das Selbstbewußtsein zur

Befreiung. Das Selbstbewußtsein muß sich unterwerfen, einen Herrn anerkennen und fürchten, sich überwinden und dienen lernen. Die Furcht ist der Weisheit Anfang. In diesem Dienst und Gehorsam liegt die Quelle seiner Befreiung und Erhebung, durch diese Unterwerfung und Selbstüberwindung wird es gebildet. Denn die Frucht des Gehorsams ist die Arbeit, durch die Arbeit aber, weil sie das Gegenständliche fortwährend umformt, erfährt das Subject sich als Herrn, als berechtigt und dem andern gleich. Und nur aus diesem Bewußtsein kann die Liebe emporwachsen, die in dem Andern sich wiederfindet. Das ist die allein naturgemäße Folge der Entwicklung.

Folgt daraus? Daß man nicht soll die Sache umkehren und zuerst Liebe gewinnen wollen, auf daß der Gehorsam daraus komme; nicht soll die Freiheit geben, bevor nicht der Zögling durch die Schule des Gehorsams gegangen. Er kann sie sonst nicht tragen. Das erfahren junge Lehrer von Gemüth sehr häufig. Sie folgen dem schönen Grundsatz: Alles in und durch Liebe; aber indem sie von der Strenge der Gewöhnung zum Gehorsam absehen, erlangen sie nicht, wonach sie streben; denn die Voraussetzung der Liebe ist die Achtung, die Hochachtung, welche in dem Verhältniß des Niederen zum Höheren sich als Achtung des fremden Willens, als Unterwerfung unter denselben, als Gehorsam zeigt.

Folgt ferner daraus, daß es nicht besonderer Mittel bedarf, um Liebe zu gewinnen. Der Zögling braucht anfangs für sein Gehorchen kein Warum und Weil, und solls nicht haben; aber wenn der Wille, der den Gehorsam fordert, rein und gut ist, so wird in dem reifenden Verstande mit dieser Erkenntniß die Freudigkeit und Willigkeit des Gehorsams, die Verehrung und Liebe des überlegenen, gebietenden Geistes von selber kommen. Und dann tritt der freie Gehorsam an die Stelle, der Kern alles sittlichen Lebens.

## 22.

So fühlt man Absicht und man ist verstimmt.

Es ist nicht blos eine Regel der leidigen, selbstsüchtigen Klugheit, daß man sich nicht solle bei dem, was man thut oder

redet, die Absicht merken lassen, wenn man zu seinem Ziele kommen wolle. Auch eine höhere Rücksicht drängt uns dazu. Es ist natürlich und erklärt sich leicht, daß dasjenige uns tiefer rührt und leichter bestimmt, was nicht mit der Absicht oder doch nicht mit der offenkundigen, bloßgelegten Absicht, zu rühren, zu bestimmen, uns entgegentritt. Warum gehn die Worte einer wohlgesetzten und wohltönenden Rede so oft an unserm Ohr wie eine klingende Schelle vorüber, ohne das Herz zu rühren oder nur zu berühren? Weil man zu deutlich die Absicht merkt, zu bewegen, zu gewinnen. Und was liegt wiederum dahinter verborgen? Nichts Anderes als die Eitelkeit, welche die Person in den Vordergrund stellt, wo nur die Sache gelten und wirken sollte, oder der Mangel des Glaubens an die Kraft und Bedeutung und Wirksamkeit der Sache selber, der man diese glänzende Umhüllung nöthig hält. Das schlichte Wort eines einfältigen Herzens, die naive Aeußerung aus Kindesmund rührt uns darum oft viel tiefer und nachhaltiger. Und wie am Wort, so ist es mit der Handlung. Sie ist freilich äußerlich dieselbe in diesem und in jenem Falle. Aber wenn sie nicht aus dem Drange des Herzens hervorkommt, sondern aus einer bestimmten, leicht bemerkten Intention, an dem Andern dadurch etwas zu erreichen oder Andern dadurch etwas zu seyn, — was Wunder, wenn wir verstimmt werden gegen die Person wie gegen die That?

Daraus können wir etwas lernen, was für Unterricht und Erziehung von ungemeiner Bedeutung ist. Wenn beide so häufig nicht, oder doch nicht in dem angestrebten Maaße ihr Ziel erreichen, so hat es darin vorzüglich seine Ursache, daß die Einwirkung von unsrer Seite fast immer zu sehr eine absichtliche ist und zu sehr diese Absicht zur Schau trägt. Es fehlt uns — um's kurz zu sagen — am Glauben. Worte und immer Worte — sie thun's nicht. So lehren, ermahnen, entwickeln, beweisen, erbauen wir in Einem fort — warum so oft ohne Frucht und ohne Segen? Weil auch das Kind, welches ja für dergleichen Beobachtungen einen so wunderbar sichern Instinct hat, die Absicht uns nur zu deutlich abhört und anmerkt, dadurch eine Wirkung zu sehen — die Absicht zu erbauen oder zu überzeugen oder zu unterhalten

oder für seine Person zu gewinnen oder fürs Examen zu präpariren oder fürs gemeine Leben einzurichten oder Thränen zu entlocken. Dadurch aber wird die That, wird das Wort getrübt und verliert die Reinheit, welche dem unmittelbaren, frischen, lebendigen Ergusse — nicht des Herzens allein, sondern des Geistes überhaupt eigen ist. Wir sind zu sehr auf Pensa aus. Wir sollten der stillen Macht des Beispiels mehr vertrauen und der fesselnden, überwindenden Macht, welche in dem Lernen und Erkennen an sich selber ruht, vor Allem aber die stille, segensvolle Macht der Liebe vorwiegend wirken lassen. Aber wer da nicht glaubt an solche Macht, der hat sie nicht, und erfährt an der Arbeit nicht Frucht und Segen.

## 23.

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgekuckt.

Das ist ein Vorwurf und leidet doppelte Anwendung. Es giebt Menschen in großer Zahl, welche, wenn ein Gegenstand in Frage steht, um jeden Preis und aus vollen Backen urtheilen müssen und sich des Bekenntnisses schämen, etwas nicht zu kennen oder nicht zu verstehen. So kommt es, daß das Urtheil oft schief, halb, oberflächlich ist und nur Aeußerliches und Unwesentliches trifft oder berührt. Es ist leicht ein Urtheil zu Lob oder Tadel über ein Buch gefällt, wenn man's nur nach dem Titel oder äußerlichen Mängeln oder Vorzügen nimmt, und ist doch so schwer, wenn es von allen Seiten begründet sein soll und auf Werth oder Unwerth seiner Idee und seinen Zusammenhang mit der verwandten Literatur der Vergangenheit und Gegenwart Rücksicht nehmen will. Wie viel schwerer ist es, über eine Person, ihre Handlungen und Absichten, ihren Werth und Character mit Grund und Sicherheit zu urtheilen. Aber weil es so schwer ist, in das Innere des Geistes einzudringen und das Wesen zu erfassen — wozu vor allen Dingen geistige Ebenbürtigkeit und Liebe erfordert wird — so bleibt man gern stehen bei Aeußerlichkeiten,

Zufälligkeiten, die man erhebt oder verwirft, Niemanden zum Gewinn. Man hat ihm weiter nichts abgekuckt, als wie er sich räuspert und wie er spuckt.

Man kann aber damit auch die bestimmte Absicht — der Nachahmung verbinden. Der Nachahmungstrieb ist dem Menschen eingeboren und besonders im jüngeren Alter und bei schwächeren, abhängigen Geistern und Characteren sichtbar und herrschend. Die Erziehung hat an ihm einen Gewinn, wenn sie ihn pflegt und leitet; denn er ist wie der Trieb des Wachsens im Physischen. Sofern aber die Erziehung des Menschen bis ans Lebensende nicht aufhört, hat auch die Nachahmung des Fremden an sich nichts Entwürdigendes, und man wird den Schüler, man wird den jüngeren Lehrer nicht tadeln wollen, der von seinem älteren Lehrer, den er verehrt, mit seinem Geiste und seiner Unterweisung auch Eigenheiten und Aeußerlichkeiten, bewußt oder unbewußt, angenommen hat. Aber es geschieht so häufig im reifen Alter, daß ohne vorausgegangene Prüfung und Erkenntniß der Güte und Wahrheit das Fremde als Stoff oder Methode in den eignen Kreis hereingezogen wird, daß das Fremde von einem Andern, auch das Aeußerlichste, Geringfügigste und Gleichgültigste in Bewegungen, Stellungen und Redensarten aufgenommen wird — um seines Namens willen, und daß man sich dünket, damit etwas zu seyn und daran etwas zu haben — und diese Art der Nachahmung, dieses leidige gedankenlose Nachmachen ist eines freien, denkenden Wesens allerdings unwürdig, ist ihm so wenig eine Zierde, als dem Baume die Frucht, die nur äußerlich von fremder Hand an seine Zweige gehängt ist, und als dem Vogel die fremde Feder, die nicht aus seinem Fleische hervorgewachsen ist. Was nicht innerlich empfangen und wieder erzeugt ist, was nicht von Innen herauskommt, ist und bleibt ein Fremdes für Lehrende und Lernende. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, siehe, es ist inwendig in euch.

## 24.

Wie machen wir's, daß Alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sey.

Soll dieses schöne Wort ein Wahlspruch sein für einen Lehrer? ich meine. Aber wie antworten wir auf die Frage? wie machen wir Alles frisch und neu? Der arme Lehrer, der sich mit Wiederholen und Ueberhören, mit Schreiben und Lautiren, mit Dreisatz und Wechselwinkeln das ganze Jahr herumschlägt — wie in aller Welt soll er's machen, daß Alles frisch und neu erscheine? Nun, das erste und allgemeine Mittel ist, daß man sich selber die Geistesfrische erhält. Das Herz kann auch bei grauen Haaren und hohem Alter noch jugendlich schlagen, und dem Manne, der vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten unter der Jugend lebt und weilt, sollte es nicht schwer werden, sich die Frische zu bewahren, welche das Jugendalter so schön und glücklich macht. Von dieser Quelle aus in die Tiefe des Gemüths werden dann schon die lebendigen Wasser ausströmen in das Leben und Wirken. Man soll nicht sagen, daß das eine Gunst der Natur sey, die sich niemand geben noch nehmen könne: so müßte man auch die Liebe zu den Kindern und die Freudigkeit am Berufe zu den Naturgaben zählen. Der Grund liegt auch hier in der Energie des Willens. Man muß der Kinderwelt und dem Beruf mit ganzer Seele und allen Kräften angehören, man muß sich durch trübe Erfahrungen der Schalkheit oder des Undanks nicht entmuthigen, nicht ermatten, nicht verbittern lassen, man muß sich gegen die Entwicklung der Kunst und Wissenschaft nicht verschließen, nicht blos sein Studium und seine Lectüre auf das beschränken, was den engeren Beruf angeht, sondern auch frische, edle Producte der belletristischen und der außerberuflichen Literatur lesen. Das erhält den Geist frisch und fröhlich, und solcher Sinn macht dann auch Alles frisch und belebt auch das an sich Trockne durch den Ton der Rede, durch Haltung und Stimmung, durch die lebendige Beziehung auf Umgebung, Gegenwart, Erfahrung und Alles, was den Sinnen sich darbietet zu Anschauung und Beobachtung, durch den fröhlichen Muth zu reden, welchen er dem Schüler einflößt, durch das lebendige, fröhliche Interesse, welches er zeigt an dem Lernstoff, an dem Gelernten und an den Lernenden.

Aber dabei bleibt doch die Beschränktheit des Lehrstoffes und des Unterrichtszieles, und die Nothwendigkeit der öfteren Wiederholung des Alten und des längern Verweilens bei dem Einzelnen

und Kleinen. Wie machen wirs, daß Alles neu sei? Freilich bleiben die Grundgedanken dieselben, denn es kann Niemand einen andern Grund legen, als der gelegt ist, und bleibt das Endziel dasselbe und bleiben die Lehrstoffe dieselben. Aber welche Mannigfaltigkeit läßt sich doch innerhalb dieser Grenzen gewinnen, wenn man auf immer neue Weisen der Form und Ordnung, auf andre Wege der Behandlung, auf andre Mittel der Veranschaulichung denkt. So wird, so bleibt gewiß Alles neu, dem Lehrer und dem Hörer, und ist damit unendlich gewonnen für das dauernde und lebendige Interesse. Wenn man aber in sich selber das Gefühl trägt, es ist ein abgestandener Trank, was du darbietest, matt und unerquicklich, und doch den Trieb nicht hat, neu zu schöpfen aus frischen Quellen, dann hat freilich der Dichter recht:

Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren.

An das Andere braucht man weniger zu erinnern, an das: mit Bedeutung. Denn wenn wir das zunächst auf Ton und Vortrag, überhaupt auf das Aeußere beziehen, so ist ja der schulmeisterliche Ton sprüchwörtlich, welcher Alles, auch das Bedeutungslose und Unbedeutende, gewichtig, gemessen, grave vorträgt, weil er den Redeton der Schule auch im gemeinen Leben nicht loswerden kann. Und dort ist er an der Stelle und nothwendig, damit das Wort, das Bild, die Sache sich in die Seele allmählig und sicher einsenke, damit das Bewußtsein erzeugt werde, daß das etwas werth sei, was gehört wird und aufgenommen werden soll. Aber das Aeußere, der Ton, die Miene würde doch nichts vermögen von tieferer Wirkung, wenn nicht die Bedeutung in dem Gegenstand läge. Und danach soll des Lehrers Trachten sein, daß, was er darbietet, rein und gut, entschieden und gründlich, von Werth und Bedeutung sei, daß er nimmer sich in hohlen, flachen Reden ergehe, um sich nur selber zu hören, daß er nicht zu Spiel und Tändelei die sittliche Bedeutung der Arbeit, die Würde der Schule und seine eigne herabziehe, und das Lehrmaterial braucht nicht das gelehrte Aussehn zu haben, auch der einfache, klar dahinfließende Lehrstoff kann und soll einen tiefern Hintergrund eignen Studiums, sorgsamer Arbeit, begründeter Erfahrung Seitens des Lehrers verrathen und dem Kundigen offenbaren, wenn auch der Neuling, resp. der hospes davon nichts verspürt.

Und das ist um so weniger zu erwarten, wenn der Lehrer auch das vierte Stück sich zu eigen gemacht hat, was der Dichter fordert, wenn Alles gefällig ist. Es ist das freilich zum Theil eine Gabe der Natur. Aber streben sollten wir doch alle

danach, daß in unsern Verkehr mit den Schülern, besonders aber in unsern Unterricht mehr Leichtigkeit, und wenn ichs sagen soll, mehr Anmuth käme. Ich weiß wohl, was man dagegen hat, und ich kenne den sittlichen Werth der Zucht, der in der Anspannung des Denkens, in der Strenge des Unterrichts liegt. Aber diese ist mit jener nicht in Widerspruch und deshalb eben nicht unvereinbar, und ohne Zweifel wirkt das tiefer und sicherer und weiter hinaus, was in gefälligem Gewande und Tone gegeben und darum willig und mit Freuden aufgenommen wird, als was rauh sich anfühlt und herbe schmeckt. Auch die Natur kann man — denn das ist die Bedeutung der sittlichen Freiheit — überwinden, und zum Segen wenden.

Summa: Wo ein frommer Sinn, ein Herz voll Liebe, ein klares Bewußtsein und Durchdrungensein von der Höhe und Schönheit des Berufes wohnt, da wird auch Anmuth und Leichtigkeit des Wesens und Lehrens nicht fern sein.

## 25.

## Tadeln ist leichter, als besser machen.

Das bloße, oberflächliche Tadeln freilich, das Aburtheilen, daß etwas schlecht, ungenügend sey, das leichtsinnige, unreife, jugendliche Tadeln, das aus Mangel des Verständnisses, der Ueberlegung, aus bloßer instinctiver Abneigung, ohne Ahnung der Schwierigkeiten des Schaffens und der Bedeutung und Berechtigung des Geschaffenen hervorgeht, das Tadeln ist leichter als besser machen, und ist, weil es ein Zeichen der Selbstüberhebung oder des Vorwitzes und der Voreiligkeit ist, bei der Jugend, die dazu überhaupt starke Neigung hat, unter allen Umständen nicht zuzulassen und nachzusehen. Das geringschätzige, vernichtende Aburtheilen über Personen und Sachen, die dem Knaben als Autorität unbequem sind oder durch die Gewohnheit seiner Umgebung und Anschauung auffällig erscheinen, soll der ernsten Zurechtweisung nicht entgehen, damit diese häßliche Gewohnheit, Alles zu tadeln, an Allem zu mäkeln, sich nicht festsetzt und zum Character wird. Ob aber der Rüge eine Belehrung über den Ungrund des ausgesprochenen Urtheils und über Werth und Wesen der Personen und Sachen zur Seite gehen soll, das wird von dem Alter und dem Motiv des jungen Kritikers abhängen.

Wenn aber der Lehrer selber, wie so häufig, in der Lage sich befindet, tadeln zu müssen, da hat dies in kurzem Wort, jedoch überall, wo es die Natur der Sache und des Schülers fordert oder räth, mit Angabe des Grundes und Andeutung des

Besseren, zu geschehen. Im Allgemeinen hält und hofft man noch immer zu viel von der Kritik und Correctur: selbst wenn der Schüler von seinem Unrecht überzeugt wird, lernt er dadurch noch nicht das Bessere, und das Bessermachen. Hier verwandelt sich für den Lehrer das Sprüchwort in diese Form: erst tadeln, dann besser machen lehren, und: weniger tadeln, als das Bessere zeigen, geben, lehren, vorthun. Für den Erzieher aber, der ja der rechte Lehrer zugleich mit ist, lautet der Spruch so: tadeln wohl, aber mit dem guten Vorbild vorangehn, tadeln weniger das Gethane, als das Thun verhüten. Wo du endlich eine Neigung deines Pfleglings tadelst und ihm nimmst, sollst du immer im Stande sein, ihm etwas Anderes, Besseres an die Stelle des Verlorenen zu setzen. Wie Göthe sagt: „Wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollten, so sollten sie einem jüngeren Manne etwas, was ihm Freude macht, es sei von welcher Art es wolle, weder verbieten, noch verleiden, wenn sie nicht zugleich ihm etwas Anderes dafür einzusetzen hätten oder unterzuschieben wüßten. Jedermann protestirte gegen meine Liebhabereien und Neigungen, und das, was man mir dagegen anpries, lag theils so weit von mir ab, daß ich seine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es stand mir so nahe, daß ich es eben nicht für besser hielt, als das Gescholtene." —

Wenn aber ein Kritikus über mein Büchlein, das du, lieber Leser, eben in der Hand hältst, seinen Tadel wollte ergehen lassen, so werd ich ihm nimmer jenes Wort entgegen halten, vielmehr ihn loben und ihm danken, wenn der Tadel in Milde geschieht und ohne Zorn, und wenn er mir sagt, wie's besser zu machen.

## 26.

Ein froher Sinn das Allerbest',
Hast du ihn schon, so halt' ihn fest.

Das soll uns zu allererst gesagt sein. Es giebt wirklich Lehrer, die sich darauf etwas zu Gute thun, daß ihre Schüler sie nie haben lachen sehen. Mit diesem herben, harten, gezwungenen Ernst gewinnt man keine Herzen, am wenigsten die der Kinder, man macht sie todt. Es giebt freilich auch einen Humor, der Alles leicht und lustig nimmt, und in Späßen und schlechten Witzen kein Ende findet. Die Wahrheit ist bei jenem so wenig, als bei diesem. Alles zu seiner Zeit, Alles in Maaß. „Die Heiterkeit oder Freudigkeit," sagt J. Paul, „ist der Himmel, unter dem Alles gedeiht, Gift ausgenommen, sie ist zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz." Ein froher Sinn das

Allerbest'. Wie viel leichter und lieber tragen wir mit ihm die gegenwärtigen Uebel, die Lasten unseres Amtes, die Fehler unsrer Kinder, wie viel leichter und lieber tragen wir mit ihm sie hinweg über die Steine und Klippen, die auf dem Boden der Schuljahre überall liegen und die einmal weder beseitigt noch zerstoßen werden können, wie viel heller und heiterer erscheint uns mit ihm die Zukunft! Aber die Heiterkeit, der frohe Sinn ist freilich nicht Jedermanns Ding, und die in der Jugend ein volles, gerüttelt und geschüttelt Maaß davon hatten, sind oft im Alter die schlimmsten Murrköpfe. Darum: „hast du ihn schon, so halt' ihn fest" und: hast du ihn nicht, oder verloren, so suche ihn wieder. Man kann viel mehr, als viele denken, wenn man ganz will. Waffne dich mit der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist, laß dich nicht durch Anderer Einreden verbittern gegen Menschen, Leben, Beruf, rede und sinne dich nicht, wie Etliche pflegen, in eine grämliche Verstimmung hinein, die du dann nicht wieder los werden kannst, laß dir auch durch trübe Erfahrungen deinen guten Humor nicht verderben und durch Noth des Augenblicks, nimm dir jene Alten zum Muster, deren wir besonders unter den Lehrern finden, die jene gleichmäßig temperirte klare Ruhe und Heiterkeit der Seele sich bewahrt haben, welche sie uns so liebenswürdig und anziehend macht, vor Allem aber hole sie dir, wenn du sie verloren hast, in deiner Schule, unter deinen Kindern wieder. Da findest du sie gewiß, oder dir ist nicht zu helfen.

Die Heiterkeit ist ja der Schmuck, die Glückseligkeit der Kindheit, und es giebt keinen traurigern Anblick, als ein trauriges, oder verdrossen mürrisches Kind. „Einen traurigen Mann duld' ich, sagt J. Paul, aber kein trauriges Kind; denn jener kann, in welchen Sumpf er auch einsinke, die Augen entweder in das Reich der Vernunft oder in das der Hoffnung erheben; das kleine Kind aber wird von einem schwarzen Gifttropfen der Gegenwart ganz umzogen und erdrückt. Denkt euch ein Kind, das zum Blutgerüste geführt wurde — denkt euch Amor in einem deutschen Särglein — oder seht einen Schmetterling nach dem Ausreißen seiner vier Flügel kriechen als Raupe: so fühlt ihr, was ich meine." Was rühmest du dich also des mancherlei Wissens, das du hast und gegeben hast, was nützet dir und ihnen die feine äußerliche Zucht und Ordnung, die vor Augen ist, wenn du den heiligen heiteren Geist aus dem Paradies der Kindheit verscheucht hast durch deine finstere, verdrießliche, harte Stirn und Rede? Es ist dir nichts nütze. Es ist vielmehr des Lehrers heilige Pflicht, diesen Schmuck den Kinderherzen zu wahren, der ihr Glück und vieler edlen Blüthen Fruchtboden ist, nicht also seinen Unmuth,

seine Verstimmung mit in ihre Mitte, in sie hineinzutragen, vielmehr sich selbst zu überwinden, ein Kind dem Kinde zu werden auch an leichtem, heiterem, frohem Sinn, und ihnen sich hingebend, zu empfangen Erquickung und Erheiterung der eigenen Seele.

## 27.

## Kleistens Frühling in der Tasche.

Den Frühling in der Tasche? — Nicht anders, mein Freund; wie man ja das Riesengebirge, die sächsische Schweiz, den Harz, Wien, Berlin und vieles mehr in der Tasche tragen kann und bekommts für etliche Kreuzer in jeder soliden Buchhandlung des In- und Auslandes. Du lächelst? hast du ihn anders, wohlfeiler, schöner? Ja, sagst du, wenn ich nach des Tages Schwüle und Mühe hinaustrete in die frische, freie Natur — es umweht mich ein neuer, frischer Duft, es umtönt mich ein neuer, lieblicher tausendstimmiger Klang, die Erde hat ihren Teppich ausgebreitet über die Flur auf grünem Grund in tausend anmuthigen Farben prangend, der Himmel über mir erglänzt in stillem, mildem, reinem Blau, in der Ferne winken die blauen Berge und das frische, duftige Waldesgrün; siehe dann habe ich — den Frühling vor Augen. Nein, nein, dann zieht mir durch die Seele die Wonne über die verjüngte Erde, dann fallen mir die Sorgen und Kümmernisse von dem Herzen ab, wie fahle Blätter und leere Blüthen, ich schaue mit frischem, gutem Muthe in die Zukunft und in jedes frohe Menschenangesicht, das mit mir der schönen Erde sich freuen mag; dann habe ich — dann hast du den Frühling im Herzen? Ja, ja, und doch so sicher nicht und so vollständig nicht, wie ich.

Nun, was sagst du zu dem schwärmenden, belesenen Jüngling, der gestern uns auf unserer Wanderung begleitete, der den Kopf voll hatte von Reminiscenzen aus allen möglichen Dichtern, und alle zehn Schritt ein solches Verslein anzubringen wußte, sich selber zu sonderlicher Erbauung, was sagst du zu ihm? Ein holder Jüngling, er hat den Frühling wenigstens im Kopfe. — Noch immer nicht zufrieden? So siehe, dort wandelt sinnend und gedankenvoll ein Mann, ein grünes Futteral über der Schulter, er sammelt Blumen, ihn kümmert nicht des Frühlings Wonneleben und Farbenpracht und Sangeslust, er hat nur sein System im Sinne und sein Herbarium im Herzen, was hältst du von ihm? Wohlan, ihn laß uns begrüßen, er ist mein Freund, er hat den Frühling in der Schachtel.

So genießen die Menschenkinder, was ihnen die ewige Liebe zu Freude und Erquickung in der Frühlingserde gegeben und dargeboten, auf gar verschiedene Weise und meint jeder, er allein genieße es auf die rechte Weise und völlig; der den Frühling nur in der Tasche, in einem todten Buche voll einzelner, wie schön auch an sich ausgeführter Bilder bei sich trägt, hat ihn sich am weitesten vom Halse und Herzen geschafft; wohl aber dem Menschen, insonderheit dem Lehrer, der auch durch das zum Theil mechanische Einerlei des Berufslebens, durch den langen Aufenthalt zwischen den vier kahlen Wänden der Schulstube nicht verlernt hat, mit offnem Sinn und hellem Aug und frischem Herzen all die Anmuth und Herrlichkeit, die der Frühling vor uns ausbreitet, zu genießen und in sich aufzunehmen, wie das Blümlein den Thau aufnimmt, den der Morgenhimmel in ihren Kelch herniedersendet, sie zu erfrischen und zu erquicken.

## 28.

## Solches Alles redete er durch Gleichnisse zu dem Volk.

(Mt. 13, 34.)

Auch darin unser Meister. Warum redet er zu dem Volk durch Gleichnisse? Weil ihnen nicht gegeben war, das Geheimniß des Himmelreichs zu vernehmen, weil sie nicht sahen mit sehenden Augen und nicht hörten mit hörenden Ohren (Mtth. 13, 10—13). Sie sahen und hörten wohl, aber sie sahen und hörten nicht recht, nicht völlig: sie sahen nur das Sichtbare, Gegenwärtige, Natürliche, sie bedurften der Brücke, um hinüber zu gelangen zur Anschauung des Unsichtbaren, Ewigen, Ueberirdischen, und diese Brücke sollte ihnen eben das Sichtbare, Gegenwärtige, Natürliche werden, in dem sollten sie nicht bloß das Gegenständliche, das Sinnliche, sondern das Bild, das Gleichniß, die Hülle erkennen, schauen, erfassen von jenem als der Wahrheit, dem Geist, dem Grund. Das ist der Grund und Werth der Gleichnißrede, das seine Bedeutung für die Unterweisung; denn im Bilde befangen, dem Nächsten hingegeben ist jede ungebildete Seele, also auch die kindliche, die der leitenden Einwirkung wartet.

Darum muß ein Lehrer parat sein, immer im Gleichniß zu reden. Des Stoffes dazu ist kein Mangel, die Natur, die Bibel, die Geschichte, der Anschauungskreis des Kindes sind ein unerschöpflicher Born. Die Hauptsache ist, daß das rechte Bild und Gleichniß immer zu rechter Zeit zu Gebot stehe. Ein Körnlein Salz ist dazu freilich von Nöthen, und wer da hat, dem wird gegeben. Aber Uebung macht, wenn auch nicht den Meister, doch

sicher und geschickt, und daß man bei guter Zeit anfängt, einen Schatz solchen Stoffes zu, sammeln. Manchem fällt wohl das treffende Wort und Bild zu ungesucht; aber der gewissenhafte Lehrer wird das lieber dem vorbereitenden Denken überweisen, als ungewissen Einfällen überlassen, die heute glücken, morgen ausbleiben oder mißrathen. Wo aber das Bild und Gleichniß in die religiöse Unterweisung gezogen wird, soll unvergessen bleiben, in welchem Dienst es steht, darum soll man lieber Gegebenes benutzen, aus Geschichte oder heiliger Schrift, als in das niedere Leben herabgehen und die göttliche Wahrheit durch triviale Exempel trüben; man soll ferner das Bild und Gleichniß in der Kürze geben und nicht bis dahin ausdehnen, wo es aufhört der Wahrheit erklärend zu dienen, nach dem Spruch: omne simile claudicat; endlich soll die Darstellung dafür Sorge tragen, daß nicht das Bild statt der Sache genommen, das Gleichniß und Verglichene von der Vorstellung des Kindes vermengt, verwechselt werde.

Es ist aber eine schöne Sache um diese Gegenwart des Geistes. zum rechten Gleichniß und Exempel, denn es ist das für niedere Stufen der Erkenntniß, was das Vorbild und Beispiel für die sittliche Stärkung und Leitung, und verklärt das Sichtbare, Sinnliche, indem es das Unsichtbare, Uebersinnliche erklärt, wie das der Dichter andeutet, wenn er von dem Herrn sagt: „besonders durch Gleichniß und Exempel macht' er einen jeden Markt zum Tempel." Oft im Leben sind Namen und Exempel verhaßt, aber hier sind sie immer nütze, willkommen und heilsam.

## 29.

## Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Die Könige im Reiche des Geistes, die großen Denker, Forscher, Dichter. Das sind die Reichen, wir Andern sind die Armen, die sich sättigen von den Brosamen, die von ihrem Tische fallen. Die Schriften eines bedeutenden Philosophen, eines Kant, Hegel, wie viele erweiternde, fortsetzende, auslegende oder widerlegende Federn haben sie in Bewegung gesetzt! Die Werke eines gründlichen, umfassenden Forschers, eines Humboldt, Ritter, wie viel popularisirende, kritisirende, analysirende, auch irre führende Schriften haben sie hervorgerufen! Und wenn einmal eine neue Oper erschienen ist, wird sie nicht in Jahresfrist Mutter von Dutzenden von Kindern, Variationen, Phantasien, Potpourris, die wie eine Coda sich daran hängen oder sich darum schaaren, wie um das Aas die Adler? Und zieht nicht aus den Werken unserer

großen Dichter, eines Göthe, Schiller, noch immer der bessere Theil der Nation seine beste Nahrung, zu geschweigen die Masse der Ausleger mit und ohne Verleger? — Nun laß dichs nicht verdrießen, daß auch du Kärrnerdienste thun sollst und nicht auf einen Königsstuhl gesetzet bist. Es giebt der Geistes-Könige, wie der irdischen, nur wenige, solche, die in der Könige Dienst stehen und arbeiten, vielmehr: und das ist gut so und nothwendig. Die Könige geben die Mittel, das Material, die Ideen, aber sie bedürfen wieder arbeitende Hände, daß der Bau ausgeführt und vollendet werde. Vergiß es nicht, wozu du an dem Werke gesetzt bist, und wolle nicht mehr sein, als ein Kärrner, als „ein dienender Bruder," aber der große herrliche Bau, zu dem du mitberufen bist das ist die Bildung, die Erziehung des Volkes für die höheren, geistigen, ewigen Interessen, und an diesem Werke mitzuwirken, auch als Kärrner, etwas Material zuführend und zufahrend, auch das ist schön, ist eine Ehre, ist des Schweißes der Edlen werth.

## 30.

### Praeteritorum meminisse juvat atque semper juvabit.

Zuvörderst Jedermann. Oder wer wäre so unglücklich, daß nicht ein freundlich leuchtender und erquickender Strahl der Erinnerung aus seiner Vergangenheit in die vielleicht trübe, trockne Gegenwart seines Lebens hereinfiele? Oder welches Kindes- und Jugendleben sollte so trostlos öde und einsam oder so hart und grausam sein, daß nicht Ein freundliches Bild von fröhlichem Spiel und Scherz, und lieben Genossen und goldnen Träumen dem rückwärts gewendeten Blicke sich darböte? So erfreut es, des Vergangenen sich zu erinnern; aber es schmerzt auch, denn auch an Gräber führt die Erinnerung, an Gräber lieber Menschen, die einst mit uns waren, an das Grab der Ideale und Hoffnungen, die jugendliche Begeistrung gebar, an das Grab des kindlichen ungetrübten Frohsinns, der kindlichen Unmittelbarkeit in Glauben, Lieben, Reden und Thun, der kindlichen Reinheit und Unschuld, die einst unser war.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

So freut und schmerzt es, des Vergangnen zu gedenken, aber es frommt auch, besonders dem Lehrer. Wenn so manche gut und ernst gemeinte Einwirkung auf die Kinderseelen mißlang, wie oft ist daran Schuld, daß, der sie wollte, den kindlichen Geist

und Sinn verloren oder verleugnet hat! Nun schaut er zurück in das Paradies seiner eignen Kindheit, nun fragt er sich, warum dieses und jenes Wort so lind seine Seele getroffen oder so tief in sein Herz sich gesenkt oder so sehr ihn erbittert, warum dieser und jener Gegenstand des Unterrichts ihm so lieb und angenehm oder so unlieb und widerwärtig gewesen, warum diese oder jene Anschauung so tief sich seiner Seele eingeprägt, warum von dieser oder jener Lehrerpersönlichkeit ein so freundliches, unverlöschliches Bild in seinem Herzen zurückgeblieben: und er wird mit klarerem, ruhigerem, festerem Blicke zurückkehren an sein Werk und zu den Kindern, deren Pflege ihm befohlen ist.

Aber die Erinnerung führt uns auch auf das, was wir gewonnen haben, und dessen sich zu erinnern, erfreuet vor Allem. Ich rede von dem Lehrer. Wie kann er ohne Freude gedenken der unklaren Bestrebungen, die er nun abgestreift, wie ein Gewand, des unsicheren Suchens und Erfassens und Wiederaufgebens, das die Anfänge seines Berufslebens characterisirt, der unfesten Haltung und Stellung, die er ehemals einnahm in seiner Schule, unter den Genossen des Berufs, in der Gesellschaft, der verderblichen Gewohnheiten und Leidenschaften, die vordem ihm eigen waren und nun abgelegt sind — wie kann er das Alles an seinem innern Auge vorüberziehen lassen, ohne sich an solcher Erinnerung zu erquicken, die so wohl verträglich ist mit dem Bewußtsein, es noch nicht ergriffen zu haben und noch nicht vollkommen zu sein? Und kann ein Lehrer des Vergangnen gedenken, ohne mit der gereiften Früchte, des gewonnenen Segens, der geernteten Liebe und Vertrauens zu gedenken?

Atque semper juvabit. Das Leiden dieser Zeit wird keinem erspart, Verlust nicht, nicht Krankheit, nicht Undank, Mißgunst und Mißernten, aber diese freundliche Erinnerung an überwundene, an glückliche, genossene, gesegnete Vergangenheit bleibt und erquickt noch den Scheidenden, wie ein letzter Labetrunk.

---

Halle, Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.

Häusler.